Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert acht und achtzigster Theil,
welcher die Artikel Trieb bis Troubadour enthält.
Nebst Kupfertafeln.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1846.
In der Paulischen Buchhandlung. (Ernst Litfaß.)
(Pränumerations-Preis 3 Thlr. — Laden-Preis 4½ Thlr.)

Coburger Landes-Bücherei

E IV 21/6

Handbuch der Geographie und Statistik.

Zum Gebrauche für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen.

Von

Dr. Johann Georg Hoffmann,

Professor der Geographie und Statistik an der Universität zu Berlin.

Mit 2 Karten in Steindruck.

Berlin, 1840.

In der Hayn'schen Buchhandlung. (Gustav Hempel.)

(Subscriptionspreis 2 Thlr. — Ladenpreis 2½ Thlr.)

T.

Trieb, als Fortsetzung und Beschluß des im 187sten Theile abgebrochenen Artikels. Die Erkenntnißtriebe, die daselbst, S. 734, erwähnt worden, sind nur der Trieb zur Thätigkeit auf die Erkenntnißkräfte angewendet. Die Vernunft treibt uns durch die von ihr empfangenen Ideen, welche das Merkmal der Unendlichkeit an sich tragen, an, den Umfang unserer Erkenntnisse bis ins Unendliche zu erweitern, in der Reihe der Gründe und Ursachen bis zur letzten aufzusteigen, und das All der Erkenntnisse zu einem Ganzen zu vereinigen, wodurch die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte bis ins Unendliche gereizt wird. Der Trieb, seine Vorstellungen Andern mitzutheilen, wenn diese Mittheilung bloß Erkenntniß zum Zwecke hat, beruhet auf der Idee der Wahrheit, weil diese Mittheilung dazu dient, das Subjektive vom Objektiven in unsern Erkenntnissen zu unterscheiden. Der Trieb zur Thätigkeit der Erkenntnißkräfte wird durch den Hang zur Ruhe gemildert. — Die Natur würde den Zweck der Vervollkommnung des Menschengeschlechts nicht erreichen können, wenn sie dem Menschen nicht einen

Trieb zur Geselligkeit gegeben hätte, der zu den Willenstrieben gehört, aber auch zur Vervollkommnung des Menschen als erkennendes Wesen sehr viel beiträgt; denn nur durch ihn werden die von den einzelnen Individuen aufgefaßten Ideen zur Ausführung gebracht und Gemeingut; daher steht auch mit dem Geselligkeitstriebe der Trieb zur Nachahmung in genauer Verbindung, welcher Trieb sich nicht bloß bei den Menschen, sondern auch bei einigen Thierarten findet. — Der Mensch wird nicht, wie das Thier, blind durch Instinkt geleitet, sondern er muß sich zur Erreichung seiner Zwecke Mittel zu verschaffen suchen, und zu diesem Behufe hat ihm die Natur einen eigenen Trieb gegeben, sich und seinen Zustand mit Andern und deren Zuständen zu vergleichen. Einige Philosophen wollen diesen Trieb den Trieb der vergleichenden Selbstliebe nennen. Die Anlage zu diesem Triebe ist angeboren, der Trieb selbst wird aber erst in der Gesellschaft entwickelt; aus ihm entspringen Neid, Eifersucht, Nebenbuhlerey ꝛc.; auch durch diesen Trieb wird die Vervollkommnung des Menschen befördert. — Durch den Widerstand, den der Mensch in Rücksicht der Ausführung seines Willens in der Gesellschaft erfährt, äußert sich der Freiheitstrieb, ein zwar angeborner Trieb, der sich aber erst in der Gesellschaft weiter entwickelt, weil er hier eine Opposition oder ein Widerstreben findet. Im rohen Naturzustande ist er am stärksten, wie man solches auch bei allen Nomadenvölkern findet, die am schwersten zu unterjochen sind, weil der Freiheitstrieb in ihnen auch durch Naturkräfte und List oder Verschlagenheit gestärkt wird; denn sie gewöhnen sich schwer an die Civilisation, empfinden den Verlust ihrer Freiheit am stärksten und längsten, und machen, bei einer Unterdrückung derselben, immerwährende Versuche wieder zu derselben zu gelangen, wovon uns

in neuester Zeit die Kaukasischen Völkerschaften und diejenigen in der Berberey von Algier ꝛc. Beweise liefern. — Die Civilisation und Kultur sind vermögend diesen Trieb zu regeln; allein zu unterdrücken vermögen sie ihn nicht: er tritt nur durch die Vernunft modificirt hervor, aber in diesem modificirten Zustande ist er für die Entwickelung des Menschen in praktischer Rücksicht von der größten Wichtigkeit; denn er spannt im Staatsleben zur größten Thätigkeit an, um eine gewisse Unabhängigkeit oder Selbstständigkeit im bürgerlichen Leben zu erringen. Durch ihr, in Verbindung mit weisen Staatsgesetzen, entsteht die Vaterlandsliebe, entwickelt sich der Enthusiasmus für das Vaterland, für alles Edle und Große in demselben, welcher Enthusiasmus da wegfällt, wo der Mensch unweisen oder Zwangsgesetzen unterworfen ist, die seine Freiheit im Staate beschränken, und seinen Thätigkeitstrieb hemmen, ja ihm Fesseln anlegen. Zur höchsten Spannkraft wird der Freiheitstrieb gebracht durch die Beihülfe des Geselligkeitstriebes, durch gesellschaftliche Verbindungen und Vereine; denn hierin erwacht und stärkt sich die Freiheit, hierdurch wird sie zu einer Widerstand leistenden Kraft erhöhet, und da der Mensch sich dem Zwange Anderer nicht gern unterwirft, aber doch Anderer als Mittel, um zu seinen Zwecken zu gelangen, bedarf, so entspringt auch in ihm der Trieb, Andere in dieser Hinsicht leiten zu können, und da dieses nur entweder durch Gewalt, oder Meinung, oder Interesse geschehen kann, so entwickelt sich auch im Menschen der Trieb zum Herrschen, der Trieb, Anderer Meinung für sich zu gewinnen, der entweder darauf ausgeht, von Andern geachtet zu werden, oder ihnen zu gefallen (Ehrtrieb und Eitelkeit), und der Trieb nach Reichthum. Alle diese genannten Triebe dienen zur Beförderung der Kultur des Menschen, theils

indem sie ihn zwingen auf Mittel zu denken, sie zu befriedigen, wobei er manches Hinderniß zu besiegen hat; theils, indem sie eine Menge von vortheilhaften Wirkungen hervorbringen. So verdanken z. B. die schönen Künste dem Triebe Andern zu gefallen ihr erstes Entstehen; der Ehrtrieb treibt zur Nacheiferung, zur Beschützung nützlicher Erfindungen, der Künste und Wissenschaften; der Trieb nach Reichthum begünstiget den Handel und den Verkehr. Auch der sich in der Gesellschaft entwickelnde Trieb zur Rache, das heißt, dem Andern Uebel wegen erlittenen Unrechts zuzufügen, ist wichtig für die Kultur geworden; denn aus diesem Triebe hat sich in dem bürgerlichen Vereine der Rechtstrieb entwickelt, der den Rachetrieb in gewisse Schranken bringt, welche die natürliche Rohheit, den Trieb sich selbst Recht zu nehmen, durch Gesetze zügelt, woraus die Prozeßsucht entsprungen ist. — Alle angeführten Triebe reizen nun den Menschen zur Thätigkeit, und der Eine mehr, als der Andere, wodurch aber die physische Existenz desselben Gefahr laufen und er sich aufreiben würde, wenn nicht die Natur dafür gesorgt und diese Anreizung dadurch gemäßiget hätte, daß sie dem Menschen einen Trieb zur Ruhe gegeben, der aber auch, wenn nicht die andern Triebe immer wieder zur neuen Thätigkeit erwachten, in den Hang zur Faulheit ausarten würde. Ein Mehreres über die verschiedenen Triebe, s. das folgende Register.

Trieb (abgeleiteter), s. Th. 187, S. 730, 731.
— (Absonderungs-), Trieb zur Einsamkeit, s. daselbst, S. 733.
— (angeborner), s. das., S. 731.
— (animalischer), s. thierischer Trieb.
— (Anordnungs-), s. Th. 187, S. 734.
—, bei der Artillerie, s. daselbst, S. 729.

Trieb (Ausleerungs-), Entleerungstrieb, Trieb zum Stuhle oder Stuhlgange, s. Th. 187, S. 729, 732.

— (Begattungs-), Geschlechtstrieb, Zeugungstrieb, Trieb zum Beyschlafe, Wollusttrieb, s. daselbst, S. 729, 733, und unter Leidenschaft, Th. 75, S. 472 u. f.

— (Beherrschungs-), s. Trieb zum Herrschen.

— (Bewegungstrieb), oder der Trieb sich zu bewegen, s. Th. 187, S. 732.

— zum Beyschlafe, s. Trieb (Begattungs-).

— (Bildungs-), s. Th. 187, S. 730.

— (blinder), s. Trieb (Natur-).

— (Durch-), s. Th. 187, S. 728.

— (Ehr-), Trieb zum Ehrgeize, s. Th. 187, S. 732, und oben, S. 4. Der Trieb nach Ehre dient, wie der Trieb nach Eitelkeit und Reichthum, zur Beförderung der Kultur des Menschen, theils, indem er ihn zwingt auf Mittel zu denken, ihn zu befriedigen, wobei er manches Hinderniß zu besiegen hat, theils, indem dieser Trieb manche vortheilhafte Wirkungen hervorbringt. Schon der Eifer und die Nacheiferung, um zu irgend einer Höhe in der Betreibung seines Faches zu gelangen, sey es nun als Staatsbeamter, sowohl im Civil- als Militairfache, oder als Künstler, Kaufmann, Fabrikant ꝛc., oder als Gelehrter, Wissenschafter ꝛc., immer in Beziehung nach einem höheren Ziele zu streben, und solches auf dem gebotenen Wege zu erreichen suchen: als Beamter zu hohen Würden, Ehren und Auszeichnungen mancherlei Art, als Künstler in der Kunst, als Kaufmann im Handel, als Oekonom, Fabrikant, Manufakturist ꝛc. durch Betriebsamkeit und Erfindungen mancherlei Art zu Auszeichnungen, Wohlstand und Reichthum zu gelangen, und als Gelehrter, Wissenschafter ꝛc. sich durch Entdeckungen, Erfindungen ꝛc.

auszuzeichnen, und so Allen zu nützen, und sich dadurch Achtung, Auszeichnung und Ansehen zu erwerben; dann auch in Aufmunterung und Beschützung nützlicher Erfindungen der Wissenschaften und Künste, um sich auch hierdurch als Mäcen auszuzeichnen. — Auch der Trieb zu gefallen, nicht bloß in Beziehung auf die Person oder die Körpergestalt und Bekleidung derselben, um zu gefallen (Gefallsucht), sondern in Beziehung auf Genie und Talente, um diese auch in Gesellschaften glänzen zu lassen, sey es nun durch Musik, Gesang, Deklamation, oder durch andere Eigenschaften des Geistes; hierdurch wird man, außer dem Vergnügen, welches man einer Gesellschaft gewährt, auch nützlich, nicht nur, daß man einen gleichen Trieb zu gefallen anfacht, sondern auch schlummernde Talente weckt; doch darf man sich nicht verführen lassen zu weit zu gehen, diesen mächtigen Trieb rücksichtslos zu verfolgen, weil man sich selbst und auch der Sache schaden könnte; denn dieser Trieb muß besonders von der Vernunft geleitet werden, damit er nicht auf Abwege führt, und den Nutzen, den er wirklich stiftet, hintertreibt, indem die Bestrebungen zu gefallen in das niedrig Possenhafte, ja Geckenhafte übergehen. — Jemand sagt in dem Zeitblatte: Ernst und Scherz, herausgegeben von G. Merkel, S. 107, über die Kunst zu gefallen: „Es giebt Leute, die es für den sichersten Weg zum Gefallen halten, alles das nachzuahmen, wodurch sie Andere einen angenehmen Eindruck machen sehen. Das ist ein sehr lächerlicher Fehlgriff. Man spielt in der Gesellschaft keine Rolle gut, als seine eigene. Man wache darüber, daß man durch seine Eigenthümlichkeiten Niemand beleidige; dann aber kann man nichts Besseres thun, als auf die natürlichste Weise zu seyn — was man ist. — Zuweilen gefällt man in der Welt mehr durch seine Fehler, als durch seine Talente, oder sogar durch seine

Tugenden. — Oft würde man sehr dadurch verlieren, wenn man alle die Tugenden besäße, die man zu besitzen wünscht. Die Gesellschaft ist ein Handelsverkehr, der nur deshalb Allen angenehm ist, weil Jeder zu Markte zu bringen sucht, was allen Andern fehlt. Der gewöhnlichste und am schwersten auszuführende Anspruch ist der auf tiefes Gefühl, oder wohl gar auf Enthusiasmus. Leidenschaftliche Seelen und gefühlvolle Herzen haben Mittel sich zu erklären und zu rühren, die der kalte Verstand nicht zu errathen, noch weniger aber nachzuahmen vermag. Nicht bloß durch Worte — durch Anstand, Blicke, Accentuation der Rede und Modulation der Stimme, vorzüglich durch alles Dieses zusammen, durch ein Ganzes, das keine Kunst nachbilden kann, offenbaret sich das Gefühl. Es giebt Leute, die bei jeder Gelegenheit in empfindsame Tiraden, wohl gar in Thränen ausbrechen, und die dennoch von Jedermann für hartherzig gehalten werden, und es auch wirklich sind. Es giebt Andere, die keine Worte finden können, wo sie auf einen rührenden Gegenstand stoßen, deren Auge nie in der Gesellschaft von einer Thräne blitzt, und deren weichem Herzen gleichwohl Jedermann mit Achtung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Eine Miene, ein Blick, selbst die Art, wie sie zuhören, wie sie betrachten, sagt viel, viel mehr, als die beredetste Tirade vermöchte, — freilich aber nur denen, die selbst Gefühl besitzen." — Der Trieb zu gefallen entbehrt daher nicht der Natürlichkeit, sondern wird von der Natur geleitet, oder man folgt der Natur, die den Typus dazu in uns legte, und die Nachhülfe, um darin auch kunstvoll zu bestehen, geschieht gleichfalls auf dem Wege der Natur; man tritt nicht aus den Schranken des Schicklichen und wird Zerrbild, wie es so Vielen geht, die zwar den Trieb in sich fühlen, denen aber die Natur die geschickte Ausübung versagte, und liegen die Leistungen

in ihnen, so verstehen sie solche nicht durch die Vernunft zu regeln. — Uebrigens ist der Trieb, körperlich zu gefallen, schon von der Natur dem Menschen überkommen; denn auch die rohen Völker zeigen durch die Bemalung ihres Gesichts mit Farben, oder durch die Tätowirung ihrer Haut, oft am ganzen Körper, oft bloß an besonderen Theilen desselben, daß sie äußerlich gefallen, daß sie die Aufmerksamkeit auf ihre Person lenken wollen.

Trieb (Eitelkeits=), Trieb zu gefallen, s. den vorhergehenden Artikel.

— (Empfindungs=), Empfindungstriebe, s. Trieb (organischer).

— (Erhaltungs=), ein Trieb, welcher sowohl dem Menschen, als den Thieren eigen ist; denn Beide fühlen den Trieb der Selbsterhaltung; s. auch Th. 187, S. 732 u. f.

— (Erkenntniß=), Erkenntnißtriebe, s. oben, S. 1, und Th. 187, S. 734, und Trieb (Seelen=), weiter unten.

— (Ernährungs=), s. Trieb (Nahrungs=).

— (erworbener), s. Th. 187, S. 731.

— zum Essen und Trinken, s. Trieb (Nahrungs=).

— (formaler), formale Triebe, s. Th. 187, S. 731.

— (Forschungs=), Nachforschungstrieb, derjenige Trieb, vermöge dessen der Mensch einer geistigen Kultur und der Veredlung seiner Thätigkeit fähig wird. Er stützt sich auf den Wissenstrieb. Durch ihn wird der Mensch auch der Wahrheit empfänglich, indem durch das Forschen man zur Wahrheit gelangt, und da wir die Gottheit als den Quell der Wahrheit kennen gelernt haben, so hebt auch mit dieser Stufe die Fähigkeit an, das Ebenbild der Gottheit zu wer=

den. Der Glaube an Gott erhält durch diesen Trieb seine feste Stütze.

Trieb, in der Forstwirthschaft, die Schößlinge aus den Holzgewächsen, den Bäumen und Sträuchern; s. auch Th. 187, S. 727 u. f.

— zur Fortschaffung der Excremente, auch des Urins, s. daselbst, S. 732.

— (Freiheits=), s. daselbst, und oben, S. 2 u. f.

—, in der Gärtnerey, die jungen Schößlinge aus den Samen und aus den Gewächsen; s. auch Th. 187, S. 727 u. f.

— (geistiger), geistige Triebe, s. daselbst, S. 731, 732, und Trieb (Seelen=).

— (Genuß=), s. Trieb (Vergnügungs=).

— (Geschlechts=), s. Trieb (Begattungs=). Wenn der Mensch gleich mit den Thieren diesen Trieb theilt, so tritt er bei ihm doch veredelt hervor, und dieses besonders im Zustande der Kultur, wo sich der Mann zu dem Weibe nicht bloß aus sinnlicher Lust, um diesen Trieb zu befriedigen, den die Vorsehung so weise zur Fortpflanzung unsers Geschlechts in den Menschen gelegt hat, gesellt, sondern auch in moralischer Beziehung durch die Liebe, die schwärmerische Hinneigung, um sich dem Gegenstande seiner Neigung angenehm zu machen, ihm zu gefallen, und dann diesen Trieb durch geistige und moralische Vergnügen zu erhöhen. In dem rohen Naturzustande des Menschen ist das Weib bloß ein Gegenstand der sinnlichen Lust, sie tritt hier gleichsam als Leibeigene auf, die dem Manne knechtisch unterthan oder ergeben ist, und zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten gebraucht wird; ganz anders ist dagegen dieser Zustand der Frau bei kultivirten Völkern, wo sie sich in sittlicher Schöne dem Manne zugesellt, um seine Tage zu verschönern, seine Sorgen durch Liebe zu versüßen, und durch eine gute Führung des Hausstandes und

durch die Erziehung seiner ihm geborenen Kinder zu erleichtern. In diesem Zustande des Geschlechtstriebes mischt sich der Genuß moralischer Schönheiten mit dem Genusse der körperlichen. Dieses macht uns auch noch jetzt die Ritterzeiten so werth, wo die Liebe zum andern Geschlechte von den Männern mit einer Schwärmerey betrieben wurde, die an das Unglaubliche grenzt, wenn nicht so viele Belege des Muths, der Ausdauer und der Hingebung der Ritter, um sich den Frauen werth zu machen, aus dem Mittelalter davon zeugten. — Wenn die Geschlechtsliebe in den ersten Minnejahren durch Hochachtung und Sinnlichkeit Mann und Frau zu einem festen Bande vereiniget, so wird dieses Band in der Folge durch die Gewohnheit und durch die Kinder noch fester und unauflöslicher, wenn gleich die schwärmerische Liebe durch Verschwindung der körperlichen Reize sich in eine innige Freundschaft verwandelt hat. Aus dem Geschlechtstriebe entwickelt sich auch die Elternliebe zu den Kindern. Uebrigens findet man eine ähnliche Hinneigung und Aufmerksamkeit, um dem Gegenstande der Neigung zu gefallen, auch bei den Thieren, und auffallend bei den Vögeln, z. B. den Tauben und andern kleinen Vögeln, die nicht bloß den mechanischen Reiz zur Befriedigung des Begattungstriebes zeigen, sondern gleichsam auch einen höheren Genuß.

Trieb (Geselligkeits-), Gesellschaftstrieb, s. Th. 187, S. 733. Der Geselligkeitstrieb entwickelt sich zwar bei einzelnen Individuen; allein er ist derjenige Trieb, der die Einzelnen zum Ganzen vereiniget, sie zu Vereinen leitet, woraus sich der Staat entwickelt. Da aber diese Vereinigungen zu einem Ganzen nur langsam geschehen, so kennt die Gesammtmasse nur noch den Begriff der Gewalt, und so werden diese Vereine nur für die Gewalt thätig. Aus der isolirten Gewalt entsteht nun eine vereinigte, welche

sich die isolirte unterwirft, und dadurch ihren noch begrenzten Kreis, ihr Gebiet, erweitert. Auf diese Weise entsteht ein Volk, welches sich dann durch Religion und Gesetze zu einem Staate constituirt. Durch eine solche Vereinigung ist der erste Schritt, aus der Rohheit in die Veredlung überzugehen, gethan. Eine weitere Entwickelung dieses Zustandes gehört nicht hierher, indem hier bloß der dem Menschen beiwohnende Geselligkeitstrieb und dessen Wirkung gezeigt werden sollte.

Trieb (Gesellschafts-), s. den vorhergehenden Artikel.

—, am Gewehre, Schießgewehre, s. Th. 187, S. 729.

— (Gewissens-), s. daselbst. — Dieser Trieb hat in der Vorstellung von der göttlichen Regierung und in dem Willen des Höchsten, seine Gebote erfüllt zu sehen, also in der Religion, sein Entstehen, indem der Mensch sein Verhalten, seine Handlungen, diesem Willen gemäß einzurichten sucht, und jede Abweichung durch eine sittliche Empfindung des unrechten Handelns und eine Mahnung zur Tugend zurückzukehren in sich fühlt, welche Mahnung zugleich der innere Richter, die Stimme des bewußten Bösen ist, die keine Ruhe eher zuläßt, bis sich der Mensch von den Flecken der Unthat gereiniget hat. Die Beunruhigung des Gemüths bei einer begangenen widerrechtlichen That nennt man nun den Gewissenstrieb, das erwachte Gewissen, um sich von dem Bösen auf irgend eine Weise, sei es nun durch Entdeckung der That, um sich dem weltlichen Strafgerichte zu übergeben, oder durch eigene Besserung, zu reinigen.

— (Gewohnheits-), die Angewohnheit, ein erst erworbener Trieb. Die Gewohnheitstriebe nehmen durch die öftere Wiederholung ihres Begehens die Gestalt der natürlichen oder angeborenen Triebe an, oder

werden, wie man zu sagen pflegt, zur andern Natur; aber man gewahrt bald, daß sie erst im Menschen durch den Reiz und den Versuch erzeugt werden, ihm aber nicht angeboren seyn können, da sie seiner Natur fern liegen, wie z. B. der Trieb zum Spiele, zum Trunke, zum Tabaksschnupfen und Tabaksrauchen, zum Betelkäuen, zum Genusse des Opiums, zum Genusse der Delikatessen, z. B. der Austern, der Vogelnester, des Kaviars, der feinen Fleischspeisen, des feinen Backwerkes ꝛc. Man nennt alle dergleichen Triebe, sie mögen nun angeboren seyn, oder durch die Angewohnheit sich erzeugen, auch Neigungen; allein dieses Wort hat mehr Bedeutungen; denn es ist oft so viel als das bloße Wollen oder Nichtwollen, es gehe nun eine Erkenntniß der Sache vorher, oder nicht; das Letzte sind eigentlich die natürlichen Triebe, das Erste aber die Begierden, obgleich die natürlichen Triebe auch zuweilen mit dem Namen der Begierden belegt werden, weil in beiden Fällen einerlei Wollen vorhanden ist, nur daß es aus verschiedenen Quellen entsteht. Man nennt auch wohl eine habituelle dauernde Begierde Neigung. Dann heißen Neigungen oft so viel, als gewisse Grundsätze, wonach ein Mensch seine meisten Handlungen einrichtet, und dann die Güte der Dinge darnach gewöhnlich abmißt, die also die Quellen seiner Begierden sind. So ist bei dem Einen die Ehre, bei dem Andern das sinnliche Vergnügen die Hauptneigung, aus welcher seine meisten Begierden und Handlungen zu erklären sind. Neigungen dieser Art können sowohl angeboren, als angewöhnt seyn, obgleich Erziehung und Gewohnheit das Meiste zu ihrem Daseyn, wenigstens zu ihrer Stärke, beitragen. Bei dem Einen sind daher Triebe, Neigungen und Begierden einerley. Ein Anderer unterscheidet zwar die Triebe, nimmt aber Neigungen und Begierden für einerley. Ein Dritter versteht un-

ter Neigungen nur die angewöhnten Triebe ꝛc. S. auch den Art. Trieb (natürlicher).

Trieb (Glückseligkeits-), der Trieb, sich in die Lage zu versetzen, um die größtmöglichste Summe von Lust zu erreichen; indem hier die Lust als der höchste Genuß eines bessern Zustandes betrachtet wird, nach dem das Streben des Menschen doch gerichtet ist. Der Trieb nach einem bessern Zustande, Glückseligkeit genannt, ist eine Fortbildung und Veredlung des Erhaltungstriebes; er unterscheidet sich von demselben nur durch die höhere und veredeltere Richtung. Einige Philosophen wollen ihn als die Vorbereitung zu einer andern höhern Organisation betrachten, wo er dann wieder als Grundtrieb dasteht. Die Natur schließt damit den Lauf ihrer Bildung auf dieser Erde, und knüpft zugleich daran eine veredelte Fortdauer.

— (Grund-), s. Th. 187, S. 731, und Trieb (natürlicher).

— zum Herrschen, Beherrschungstrieb, s. oben, S. 3.

— in der Jägerei, s. Th. 187, S. 728.

— (körperlicher), körperliche Triebe, s. daselbst, S. 730.

— bei Kranken, s. das., S. 733.

— (Kunst-), Kunsttriebe der Thiere, s. unter Trieb (Natur-).

— in der Landwirthschaft, s. Th. 187, S. 728.

— (Lebens-), s. daselbst, S. 732.

— (Liebes-), s. das., S. 730.

— (materialer), s. das., S. 731.

— in der Mechanik, Triebrad, s. das., S. 728.

— (Nachahmungs-), s. oben, S. 2.

— (Nachforschungs-), s. Th. 187, S. 734.

— (Nahrungs-), Ernährungsstrieb, Trieb zum Essen und Trinken, s. daselbst, S. 732. Diesen Trieb hat der Mensch mit den Thieren gemein.

Er kommt sowohl im gesunden, als kranken Zustande vor. Im gesunden Menschen äußert sich der Trieb zum Essen, Trinken und Schlafen, weil die Veranlassung dazu, eine unangenehme Empfindung des Hungers, Durstes und der Müdigkeit, in gewissen Perioden wiederkömmt, und uns durch eine lange Reihe von Erfahrungen bekannt ist, daß das Essen, Trinken und der Schlaf diese unangenehme Empfindung so oft bei uns gehoben habe. Dasselbe gilt auch von unsern übrigen physischen und moralischen Trieben. — Ein ähnlicher Trieb äußert sich auch bei Krankheiten nach gewissen Dingen. So verlangen Kranke in hitzigen Fiebern nach säuerlichen und flüssigen Dingen, und haben einen Abscheu vor Fleisch und nahrhaften Speisen; das Säuerliche ist ihnen wirklich nützlich und die Fleischspeise schädlich. In kalten Fiebern empfinden sie Ekel vor allen Speisen, und zwingen sie sich zum Genusse derselben, so wird ihnen die Speise unangenehm, und der Magen ist dann auch mit unverdaueten Speisen und zähem Schleime überladen, also reizlos. So verlangen Kranke bald nach kalten, bald nach warmen, hitzigen oder kühlenden erfrischenden Dingen, ja bisweilen nach Dingen, die bei ihnen im gesunden Zustande Ekel erregt haben würden, weil sich jetzt ihr Körper in einem widernatürlichen Zustande befindet. So verlangen oft Kranke in der Gelbsucht nach bittern Dingen; fieberhafte Personen nach scharf gesalzenen Speisen, z. B. nach Heringen, Austern ꝛc.; verschleimte, reizlose Magen verlangen reizende Speisen von einem starken, gewürzhaften Geschmacke. Bei diesem Beispiele schickt sich das Verlangte sehr wohl zu der widernatürlichen Verschleimung des Magens, und oft werden Kranke gesund, sobald sie das Verlangte bekommen. Auch sucht oft die Natur durch die gewaltsame Anstrengung der Muskeln, z. B. in Krämpfen, eine erschütternde Bewegung in den Blutgefäßen

hervorzubringen, welche mit dem Schweiße und der unmerklichen Ausdünstung der Haut die Materie der Krankheit erst fieberhaft verbindet und verflüchtiget, und hierauf durch den Urin oder Schweiß ausführt. Dieser Trieb verschlimmert auch oft die Krankheiten, wenn man ihm folgt, statt solche zu heilen. So z. B. wenn eine erhitzte, schwitzende Person Kühlung sucht, sich schnell entkleidet, und ins offene Fenster legt, wodurch Fieber, Koliken, Schlagflüsse und andere Uebel entstehen. Wenn in Krankheiten dergleichen Triebe entstehen, so ist es Sache des Arztes, sie zu untersuchen und zu leiten.

Trieb (Natur=), Instinkt, blinder Trieb, animalischer Trieb, auch **Kunsttrieb**, in sofern er sich zu einer künstlichen Verrichtung oder Hervorbringung äußert; s. auch die Art. Instinkt, Th. 30, S. 418, Naturtrieb, Th. 101, S. 662 u. f.; unter Leidenschaft, Th. 75, S. 491 u. f.; unter Thier, Th. 183, S. 524 u. f., und unter Trieb, Th. 187, S. 729. Man nennt Naturtrieb sowohl in der Naturgeschichte, als auch überhaupt, ein jedes inneres Streben ohne Ueberlegung und deutliches Bewußtseyn nach demjenigen, was der Natur des Strebenden angemessen ist, dagegen das Schädliche oder Unzuträgliche, Unangemessene, zu meiden. Dieser thätige Trieb setzt keine vorhergehende Kenntniß oder Erfahrung voraus, und ist daher ohne bestimmte Begriffe und Vorhersehung, ja oft bei einem sehr dunklen Bewußtsein, auf ein gegenwärtiges oder künftiges Gut oder Uebel gerichtet. So sucht der junge Hund oder die junge Katze, die erst geboren worden, schon nach den Zitzen der Mutter, um sich durch die ihnen zugedachte Milch der Brüste zu ernähren (Ernährungs= oder Erhaltungstrieb); so fühlt die junge Ente, welche von einem Huhne ausgebrütet worden, eine gewisse Unruhe, bis sie zum Wasser gelangen kann,

um darin zu schwimmen, ohne das Wasser, wozu sie vermöge ihrer Schwimmfüße und öligen Gefieders, bestimmt ist, schon zu kennen. Alle Thiere haben dergleichen Triebe in ihrer Natur, nur sind sie in Hinsicht der Bestimmung einer jeden Thiergattung verschieden, außer dem Erhaltungs- und Begattungstriebe, welche Triebe bei allen Thieren so ziemlich übereinkommen. Der Erhaltungstrieb treibt viele Thiere an, sich im Winter mit Vorrath zu versorgen, wie z. B. die Biber, oder andere, wie die Zugvögel, im Herbste die rauhen Gegenden zu verlassen, und nach dem Süden zu ziehen, um Nahrung und Schutz vor dem Winter zu finden, von wo aus sie im Frühjahre zurück nach ihrer verlassenen Heimath kehren, wo sie brüten. Daß dieses bloß ein innerer Trieb, und nicht Gewohnheit oder Unterweisung, Ueberlieferung, der alten Thiere sey, lehrt das Beispiel junger Zugvögel, welche man im Zimmer ohne ihre Eltern aufgezogen hat, und die, wenn die Zeit des Fortziehens herankommt, im Bauer oder Käfige des Abends (weil sie in der Regel in der Nacht ziehen) unruhig werden, sich auf den Sprossen hin und her bewegen, und solches so lange, wie ungefähr die Zeit des Zuges dauert. Andere Naturtriebe der Thiere dienen nicht zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, sondern bloß zur Erhaltung ihrer noch nicht einmal erzeugten Nachkommenschaft, z. B. in der genauen Wahl eines schicklichen Ortes zum Gebären der Jungen oder zum Eyerlegen, welcher dem Unterhalte der daraus entstehenden Jungen vollkommen entspricht. So legen z. B. manche Insekten ihre Eyer bloß auf Aas, andere in die Körper lebendiger Thiere, andere auf Tuch, in bestimmte Theile der Pflanzen ꝛc. ꝛc. — Unter allen diesen verschiedenen thierischen Trieben sind die Kunsttriebe die merkwürdigsten, indem sich viele Thiere künstliche Wohnungen, Nester, Gewebe ꝛc. zu

ihrem Aufenthalte, zur Sicherheit für ihre Jungen, zum Fange ihres Raubes, und zu tausend andern Zwekken zu verfertigen wissen. Der Bau der Biber; die Höhlung der Füchse, Dachse, Hamster, der Murmelthiere; die Nester der Eichhörnchen, Vögel, Insekten; die Spinnegeweben; die Fallgruben der Ameisenlöwen; die Zellen der Bienen; der Bau der Ameisen; und dann die Auswahl der Baumaterialien, woraus sie ihre Nester oder Wohnungen verfertigen, z. B. aus Wachs, Holzspänchen, Moos, Rosenblättchen ꝛc.; auch die regelmäßige, jedoch immer gleiche Gestalt dieser Nester und Wohnungen, geben zahlreiche Beweise von der Größe und Mannigfaltigkeit dieser Naturtriebe. — Der Mensch hat nur wenige Naturtriebe mit den Thieren gemein; denn nur der Erhaltungstrieb mit den ihm untergeordneten Trieben, und der Begattungstrieb, der jedoch bei dem Menschen an keine bestimmte Jahreszeit gebunden ist, wie bei den Thieren, sind die einzigen ausgezeichneten Triebe, die der Mensch mit den Thieren gemein hat; der Kunsttrieb der Thiere geht ihm dagegen ganz ab, dafür besitzt er Vernunft, das Köstlichste, womit ihn die Vorsehung ausstatten konnte, indem er sich durch dieselbe zum Herren der Schöpfung macht, also zum Beherrscher von allen Geschöpfen des Universums, die sein Zepter oder Herrscherstab erreichen kann. H. S. Reimarus hat die verschiedenen Triebe und Kunsttriebe der Thiere in zehn Klassen gebracht, die wieder ihre Unterabtheilungen haben, so daß diese Abtheilungen zusammen sieben und funfzig betragen, die hier aber anzuführen ohne Nutzen seyn würde, da diese Eintheilung größtentheils die bekannten Kunsttriebe der Thiere betrifft, sowohl im Baue ihrer Höhlen und Nester, als auch in der List ihren Feinden zu entgehen, ihre Nahrungsmittel sich zu suchen, ihre Fortpflanzung zu bewerkstelligen, ihre Jungen zu erziehen und

zu vertheidigen, Verletzungen und Wunden zu heilen ꝛc. ꝛc. (Siehe H. S. Reimarus allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Hamburg, 1773, wovon die vierte Auflage in zwei Theilen von J. A. H. Reimarus, herausgegeben 1798, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen worden). Auch findet man die verschiedenen Kunsttriebe schon unter der Beschreibung eines jeden Thieres unter seinem Namen in der Encyklopädie erwähnt. — Alle einzelnen Thiere einer Art verfahren in ihren Kunsttrieben auf gleiche Weise und nach gleichen Regeln und gleicher Form, wenigstens im Wesentlichen, so daß nur zufällige Beschaffenheiten Verschiedenheiten hervorbringen können, die aber doch den Haupttypus festhalten. Wenn man daher nur einmal gesehen hat, wie z. B. ein einzelnes Thier einer Gattung seine Wohnung oder sein Nest macht, seine Eyer legt, seine Jungen aufzieht, so kann man es von allen Thieren dieser Gattung sagen, daß sie es auf gleiche Weise machen. Wie z. B. eine Fensterschwalbe ihr Nest baut, so bauen es alle Fensterschwalben, so auch bei den andern Vögeln. Man hat noch nicht die Bemerkung gemacht, daß der angeborene Kunsttrieb der Thiere sich verändert habe, das heißt, vollkommener, oder schlechter geworden ist; dieses findet man nur bei dem Menschen, der alle ihm nothwendigen Künste selbst erfinden oder von Andern lernen muß, mithin steigen oder fallen seine Produktionen nach den verschiedenen Fähigkeiten, Kunstfertigkeiten, Erfahrungen, dem Geschmacke, der Mode ꝛc.; sie sind einem steten Wechsel unterworfen; nicht so ist es mit den Kunstfertigkeiten der Thiere, diese bleiben zu allen Zeiten und in allen Gegenden sich gleich. Die Spinne webt ihr Netz nicht besser und nicht schlechter, als sie es vor tausend Jahren gewebt hat; so bauen die Bienen ihre Zellen, die Vögel ihre Nester noch

jetzt, wie zu den ältesten Zeiten; nichts hat sich bei ihnen verändert, sowohl in der Erziehung ihrer Jungen, als in der Fütterung derselben ꝛc. Die Erfindungskunst ist ihnen aber gänzlich verborgen; denn auch der Alles nachahmende Affe ist nicht im Stande einen Funken Feuer hervorzubringen, oder das schon vorhandene zu unterhalten. Auch bedient sich jede Thierart unter allen Himmelsstrichen einerlei Mittel zu ihren Absichten, nimmt man ihr diese von der Natur angewiesenen Mittel, so ist es ihr unmöglich, andere an deren Stelle zu setzen. Der Mensch gelangt erst durch eine vieljährige Uebung zu einer körperlichen Fertigkeit, und bleibt darin dennoch weit hinter den Thieren zurück, ja wenn er auch den höchsten Gipfel der mechanischen Kunst erstiegen zu haben glaubt; was ihm aber hierin abgeht, ersetzt ihm sein erfinderischer Geist vollkommen oder hinreichend, der ihn auch zum Herren über die Thiere, ja über die Natur erhebt, so weit ihm nämlich die Letztere untergeordnet ist. — Ein jedes Thier äußert die Kunsttriebe seiner Art gleich das erste Mal mit einer regelmäßigen Fertigkeit, ohne Anweisung oder Uebung, und dabei bleibt es auch, so lange es lebt, nichts leidet eine Veränderung, selbst in der Regierungsform und Polizey der Bienen und Ameisen. Einige Kunsttriebe der Thiere äußern sich nicht gleich nach der Geburt, sondern in einem gewissen besondern Zustande, und in einem gewissen Alter; aber auch diese werden nicht durch die Uebung erworben, sondern sie liegen in der Natur des Thieres, und entwickeln sich erst nach und nach, und zu der Zeit, wo es nöthig ist, in ganzer Vollkommenheit und auf einerlei bestimmte Weise. Manche dieser Triebe verrichtet das Thier nur einmal in seinem Leben, z. B. bei den Insekten das Einspinnen, Vergraben, Verwandeln, Begatten, Eyerlegen ꝛc. Einige Thiere zeigen schon den Gebrauch von Werkzeugen, die sie erst

erhalten, folglich lernen sie den Gebrauch ihrer Werkzeuge nicht dadurch, daß sie diese wirklich haben, sondern ihre Hindeutungen auf diese Werkzeuge, als wenn sie solche schon hätten, zeigen, daß sie den Gebrauch derselben schon vor ihrem Daseyn von Natur kennen. Die jungen Kälber, Widder und Böcke wollen nämlich schon mit den Hörnern stoßen, ehe sie hervorgewachsen sind; der junge Eber will von der Seite um sich hauen, ehe ihm die Zähne herausgeschossen sind. Hieraus zeigt sich auch, daß die Kunsttriebe der Thiere nicht bloß mechanisch sind, oder lediglich von dem Baue des Körpers und dem Gefühle der körperlichen Gliedmaßen zu ihrer Wirksamkeit bestimmt werden, sondern daß ein innerer Trieb der Seele vorhanden ist, welcher mit dem beabsichtigten Gebrauche der körperlichen Werkzeuge übereinstimmt, und durch eine innere Empfindung seiner Natur thätig wird. Viele Thiere können die Triebe zu ihrer Selbsterhaltung erst einige Zeit nach ihrer Geburt anwenden, und müssen sich bis zu der Zeit den Trieben ihrer Eltern zu ihrer Verpflegung, Beschützung ꝛc. anvertrauen, wie z. B. die jungen Tauben und andere junge Vögel, welche noch zu schwach auf ihren Füßen sind, um ihre Nester zu verlassen, auch noch nicht mit dem Gefieder zum Fliegen versehen sind. Die ihnen von der Natur eingepflanzten Kunstfertigkeiten der Bewegung und Nahrungsaufsuchung würden ihnen bei ihrem körperlichen Unvermögen nichts helfen, ohne den Beistand der Alten. Dasselbe gilt auch von den Vierfüßern, deren Jungen sich in der ersten Jugend weder selbst vertheidigen, noch dienliche Nahrung verschaffen können, sondern erst durch die Muttermilch groß gezogen, auch von den Eltern geschützt, und wohl getragen werden müssen. Die geselligen Thiere, welche ein gemeinschaftliches Werk aufführen, wie die Bienen, Wespen, Ameisen ꝛc., scheinen hauptsächlich der Jungen wegen zu arbeiten;

denn ihre Brut würde vielleicht umkommen müssen, wenn sie nicht eine so unausgesetzte Pflege hätte. Auch werden dergleichen Thiere, die der Eltern Pflege in ihrer Jugend nöthig haben, von diesen angeführt sich ihr Futter zu suchen, ja sie werden von ihnen vollkommen erzogen und belehrt, sowohl im Laufen, Fliegen, Schwimmen, als auch sich vor dem Feinde zu beschützen ꝛc. ꝛc. So fliegen alte Vögel mit ihren Jungen aus, stoßen sie gleichsam aus dem Neste, wenn sie den ersten Flug noch nicht wagen wollen, und fliegen so mit ihnen umher, auch an diejenigen Orte, wo sie Futter finden. Auch die Vögel und manche vierfüßigen Thiere warnen ihre Jungen durch einen gewissen Ruf oder eine gewisse Stimme vor der Gefahr, besonders vor Raubthieren. Einige Seevögel stoßen ihre Jungen ins Wasser, damit sie schwimmen sollen; dieses thut z. B. die große wilde Ente; auch nehmen einige Seefische ihre Jungen zur Zeit des Sturms in ihren Rachen. Allein alle Pflege und Unterricht geht hier doch nicht über die Nothwendigkeit hinaus; denn sobald die Eltern fühlen, daß die Jungen sich selbst helfen können, so werden sie von ihnen verlassen, ja sie stoßen sie von selbst aus dem Neste, und beißen sie fort, sobald sie wieder dahin zurückkehren; sie sind nun gleichsam für ihr ferneres Fortkommen emancipirt. — Findet man nun auch bei den Thieren das Wesentliche in der Ausführung ihres Kunsttriebes bestimmt, so daß hierin keine Abweichung vorkommt, sie weder besser, noch schlechter arbeiten, als ihre Vorfahren; so ist doch nicht Alles bis auf den geringsten Umstand festgesetzt, sondern noch Manches ihrer sinnlichen Vorstellung und der daher erzeugten Neigung überlassen, so daß sie ihr Thun nach den zufälligen Umständen einrichten können. Die Form der Vogelnester, auch die äußere Bekleidung derselben, ist bei den einzelnen Vögeln einerlei Gattung gewiß

gleich, so wie es auch gewiß ist, daß sie sich einen sichern verborgenen Ort aussuchen, wo sie in der Nähe Futter für ihre Jungen finden, daß aber der Baum und Ast dazu ausgesucht wird, daß sie ein Stück Moos oder einen Grashalm, oder ein Haar, eine Feder, oder viele dergleichen durcheinander zum weichen Unterbett für ihre Jungen nehmen, solches kömmt auf die Umstände des Ortes an, was sie am ersten und bequemsten finden, und dieses läßt sich auf alle Thiere deuten, die irgend eine gewisse Lagerstätte und einen Bau verfertigen, oder als Insekten sich theils einzeln einspinnen, theils mit vereinten Kräften ein Gebäude für sich und ihre Jungen anlegen. So ist es z. B. bei den Bienen und Wespen kein fester Satz, wo sie ihre Zellen verkleben oder an den Stellen befestigen sollen, damit sie nicht von der Schwere einfallen, sondern sie bestimmen dieses nach der Beschaffenheit des Gehäuses und Ortes, worin sie den Bau anlegen. So weben die Spinnen ihre Netze zwar in der Haupteinrichtung auf einerlei Weise; allein wie dick die äußern Fäden seyn müssen, worin das ganze Netz hängt, das bestimmen sie nach der Weite des Abstandes; denn je weiter der Gegenstand ist, woran die äußern Fäden befestiget werden sollen, desto stärker machen sie dieselben. Auch wenn diese Thiere in ihren Kunstwerken gestört werden, so suchen sie den Schaden wieder zu flicken und auszubessern, oder sie machen auch wohl ein neues Werk. Dieses kann man täglich an den Netzen der Kranz-, Kreuz- und Hausspinnen sehen; denn eine geringe Zerstörung derselben durch Fliegen, welche einige Fäden zerrissen, werden in kurzer Zeit ausgebessert, und wenn die Netze an vielen Orten zerstört oder zerrissen sind, wenn nämlich größere Insekten hineingeflogen sind, so webt die Spinne in der folgenden Nacht ein neues Netz, und das alte ist verschwunden. — Wenn Thiere von der regelmä-

ßigen Vorschrift ihres Kunstwerkes unvermerkt abgewichen sind, so suchen sie diese Fehler wieder gut zu machen, welches man bei den Zellen der Bienen, den Spinnegeweben ꝛc. bemerkt hat. — Auch können die Thiere in ihren Trieben zuweilen irren, obgleich dieses in ihrer völligen Freiheit selten geschehen soll. Man gewahrt dieses bei den Hühnern, welche sich Enteneyer unterschieben lassen, und sie als ihre eigenen Eyer annehmen und ausbrüten; daß die Grasmücken die Kuckuckseyer ausbrüten, und die jungen Kuckucke wie ihre eigenen Jungen mit Sorgfalt aufziehen. Reaumür hat bei der Tapezierbiene die Bemerkung gemacht, daß es mit ihren Trieben nicht maschinenmäßig zugeht, weil sie sich zuweilen versehen. Die Biene gräbt nämlich für ihre Brut ein tiefes cylindrisches Loch in die Erde, und macht darin mit Stükken von Rosenblättern, denen sie mit ihren Freßzangen die Form giebt, abgesonderte Zellen für einzelne Eyer. Diese Zellen aus Blättern haben die Gestalt eines verschlossenen Fingerhuts, und sechs bis sieben dieser Zellen, auch wohl noch mehr, werden ineinander geschoben. Bei dieser Beschäftigung hat nun Reaumür zu verschiedenen Malen wahrgenommen, daß die Biene ein Stück vom Blatte zur Tapezierung ihrer Zellen abzuschneiden angefangen, auch zuweilen ziemlich weit darin gekommen war, aber solches nachher verlassen hat, und zu einem andern Blatte geeilt ist, entweder weil sie sich in der Schicklichkeit des Blattes geirrt, oder weil sie die Figur des Einschnittes nicht recht getroffen hatte. Ein Irrthum, den auch ein Mensch leicht begehen kann und auch begeht, und der hier beweiset, daß die genannten Thiere nach einer eingeschränkten Vorstellung, und nicht als Maschine handeln. Auch bei unsern Honigbienen bemerkt man, wenn man ihnen die Körbe versetzt, daß sie sich in den unrechten Korb begeben; sie stellen sich daher bloß den

nämlichen Ort und die nämliche Ordnung zu Merkmalen ihres rechten Korbes vor, in welchen sie einkehren wollen. Der unrechte Korb zieht sie nicht mechanisch an, sonst müßte es der rechte thun. Es entsteht nun durch einen solchen Irrthum ein heftiger Krieg unter den Bienen; allein die Schuld fällt auf den Betrug der Menschen; denn in der Wildniß würde sich ihr Bau, ihr Honigbehälter nicht von selbst versetzt haben, und ihr Merkmal hätte zu ihrem Zwecke zugereicht. Wie leicht ist nicht auch bei fast ganz ähnlichen Körben zu irren. Wir sehen dieses ja bei Menschen bei neben einander stehenden Häusern, die sich von außen ganz ähnlich sehen, also eine gleiche Bauart erhalten haben, auch in den Eingangsthüren, bei gleichem Anstriche oder Abputze, daß sie hier oftmals irren, und die Eingänge verwechseln. Auch die Schmeißfliegen begehen oft einen Irrthum, indem sie ihre lebendigen Larven in großer Anzahl und in verschiedenen Haufen auf die schönen und großen Blumen der **Stapelia hirsuta L.** legen, und durch den Geruch dieser Blumen, der mit dem Geruche des faulen Fleisches übereinkommt, dazu verleitet werden. Dieser Irrthum ist auch für die Larven, die hier keine Nahrung finden, tödtlich. — Auch daß sich die Fliegen durch den Hundskohl (Apocynum) verführen lassen, indem sie den Nectarsaft aus den Blumen holen wollen, und ihren Tod darauf finden, beweiset gleichfalls, daß die Thiere auch in ihren Trieben irren können. So werden junge Kuckucke (wie bekannt ein Insektenvogel) im Zimmer getäuscht, wenn man sie mit gekochten Bohnen, deren Schoten man in Streifen schneidet, füttert, oder auch mit Streifen vom Eyerkuchen, indem sie diese Streifen für Raupen oder Regenwürmer ꝛc. halten, und sie verschlingen; und so könnte man noch eine Menge von Beispielen hier anführen, wenn diese wenigen nicht schon hinlänglich den hier aufgestellten Satz

des Irrens bei Thieren in ihren Trieben bewiesen. Indessen sind die einzelnen Handlungen der Thiere, welche aus dem ihnen beiwohnenden Kunsttriebe entstehen, immer unserer unausgesetzten Aufmerksamkeit werth, und daher mögen hier noch einige Belege von einem Herren D. C. Niemeyer in Springe (Hannöversches Magazin, 27ster Jahrgang) im Auszuge dazu stehen, zur Ergänzung derjenigen, die schon oben, S. 15, in den daselbst angeführten Schriften angeführt worden, und namentlich unter Thier, Th. 183 der Encyklopädie, S. 524 u. f.

Ein Hirtenknabe fand in einem Neste Eyer von wilden Enten, und schlug eines davon auf, um zu sehen, ob sie schon besessen oder angebrütet, oder zum Essen noch brauchbar wären, als er aber in dem geöffneten Eye ein zum Auskriechen ganz zeitiges Entchen fand, brachte er sämmtliche Eyer in seiner Mütze noch ganz warm auf den Niemeyerschen Hof. Die Kinder des Eigenthümers legten diese Eyer in einen erwärmten, mit einem Deckel versehenen Korb, welcher darauf gedeckt wurde, und am folgenden Morgen waren die jungen wilden Enten ausgekrochen, und befanden sich ganz munter. Diese kleinen Thiere hatten nun von ihren Eltern weder deren Sitten kennen lernen, noch deren Unterricht genießen können, und dennoch zeigten sie sich vollkommen in Allem, was sich auf ihre Lebensart bezog, unterrichtet. Das gewöhnliche Futter der jungen zahmen Enten wollte ihnen nicht recht schmecken, und sie nahmen nur dann etwas davon zu sich, wenn es auf das in einer Schale ihnen vorgesetzte Wasser gestreut wurde; auch plätscherten sie beständig in diesem Wasser, und zeigten dadurch an, auf diesem Elemente zu seyn. Sie wurden nun des Nachmittags bei warmem Wetter in einem großen steinernen mit Wasser angefüllten Trog auf das Wasser gesetzt, auf welches auch Wasserlinsen und Brodkrumen geschüttet wurden. Sie schwammen hier mit der größten Geschwindigkeit hin und her, badeten sich, hasch=

ten mit großer Schnelligkeit nach den Wassermücken, und fischten einige Brodkrumen, aber keine Wasserlinsen auf; zeigten aber dabei gar keine Furcht vor den umherlaufenden Putern und anderm Geflügel. Viele Zuschauer bewunderten die geschwinde Bewegung dieser Thiere, in welcher sie die zahmen Enten weit übertrafen, und die Geschicklichkeit, ihre Füße auf so manche Weise zu dem Rudern und Umdrehen zu gebrauchen. Auf einmal war die Munterkeit dieser Entchen gestört, Alle blieben, als von einem einzigen Faden angezogen, auf dem Wasser, ohne alle Bewegung, legten den Kopf auf eine Seite, so daß ein Auge in die Höhe gerichtet war, und in demselben Augenblicke verschwanden Alle. Bald darauf erschienen die Köpfe der Entchen zwischen den Wasserlinsen, und gleich darauf die ganzen Thierchen wieder oben auf dem Wasser. Keiner der Umstehenden errieth sogleich die Ursache des so schnellen und gleichzeitigen Untertauchens, als bis solches nach einigen Augenblicken auf eben die Art wiederholt wurde. Hier gewahrte man nun erst, daß eine Milane über dem Hofe in der Luft umherkreisete, daß die Entchen sich dann schnell unter das Wasser tauchten, wenn die Milane über demselben sichtbar war; sobald aber dieser Raubvogel in seinem Zirkelfluge hinter das Dach kam, tauchten sie wieder auf. Nachdem die jungen Enten dieses Kunststück ungefähr sechsmal mit gleicher Fertigkeit wiederholt hatten, und der Raubvogel davon gezogen und nicht mehr zu sehen war, mußte ein gegenwärtiger Jäger den pfeifenden Ton der Milane genau nachahmen. Kaum war die Stimme derselben angegeben, als schon alle Entchen auf dem Grunde des Troges unter dem Wasser waren. Das milanenartige Pfeifen wurde nun noch einige Male, und zuletzt so geschwind wiederholt, daß das darauf erfolgte Untertauchen und Wiederhervorkommen der kleinen wilden Enten ein bloßer Blick wurde, bei welchem man nicht unterscheiden konnte, was sich im Wasser bewege. Hier zeigte sich nun der in diese jungen Enten gelegte Kunsttrieb und die Anerbung aller Eigenschaften von ihren Eltern sehr deutlich: denn wer sagte den ohne alle Erfahrung in die Welt getretenen

Thierchen, daß unter allen damals gegenwärtigen Geschöpfen die Milane ihr gefährlichster Feind sey, und welche Stimme sie habe? Wer lehrte sie, daß das Untertauchen das sicherste Mittel sey, diesem Vogel zu entgehen? Und wer zeigte ihnen, wie das Untertauchen gemacht wird? — Man trifft die größte Kunstfertigkeit bei den jungen Thieren an, welche nach der Eigenheit ihres Geschlechts von ihren Eltern verlassen und sich selbst überlassen werden. Diese größere Vollkommenheit ist zu ihrer Erhaltung nothwendig. Andere Thiere, um die sich die Eltern nicht weiter bekümmern, als ihnen ihr Daseyn zu verschaffen, besitzen zwar diese Kunstfertigkeit nicht, welche zu ihrer Erhaltung nöthig ist; allein eine gewisse Ahndung des Zukünftigen treibt die Eltern an, sie in eine Lage zu versetzen, welche jenem Mangel abhilft, und zu diesen Thieren gehört auch der Kuckuck. Niemeyer hatte Gelegenheit, die Lebensart dieses sonderbaren Vogels verschiedene Jahre nach einander genau zu beobachten, und machte dabei folgende Bemerkungen. Der Kuckuck brütet, wie bekannt, seine Eyer nicht selbst aus, und eben so wenig baut er ein Nest, wie andere Vögel; aber dennoch hat die Natur ihn mit einem Triebe begabt, für das künftige Wohl seiner Jungen zu sorgen; denn er legt seine Eyer nur in die Nester solcher Vögel, welche mit ihm gleiche Nahrung genießen, sich also von Insekten und Gewürmen nähren. Niemeyer sah ihn nur in die Nester der grauen Bachstelze (Motacilla boarula) seine Eyer legen, welche Bachstelzen in ziemlicher Menge bei seinem Hause nisteten, auch in alten Mauern und hohlen Baumwurzeln. — In der Heckzeit dieser Vögel werden diese von dem Kuckucke sehr verfolgt; sie entfernen sich zwar so viel, als möglich, von dem Orte ihres Nestes, wenn sie der Kuckuck mit einem Besuche beehrt, dieser folgt ihnen aber von einem Baume zum andern nach, und hält sich oft sehr lange und versteckt in der Gegend auf, wo die Bachstelzen gewöhnlich zu nisten pflegen. Findet man dann in dieser Gegend ein Bachstelzennest, so trifft man auch gewiß ein Kuckucksey darin an. Dieses geschieht aber nicht eher, als bis die Bach-

stelzen ihre Eyer völlig abgelegt haben; auch findet man niemals mehr als ein Kuckucksey in einem Bachstelzenneste. Ob übrigens der Kuckuck die Bachstelzeneyer verzehrt, oder bloß aus dem Neste wirft, wenn er sein Ey hineinlegt, ist diesem aufmerksamen Beobachter zu erfahren niemals gelungen, so viel Mühe er sich auch dieserhalb gegeben hat, um auch diese Erfahrung zu machen. Er fand nur, wenn die Bachstelze ihre Eyer abgelegt hatte, in ihrem Neste ein Kuckucksey und einige zerbrochene Schalen von den Bachstelzeneyern bei dem Neste liegen; er konnte aber nicht ausfindig machen, ob der Kuckuck die Bachstelzeneyer ausgesoffen, oder nur entzwei gemacht hatte; niemals fand er aber ein Bachstelzeney bei dem Kuckuckseye in dem Neste gelassen. Der Kuckuck besuchte nun noch einige Tage nachher, nachdem er sein Ey der Bachstelze übergeben hatte, ihr Nest, jagte solche mit vielem Lärmen von demselben, wahrscheinlich in der Absicht, um zu sehen, ob die Bachstelze einige Eyer bei demselben nachgelegt haben möchte, und entfernte sich dann wieder. Viele Forstbediente haben versichert, daß solches zuweilen geschehe, und daß dann die mit dem jungen Kuckuck ausgebrüteten Bachstelzen verkommen müßten, da entweder die Pflegeeltern eine Vorliebe für das untergeschobene Junge hätten, oder weil solches durch seine Gefräßigkeit die Alten hinderte, die eigenen Jungen zu versorgen. Niemeyer hat aber dergleichen Erfahrungen nicht gemacht. Nachdem nun der alte Kuckuck für sein künftiges Junge gesorgt hat, bekümmert er sich weiter nicht mehr darum. Sobald nun die Bachstelze den jungen Kuckuck ausgebrütet hat, beschäftigen sich beide Pflegeeltern den ganzen Tag damit, ihm die nöthigen Speisen zuzutragen. Diese Arbeit wird mit jedem Tage anstrengender, so wie der junge Vogel heranwächst; denn dieser wird nimmer satt, und hört nicht auf durch ein beständiges Zirpen sein Futter zu erpochen. Er erhält bald die Größe einer jungen Taube, und sein orangefarbener Rachen ist dann so weit, daß er mit solchem den ganzen Kopf von Einem seiner Pflegeeltern umfaßt, wenn sie ihm das Futter reichen. Oft bemerkte Niemeyer, daß

die Bachstelze sich anstrengen mußte, um ihren Kopf aus dem Schnabel desselben zurückzuziehen, und daß sie dann schnell, wie erschreckt, von ihm abflog (s. auch unter Guckguck, Th. 20, S. 300). Vielleicht veranlaßte dieser Umstand, daß man dem Kuckucke auch Undankbarkeit zuschreibt, daß er am Ende seine Wohlthäter verschlinge. Nun erhebt sich der junge Vogel aus seinem ihm zu enge werdenden Neste, und fliegt auf einen nahen Baum, und seine Pflegeeltern folgen ihm, um das Füttern fortzusetzen, wobei seine Bequemlichkeit so weit geht, daß er seinen Kopf kaum niederbeugt, wenn seine Pfleger ihm den Wurm reichen wollen. Niemeyer sah sie drei- bis viermal in die Höhe fliegen oder hüpfen, ehe sie erlangen konnten, ihm ihre Gabe darzureichen. Auch wenn derselbe den Kuckuck in einen Käfig sperrte, und diesen vor das Fenster hing, so versorgte ihn das Bachstelzenpaar noch treulich mit Futter; und als ein junger Kuckuck wieder in Freiheit gesetzt wurde, behielt er noch bis zu Ende des Septembers, da die alten Kuckucke schon lange weggezogen waren, seinen Aufenthalt bei dem Hause von Niemeyer; nur dann verlor er sich, und ist wahrscheinlich seinen rechten Eltern gefolgt.

Niemeyer macht hier noch die Bemerkung: „Wer sagt dem alten Kuckuck, daß er bei der Bachstelze die für sein künftiges Junges dienliche Nahrung, und ein gutes Herz, solche ihm treulich zu reichen, finden werde? Wer räth ihm an, nicht mehr als ein Ey in das Nest eines Vogels zu legen, welcher nicht im Stande ist, für mehrere Junge von seiner Größe Nahrung zu schaffen? Wer zeigt dem jungen Kuckuck den Weg, den seine rechten Eltern genommen haben? Niemand anders, als der, der mit dem Befehle: es werden Thiere, auch die Triebe in den Thieren werden hieß." — Um den Instinkt der Thiere überhaupt, besonders aber die Kunsttriebe, erklären zu können, überhaupt um das Geheimniß derselben zu enthüllen, hat man verschiedene Wege eingeschla-

gen. Die alten Weltweisen, welche nur auf das Außerordentliche dieser Kunsttriebe der Thiere aufmerksam waren, und darin etwas Göttliches ahndeten, schreiben den Thieren eben so wohl, als dem Menschen, von Natur eine Vernunft zu, oder behaupten doch, daß sie wenigstens einen Grad davon besitzen müßten. Aristoteles vergleicht ihre Geschicklichkeiten mit denen des Menschen. — Aelian findet die Eigenschaften des Menschen, seine Weisheit und Gerechtigkeit nicht so sehr zu bewundern, da ihm die Vernunft, als das edelste Vermögen, zugetheilt worden, daß aber auch die vernunftlosen Thiere dergleichen Vollkommenheiten an sich hätten, und ohne eigene Einsicht manche menschliche und bewundrungswürdige Geschicklichkeit als Naturgabe ausübten, das sey etwas Großes. — Galen behauptet, daß der Naturtrieb bei Thieren, besonders aber ihr Kunsttrieb, nicht durch die Vernunft, sondern durch die Fähigkeiten der Seele hervorgebracht werde; denn jedes Thier empfinde schon im Voraus, wozu ihm die körperlichen Werkzeuge dienen sollten, die es noch nicht besitze, und bediente sich schon derselben, als ob sie da wären. Kein furchtsames Thier habe die Natur mit Waffen versehen, dagegen sey kein streitbares davon entblößt; dem Menschen aber habe sie, statt aller Wehr und Waffen, Hände gegeben, um sich mit der Vernunft durch dieselben zum Herren aller Thiere des Erdbodens zu machen. Er sey aber nicht das weiseste Thier, weil er Hände habe, wie Anaxagoras sagt, sondern er habe deshalb Hände, weil er das weiseste sey, wie Aristoteles mit vollem Rechte behaupte ꝛc. Am ausführlichsten handelt Seneca von den Kunsttrieben der Thiere, und solches in dem 121sten Briefe; er stellt sie als eine angeborene Fertigkeit vor, welche durch die Empfindung ihrer eigenen Natur wirksam werde. Die Meinungen des Plato, Pythagoras, des

Nemesius, Plutarch ꝛc. über die Natur= und Kunsttriebe müssen hier übergangen werden, da sie sich auf eine ähnliche Weise darüber auslassen. — Unter den neuern Naturforschern wollen Einige alle Triebe, und besonders alle Kunsttriebe, aus einem bloßen Mechanismus erklären. Der Erste, der dieses behauptete, war Cartesius. Diese Meinung fand Beifall beim Grafen Büffon, der aber darin von Cartesius abweicht, daß er diesen Maschinen ohne Seele, Thiere genannt, ein Leben und eine Empfindung oder ein Bewußtseyn von Lust und Unlust giebt, wodurch ein Trieb von Selbstliebe entsteht, vermöge dessen jedes Thier Alles thut, was seiner Natur am zuträglichsten ist, und daher auch die Kunstwerke verfertiget. La Mettrie hatte ein gleiches System, doch bewundert er die Art, wie die Thiere Alles zu ihrer Selbsterhaltung thun. Cudworth erklärt Alles magisch und sympathetisch. Alle diese und noch mehrere andere Meinungen, so auch die Hypothese des Leibnitz, des Malebranche, des Christoph Mylius (welcher annimmt, daß alle Thiere durch den Schmerz zu den künstlichen Handlungen getrieben werden), J. G. Krüger (der den Wachsbau der Bienen aus einer Krankheit erklärt), der Franzosen Bouillier, Condillac und de la Chambre, das Meyersche System ꝛc. findet man in dem Werke des Reimarus umständlich auseinander gesetzt, wobei dieser Schriftsteller zugleich seine eigene Meinung über die wahrscheinliche Beschaffenheit der thierischen Kunsttriebe anführt, und diese besteht darin, daß man den Grund 1) in ihrem Mechanismus; 2) in ihren äußerlichen Sinnen und sinnlichen Einbildungskraft; 3) in ihrer Empfindung, und 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung zusammenwirkend findet. — Die Philosophen und Naturforscher der jetzigen oder neuesten Zeit sind in Erklärung der Natur= und Kunsttriebe auch nicht viel weiter, als alle

ihre Vorgänger gekommen. Auch sie suchen diese Triebe in dem Organismus der Thiere gegründet, ohne daß irgend eine höhere Kenntniß der Gründe und Folgen damit verknüpft wäre, als die Nahrung, Erhaltung und Fortpflanzung, wozu noch die Sorge für ihre Nachkommenschaft zu rechnen sey, bis diese allein für sich sorgen, also auf ihre Erhaltung und Fortpflanzung bedacht seyn könne. Auch wegen des Seelenvermögens herrscht hier kein Zweifel, nur ist dieses Vermögen mehr an den Organismus gebunden, nicht so frei wie beim Menschen, dessen natürlicher Trieb sich durch die Vernunft zum Willenstriebe erhebt, der alle Triebe, und auch den Kunsttrieb, leitet und beherrscht, der bei den Thieren nur in der Organisation liegt, indem er mit dem Daseyn des jungen Thieres erwacht, und auch gleich ausgeübt wird; auch ist er mehr Eigenthum der geringeren oder niederen Thiere, als der höheren Thiergattungen; denn hier verliert er sich, indem diese sich mehr nach den Umständen zu richten wissen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und sich zu schützen; daher tritt bei ihnen das Seelenvermögen schon mehr hervor und wirkt stärker auf ihren Organismus ein. Der Graf Georg von Buquoy sagt in seinem Werke: „Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschung und dichterische Begeisterung" (Leipzig, 1825), S. 559: „Der plastische Habitus an den Gebilden des Kunsttriebes einer bestimmten Thierart, z. B. am Schwalbenneste, ist eben so konstant, als der plastische Habitus an den Gebilden des Bildungstriebes des Organismus jener bestimmten Thierart, z. B. an der Schwalbe. Die Bienen erscheinen von je her unter einer und derselben Gestalt; auch der Zellenbau ihrer Stöcke hat sich bisher nie geändert Wird ein Theil des Thierkörpers zerstört (in so fern er nicht zum Leben wesentlich ist), so ersetzt ihn der Bildungstrieb, und wird das Gebilde des Kunsttriebes verletzt,

so wird der Schade mittelst des Kunsttriebes wieder ersetzt; dort, wie hier, findet vollkommner sowohl, als unvollkommner Ersatz Statt, dort, wie hier, bleiben oft Spuren des neuen Ansatzes zurück." Auch betrachtet dieser Schriftsteller den Kunsttrieb als einen über den eigenen Organismus hinausragenden Bildungstrieb. — Ob den Thieren aber nicht auch wirklich Grade der Vernunft beiwohnen, wie ihre vielfältigen Handlungen zu beweisen scheinen, wie z. B. beim Elephanten, den Hunden, Pferden ꝛc., und wie auch schon unter Thier, Th. 183, angeführt worden, liegt noch im Streite mit den Ansichten der Philosophen und Naturforscher, und möchte auch wohl schwer zu ergründen, und nur ein Vorbehalt der Gottheit seyn; und wenn sich, wie es doch ersichtlich ist, ein Wesen an das andere reiht, bis zu dem Menschen hinauf, also eine Wesenkette das Ganze umschließt, so möchten auch wohl die Gaben der Vernunft in gewissen Antheilen mit dem Organismus der Thiere vereint, der keine andere Handlungen, keine andere Geistesoffenbarungen zuläßt, als sie die Thiere äußern, hier wirken.

Die Naturtriebe oder natürlichen Triebe sind Grundtriebe (s. auch Th. 187, S. 731), und als solche sind sie entweder angeborne körperliche, oder angeborne Seelentriebe, von denen die andern Triebe abgeleitet worden, oder welche zur Entstehung der andern abgeleiteten oder erworbenen Triebe Veranlassung gegeben haben. Auch werden die ersteren Triebe, die körperlichen, animalische oder thierische, und die andern geistige Triebe genannt. So sind Essen und Trinken, Bewegung und Begattung natürliche körperliche Triebe, weil wir dazu den inneren Reiz empfinden oder vielmehr das Gefühl dazu in uns liegt, abgeleitet davon sind aber die Triebe zum Genusse feiner Speisen und Backwerke, zum Trunke, zur heftigen Bewegung (Tanz ꝛc.) und

zur Wollust, weil diese Letzteren erst durch die Ersteren entstanden oder hervorgebracht worden sind; denn erst mußte man den einen dieser Triebe kennen, um den andern hervorzubringen; denn erst durch den Trieb zur Begattung entstand der Wollusttrieb, das heißt, nach der Befriedigung des Ersteren, also allemal nach dem Genusse. Bei den Thieren erscheinen diese Triebe sehr modificirt und an gewisse Regeln und Zeiten gebunden. So findet bei vielen, besonders höheren, Thieren, die Begattung nur zu gewissen Zeiten des Jahres Statt; auch weichen sie im Naturzustande nicht von ihren Nahrungsmitteln und Getränken ab; obgleich sie im Zustande der Zähmung oder als Hausthiere sich auch an andere Kost gewöhnen, z. B. die Hunde und Katzen, die Schweine ꝛc., die auch gekochte Speisen genießen; andere bleiben auch hier bei der Nahrung ihres Naturzustandes, wie die Pferde, das Rindvieh, die Schafe, die Hühner, Tauben ꝛc. Alle trinken aber Wasser, als das natürlichste Getränk, nur die Krähe scheint hier eine Ausnahme zu machen, sie trinkt auch Branntwein, wenn man sie gezähmt im Hause hat, ja sie zieht sogar dieses Getränk dem Wasser vor; denn wenn man derselben eine Tasse mit Wasser und eine Tasse mit Branntwein hinsetzt, so säuft sie lieber von dem Letzteren, und läßt das Wasser stehen; sie macht dann als Betrunkene die possirlichsten Bewegungen im Zimmer oder in dem Gemache, wo man sie herumlaufen läßt. So sind die Tauben, außer dem Begattungstriebe, besonders zur Wollust geneigt; die jungen noch ungepaarten Tauben lassen sich von alten Täubern treten, und solches fast zu allen Zeiten, ja sie suchen sich diesen auf alle Weise durch Kokettiren angenehm zu machen und gefällig zu erweisen ꝛc. — Die Seelentriebe wirken theils mit den natürlichen körperlichen Trieben in Gemeinschaft, theils auch besonders, und dann sind sie beim Menschen größten=

theils dem Willen untergeordnet, und erscheinen als Willenstriebe; s. diese, weiter unten. Die natürlichen Triebe sind auch die eigentlichen Ursachen der Begierden. Der Gedanke, daß uns eine Sache gut oder schädlich sey, würde nichts wirken, wenn unserer Seele der Trieb nicht eingeprägt wäre, das Gute zu verlangen und das Böse von sich abzuwenden. So empfinden wir auch eine gewisse Neigung oder Abneigung z. B. zu einer gewissen Lebensart und Gattung von Geschäften, ehe noch irgend eine Erkenntniß oder Vorstellung vorangegangen ist. So verspüren wir eine Abneigung gegen gewisse Speisen oder Thiere, ohne zu wissen, ob sie uns schädlich sind. Aus der Erfahrung kennen wir, daß viele natürliche Triebe vorhanden sind, und sich schon zu einer Zeit wirksam äußern, ehe wir noch fähig sind, gehörig zu denken, und Betrachtungen darüber anzustellen. Auch bleiben sie uns eigen, wenn wir dazu nicht mehr fähig sind, das heißt, wenn wir unseres Verstandes nicht mehr mächtig sind. Diese Triebe sind es, die uns zu dem nicht Wollen bestimmen, die uns bestimmen, uns zu fürchten, ohne sagen zu können, warum? und eben so werden wir auch zu so Manchem hingerissen, das wir lieben und verlangen, ohne es eigentlich zu kennen. Es ist hier zwar ein Grund vorhanden, warum wir etwas wollen oder nicht wollen, welcher darin besteht, daß der Gegenstand diesen Trieben gemäß oder nicht gemäß ist; allein wir betrachten ihn nicht immer, auch bei erhelltem Verstande, in der gehörigen Deutlichkeit; wir sind schon zufrieden ihn zu fühlen, können ihn aber finden, wenn wir dieses Gefühl analysiren oder zergliedern wollen. Alle dergleichen Triebe sind auch Empfindungen der Seele im Allgemeinen, da sie in einer gewissen Zu= oder Abneigung bestehen, oder doch diese bewirken. Einige nennen sie bloße Bewegungen oder Empfindungen, um sie von den übrigen

Empfindungen und Begierden, die auf eine vorhergehende Erkenntniß erfolgen, zu unterscheiden. Man soll sie noch besser unbestimmte Empfindungen nennen können; da entweder der Gegenstand, oder der Zweck dabei unbestimmt ist. So verspüren wir Hunger, ohne gerade nach einer gewissen Speise ein Verlangen zu empfinden; wir verspüren eine Leere der Seele, und wünschen beschäftiget oder unterhalten zu seyn, ohne bestimmen zu können, womit, und auf was für eine Art. So fühlt ein Jüngling wohl die Liebe, ohne einen Gegenstand seiner Liebe zu besitzen. In andern Fällen ist der Zweck unbestimmt. Man erblickt einen gewissen Gegenstand, und empfindet Ab- oder Zuneigung, ohne daran zu denken, daß derselbe unsern Trieben gemäß oder entgegen, das heißt, gut oder schädlich ist; nur erst dann, wenn dieser Gedanke hinzu kommt, verwandelt sich der natürliche Trieb in eine Begierde. — Man theilt auch die natürlichen Triebe in allgemeine und in besondere. Die Ersteren sind diejenigen, die sich in der Regel bei allen Menschen finden, als der Trieb zur Selbsterhaltung, zum Leben, zur Geselligkeit, zur Glückseligkeit ꝛc.; die Letzteren sind nur gewissen Menschen eigen, z. B. die Abneigung gegen gewisse Thiere, die dem Einen beiwohnen, dem Andern nicht. So hat der Eine eine Neigung zu einer Wissenschaft, Kunst, oder einer gewissen Lebensart, der Andere aber nicht. Die Eintheilung der natürlichen Triebe in körperliche und in Seelentriebe, ist schon oben, S. 33, angeführt worden. Die körperlichen Triebe hat nun der Mensch größtentheils mit den Thieren gemein, z. B. den Trieb zur Selbsterhaltung, zur Fortpflanzung, zur Bewegung und Ruhe ꝛc., und so auch die Seelentriebe, die mit jenen Gemeinschaft haben; voraus hat der Mensch aber die Triebe nach Kenntniß, nach Wissenschaften, Künsten und Gewerben, nach Vollkommenheit und

Glückseligkeit ꝛc. ꝛc., und dann die davon abgeleiteten Triebe. — Alle natürlichen Triebe sind gut und zeugen von der weisen Fürsorge des Schöpfers, seine Geschöpfe bis zu dem bestimmten Ziele zu ihrem Wohle in Thätigkeit zu erhalten, wohin alle Triebe wirken; auch der Trieb der Ernährung, Begattung ꝛc. Wenn wir beim Folgen dieser Triebe fehlen, so geschieht es wegen der unrichtigen Anwendung derselben. So ist Essen überhaupt gut; aber nicht alle Speisen sind gut zu genießen oder bekommen Allen gut; auch überschreitet man wohl das richtige Maaß, indem man zu viel oder auch zur Unzeit ißt. Daher ist auch der Mensch mit der Vernunft ausgestattet worden, um diese bei allen Trieben zur Regentin derselben zu machen, wo hier das Thier bloß dem Instinkte folgt.

Trieb (natürlicher), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Neigungs-), s. Trieb (Gewohnheits-).

— (organischer), organische Triebe, s. Th. 187, S. 731.

— (Pflanzen-), s. daselbst, S. 727 und 730. — Was den Instinkt oder Naturtrieb bei den Pflanzen anbetrifft, so sagt ein Schriftsteller darüber: „Da die Pflanzen auch mit inneren eigenthümlichen Kräften des Wachsthums, der Selbsterhaltung, der Bewegung und der Zeugung versehen sind, so muß man ihnen auch eine eigene Lebenskraft zugestehen. Der Begriff des Lebens schließt auch immer einen gewissen Grad des Empfindungsvermögens in sich, und wo dieses ist, da muß auch Fähigkeit zum Genusse in einem höheren oder geringeren Grade vorhanden seyn; nur Vorurtheil und Systemgeist können uns abhalten, dieser so angenehmen Vorstellung beizupflichten. Bei den jungen Thieren beobachtet man, daß sie viele zweckmäßige Handlungen aus einer inneren Neigung ganz maschinenmäßig begehen, welches man einen angebornen natürlichen Trieb oder Instinkt nennt, wie

z. B. bei den eben zur Welt gekommenen Säugethieren, daß sie gleich nach den Brüsten ihrer Mutter suchen, und ähnliche Triebe bemerkt man auch bei den Pflanzen. Der Keim des Samenkorns enthält die künftige Pflanze und die Wurzel derselben. Steckt man nun das Samenkorn verkehrt in die Erde, so wird dennoch jeder Theil diejenige Richtung nehmen, zu welcher er bestimmt ist, er wird daher dem Triebe, den ihm die Natur gab, folgen, das heißt, das junge Pflänzchen wird sich aufwärts und die Wurzel unterwärts kehren. Eine Hopfenpflanze, welche an eine Stange gebunden ist, folgt in ihren Windungen der Sonne von Süden gegen Westen, und stirbt bald ab, wenn man sie zwingt, eine entgegengesetzte Richtung anzunehmen. Wird das Hinderniß gehoben, so fängt sie sehr bald wieder an, der Sonne, so wie vorher, zu folgen. Die Zweige des Geißblattes strecken sich so lange gerade in die Länge aus, bis ihnen ihre eigene Last zu schwer wird; dann verstärken sie sich, indem sie sich spiralförmig zusammendrehen. Begegnen sich zwei Zweige, so hängen sie sich an einander, verwachsen in der Mitte, gleichsam um einander zu unterstützen, und der eine windet sich nach der rechten, der andere aber nach der linken Seite hin, bis sie nach mehreren oder wenigeren Krümmungen einen festen Körper finden, an welchen sie sich halten, und ihn umschlingen können; vertrocknet der eine von den beiden zusammengeschlungenen Zweigen, so windet sich der andere immer spiralförmig von der rechten nach der linken Seite zusammen." — Von diesen Beispielen des Pflanzentriebes kann sich ein Jeder überzeugen; denn sie sind von gewöhnlichen Erfahrungen hergenommen. Noch bessere Beweise von dem Empfindungsvermögen der Pflanzen, von einem inneren Gefühle, geben mehrere Pflanzen südlicher Zonen; so z. B. die Venusfliegenfalle (Dionaea Muscipula), welche in Südka-

rolina zu Hause gehört. Die fleischigen Blätter dieser Pflanze, welche den Stengel umgeben, bestehen aus zwei mit einander vergliederten Gelenken, von denen das obere Gelenk zwei halbeyförmige Klappen bildet, von welchen jede am Rande mit steifen Haaren besetzt ist. Setzt sich nun ein Insekt auf diese Klappen, so verschließen sich solche plötzlich, die steifen Haare an ihren Rändern beugen sich kreuzweis in einander, das Insekt wird todtgedrückt, und zu gleicher Zeit von drei kleinen Dornen, die mitten in den Klappen stehen, durchstochen. So lange nun noch etwas von den todten Insekten zwischen diesen Klappen liegt, thun sie sich nicht von einander, welches zu der Vermuthung geführt hat, daß sich die Blätter von dem Raube nähren; allein hier wirkt der Instinkt blind, es ist bloß ein blinder Trieb sich zu schließen, ohne irgend einen Zweck; denn sobald man einen Strohhalm oder eine Nadel zwischen die Klappen bringt, so schließen sich solche ebenfalls, und öffnen sich auch nicht eher wieder, als bis man den fremden Körper daraus entfernt hat. Eben so merkwürdig sind die Mimosen oder Sinnpflanzen, z. B. die empfindliche oder gemeine Sinnpflanze (Mimosa sensitiva), und die schamhafte Sinnpflanze (Mimosa pudica), welche Beweise der Empfindungsfähigkeit geben, indem sie ihre Blätter bei der geringsten Berührung zusammenlegen oder ziehen, und nach einiger Zeit kehren sie in ihre vorige Lage zurück. Alle Abend schließen sich die Blätter der letzteren Pflanze, und alle Morgen öffnen sie sich wieder, und so auch bei andern Arten dieser Gattung. Die Versuche, welche die Naturforscher mit diesen Mimosen angestellt haben, um sich von der Ursache dieses Reizes zu unterrichten, sind schon unter Mimose, Th. 90, S. 741 u. f., angeführt worden. Auch der bewegliche Süßklee (Hedysarum gyrans Linn.), welcher in Ostindien, und hier nament-

lich in Bengalen heimisch ist, besitzt eine ähnliche Eigenschaft, welche auf ein Empfindungsvermögen schließen läßt. Diese Pflanze wird an vier Fuß hoch. Unter den größeren Blättern derselben stehen zwei kleinere, die sich den ganzen Tag über bald auf- und bald niederwärts bewegen; denn indem das eine Blatt emporsteigt, sinkt das andere gemeiniglich nieder; auch geschieht die Bewegung nach unten schneller und regelmäßiger, als das Emporsteigen. An einem abgeschnittenen Zweige in Wasser gesetzt, dauert die abwechselnde Bewegung noch vierundzwanzig Stunden fort, und wenn sie durch irgend ein Hinderniß unterbrochen wird, so erfolgt sie nachher, wenn dasselbe hinweggeräumt ist, mit vermehrter Geschwindigkeit. Alle hier angeführten Thatsachen scheinen den Satz: daß auch die Pflanzen mit Empfindungsvermögen begabt sind, zu beweisen, mithin fehlt ihnen der Instinkt eben so wenig, als den Thieren; denn z. B. jener Trieb des Strebens und Wirkens, wie bei den Mimosen, setzt doch immer eine thätige Aeußerung einer Kraft voraus, so dunkel auch das Bewußtseyn des damit verknüpften Gefühls seyn mag; immer muß hier ein inneres Gefühl des Zuträglichen und des Schädlichen sich offenbaren. S. auch den Art. Pflanze, Th. 111, S. 418 u. f.

Trieb (Rache-), s. Th. 187, S. 732.

— (Rechts-), s. oben, S. 4.

—, nach Reichthum, s. oben, S. 3, 4.

— zur Ruhe, s. Th. 187, S. 732, und unter Trieb (Thätigkeits-).

— (Schamhaftigkeits-), Schamgefühl, s. Th. 187, S. 729. — Er entspringt zum Theil aus dem Gefühle der Reue über begangene Fehler, zum Theil auch aus der Enthüllung von Schwachheiten, üblen Gewohnheiten, womit Jemand überrascht wird, und hierbei sich dieser Trieb im Betroffenseyn gleichsam

durch eine scheinbare Verbergung, Verdeckung der befürchteten Entdeckung äußert. Dieser Trieb ist eine eigene Empfindung, die theils zur Verbesserung des Geschehenen führt, theils auch entmuthiget und niederschlägt, wenn man die Achtung nicht wieder zu gewinnen glaubt.

Trieb (Seelen=), Seelentriebe, geistige Triebe, Triebe, welche sowohl den Thieren, als den Menschen eigen sind, nur wirken sie bei den Ersteren gleichsam mechanisch, und durch den Körper gebunden auch nur einseitig auf wenige Gegenstände, statt sie bei dem Menschen durch die Freiheit des Geistes, den vollendetsten Körperbau, und das Erkenntnißvermögen eine Ausdehnung gewinnen, die Alles umfaßt, Himmel und Erde. Wenn sich die ganze Thätigkeit bei den Thieren nur auf sinnliche Lust und Unlust beschränkt, nur auf körperlichen Wohlstand, so ist der Mensch, außer diesen, auch noch der geistigen Genüsse fähig, wovon man bei den Thieren keine Spur antrifft. Diese geistigen Triebe sind es nun auch, welche dem Menschen besonders eigen sind. Da nun das Vermögen der deutlichen Erkenntniß in unserer Natur die Grundlage von allen übrigen Fähigkeiten ist, so ist auch der Trieb zum Gebrauche dieser Kraft, der **Erkenntnißtrieb**, wesentlich nöthig. Er entspringt unmittelbar aus dem Wahrheitsgefühle und dem Hange zur Erweiterung unserer Begriffe, auch zur Entdeckung der Ordnung und Vollkommenheit der Gegenstände außer uns. Die Aufmunterung in der Jugend, das Beispiel älterer Personen, und die Nacheiferung entfalten diesen Trieb, der, durch die Gewohnheit gestärkt, bisweilen zum stärksten Bedürfnisse wird. Die Aussicht auf Gewinn, auf Ehre und Ansehen, verschafft ihm mächtige Nahrung, und die Ueberwindung der Schwierigkeiten schmeichelt der **Eigenliebe** oder **Selbstliebe**, und ist ein reichhaltiger Lohn der Mühe.

— Der Erkenntnißtrieb (s. oben, S. 8) wird zur Ausbildung des Verstandes und zur Erwerbung und Erweckung nützlicher Kenntnisse benutzt; er ist nicht bloß den Erwachsenen und Kultivirten eigen, sondern auch Kindern und den Erwachsenen aus den niedern Volksklassen, die weiter keine Ausbildung erhalten haben, als Handarbeiten zu verrichten, Andern zu dienen ꝛc.; denn man gewahrt die Eindrücke, welche Erzählungen, Fabeln ꝛc. auf sie machen; daher bedient man sich auch der ersten sinnlichen Kenntnisse bei Kindern, um sie dadurch zu andern Kenntnissen zu reizen und zu leiten, und ihren Verstand zu den höheren auszubilden. Man unterhält dadurch den Trieb nach Kenntnissen, den Wissenstrieb, der dann bald auf die oben angeführten andern Triebe nach Ehre, Ansehen, Reichthum ꝛc., die zu den Willenstrieben gehören, wirkt, die wieder zu neuen Anstrengungen reizen, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Noch ein mächtiger Sporn zur Erweckung dieser Triebe ist der Trieb zur Selbstliebe oder Eigenliebe (s. diesen Trieb); denn um unser eigenes Wohlergehen fest begründet zu sehen, reizt er zur Thätigkeit, Nachahmung, zu Erfindungen und Entdeckungen ꝛc.; er erweckt also neue, und verstärkt andere Triebe. So nützlich dieser Trieb aber von der einen Seite ist, eben so nachtheilig ist er oft von der andern durch die Ueberschätzung der eigenen Kräfte, der eigenen Geistesfähigkeiten. — Außer den Erkenntnißtrieben gehören zu den geistigen Trieben auch die Willenstriebe, wo der Wille oder das Begehrungsvermögen*) eine entschiedene Wirkung auf die Bestimmung des Triebes hat; denn jede besondere Art der Reizbarkeit unserer Seele enthält auch einen eigenen Bestimmungsgrund des Wil=

*) Eberhards deutsche Synonimik, Artikel Begehren, Th. 1, S. 280 u. f.

lens, und ist daher auch die Quelle eines Grundtriebes, der aber durch andere Triebe mannigfaltig modificirt werden kann. Zu den Willenstrieben gehört, außer den schon oben, S. 42, angeführten Trieben: der Trieb zur Selbstliebe, der Thätigkeitstrieb, der Unabhängigkeits= oder Freiheitstrieb, der Trieb zu Herrschen, der Geselligkeitstrieb, der Trieb zu gefallen, der Vervollkommnungstrieb ꝛc. ꝛc. S. auch die verschiedenen Triebe hier im Register. — Die geistigen Triebe sind verstärkte Seelenkräfte, die über die körperlichen Bedürfnisse hinausgehen, wozu die einfachen oder beschränkten Seelenkräfte hinreichen. Zu allen körperlichen Trieben: dem Nahrungstriebe, Erhaltungstriebe, Begattungs= oder Geschlechtstriebe ꝛc. (wozu auch die den Thieren eigene Kunsttriebe gehören), reizen daher die einfachen Seelenkräfte, die bei den Thieren durch den Instinkt geregelt, bei den Menschen durch den Verstand überwacht werden, um hier nicht in Extreme auszuarten, wozu die Sinnlichkeit führt. Zu allen geistigen Trieben geschieht dieser Reiz durch die verstärkten Seelenkräfte, die oft körperliche Triebe zu unterdrücken vermögen, wie z. B. den Trieb zur Begattung, Bewegung ꝛc.; sie sind nur dann von Dauer, wenn sie sich auf das Tugendgefühl gründen, können aber nicht durch dieses Gefühl allein erweckt werden, da die Tugend sich in der Sittlichkeit begründet, in der Empfindung des Guten und Bösen, und in der Vermeidung des Letzteren. Ein Schriftsteller sagt hierüber: „Die Tugend, als Harmonie aller Triebe und Wirkungen, als die größte Vollkommenheit des Menschen, ist an sich liebenswürdig; Laster, als Disharmonie, als ein unnatürlicher Zustand der Unruhe und Feindseligkeit, ist an sich verwerflich und widrig. Diese Wirkungen der Tugend und des Lasters auf unser inneres Empfindungsvermögen, diese innige Vereinigung des Guten und Schönen, kann man mit

Recht ein sittliches Gefühl nennen; denn es ist dem ästhetischen Gefühle des Schönen in den Werken der Natur und Kunst ähnlich, welches sich auch unabhängig von allem Eigennutze äußert. Durch Sinnlichkeit, Leidenschaft, Erziehung, politische Verfassung, Religionsbegriffe und andere äußere Umstände kann es unterdrückt werden, oder eine falsche Richtung bekommen; allein dessen ungeachtet ist es doch eine wesentliche Anlage unserer Natur. Als Erkenntnißgrund kann das sittliche Gefühl nicht dienen, da deutliche Einsicht nicht auf Empfindung gegründet werden kann, und für sich besteht, ohne irgend einen Einfluß des Angenehmen und Unangenehmen; aber in Verbindung mit der Vernunft begründet das sittliche Gefühl den Trieb zur Tugend, giebt der Ausübung Leichtigkeit und Anmuth, und ist besonders in solchen Fällen wirksam, wo schnelle Entschließung nöthig ist." S. auch Trieb (Natur-), S. 33 u. f.

Trieb zur Selbstliebe, ein Grundtrieb, der zu den stärksten und ausgebreitetsten Trieben gehört, und sich auf die Wohlfahrt des eigenen Ichs bezieht, und da wir unserm eigenen Ich eine weite Ausdehnung in geistiger Beziehung geben können, so können wir auch die meisten geistigen Triebe darunter begreifen. Die Selbstliebe handelt entweder bloß nach sinnlichen Empfindungen, oder nach Vernunftschlüssen in Handlungen auf unsere Person. Jene würden uns oft schädlich werden, weil uns der Instinkt, der den Thieren beiwohnt, und ihre Triebe regiert und regelt, fehlt; deshalb hat der Mensch die Vernunft zur Regentin bei seinen Handlungen erhalten, die deshalb unbeschränkt im Genusse der sinnlichen Vergnügungen sind. Auch durch den Trieb der Selbstliebe wird das Wohl Anderer befördert, indem die Befriedigung der unter ihm stehenden Triebe des eigenen Ichs nicht ohne Anderer Hülfe geschehen kann, sie mögen nun körperlich

oder geistig seyn, und wo dieser Grundtrieb in Selbstsucht oder Eigennützigkeit ausarten könnte, da tritt ihm das Mitgefühl oder die Sympathie entgegen, das doch den meisten Menschen beiwohnt, um die Härten des Gemüths zu mildern. — Auch der Trieb zur verglei-chenden Selbstliebe, s. oben, S. 2, gehört hierher.

Trieb, in der Sprachkunst, s. Th. 187, S. 727 u. f.

—, zum Stuhle oder Stuhlgange, s. Trieb (Ausleerungs-).

— (Thätigkeits-), s. Th. 187, S. 732, und oben, S. 1. Auch dieser Trieb ist ein Grundtrieb, der in dem Organismus des Körpers sich schon durch das Anschwellen der Muskeln, die Bewegung der Lebensgeister, die eine Unruhe des beseelten Körpers verrathen, und die man auch in der Bewegung der Kinder, in ihren Spielen, die sie oft bis zur Ermüdung, ja Ermattung fortsetzen, erblickt. Selbst der geistarme Wilde liebt doch die Jagd, Spiel und Tanz, und die Erfindung von mancherlei Spielen und Zeitvertreiben bei den kultivirten Völkern beweiset, daß der Thätigkeitstrieb, sowohl körperlich, als geistig, auch in den Stunden der Erholung nicht rastet. Dieser Trieb muß aber in den thätigen und leidenden unterschieden werden, das heißt, in eine thätige und leidende Beschäftigung. Die Letztere ist für diejenigen Menschen, die bei jeder Anstrengung leicht ermüden, und denen selbst Spiele: Karten-, Brett- und andere Spiele, nicht zusagen, weil immer damit eine anhaltende Bewegung verknüpft ist; sie ergötzen sich an Schauspielen jeder Art, Konzerten, Gesellschaften (wenn auch nur zum Plaudern) und finden hier dasjenige in der Anschauung, Anhörung und Mittheilung, was Jene vereint in der körperlichen und geistigen Thätigkeit finden. Der Trieb zur Thätigkeit beschränkt sich aber nicht bloß hierauf, sondern hat auch äußere Ursachen, nach denen er strebt, oder die er sich zum Zielpunkte setzt, z. B. nach Reich-

thum, Herrschaft, Ehre ꝛc., und ist dieses oder jenes Streben erreicht, so wird oft dennoch die angefangene Unternehmung aus Gewohnheit oder Gewinnsucht fortgesetzt; es entsteht dann eine Begierde, welche den Geiz und Ehrgeiz erzeugt, und also die Mittel zu tadelnswerthen Absichten benutzt. „Die Verbindung der Sympathie mit dem Thätigkeitstriebe, sagt ein Schriftsteller, erzeugt die edle Begierde, Menschen zu beglükken, den hohen Patriotismus, die Aufopferung der Kräfte, des Vermögens, ja des Lebens selbst; sie spornt zum Beistande eines Unglücklichen an, und rettet ihn, wenn die träge Selbstliebe ihn nur bedauert.

Trieb (thierischer), thierische Triebe, animalische Triebe, die Triebe, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, und die in der Ernährung, Bewegung, Fortpflanzung ꝛc. bestehen; s. auch Trieb (Natur=); besondere animalische Triebe, die sich bloß auf den Menschen beziehen, s. auch Th. 187, S. 731 u. f.

—, zur Tugend, s. Trieb (Seelen=).

— (Unabhängigkeits=), s. Trieb (Freiheits=).

— (Veränderungs=), s. Trieb (Wechsel=).

— (Vergleichungs=), s. oben, S. 2.

— (Vergnügungs=), Genußtrieb, s. Th. 187, S. 731. Nicht bloß der Trieb nach körperlichen Genüssen oder Vergnügungen, die im Essen und Trinken (in gut schmeckenden Speisen und Getränken), in der Bewegung (Spiel und Tanz), in der Geschlechtsliebe ꝛc. ꝛc. bestehen, sondern auch in geistigen Genüssen, die sowohl den Verstand, als Auge und Ohr ergötzen, überhaupt den Verstand und das Gefühl in Anspruch nehmen. Hierher gehört der Genuß, den man sich durch Wissenschaften und Künste verschafft, indem man sie entweder selbst betreibt, oder sich an den Produkten derselben ergötzt, sowohl im Lesen, als im Anschauen und Hören. Zu den Letzteren

gehören Schauspiele aller Art, die Musik, die schönen Künste, in Ausstellung ihrer Werke: in der Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Kupferstecherkunst ꝛc. ꝛc. — „Das Gefühl der Schönheit, sagt ein Schriftsteller, oder das sinnlich=geistige Empfindungsvermögen, ist ein merkwürdiges Attribut unserer Natur. Der Reiz desselben liegt in dem Körper und Geiste zugleich, in einer Uebereinstimmung beider. Dieses Gefühl ist einer großen Bewegung des Gemüths fähig, welche Dichter und Künstler begeistert, und die Betrachtung ihrer Werke so anziehend macht. Das Vergnügen an schönen Kunstwerken ist von dem Besitze unabhängig; durch Mittheilung wird es sogar erhöhet, auch ohne Rücksicht auf die etwa damit verknüpften Vorstellungen eines persönlichen Vorzuges.“ — Eben so geht es auch mit den Werken der Tonkunst, die unser Ohr ergötzen oder vielmehr durch das Gehör den vortheilhaftesten Eindruck auf das Gemüth machen, und zu den angenehmsten Empfindungen stimmen. — Ferner gehört zu den geistigen Vergnügungen auch die gesellige Unterhaltung, die so mächtig anzieht, und uns diejenigen Oerter, wo uns dieser Genuß geboten wird (häusliche Zirkel, Kaffeehäuser ꝛc.), so werth macht, daß wir eine Neigung zu ihnen empfinden, die uns keine Ruhe im Hause läßt, wenn die Tageszeit heranrückt, an welcher wir diesem Genusse unter Freunden, Bekannten ꝛc. opfern. — Daß der Trieb zu den körperlichen und geistigen Genüssen, den wir vor den Thieren voraus haben, auch auf Abwege (zur Weichlichkeit, Schwelgerey und Wollust, auch durch Raubung der Mittel, Zeit und Kräfte, die auf wichtigere Zwecke hätten verwendet werden können, zum Bankerot) führt, wenn er nicht durch die Vernunft überwacht wird, zeigt der Lebensverkehr oft genug.

Trieb (Vervollkommnungs=), Trieb nach Erweiterung, der Trieb fortzuschreiten, welcher aus

dem Triebe zur Selbstliebe und dem Triebe zur Thätigkeit entspringt. In der Vollkommenheit entdecken wir die Uebereinstimmung der Absichten und der Mittel, und daher bestreben wir uns, unsere Einrichtungen und unsere Werke immer vollkommener zu machen, und unsern Zustand zu verbessern. Hat man von einem bessern Zustande, als der gegenwärtige ist, keinen Begriff, oder sieht man die Mittel, um dazu zu gelangen, für zu schwierig und gefährlich an, so bleibt man stehen, wo man ist, und die Liebe zur Ruhe gewinnt alsdann die Oberhand oder das Uebergewicht über den Trieb zur Thätigkeit. Der Trieb nach Vervollkommnung oder nach Erweiterung ist daher in der menschlichen Natur gegründet, wie wir an den Fortschritten des Zeitgeistes sehen; allein er erfordert die Mitwirkung äußerer Ursachen, um in Thätigkeit gesetzt und belebt zu werden.

Trieb (Vieh-), s. Th. 187, S. 728.

— (Wechsel-), der Trieb nach Veränderung, immer etwas Neues vorzunehmen oder zu sehen; auch ein sehr wohlthätiger Trieb zur Beförderung unseres Wohlstandes, indem er die Thätigkeit erhöhet; denn unser körperliches Gefühl wird bald durch das Einerley stumpf, ja es ermattet, indem der Reiz nachläßt, und wo er vorhanden bleibt, da spornt ihn die Sorge für den Unterhalt täglich an, das Einerley zu betreiben, wie es bei vielen Gewerben oder vielmehr Gewerbetreibenden der Fall ist, die sich nicht über das Alltägliche in ihrem Gewerbe, über das Erlernte, erheben. Sonst bewirkt dieser Trieb Erfindungen und Entdeckungen, indem er ein stetes Nachsinnen oder Grübeln veranlaßt, um etwas Neues zu produciren. — Ein Schriftsteller sagt: „Der Thätigkeitstrieb und der Erweiterungstrieb machen uns mit dem Gewohnten und Alltäglichen unzufrieden, lassen uns etwas Besseres, oder doch etwas Neues, wünschen.

Selbst ein glücklicher Zustand wird uns mit der Zeit gleichgültig, und eine andere Lage scheint uns besser, und dieses bloß, weil es nicht die unsrige ist. Wir finden nach und nach in unserer eigenen verschiedene Unbequemlichkeiten, und sehen in einer fremden nur das Angenehme, welches uns die Einbildungskraft noch reizender vorstellt. Das Neue reizt durch die Lebhaftigkeit des Eindrucks, der die Aufmerksamkeit an sich zieht, dagegen läßt das Alte der Zerstreuung mehr Raum. Es erweckt durch die Verknüpfung mit andern Ideen die Erwartung von Vortheil oder Annehmlichkeit; in andern Fällen auch wohl Besorgniß und Furcht." S. auch Th. 187, S. 732.

Trieb (Willens=), Willenstriebe, s. daselbst, S. 733. Die Willenstriebe sind Grundtriebe, die einige Philosophen unter dem Triebe nach Glückseligkeit begreifen. Jede besondere Art der Reizbarkeit unserer Seele enthält einen eigenen Bestimmungsgrund des Willens, der sich verschiedentlich modificiren läßt, und daher entstehen auch mancherlei Willenstriebe, die gleichfalls Grundtriebe genannt werden können, wie der Trieb zur Thätigkeit, der Trieb zur Erweiterung und Vervollkommnung, der Trieb zu gefallen, der Trieb zur Herrschaft, der Ehrtrieb, der Trieb zur Gesellschaft, der Trieb zur Nachahmung und mehrere andere abgeleitete Triebe, die schon oben im Register angeführt und beschrieben worden sind. S. auch Trieb (Seelen=).

— (Wissens=), s. Th. 187, S. 734, und oben, S. 42.

— (Wollust=), s. daselbst, S. 733.

— (Zeugungs=), s. Trieb (Begattungs=).

Triebe, in Beziehung auf die Sprache, nur in einigen Provinzen Deutschlands gebräuchlich, z. B. in Mei=

ßen für Trieb 2 (1) oder Trift; auch lautet es in einigen Gegenden Tröbe und Treibe.

Triebel, von dem veralteten Trieben, für treiben, ein Werkzeug zum Treiben. So führt beim Böttcher der hölzerne Schlägel den Namen Triebel, womit die Reifen, die um ein Faß oder eine Tonne gelegt werden, herabgetrieben werden, damit sie die Stäbe enge umschließen und festhalten. S. auch den Art. Treiber, Th. 187, S. 467, und unter Schlägel, Th. 145, S. 147. An den Spulrädern ist der Triebel der krumme Arm an der Welle, um solche und mit ihr das Rad umzudrehen; in andern Fällen der Drehling, die Kurbe. S. Tretspinnrad, Th. 187, S. 616. In einigen Oberdeutschen Gegenden ist der Triebelmeister so viel als Zeidel- oder Bienenmeister, und das Triebelgericht das Zeidler- oder Zeidelgericht (s. unter Biene, Th. 4), in welchen Fällen es allem Ansehen nach, wie Adelung angiebt, zu einem andern Stamme oder zu einer andern Bedeutung des Zeitwortes treiben gehört.

Triebelgericht, s. den vorhergehenden Artikel, und den Art. Zeidelgericht, unter Z., wo auch das Nöthige von dem Zeidelrichter und dem Zeidelrechte gesagt werden wird.

Triebelmeister, der Zeidel- oder Bienenmeister; s. unter Triebel. Die Benennung Triebel- oder Zeidelmeister, um damit einen Zeidler oder Bienenwärter zu bezeichnen, rührt noch aus den Zeiten her, wo die Zeidler Kaiserliche Forstbediente waren, die den Honigbau in den Wäldern in Aufsicht oder auch zu Lehne hatten, und ihre Beständner, welche den Honig sammelten, hießen Afterzeidler. S. auch den Art. Biene, Th. 4, und Zeidler, unter Z.

Triebfeder, eine elastische Feder, welche die Theile einer Maschine in Bewegung setzt, z. B. die Uhrfeder,

welche die ganze Bewegung der Taschenuhr verursacht. S. Spiralfeder, Th. 159, S. 105 u. f., und unter Taschenuhr, Th. 180, S. 383. — Im figürlichen Verstande eine jede Vorstellung, ein jeder Gegenstand, welcher die wirkende Kraft in uns zur Thätigkeit bestimmt. Der objektive Grund eines Begehrens oder Verabscheuens wird Bewegungsgrund genannt; der subjektive Grund des Begehrens, wodurch die Willkühr des Subjekts bestimmt wird, und der Gefühl ist, Triebfeder. Ist dieses Gefühl das Angenehme oder Unangenehme, so ist die Triebfeder sinnlich, wird aber das Gefühl durch die Vernunft selbst bewirkt, moralisch. Die letztere Triebfeder ist das Gefühl der Achtung, welches die Vernunft durch den Pflichtbegriff bewirkt, indem sie sich die Sinnlichkeit unterwirft. — In diesen Beziehungen sagt man: Der Geist des Mißtrauens, der List, des Betruges habe alle Triebfedern der Seele entwickelt. Der Gewinn ist die große Triebfeder der Handlung. Ein Weltweiser kann sich nicht edler, als mit der Untersuchung der Triebfedern der Natur beschäftigen ꝛc.

Triebhammer, ein Hammer, den verschiedene Handwerker gebrauchen; s. unter Hammer, Th. 21, S. 330, 334 und 341.

Triebholz, Treibeholz, das in vielen Ländern auf den Seen und Strömen umher treibende Holz; s. unter Holz, Th. 24, S. 937 u. f. — Bei den Buchdruckern, s. unter Form, Th. 14, S. 476.

Triebmaaß, beim Klein- oder Taschenuhrmacher, ein kleiner Haarzirkel, womit die Stärke eines jeden Getriebes abgemessen wird. Man mißt mit diesem Zirkel über drei gewälzte Zähne desjenigen Rades weg, welches das Getriebe bewegen soll, und die Eröffnung des Zirkels, die man hierdurch erhält, giebt

den Durchmesser des Getriebes, welches ein Getriebe von sechs Stöcken giebt.

Triebrad, ein Rad, welches eine Maschine treibt, oder ihre wirkende Kraft in Thätigkeit setzt; in einigen Gegenden auch der Trieb. S. unter Mühle, Th. 95, S. 304.

Triebrecht, s. Th. 187, unter Trieb, S. 728, und unter Weide, in W.

Triebsand, Drievsand, Flugsand, Loopsand, Sluupsand, Quiksand, Quellsand, Suugsand, ein lockerer und flüchtiger Sand, der von dem Winde überall hingetrieben wird; s. Sand (Flug-), Th. 136, S. 44 u. f. Man nennt diesen Sand auch Diluvialsand, und setzt seine Entstehung in die Diluvialzeit, da solche ungeheure Massen von Sand, die oft über Flächen von vielen hundert Quadratmeilen ausgebreitet sind, sich nicht in unserer geschichtlichen Zeit gebildet und aufgelagert haben können, sondern sie setzen viele größere Ueberschwemmungen und Fluthen voraus, wie wir sie aus unsern Erfahrungen kennen. Auch die im Sande häufig begrabenen Säugethiere, deren Gebeine meist solchen Gattungen angehören, welche jetzt nicht mehr lebend bei uns gefunden werden, sind Zeugnisse für die frühere Entstehung dieses Sandes. Ebenen mit dergleichen Sand findet man in Westphalen, Hannover, Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Preußen, und in einem Theile von Posen; sie hängen mit einander zusammen. Besonders zu erwähnen sind die großen Sandwüsten in Afrika, z. B. die Sahara, welche wenigstens hundert tausend Quadratmeilen umfaßt. Alle diese Sandebenen beweisen, daß der Sand Ablagerungen des Fluthlandes sey; aber auch weniger ausgebreitete Sandlager gehören, wenn sie Gebeine vorweltlicher Thiere in sich schließen, oder wenn sie auf solchen Höhen sich finden, wo sie von unsern jetzigen

Gewässern nicht hingebracht seyn können, zum Fluthlande. Diese Sandlager sind oft sehr mächtig, bis über 100 Fuß, und theils von Dammerde überlagert, theils bloß liegend. Auch findet man in diesen sandigen Landstrichen hin und wieder große Blöcke von Urgebirgsarten, besonders Granit. Man findet dergleichen Blöcke in dem Sandlande von Norddeutschland bis nach Preußen, und auch noch weiter hinauf, durch Kurland, Liefland nnd Esthland; sie sollen aus den Scandinavischen Hochgebirgen herstammen, und wie man vermuthet, sind auch sie zu der Zeit der letzten großen Fluthen von dem Muttergebirge losgerissen und zerstreut worden. — Da der Triebsand aus so feinen Theilchen besteht, daß er gleichsam auf dem Wasser schwimmt, so giebt er bei Wasserbauten den schlechtesten Grund ab; denn es geht zwar ein Pfahl leicht hinein, so lange fortgeschlagen wird, oder so lange man mit der Ramme fortfährt, ihn einzutreiben, wenn er aber eine Weile stille steht, so besaugt er sich im Triebsande, und ist mit vieler Mühe erst wieder zum weitern Eindringen zu bringen. Auch darf man den Pfahl nicht zu stark eintreiben, weil man bald gewahren würde, daß sich der Grund um den Pfahl herum hinabzieht, dann aber auch wieder um denselben in die Höhe steigt; denn sobald der Triebsand wieder in sein Gleichgewicht kommt, steigt der Pfahl in die Höhe. Dieses ists aber nicht allein, was den Grund schlecht macht, sondern das Auslaufen verschlimmert ihn noch mehr, welches von dem schlechtesten Strome verursacht werden kann, daß nämlich derselbe den Triebsand in der Tiefe losspült und forttreibt. Deshalb ist es auch nicht gut, bei Wasserbauten am Ufer große Pfähle einzutreiben, sondern sich lieber der Senkschachten von Faschinen oder Würsten mit dazwischen gefüllter Erde und Rasen, auch kleiner Pfähle, welche durchgeschlagen werden müssen, zu

bedienen. — Man hat den Triebsand auch zur Vermischung mit dem Kalke zur Mauerspeise angerathen; allein erfahrene Baumeister halten ihn dazu nicht geschickt, eben so wenig kann man ihn zu Wällen und Dämmen gebrauchen; denn seine Bestandtheile sind von der Art, daß sie sich von der Feuchtigkeit, überhaupt der nassen Witterung, auflösen, und auseinander fließen; er hält daher nicht zusammen, und ist kein Bausand. Man muß ihn von dem groben, scharfen und reinen Sande wohl unterscheiden, der auch von dem Wasser an mehreren Orten, gleichsam als gewaschen, an das Ufer gespült wird, der aber bei einer genauen Beschauung durch Vergrößerungsgläser, auch bei der Untersuchung, aus Quarz und andern Steinchen besteht, und sich zum Bausande und zur Mauerspeise vorzüglich eignet. Ein guter Sand muß, wenn er gleich feucht in die Hand genommen wird, dieselbe nicht schmutzig machen, was aber der Triebsand thut. — Bei der Uebersandung von guten Ländereien, das heißt, tragbarem Boden, ist es schwer, diesen von dem Flug- oder Triebsande zu reinigen; auch weiß man nicht, wo man denselben, außer dem so kostbaren, Zeit und Mühe erfordernden, auch theils nicht anwendbaren Rajolen, lassen will, da er nur eine geringe Anwendung in den Gewerben, wie schon vorher bemerkt worden, findet. Hier schlägt ein Landwirth vor, den übersandeten Boden zum Grasplatz umzuwandeln, wie er es selbst gemacht habe, und dabei in der Ausführung glücklich gewesen sey. Er ließ nämlich den Strich des übersandeten Bodens erst ebenen, dann überwalzen, mit kurzem Stalldünger und auch mit Hühner- und Taubenmiste überstreuen, besäete dann die Fläche mit einem Gemische von Rauhhafer, Holländischem Klee und Heusamen, ließ beides, den Dünger und die Saat, untergraben, und das Land zusenken. Der Auflauf wurde erst spät verspürt,

welches wegen des geschehenen Untergrabens nicht anders seyn konnte; er zeigte sich aber bei eingetretenem fruchtbaren Wetter so dicht und schön, daß man es nicht besser wünschen konnte. Klee und Hafer wuchsen fast gleich stark, und dieser diente jenem zur Lehnung, daß er trefflich empor und über den Hafer herschoß, und solchen fast ganz bedeckte. Bei dem ersten Abmähen spürte man schon Untergras, und da die Frucht nachher noch einmal mit Nutzen abgemähet wurde, und die Fläche sich noch weiter zur Narbe ansetzte, so wurde aus dem kleinen Sandstriche ein guter Grasboden.

Triebschwefel, s. Trippschwefel.

Triebstahl, beim Kleinuhrmacher, Taschenuhrmacher, ein Stahldraht, wovon derselbe die Getriebe der Uhren verfertiget. Die Deutschen Uhrmacher beziehen ihn aus den Englischen und Genfer Uhrfabriken. Er wird hier durch eine Maschine gezogen, nach Art des Drahtziehens, wo er gleich die Gestalt von sechs, sieben, zehn und zwölf Triebstöcken erhält. Hieraus geht hervor, daß zu jedem Triebstahldrahte bei der Zugmaschine ein anderes Zieheisen eingesetzt werden muß, und daß das eine oder das andere bestimmte Löcher zu den Stöcken des Triebstahls hat. S. auch unter Taschenuhr, Th. 180.

Triebstock, Triebstöcke, diejenigen Stöcke von Stahldraht, woraus die Getriebe der Uhren bestehen; s. auch unter Taschenuhr, Th. 180.

Triebvogel, Triebvögel, abgerichtete Vögel, die in einigen Ländern zum Fischfange gebraucht werden, indem man sie dazu, wie die Hunde zur Jagd, abrichtet, und wozu vorzugsweise der See- oder Wasserrabe gebraucht wird. S. auch unter Fischfang, Th. 13, S. 679 u. f.

Triebwerk, Fr. Ressort, das Getriebe in einer Taschenuhr, die Triebfeder von Stahl; s. oben, S. 50.

Triefauge, Thränauge, Rinnauge, ein triefendes

Auge, ein Auge, welches thränt, häufig Wasser ausfließen läßt, oder in dem stets Wasser steht, sich immer sammelt, und dem Auge ein trübes Ansehen giebt, daher triefäugig, solche Augen habend. Im gewöhnlichen Leben und im verächtlichen Verstande auch eine Person mit solchen Augen. S. auch die Artikel Thränen und Thränenauge, Th. 184, S. 510 u. f.

Triefen, ein regelmäßiges und unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert, in langsamen Tropfen herabfallen oder herabrinnen, da es dann eigentlich von solchen Flüssigkeiten gebraucht wird, welche auf solche Art herabfallen. Das Blut trieft aus der Wunde, wenn es langsam und tropfenweise daraus hervorkommt. Thränen troffen (auch trieften) ihm aus den Augen. Der Regen trieft von den Dächern. Der Regen troff nicht mehr auf Erden, 2. Mos. 9, 33. Aber auch von den festen Gegenständen, aus oder von welchen der flüssige trieft. Die Augen triefen, wenn sich in ihnen Wasser sammelt, und daraus herabrinnt. Es regnet, daß die Dächer troffen oder triefen. Durch hinläßige Hände wird das Haus triefend, Pred. 10, 18, das heißt, es regnet überall hinein, eine ungewöhnliche Art des Gebrauchs. Wird der flüssige Körper hierbei ausgedrückt, so geschieht solches vermittelst des Vorwortes von. Die Kleider triefen von Regen, die Augen von Thränen. Deine Fußstapfen triefen von Fett, Ps. 65, 2; nicht mit, wie in andern Stellen der Deutschen Bibel. Der Himmel und die Wolken triefen mit Thau, Hiob 33, 28. Die Berge triefen mit süßem Wein, Joel 3, 18, welche Wortfügungen im Hochdeutschen so ungewöhnlich sind, als es die biblischen figürlichen Bedeutungen des Fortdauerns ꝛc. sind. Je-

mand trieft von Fett, sagt man von einer Person in der Küche, wenn das Fett von ihren Händen herabrinnt oder von ihren Kleidungsstücken, und versteht darunter eine unsaubere Person, welche sich nicht reinlich hält, sich bei dem Bereiten der Speisen nicht in Acht nimmt. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte in seinem großen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart: bei dem Willeram trieffen, truiffen, im Englischen drip, im Schwedis. drypa. Traufen, träufen, triefen und das veraltete trofen oder troffen, wovon noch jetzt das Imperf. und das Mittelwort troff, getroffen, abstammen, sind eigentlich nur in der Mundart verschieden, obgleich traufen und triefen mehr als Neutra, träufen aber mehr als ein Activum gebraucht wird. In Betriefen kommt jenes aber auch als ein thätiges Zeitwort vor. Tropfen ist das Intensivum von beiden, oder vielmehr von dem veralteten troffen, so wie tröpfeln wieder das Diminutivum jenes Intensivi ist. Alle diese Zeitwörter sind unmittelbare Nachahmungen des Lautes, welches ein mit treffen verwandter Laut ist, daher drypa, triefen, im Schwedischen auch fallen überhaupt bedeutet. S. Tropfen. Triefeln, das Diminutivum von triefen, ist im Hochdeutschen wenig gangbar. Die Schafe schütteln den Regen von der triefelnden Wolle. Geßn. Lecken, siekern, Niederf. siepen, siepern, sappen, bezeichnen besondere Oerter des Triefens. Die unregelmäßige Abwandlung oder Conjugation ist im Hochdeutschen am üblichsten, obgleich einige Schriftsteller es regulär brauchen. Es triefte, hat getrieft. Im Oberdeutschen verbindet man es gern mit dem Hülfsworte seyn, welches aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist. Die Onomatopöie sticht in diesem Worte noch merklich vor, und alle Neutra, welche ei-

nen gewissen Laut von sich geben bedeuten, erfordern das Hülfswort haben.

Triegen, I. ein regelmäßiges zurückwirkendes Zeitwort, welches nur in einigen Gegenden üblich ist, sich auf etwas triegen, sich darauf verlassen. Als die noch zarte Welt lag gleichsam in der Wiegen, durft einer sich auf nichts, als auf die Unschuld triegen. (Canitz.) Im Hochdeutschen kommt es nicht vor. Nach Adelung soll es zu trauen gehören, und ein Intensivum davon seyn, wenigstens haben trauen, Treue ꝛc. in mehreren Sprachen und Mundarten einen harten Hauchlaut in der Mitte. — **II.** Triegen, ein unregelmäßiges Zeitwort, Jemandes Erwartung oder Vertrauen zu dessen Nachtheil unerfüllt lassen. Es ist in doppelter Gestalt üblich. 1) Als ein Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, wo es absolute und ohne Meldung der Person, deren Erwartung unerfüllt bleibt, gebraucht wird, und auch nur von Sachen üblich ist. Das Eis triegt, man kann sich nicht darauf verlassen. Das Wetter, die Hoffnung triegt. Die Sinne triegen oft. Wer redlich ist, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf triegendem Sumpfe. Geßn. 2) Als ein thätiges Zeitwort, mit der vierten Endung der Person. Jemanden triegen, dessen gegründete Hoffnung zu dessen Schaden hintergehen oder unerfüllt lassen, sowohl von Personen, als Sachen. In dieser Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet, wo betriegen dafür üblicher ist. Man braucht es noch zuweilen als ein rückwirkendes Zeitwort, sich triegen, sich irren. Trieg ich mich, oder hör' ich den zartesten Gesang? Geßn. So auch das Triegen. Bei dem Notker in thätiger Form triegen, im mittlern Latein mit einem andern Suffixo, trufare, im Italienischen truffare. Da fast alle Zeitwör-

ter, welche eine Hintergehung bedeuten, Figuren der geschwinden Bewegung sind, durch welche solche am ersten und gewöhnlichsten bewerkstelligt wird, so scheint dem Adelung triegen, vermittelst des vorgesetzten intensiven Präfixi t von regen gebildet zu seyn. Das Hauptwort lautet Trug, welches von Vielen als das Stammwort angesehen worden, und daher ist wider alle Aussprache und Gewohnheit von Einigen trügen, betrügen, Betrüger ꝛc. geschrieben worden. Da aber die Hauptwörter allemal von Zeitwörtern herstammen, und nicht umgekehrt diese von jenen, so wird auch dieses Zeitwort im Deutschen sehr bestimmt triegen gesprochen. Die Selbstlaute sind in den Wörtern keinen Regeln unterworfen, und gehen in der Abstammung und Beugung durch alle Schattirungen hindurch. Denn wie man sagt triegen, trog, Trug, so sagt man auch schließen, schloß, Schluß; fließen, floß, Fluß; fliehen, floh, Flucht; schieben, schob, Schub; ziehen, zog, Zucht ꝛc.

Triegerey, ein für Betriegerey und Betrug im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches noch zuweilen von den Dichtern gebraucht wird. Ihre Trügerey (Triegerey) ist eitel Lügen, Ps. 119, 118. Die Anschläge der Gottlosen sind Trügerey, Sprüchw. 12, 5. So sagte man auch ehemals Trieger, für Betrieger.

Trieges, eine Art Schweizer Leinwand, die hauptsächlich zu Zoffingen gemacht wird.

Trieglich. Bei- und Nebenwort, von dem Zeitwort der Mittelgattung triegen, Jemandes Erwartung zu dessen Nachtheil nicht erfüllend. Das Eis, die Hoffnung, das Wetter ist trieglich. Von dem thätigen Zeitworte triegen, ist betrieglich üblicher, obgleich trüglich in dieser Bedeutung noch in der Deutschen Bibel vorkommt. Trüglich handeln, Röm. 3, 13. Trügliche Arbeit, 2. Cor. 11, 13.

Dieses Beiwort kann sowohl von dem Zeitworte triegen, als von dem Hauptworte Trug abstammen; deshalb, sagt Adelung, lassen sich beide Schreibarten vertheidigen. Indessen läßt es sich in der neutralen Bedeutung bequemer von triegen, in der aktiven aber besser von Trug ableiten, daher man auch lieber betrüglich, als betrieglich spricht oder schreibt.

Trieltrappe, eine Benennung der kleinen Trappe, s. unter Trappe, Th. 187, S. 72.

Triène, Triäne, Triaena, Humb. et Bonpl., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems, und zur Familie der Gräser gehört. Es ist davon nur eine Art bekannt, welche in Mexico einheimisch ist, und hier weiter nicht beschrieben werden kann, da sie nur in botanischen Gärten vorkommt.

Triennium, Triennium, eine Zeit von drei Jahren; es kommt besonders auf den Hochschulen vor, um damit die Zeit zu bezeichnen, in welcher der Student seine Studien vollendet hat, welche drei Jahre dauern.

Triens, der dritte Theil von jedem Ganzen, besonders aber bei den Römern von einem Asse, einem Gewichte, welches 4 Unzen betrug oder 4 Cyati, wenn das Ganze aus einem Sextarius bestand. Der Triens als Längenmaaß, beträgt $\frac{1}{3}$ des Fußes, mithin 4 Zoll Rheinländisch Maaß; an Gelde aber, da 1 As $3\frac{2}{5}$ Pfennige nach unserem Gelde gerechnet wurde, $1\frac{2}{15}$ Pfennige. Es war eine eherne Münze, mit einem darauf geprägten kleinen Schiffe, woher sie auch Numus ratitus hieß. Ein solches As wurde auch den Todten in den Mund gesteckt, um damit dem Charon das Fährgeld über den Acheron zu bezahlen.

Trientale, Schirmkraut, Trientalis, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der siebenten Klasse (Heptandria Monogynia) des Linnéischen

Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat: Der Kelch und die Blume sind siebentheilig; das Samengehäuse ist kuglich und enthält eine trockne Beere. — Es ist hiervon eine Art bekannt: Die Europäische Trientale oder Schirmblume, das Europäische Schirmkraut, Trientalis Europaea, foliis lanceolatis integerrimis. Linn. Spec. plant. Tom. I, pag. 488. Alsine alpina. Swenkf. siles. 117. Pyrola, alsines flore. Bauh. pin. 191, prodr. 101. Dieses kleine wohlgebildete und ausdauernde Pflänzchen hat lanzettförmige glattrandige Blätter, von denen vier bis sechs wie ein Quirl oder schirmförmig oben um den Stengel herumstehen. Im Mai und Juny kommt die kleine weiße Blüte zum Vorschein, die sich recht hübsch ausnimmt. Man trifft diese Pflanze in Deutschland und in dem nördlichen Europa wildwachsend in den gebirgigen Waldungen in Menge an, kennt aber davon keinen Nutzen in der Oekonomie und Medizin.

Triéntheme, Dreiblume, Trianthema Linn., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der zehnten Klasse (Decandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch ist an der Spitze feststehend, die Krone fehlt, sie hat fünf bis zehn, auch zwölf Staubfäden, einen bis zwei Griffel auf einem stumpfen eingedrückten Fruchtknoten. Die Kapsel springt ringsum in der Mitte auf, und ist zweifächrig, jedes Fach enthält zwei Samen. Man hat davon mehrere Arten, die aber alle in Ost- und Westindien, Persien, Aegypten ꝛc. zu Hause gehören, und nach Dietrich für Liebhaber schön blühender Pflanzen wenig Interesse haben, und auch nur in botanischen Gärten gezogen werden, und daher werden sie hier übergangen.

Trierarch, Trierarchus, Τριήραρχος, bei den Alten, ein Befehlshaber oder Hauptmann (Capitän) über eine

Galeere mit drei Rudern. Der Name iſt von triremis, oder vielmehr von dem Griechiſchen τριήρης und ἄρχων, princeps, oder ἀρχός, praefectus, abgeleitet, und bedeutet alſo einen Befehlshaber einer dreirudrigen Galeere, die alſo mit drei Reihen Ruderer verſehen war. Zu Athen war es Einer von dreihundert der reichſten Bürger dieſer Republik, deren ein Jeder gehalten war, eine Galeere auf ſeine Koſten mit Mannſchaft, Waffen und andern Erforderniſſen auszurüſten, und zum Beſten des gemeinen Weſens wenigſtens ein Jahr lang zu unterhalten. War er nun nicht im Stande ſolches zu thun, ſo mußte er einen Andern angeben, der reicher, als er war, und wenn dieſer es nicht eingeſtehen wollte, daß er nach der Angabe wirklich reicher ſey, ſo ſtand es Jenem frei, ſein Vermögen mit Dieſem zu vertauſchen.

Trieſter, ſ. Treſter.

Trier, ſ. Triſenet.

Trieterica, ein Bacchusfeſt, das alle drei Jahre gefeiert wurde. Es hatte den Namen von τρεῖς, drei, und ἔτος, das Jahr, und die Lieder, welche man dabei ſang, wurden τριασμοὶ genannt. Man feierte anfangs dergleichen dem Bacchus gewidmete Feſte im Jahre zweimal, im Winter und im Frühlinge.

Trietze, die, nur in einigen Gegenden, beſonders Niederdeutſchlands, eine Rolle, Scheibe oder Rad, um eine Laſt darüber in die Höhe zu ziehen; dann auch eine Winde, um Laſten daran in die Höhe zu ziehen. Nach Adelung iſt es das Intenſivum von dem noch hin und wieder im Niederdeutſchen üblichen dryſen, tryſſen, winden, vermittelſt einer Rolle oder Winde ziehen, welches wieder von dem alten trahen, trahere, tragen, Franzöſiſch trasser, ziehen, oder auch von drehen abſtammt. Im Niederſächſiſchen iſt Triſel, ein Wirbel, Kräuſel, und triſeln, ſich im Kreiſe umdrehen. Daher auch ein kleines Spielzeug

der Knaben, welches eine umgekehrt kegelförmige Gestalt hat, und nach dem Aufdrehen, mit einer Peitsche getrieben wird, Trisel, auch Kräusel, genannt wird. Ebendaselbst ist Trye das kleine Rad in der Winde, um welches das Seil läuft. S. auch Tresse und Tragen.

Trifarius, in der Botanik, dreireihig.

Trifax, war bei den Alten eine Art eines Wurfspießes oder Wurfpfeiles von drei Armlängen vom Ellenbogen bis zur Spitze des mittelsten Fingers, also ungefähr 4½ Fuß Länge, den man mit einem Wurfzeuge forttrieb.

Trifidus, dreispaltig, in der Botanik, wie z. B. die oberen Blätter von **Leonurus Cardiaca.**

Trifilum, ein Frauenschmuck von drei Schnüren oder Reihen Perlen, wie **Monolinum** s. **Unifilum** von einer, **Quadrifilum** s. **Tetralinum** von vieren ꝛc. Sie waren mitunter so kostbar, daß eine Schnur nach Einigen über 28,000 Thlr., und nach Andern ganze Meyerhöfe werth gewesen seyn soll.

Trifoliatus, in der Botanik, dreitheilblättrig oder auch dreiblättrig, von einem zusammengesetzten, aus drei Theilblättern bestehenden Blatte; es ist einerlei mit ternatus, dreizählig.

Trifolium, die Lateinische Benennung des Klees, s. Klee, Th. 39, S. 399; dann auch das Kleeblatt. Vergleichungsweise gebraucht man Kleeblatt auch von drei guten Freunden, welche sehr zusammenhalten, stets in verbündeter Freundschaft leben, sich überall an öffentlichen Orten als Verbundene erblicken lassen, so daß sie auffallen.

Trift, Trifft, von dem Zeitworte treiben, ein mit Trieb im Ganzen, nach Adelung, gleichbedeutendes Wort, obgleich es nur im Hochdeutschen in einigen Fällen angenommen ist. 1) Der Zustand, da ein Körper getrieben, zur Bewegung bestimmt wird, ohne

Mehrzahl; im Hochdeutschen gewöhnlicher der Trieb. Die Trift einer Kugel, ihr Trieb. Figürlich ist es im Niederdeutschen, was Gang, Gebrauch im Hochdeutschen ist. Eine Sache ist in der Trift, wenn sie im Gange, in der Bewegung ist. Ein Stück Wäsche ist in der Trift, wenn es zum gewöhnlichen Gebrauche angewandt wird. — 2) Dasjenige, was treibt, die bewegende Kraft zur Thätigkeit bestimmt, nur in einigen gemeinen Sprecharten. Im Niedersächsischen ist die Trift das Triebrad einer Maschine. — Im Bergbaue ist es der Baum im Göpel, welcher quer durch die Spindel geht, und mit Docken versehen ist, den Schwung zu befördern; der Schwingebaum. — 3) Was getrieben wird, doch nur so viel Vieh, als zusammen aus- oder fortgetrieben wird; ein Trieb, Heerde. Eine Trift Schafe, Schweine, Kühe. — 4) Der Ort, worauf getrieben wird. (1) In der Landwirthschaft, ein breiter, gemeiniglich eingeschlossener Weg, auf welchem das Vieh auf und von der Weide getrieben wird, in welcher Bedeutung es im Hochdeutschen am gewöhnlichsten ist: Die Viehtrift, der Viehweg, Treibeweg, in Obersachsen auch Treibe, Triebe, Tröbe. — (2) Der Ort, auf welchen das Vieh zur Weide getrieben wird; der Trieb, die Hut, im Oberdeutschen Trat, Trott, in Obersachsen Treibe, Trebis. In weiterer Bedeutung führt jeder Ort dieser Art den Namen Trift; in engerer aber nur das Brachfeld, in so fern es dem Viehe zur Weide dient, zum Unterschiede von der Weide. — (3) Ohne Mehrzahl, auch das Recht, sein Vieh sowohl über des Andern Grund und Boden auf die Weide zu treiben, als auch, es auf des Andern Brachfelder zur Weide zu treiben: das Triebrecht, Triftrecht, die Triftgerechtigkeit, der Weidegang, die Hut ꝛc. — S. den Art. Hut und Trift, Th. 27, S. 202 —

324. — 5) Endlich gebraucht man Trift auch im Niedersächsischen, überhaupt im Niederdeutschen, für Trieb, in der letzten und figürlichen Bedeutung für Bestimmung des Willens zur Thätigkeit, in welchem Verstande es aber im Hochdeutschen unbekannt ist. Seinen bösen Triften folgen, Trieben. Trieb ist daher mehr der Oberdeutschen, Trift aber mehr der Niederdeutschen Mundart eigen, wo es Drift oder Drivt lautet, und vermittelst des Suffixi t von driven, treiben, abgeleitet ist, wie Schrift von Schreiben ꝛc.

Trift, auf dem Ackerfelde, s. unter Hut und Trift, Th. 27, S. 202 u. f.

—, auf Angern und in Brüchen, s. daselbst, S. 203 u. f.

—, im Bergbaue, s. oben, S. 64.

—, eine Bewegung und Treibekraft, s. daselbst, S. 63.

— (Haupt=), s. Th. 27, S. 249.

— (Koppel=), s. daselbst, und S. 235 u. f.

— (Kreuz=), s. das., S. 233 u. f.

—, in der Landwirthschaft, s. oben, S. 64.

—, in der Viehzucht, s. daselbst.

—, in den Wäldern, s. Th. 27, S. 220 u. f.

Triftgeld, dasjenige Geld, welches man an einen Andern für die Trift auf seinen Grundstücken bezahlt; s. auch unter Hut und Trift, Th. 27.

Triftgerechtigkeit, das Triftrecht, das Recht, sein Vieh sowohl über den Grund und Boden, als auch auf demselben zur Weide zu treiben; s. Th. 27, S. 201 und 248 u. f.

Triftig, Bei= und Nebenwort, eigentlich Trift habend. 1. Von dem Niedersächsischen Trift, Trieb, eine anhaltende Bestimmung der Kraft zu wollen, ist triftig in dieser Mundart so viel als eifrig, heftig, mit lebhafter Anstrengung der Kraft zu wollen. Eine

triftige Begierde, eine heftige. Triftig arbeiten, mit Eifer. Im Hochdeutschen ist diese Bedeutung unbekannt, wo man in einigen Fällen dafür auch betriebsam gebraucht. — 2. Was treibt oder drängt, das heißt, lebhaft auf den Willen wirkt, oder doch wirken kann. Triftige Ursachen, Bewegungsgründe zu etwas haben. Der Grund ist triftig. Daher die Triftigkeit, diese Eigenschaft.

Triftrecht, s. unter Hut und Trift, Th. 27, S. 201, 248 und 249 u. f.

Triftschäfer, in der Landwirthschaft, ein Schäfer, welcher seine eigene Trift oder Herde Schafe hat, zum Unterschiede von dem Lohn- und Setzschäfer. S. unter Schaf und Schafzucht, Th. 140.

Triftstein, Steine, in so fern sie die Grenzen der Trift bezeichnen. Der Hutstein, Tratstein, Trottstein, Triebstein; s. unter Hut und Trift, Th. 27, S. 202.

Trifurcatus oder trifurcus, in der Botanik, dreigabelig oder eigentlich dreizinkig-gegabelt.

Trigae, eine Art Feste, welche den Höllengöttern oder den unterirdischen Göttern, Diis inferis, zu Ehren gehalten wurden, weil sie die Menschen in den drei Altern: der Kindheit, der Jugend und des Alters, an sich zogen. Dann war Trigae auch eine Art eines Fuhrwerks, welches besonders bei den Griechen, und selbst bei ihren Helden üblich war, und aus zwei Pferden vor einem Wagen gespannt bestand, zu welchen das dritte vermittelst eines Leitseils hinzugefügt war, das bei den Griechen abkam, bei den Römern aber in Circusspielen beibehalten wurde.

Trigeminatus, in der Botanik, dreifach-zweizählig oder dreimal-gezweit, = tergeminatus.

Trigesis, eine Römische Münze, die 30 As hielt, und nach unserem Gelde, den As zu $3\frac{2}{5}$ Pfennige gerechnet, 9 Groschen betrug.

Trigla, Knurrhahn, eine Fischgattung, welche zur achten Familie: Panzerwangen (Seleroparei), gehört. Der Kopf ist fast vierseitig, pyramidenförmig, er hat zwei Rückenflossen, und unter den großen Brustflossen drei freie, gegliederte, bewegliche Strahlen. Diese Fische lassen einen knurrenden Laut von sich hören. Man hat mehrere Arten davon in dem Deutschen Meere.

Triglaf, Triglaw, ein dreiköpfiger Gott der Wenden, der sowohl in der Mark Brandenburg, als auch in Pommern von diesem Volke als ein guter Gott verehrt wurde. Er hatte seinen Tempel auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, nach dessen Zerstörung durch die Heidenbekehrer kam der fünfköpfige Gerovith an dessen Stelle. Nach der Annahme der christlichen Religion von den Wenden, und der Zerstörung aller Götzentempel in der Mark Brandenburg, wurde im zwölften Jahrhunderte eine Kirche (Marienkirche) mit vier Thürmen auf dem genannten Berge erbauet, die im Jahre 1722 wegen ihrer Baufälligkeit abgetragen ward. In Pommern wurde der Gott Triglaf am längsten verehrt, besonders bei dem Dorfe Triglaf, im Greifenbergischen Kreise, welches noch den Namen des Wendischen Götzen führt. — Nach einigen alten Schriftstellern, z. B. dem Servius, Schedius ꝛc., soll Triglaf eine dreiköpfige Göttin der Wenden gewesen seyn, die Luna oder den Mond vorstellend, weil dieser Nebenplanet am Himmel Luna, auf der Erde Diana, und unter der Erde Proserpina genannt wurde. Es soll derselben ein schönes schwarzes Pferd gewidmet worden seyn, das Einer von ihren Priestern warten mußte. Wenn ein Krieg bevorstand, so legte man neun Spieße, jeden $\frac{3}{4}$ Elle weit von einander, auf die Erde, und führte das Pferd dreimal darüber hin und zurück.

Stieß es nun mit den Hufen nicht an die Spieße, so hielt man den Ausgang des bevorstehenden Krieges für glücklich, geschah solches aber, so wurde er für unglücklich gehalten. Noch im Jahre 1520 will ein Mönch von Pirna diese Bildsäule mit den drei Köpfen als ein Frauenzimmer gesehen haben, welches auf der Brust einen mit den Spitzen in die Höhe gekehrten halben Mond gehalten habe, wie Schedius versichert.

Triglochin, s. Krötengras, Th. 54, S. 102 u. f. Diese Pflanzengattung führt jetzt den Namen Dreizack.

Triglochis, in der Botanik, dreizackig, mit drei rückwärts gekrümmten Häkchen an der Spitze, wie die Stacheln auf den Nüßchen von Echinospermum Lappula.

Triglyph, Dreischlitz, in der Baukunst, s. diesen Artikel, Th. 9, S. 629 u. f.

Trigonella, s. den folgenden Artikel.

Trigonelle, Kuhhornklee, Trigonella, eine Pflanzengattung, welche in die vierte Ordnung der siebzehnten Klasse (Diadelphia Decandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und über fünf und zwanzig Arten zählt, von denen aber nur die gemeine Trigonelle, der gemeine Kuhhornklee, unter Heu (Griechisch), Foenum Graecum, Th. 23, S. 269 u. f., abgehandelt worden, wohin von Kuhhorn, Th. 54, S. 686, verwiesen worden, weil es in medizinischer, ökonomischer und gewerblicher Hinsicht Anwendung findet. Von den übrigen Arten werden einige den Oekonomen als Futterkräuter empfohlen. Die Gattungskennzeichen sind folgende: Die Fahnen und Flügel sind gewöhnlich fast gleich, stehen ab, und stellen eine dreiblättrige Krone dar. Die Hülse ist mehrentheils bogenartig gewölbt, geadertrunzlich und vielsamig. Außer der schon oben ange-

führten gemeinen Trigonelle sind folgende Arten nutzbar.

1) Die gehörnte Trigonelle, der gekrümmte Kuhhornklee, Trigonella corniculata, leguminibus pedunculatis congestis declinatis subfalcatis, pedunculis communibus longis subspinosis, caule erecto. Linn. Spec. plant. Tom. II., pag. 1094. Melilotus, corniculis reflexis, major. Bauh. pin. 331. Melilotus lutea major. Moris. histor. 2, pag. 162. Trifolium corniculatum 2. Dod. pempt. 573. Fr. Trigonelle cornue; Engl. Horse-shoe Fenugreck. Diese einjährige Trigonelle wächst im südlichen Europa, und blüht in unsern Gärten im Freien. Der Stengel ist aufrecht, 1 Fuß und darüber hoch. Die Afterblätter sind einfach, fast gezähnt, die Blättchen umgekehrt-eyförmig, die gemeinschaftlichen Blumenstiele viereckig, länger, als die Blätter, an der Spitze gefurcht-dornig. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, und hinterlassen niedergebogene, gestielte, sichelförmig-gekrümmte Hülsen. Der Same wird in's freie Land gesäet.

2) Die breithülsige Trigonelle, der flachfrüchtige Kuhhornklee, Trigonella platycarpos, leguminibus pedunculatis congestis pendulis ovalibus compressis, caule diffuso, foliolis subrotundis. Linn. Spec. plant. Tom. II, pag. 1093. Melilotus supina latifolia. Amm. ruth. 158, act. goett. 1, t. 213. Franz. Trigonelle à gousses larges de Siberic; Engl. Round-leav'd Fenugreck. Diese einjährige Trigonelle hat ovale zusammengedrückt-häutige und herabhangende Hülsen, rundlich-eyförmige gesägte Blättchen, fast gezähnte Afterblätter, und einen weitschweifigen Stengel. Das Vaterland ist Sibirien, wo sie im Sommer blüht, und am Irtischstrome wie Kohl oder Spinat zubere-

tet und genossen wird. Sie kann auch als Futterpflanze benutzt werden, und kommt beinahe in jedem Boden gut fort.

Alle übrigen Trigonellen, auch die Französische und Spanische Trigonelle, Trigonella monspeliaca Linn. et Trigonella pinnatifida Cavan, welche Letztere auch tiefzähniger Kuhhornklee genannt wird, kommen in Deutschland nur in botanischen Gärten vor. Von den Asiatischen und Afrikanischen Trigonellen oder Kuhhornkleearten wird der Same ins Mistbeet gestreut, von den andern säet man ihn ins freie Land, da es größtentheils einjährige Pflanzen sind. (Dietrich's vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 10, S. 177 u. f.; Nachträge dazu, Th. 9, S. 270 u. f.) — Im Thierreiche ist es eine glatte zweischalige Muschel, an welcher jede Schale in drei Lappen getheilt ist. Man kennt sie nur versteinert.

Trigonia, s. den folgenden Artikel.

Trigonie, Dreikant, Trigonia Schreb., eine perennirende Pflanzengattung, welche in die vierte Ordnung der siebzehnten Klasse (Diadelphia Decandria) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Hülsenpflanzen gehört. Sie zählt einige Arten, die in warmen außereuropäischen Ländern (Gujana, Quito) einheimisch sind, und daher eine Stelle im Treibhause verlangen, auch bei uns nur in botanischen Gärten gezogen werden. — (S. Dietrichs vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th 10, S. 184, und Nachträge dazu, Th. 9, S. 272, 273.)

Trigonocephalus, der Eckenkopf, eine Gattung der Giftschlangen, deren Arten zum Theil im südlichen Asien angetroffen werden. Der Vorderkopf ist mit Schildern bedeckt; sie hat keine Klapper, und gleicht im Uebrigen den andern Giftschlangen. Die Arten,

die man im warmen Asien antrifft, sollen ansehnlich groß seyn.

Trigonometrie, Trigonometria, in der Mathematik, ein Theil der Geometrie, welcher lehrt alle Triangel oder dreieckige Figuren nach ihren Winkeln und Seiten zu vermessen. Man theilt die Trigonometrie in die ebene und in die sphärische. Jene beschäftiget sich mit der Berechnung der geradlinigen Triangel oder Dreiecke, und diese mit der Berechnung der Kugeldreiecke oder Triangel. Die Trigonometrie betrachtet an einem Dreiecke nur seine drei Winkel und seine drei Seiten, den Inhalt auszurechnen gehört der Planimetrie an. Der Zweck der Trigonometrie ist daher, aus drei der vorgenannten Theile eines Triangels, es sey nun ein Winkel und zwei Seiten, oder eine Seite und zwei Winkel, oder alle drei Seiten, die als bekannt angegeben worden, die übrigen unbekannten auszurechnen. — Die ebene Trigonometrie betrachtet daher die ebenen, durch gerade Linien begrenzte, Dreiecke, wie sie in der Geometrie vorkommen, und unter Triangel, Th. 187, S. 637 u. f., erklärt worden sind, doch so, daß man die gegebenen Stücke durch Zahlen ausdrückt, und daß unter denselben immer eine Seite befindlich seyn muß. Sie ist aber hierauf nicht allein beschränkt, sondern sie umfaßt noch viele andere Lehren über die Verbindung, Zusammensetzung, Theilung der Winkel und der damit zusammengehörigen Bogen, über die gegenseitigen Beziehungen und Lagen der geraden Linien und der davon abhängigen Bogen ꝛc. Dreiecke, deren Seiten Bogen größter Kreise auf einer Kugel sind (denn ein Kreis durch den Mittelpunkt heißt ein größter Kreis, jeder andere ein kleiner Kreis), machen den Gegenstand der sphärischen Geometrie aus, deren Aufgaben der Einschränkung nicht bedürfen, daß unter den gegebenen Stücken allemal eine Seite enthal-

ten seyn müsse. — „Man mag Triangel, sagt der Professor Zimmermann (Kurze Darstellung der sphärischen Trigonometrie ꝛc. 2te Aufl. Berlin, 1810. S. 242), mit noch so vollkommenen Werkzeugen verzeichnen und auftragen, so werden sich doch bei weiten Abmessungen, selbst bei der größten Sorgfalt, bedeutende Fehler einschleichen. Durch Rechnung gelangt man dagegen zu einer weit größeren Schärfe. Es werden Zahlen gesucht, weil alle Größen, die Seiten nebst dem Winkel, oder die Winkel nebst der Seite, in Zahlen ausgedrückt sind, so, daß Zeichnungen nur ein Hülfsmittel der Darstellung, und ein sinnliches und unvollkommenes Bild einer weit richtigern und vollständigern Berechnung abgeben, wodurch man nöthigenfalls Zeichnungen gänzlich entbehren kann. Durch diesen einzigen Vortheil der Trigonometrie ist man im Stande, in alle Theile der ausübenden Mathematik mehr Gewißheit und Genauigkeit einzuführen, als es ohne sie geschehen konnte. — Soll nun aus drei gegebenen Stücken eines Dreiecks, die zu dessen Bestimmung dienen, das vierte gefunden werden, so könnte man dieser Forderung dadurch ein Genüge leisten, daß man sämmtliche Stücke zu Verhältnissen verbände und deren Glieder dann so ordnete, daß das gesuchte Stück zum vierten Proportionsgliede würde. Hier tritt aber der Umstand ein, daß weder die Winkel, noch die Bogen zwischen ihren Schenkeln, mit den Seiten eines Dreiecks in gleichem Verhältnisse zu- und abnehmen. Daher ist man darauf bedacht gewesen, solche Größen in diese Wissenschaft einzuführen, durch welche jene Absichten vollkommen erreicht werden, und welche mit den Seiten eines Dreiecks in der gedachten Verbindung stehen, wozu die sogenannten trigonometrischen Linien dienen, welche die erforderlichen Eigenschaften haben, daß sie anstatt der Winkel und Bogen gebraucht werden können, und den Seiten der Dreiecke

proportional sind; nur muß man bei denselben nicht bloß auf ihre Größe, sondern auch auf ihre Lage Rücksicht nehmen." — Der Gegenstand der sphärischen Trigonometrie ist daher das auf der Kugel liegende Dreieck, dessen Seiten, wie schon oben bemerkt worden, zu größten Kreisen gehören; daher lassen sich die Lehren dieser Wissenschaft auf eine einfache Art aus den Eigenschaften der Kugel entwickeln; denn die Kugelschnitte machen die Grundlage der sphärischen Trigonometrie und Astronomie aus, also kann man sich auch hieraus von der Grundlage dieser Wissenschaft eine deutliche Vorstellung verschaffen. Nach dem oben angeführten Schriftsteller rührt ein großer Theil der Schwierigkeiten, welche Anfänger bei dem Vortrage dieser Wissenschaft finden, besonders daher, daß man sphärische Dreiecke wie geradlinige betrachtet, und daß man die Kreise auf der Oberfläche der Kugel und deren Verbindung zu früh aus dem Auge verliert, da man doch Alles, was bei Dreiecken dieser Art vorkommt, auf die Kugel zurückführen sollte. Der Winkel, welchen zwei Seiten eines sphärischen Dreiecks einschließen, läßt sich nicht auf dieselbe Weise, wie bei einem geradlinigen Dreiecke, beurtheilen; denn die Größe des sphärischen Winkels wird entweder durch den geradlinigen ausgedrückt, welchen zwei Tangenten einschließen, deren jede den Scheitelpunkte des gegebenen Winkels berührt, und mit dem Kreisbogen, als dem Schenkel desselben, in einerlei Ebene liegt, oder durch den Neigungswinkel zweier, in dem Mittelpunkte der Kugel zusammenstoßenden Ebenen, wovon die Bogen des sphärischen Winkels die Grenzlinien sind, und auf der Kugelfläche liegen, oder durch den Bogen eines größten Kreises, dessen Pol der Scheitelpunkt ist, oder durch den Bogen eines kleinern Kreises, wozu der Scheitelpunkt als Pol gehört. Anfänger in der sphärischen Trigonometrie thun wohl, wenn

ſie jedes gegebene ſphäriſche Dreieck in Gedanken auf eine Kugel auftragen, die Seiten deſſelben als Kreisbogen auf deren Oberfläche verzeichnen, aus den Scheitelpunkten gerade Linien nach dem Mittelpunkte der Kugel ziehen, und aus der Geſtalt eines ſolchen Dreiecks ſich den Kugelausſchnitt als einen pyramidenförmigen Körper vorſtellen, deſſen gekrümmte Grundfläche ein Stück der Kugelfläche iſt. — Bei der Vergleichung der von drei Seiten eingeſchloſſenen Figuren wird man zwar in manchen Fällen zwiſchen ebenen und ſphäriſchen Dreiecken eine gewiſſe Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung finden; deſſen ungeachtet muß man ſich aber ſehr hüten, Eigenſchaften jener Dreiecke unbedingt und unerwieſen auf dieſe überzutragen. So wird in der Geometrie bewieſen, daß in einem geradlinigen Dreiecke alle Winkel ſo groß, als zwei rechte ſind, wie ſehr würde man aber irren, wenn man daſſelbe auch von den Winkeln eines ſphäriſchen Dreiecks behaupten wollte. Auch iſt hier nicht, wie bei den Aufgaben der ebenen Trigonometrie, nöthig, daß unter den drei bekannten Stücken immer eine Seite befindlich ſei, ſondern die Aufgabe kann beſtehen, wenn lauter Winkel oder lauter Seiten, oder theils Seiten, theils Winkel gegeben ſind; auch kann man eigentlich alle Theile des Kugeldreiecks als Winkel betrachten. — Um nun das ſphäriſche Dreieck näher zu beleuchten, ſo nehme man auf der Oberfläche der Kugel, Figur 9247, drei Punkte A, B und C nach verſchiedenen Richtungen in beliebiger Entfernung von einander an, und lege durch jede zwei und den Mittelpunkt der Kugel G eine Ebene, ſo ſchließen die drei Ebenen AGB, AGC und BGC an dem Mittelpunkte der Kugel G, und die Kreisbogen dieſer Ebenen auf ihrer Oberfläche einen gewiſſen Raum ein; auf eine ähnliche Art an dem Mittelpunkte der Kugel, wie der Schenkel eines Winkels an deſſen Scheitelpunkt, auf

der Kugelfläche, wie die Seiten eines geradlinigen Triangels auf einer Ebene. Der an dem Mittelpunkte der Kugel auf die beschriebene Art begrenzte Raum, heißt nun ein körperliches Dreieck, und die auf der Kugelfläche durch die Umkreise der Ebenen gebildete Figur, ein sphärisches Dreieck. In diesem nennt man die Kreisbogen AB, AC und BC oder c, b und a die Seiten, und BAC, ABC und ACB oder A, B und C die Winkel. Bei dem körperlichen Dreiecke nennt man die Ebenen BGA, BGC und AGC seine Seitenflächen, die Durchschnittslinien GA, GB und GC dieser Ebenen, seine Seitenlinien, und G die körperliche Ecke. Hieraus folgt nun: 1) daß die zur Verzeichnung des sphärischen Dreiecks auf der Kugelfläche gegebenen oder nach Willkühr angenommenen Punkte nicht in dem Umfange eines größten Kreises liegen können. — 2) Daß die Seiten des sphärischen Dreiecks immer Theile größter Kreise einer Kugel sind, weil ihre Ebenen durch den Mittelpunkt gehen. — 3) Daß die Durchschnittslinien der Seitenflächen des körperlichen Dreiecks zugleich der Kugel Halbmesser sind. — 4) Daß der Neigungswinkel zweier Seitenflächen des körperlichen Dreiecks zugleich die Größe des dazu gehörigen Winkels im sphärischen Dreiecke angebe. — 5) Daß jede Seite des sphärischen Dreiecks wie AB ein Kreisbogen ist, der den zugehörigen Winkel AGB der Seitenfläche des körperlichen Dreiecks mißt. — 6) Daß aus jedem Winkel AGB der Seitenfläche des körperlichen Dreiecks, immer die zugehörige Seite c des sphärischen Dreiecks gegeben ist. — 7) Daß aus dem körperlichen Dreiecke das sphärische, und aus diesem jenes bestimmt, und daß aus der Gleichheit zweier körperlichen Dreiecke auf die Gleichheit der sphärischen, wie auch umgekehrt, von diesen auf jene geschlossen werden kann. Uebrigens theilt man die sphärischen Dreiecke, wie die ebenen geradli-

nigen, sowohl in Absicht der Seiten, in gleichseitige, gleichschenklige und ungleichseitige, als auch in Absicht der Winkel, in rechtwinklige, stumpfwinklige und in spitzwinklige. Von den rechtwinkligen sphärischen Dreiecken muß man noch Folgendes merken: Dieses hat entweder drei oder zwei rechte Winkel, oder nur einen. Hat es, wie in Fig. 9247 ABC, lauter rechte Winkel, so macht jede Seite 90°, und es ist daher in einem solchen Dreiecke Alles bekannt. Sind in demselben zwei Winkel rechte, so sind die gegenüberliegenden Seiten 90°, und von der dritten Seite weiß man, daß sie das Maaß des entgegengesetzten Winkels, und daß aus einem dieser beiden Stücke, welches gegeben werden muß, zugleich das andere bekannt ist. Man zieht daher unter den rechtwinkligen sphärischen Dreiecken nur dasjenige in Betrachtung, welches einen rechten Winkel hat. Bei diesem nennt man nun die dem rechten Winkel entgegengesetzte Seite, wie beim geradlinigen, die Hypothenuse, und die, diesen Winkel einschließenden Seiten, die Katheten oder Perpendikulär- oder die lothrechten Seiten. — Bei der Betrachtung sphärischer Dreiecke, die mit einander verglichen werden, muß man, nach S. 73, darauf bedacht seyn, daß sie allemal auf der Oberfläche gleicher Kugeln verzeichnet werden. Die Kennzeichen, aus welchen man also die Gleichheit oder Ungleichheit, oder andere Eigenschaften sphärischer Dreiecke herleitet, können, in so fern die gedachte Bestimmung zum Grunde liegt, von solchen sphärischen Dreiecken gelten, die auf Kugeln von gleichen Halbmessern beschrieben sind. — Wie man nun in der ebenen Trigonometrie die geradlinigen Dreiecke zu berechnen hat, wird man nach Klügel*) aus Folgendem ersehen.

---

*) S. dessen Encyklopädie, 3te Aufl., Th. 2, S. 136 u. f.

1. In dem Kreise AGBF, Fig. 9248, lasse man von einem Punkte des Umfanges E auf den Durchmesser AB das Perpendikel ED, welches der Sinus des Bogens AE oder des Winkels ACE am Mittelpunkte C heißt, für den angenommenen Halbmesser AC. — Das Segment DC heißt der Cosinus eben dieses Bogens oder Winkels. Es ist der Sinus des Complements EG zum Quadranten, oder des Winkels ECG, als des Complements zum Rechten, wenn man GC senkrecht auf AB, und auf diese EH senkrecht zieht. — Zieht man durch den Endpunkt des Durchmessers A auf AC die senkrechte AI, das heißt, eine berührende in A, welche von EC in I geschnitten wird, so heißt AI die Tangente von AE, oder ACE. Das Perpendikel KG auf CG in G, zwischen G und der Linie CEK, ist die Cotangente von AE oder ACB. — Die Linie CI heißt die Secante, CK die Cosecante des Bogens AE oder des Winkels ACE. — Da nun die Bogen oder Winkel nicht gut unmittelbar mit den Linien in Verbindung gebracht werden können, so bedient man sich dieser trigonometrischen Linien, um dadurch mittelbar aus den Winkeln einer Figur die davon abhangenden Linien, und aus diesen jene zu bestimmen. — 2. Die Größe dieser Linien bei demselben Winkel ACE, hängt von der Größe des Halbmessers ab; aber das Verhältniß derselben zum Halbmesser bleibt für denselben Halbmesser ungeändert, der Halbmesser mag groß, oder klein seyn, durch eine große, oder kleine Zahl ausgedrückt werden. Die Dreiecke CDE oder ACI bleiben sich ähnlich, wie man auch CE oder AC verändern mag, wenn nur der Winkel C derselbe bleibt. — 3. Der Sinus wächst mit dem Bogen, aber nicht gleichmäßig, sondern immer langsamer, bis dieser ein Quadrant wird. Dann ist der Sinus GC dem Halbmesser gleich, und wird daher auch der Sinus totus genannt. Für größere

Bogen nimmt der Sinus wieder ab, und wird Null, wenn der Bogen dem Halbkreis, oder der Winkel zwei rechten gleich ist. Der Winkel **ACL**, der das Complement des **ACE** zu zwei rechten ist, hat denselben Sinus **LM**, wie **ACE**. Es ist dann **LCM = ECD**. Ein und derselbe Sinus gehört daher immer zu zwei Bogen, die zusammen den Halbkreis bilden, oder zu zwei Winkeln, deren Summe zwei rechte ist, so wie man den Winkel zweier Linien, durch welchen der Nebenwinkel man will, angeben kann. — 4. Der Cosinus ist dem Halbmesser gleich, wenn der Winkel null ist; er nimmt ab, so wie der Winkel wächst; ist null, wenn dieser ein rechter ist, und nimmt wieder zu, wenn der Winkel stumpf wird. Die entgegengesetzte Lage unterscheidet aber die in Absicht auf die Größe gleichen Cosinus der Nebenwinkel. — 5) Die Tangente wächst mit dem Winkel, aber immer schneller, und ist für den rechten Winkel größer, als jede Größe, die sich angeben läßt, oder unendlich groß, weil die Berührungslinie in **A** mit **CG** parallel ist. Die Tangente eines stumpfen Winkels fällt unterhalb **AB**, und schneidet den Schenkel **CL** auf der rückwärts genommenen Verlängerung **Ci** in **i**. Die Tangenten der Nebenwinkel sind gleich, aber entgegengesetzt. — 6. Ein Sinus **ED** ist die Hälfte der Chorde **EF** des Winkels **ECF**, der doppelt so groß ist, als der Winkel des Sinus. Man gewahrt hieraus, wie einige Sinus haben berechnet werden können, nämlich aus den Seiten der regulären Vielecke, die sich geometrisch zeichnen und daher auch berechnen lassen. Man kann aus diesen die Sinus derjenigen Winkel berechnen, welche die Summe oder Differenz je zweier aus jenen sind. Auf diese Art erhält man immer mehrere, jedoch auf eine sehr mühsame Art. Die neuere Mathematik hat Abkürzungen der Rechnung gefunden, aber erst lange nachher, als der Canon des Sinus und Tangenten auf die müh-

samste Art berechnet war. Es ging hier eben so, wie bei der Berechnung der Logarithmen. — 7. Aus dem Sinus berechnet man vermittelst des Pythagoräischen Lehrsatzes den Cosinus. — Der Cosinus (D C) verhält sich zum Sinus (E D), wie der Radius (A C) zur Tangente (A I), und die Tangente (A I) zum Radius (A C), wie der Radius (C G) zur Cotangente (G K). Denn die Dreiecke A C I, G K C sind ähnlich. Man braucht daher nur die Sinus bis 45 Grad zu wissen, um die Sinus bis zum 90sten Grade und alle Tangenten zu berechnen. — 8. In den gewöhnlichen Tafeln enthält der Radius 10 Millionen Theile, und die Sinus und Tangenten sind in diesen Theilen angegeben. Zum Beispiel der Sinus von $53^0\ 10'$ enthält 8,003,827 solcher Theile, der Cosinus 5,994,893, die Tangente 13,351,075, die Cotangente 7,490,033. Die Cosinus pflegen den Sinus, so wie die Cotangenten den Tangenten gegenüber gesetzt zu werden; auch sind die Logarithmen dieser Zahlen beigefügt, deren Kennziffer man aber durchgehends um 3 vergrößert hat, damit der Logarithmus des Radius 10 würde, weil dieser sehr oft addirt und subtrahirt wird. Man kann den Halbmesser auch zehnhundert- u. s. f. mal kleiner nehmen, und hat dann nur eben so viele Ziffern von den Sinus und Tangenten abzuscheiden, als dort Nullen. Man kann den Halbmesser auch zur Einheit nehmen, so sind die Sinus alle, und die Tangenten der Winkel unter 45 Grad, eigentliche Brüche, welches in mathematischen Rechnungen häufig zu geschehen pflegt. — 9. Durch Hülfe dieser Tafeln kann man in einem rechtwinkligen Dreiecke A B C, Fig. 9249, aus zwei Größen in demselben das Uebrige berechnen. Es sind hier nämlich folgende Proportionen, wo r den Radius oder Sinus totus bedeutet:

BC : AC = r : sin. B.
BC : AB = r : sin. C = r : cos B.
AB : AC = r : tang. B.
AC : AB = r : tang. C = r : cot. B.

Es sey z. B. BC = 324, AC = 295, und man sucht B; so muß hier das Verhältniß 324 : 295 in ein anderes verwandelt werden, dessen erstes Glied 10 Millionen ist: Folglich muß man 295 mit 10 Millionen multipliciren, und durch 324 dividiren, welches 9,104,938 für den sin. B giebt; daher B = 65° 34′ ist. Man braucht die beiden letzten Ziffern wenigstens nicht zu suchen, wenn der Winkel nur in Minuten verlangt wird. Will man sich der Logarithmen bedienen, so steht die Rechnung wie folgt:

I r + I 295	=	12,4698220
I 324	=	2,5105450
		9,9592770

Dieser Logarithme unter der Rubrik **Log. Sin.** aufgesucht, findet sich nächstens bei 65° 34′. — Es sey AB = 134, AC = 295, man sucht den Winkel B; so wird hier die Zahl 295 mit 10 Millionen multiplicirt und durch 134 dividirt, um die Tangente von B zu erhalten. Vermittelst der Logarithmen geschieht es folgendermaßen:

I r + I 295	=	12,4698220
I 134	=	2,1271048
		10,3427172

Dieser findet sich unter den **Log. Tang.** nächstens bei 65° 34′. — Wenn das Verhältniß der Hypothenuse zur Kathete gegeben oder gesucht wird, so gebraucht man die Sinus; ist das Verhältniß der Katheten das gegebene oder gesuchte, die Tangenten. — 10. In jedem Dreiecke verhalten sich die Seiten, wie

die Sinus der gegenüber liegenden Winkel. — Um das Dreieck ABC, Fig. 9250, beschreibe man einen Kreis aus dem Mittelpunkte D, so ist AB doppelt so groß, als der Sinus des halben Centriwinkels ADB, das ist, des Winkels ACB für den Radius AD oder BD. Eben so ist BC doppelt so groß, als der Sinus des halben Centriwinkels BDC, das ist, des Winkels BAC; folglich ist $\frac{1}{2}$ AB : $\frac{1}{2}$ BC = sin. C : sin. A oder:

AB : BC = sin. C : sin. A desgleichen,
BC : AC = sin. A : sin. B, und
AB : AC = sin. C : sin. B.

Auf diesem einfachen Satze beruht die ganze Trigonometrie, und die Ausmessung des Himmels und der Erde. — 11. Beispiel. Es sei in dem Dreiecke ABC, Fig. 9251, AB = 738, A = 72° 52′, B = 57° 24′; man soll nun AC finden. Zuerst ist C = 180° — A — B = 49° 44′. Ferner sin. C : sin. B = AB : AC. Man verfährt hier entweder nach der Regel de Tri mit wirklicher Multiplikation und Division, oder bedient sich bequemer der Logarithmen.

Log. 738	= 2,8680564
Log. sin. 57° 24′	= 9,9255454
	12,7936018
Log. sin. 49° 44′	= 9,8825499
	2,9110519.

Diesen Logarithmen findet man unter den Logarithmen der Zahlen nächstens bei 815; wenn man der Kennziffer 1 leihet, nächstens bei 814,8. Es ist also AC = 814,8; genauer 814,8017. — 12. Sind A und B zwei Oerter auf der Erde, deren Entfernung man weiß, und man mißt die Winkel, welche die Li-

nien nach einem dritten Orte C mit AB machen; so findet man hierdurch die Entfernung dieses Orts von jedem der beiden andern. — Oder es seyen A und B zwei möglichst entlegene Oerter auf der Erde, deren Entfernung AB nach der geraden Linie zwischen beiden man wisse; man habe Mittel gefunden, die Winkel A, B der Linien nach dem Monde, oder einem nicht zu sehr entfernten Himmelskörper, mit der Linie AB zu messen, so hat man die Entfernung des Himmelskörpers. — Oder es sey A die Sonne, B die Erde, C ein Planet; man weiß nun aus der Beobachtung des Laufes der Sonne und des Planeten den Winkel A, ferner aus Beobachtung den Winkel B, so berechnet man daraus AC und BC, so fern AB entweder bekannt ist, oder doch zum Maßstabe genommen wird. — 13. Aus zwei Seiten AB, AC, und dem eingeschlossenen Winkel A, die übrigen Winkel zu berechnen, sage man: wie die Summe AB + AC zu ihrer Differenz AC — AB, so ist die Tangente der halben Summe der beiden Winkel B und C zu der Tangente ihrer halben Differenz. Diese halbe Differenz zu der halben Summe addirt, giebt den größern Winkel, abgezogen davon den kleinern. Es sey z. B. AB = 738; AC = 815; A = 72° 52′.

$$\begin{array}{rl} AC = & 815 \\ AB = & 738 \\ \hline AC + AB = & 1553 \\ AC - AB = & 77 \end{array}$$

$$\begin{array}{rl} 2R = & 179^\circ\ 60' \\ A = & 72\ \ 52 \\ \hline B + C = & 107^\circ\ \ 8' \\ \frac{1}{2}(B+C) = & 53\ \ 34 \end{array}$$

Log. tang.	53° 34′	= 10,1318483
Log.	77	= 1,8864907
		12,0183390
Log.	1553	= 3,1911715
Log. tang.	$\frac{1}{2}$ (B — C)	= 8,8271675
	$\frac{1}{2}$ (B — C)	= 3° 50′ 34″
	$\frac{1}{2}$ (B + C)	= 53 34
	B	= 57° 24′ 34″
	C	= 49 43 26

Hieraus findet man ferner die Seite BC durch die Proportion (10). Den Beweis dieses Verfahrens trifft man fast in jedem Lehrbuche an. — 14. Man lasse auch in dem Dreiecke ABC, Fig. 9152, auf die eine der bekannten Seiten das Perpendikel CD, und berechne in dem rechtwinkligen Dreiecke ACD die Seite CD und AD durch die Proportionen r : sin. A = AC : CD, und r : cos. A = AC : AD (9), ziehe AD von AB ab, und suche den Winkel B durch die Proportion BD : DC = r : tang. B (9), desgleichen die Seite BC durch die Proportion sin. B : r = CD : CB. Auf diese Weise werden alle Größen des Dreiecks bekannt. — Wenn das Perpendikel außerhalb des Dreiecks fällt, so wird, wenn B stumpf ist, AB von AD abgezogen, und, wenn A stumpf ist, AD zu AB addirt. — 15. Diese Rechnung kommt auf dem Felde vor, wenn man die Entfernung zweier Oerter berechnen will, deren Entfernung von einem Standpunkte man durch die Rechnung in (11) gefunden hat; oder am Himmel, wenn man die Entfernung der Erde AB und eines Planeten CA, von der Sonne A, nebst dem eingeschlossenen Winkel, berechnet hat, und daraus den Winkel B, oder den Abstand des Planeten von der Sonne nach dem Winkel angeben will. S. auch den Art. Landmesser und Landvermessung, Th. 60. — Da die Berechnung der Winkel

aus den drei Seiten eines Dreiecks nur selten vorkommt, so wird sie hier übergangen; auch findet man darüber Aufschluß in allen mathematischen Lehrbüchern, so wie auch über das Weitere der ebenen und sphärischen Trigonometrie, wie z. B. in den Werken von Kästner, Karsten, Grüson ꝛc. ꝛc., und in denen der oben schon genannten Schriftsteller.

Trigonometrie (ebene), s. oben, S. 71 u. f.

— — (sphärische), s. daselbst.

Trigonometrisches Netz, s. Trianguliren, Th. 187, S. 652 u. f.

Trigonon, τρίγωνον, ein Ort zu Athen, wo man Gericht hielt. Er hatte den Namen von seiner dreieckigen Gestalt.

Trigonum, in der Geometrie, so viel als ein Dreieck oder Triangel.

Trigonus, in der Botanik, dreiseitig, z. B. der Eyerstock von Iris Sibirica, und Iris foetidissima.

Triguere, Triguera (Gen. plant. edit. Schreb. Nr. 282), eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und von Dietrich (Lex. der Gärtn. und Botan. Bd. 10, S. 185, 186) zur Verschönerung der Gärten empfohlen wird. Sie hat folgende Gattungskennzeichen: Der Kelch ist fünfspaltig, die Krone glockenförmig, mit einem ungleichen, kaum fünflappigen Rande versehen. Die fünf Staubfäden sind mit länglichen Antheren gekrönt, an der Basis breiter, und bilden ein fünfzähniges Honigbehältniß, welches den Fruchtknoten umgiebt. Die Frucht ist eine vierfächerige Beere, die in jedem Fache zwei Samen enthält.

1) Die wohlriechende Triguere, Triguera ambrosiaca. Cavan. diss. 2. app. II. t. A. Diese einjährige Pflanze hat Griechenland zum Vaterlande, wo sie in der Landschaft Böotien wild wächst. Sie

hat einen eckigen fast geflügelten Stengel, der mit gezähnten behaarten Blättern besetzt ist. Die Wurzelblätter sind ganzrandig. Die Blumenstiele entspringen in den Blattwinkeln, sind gepaart, und mit glokkenförmigen violetten Blumen gekrönt, welche den Bilsenkrautblumen gleichen, einen angenehmen Geruch haben, und deshalb den Blumenfreunden empfohlen werden.

2) Die geruchlose Triguere, Triguera inodora. Cavan. diss. 2. app. III. Auch diese Art ist einjährig, und hat dasselbe Vaterland der vorhergehenden. Die Blätter sind eylanzettförmig, ganzrandig, unbehaart, und laufen kaum am Stengel herab; die Blumen sind glockenförmig und geruchlos. — Den Samen von beiden Arten säet man in ein temperirtes Mistbeet oder auf den Umschlag desselben, und setzt hernach die Pflänzchen, wenn sie einige Zoll hoch gewachsen sind, ins freie Land. In milden Klimaten kann die Aussaat an der bestimmten Stelle ins Land geschehen. Beide Arten dienen, wie schon oben angeführt worden, zur Verschönerung der Gärten.

Trigynia, im Linnéischen Pflanzensysteme eine Ordnung mehrerer Klassen. Die Blume ist in diesem Falle mit drei Stempeln oder drei Griffeln versehen.

Trigynus, dreiweibig oder trigynisch, in der Botanik, mit drei Pistillen oder Griffeln versehen, wie z. B. die Blüten von Colchicum, Veratrum, Rumex und Silene.

Trijugus, in der Botanik, dreipaarig, von einem aus drei Blättchenpaaren bestehenden gefiederten Blatte: folium pinnatum trijugum s. trijuge pinnatum, ein dreipaarig-gefiedertes Blatt, z. B. bei Orobus vernus und Orobus tuberosus (zum Theil).

Trikarium, Tricarium, Persoon Syn. 2. p. 551., eine Baumgattung, welche in die vierte Ordnung der

ein und zwanzigsten Klasse (Monoecia Tetrandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Es ist nur eine Art bekannt: Tricarium cochinchinense, ein Baum von mittlerer Größe mit eyförmigen Blättern, vielblumigen Aehren und eßbaren Früchten, welcher in den Wäldern von Cochinchina wild wächst.

Trikorine, Tricoryne, Rob. Brown, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und zur Familie der Asphodelaceen nach Brown, und der Sarmentaceen nach Sprengel. Der Charakter der Gattung ist folgender: Die Korolle ist sechstheilig, abstehend, gleich; sechs Staubfäden, die mit pinselförmigen Barthaaren besetzt sind. Die Antheren an der Basis sind ausgerandet; der Fruchtknoten ist dreitheilig, dreifächerig; die Fächer einsamig, an der Basis mit dem fadenförmigen Griffel verbunden. Die Narbe ist einfach; drei keulenförmige Saamenbehälter. Rob. Brown hat fünf Arten aufgeführt, sie aber nur sehr kurz diagnosirt. Das Vaterland dieser Pflanzenarten ist Neu-Holland.

Trikot, s. Tricot, Th. 187, S. 706.

Trikratus, Prachtblume, Tricratus, l'Herit. monograph., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und wegen der schönen Blumen in mehr südlichen Gegenden Deutschlands eine Zierde der Gärten, jedoch nur im hohen Sommer, weil sie Wärme verlangt, und in den mehr nördlichen, in den Zimmern abgiebt. Die Gattungskennzeichen sind folgende: Die Blumenkrone ist röhrig, trichterförmig, der Rand präsentirtellerförmig, fünflappig, jeder Lappen wieder eingeschnitten. Am Grunde sind fünf ungleich lange Staubfäden verwachsen, und bilden ein becherförmiges Honig-

behältniß, welches den Fruchtknoten umgiebt; der Griffel trägt eine fein behaarte, einfache Narbe. Die Nuß ist fünfeckig, einsamig, und mit Häuten umgeben. Von den beiden bekannten Arten, der ausgebreiteten und der kleinblumigen Prachtblume, kann nur die Erstere hier beschrieben werden.

Die ausgebreitete einjährige Prachtblume, die Kalifornische Primel, Tricratus admirabilis l'Herit.; Abronia umbellata Lamark. encycl. t. 105, hat einen schwachen, niederliegenden, 2 bis 3 Fuß langen Stengel, mit weitschweifigen, schlanken Zweigen. Die Blätter sind oval, ganzrandig, fast ausgeschweift, am Rande mehr oder weniger wellenförmig gebogen, saftig; die Oberfläche ist erhaben, die Unterfläche etwas vertieft (hohl), an der Basis mehr oder weniger am Blattstiele herablaufend; sie stehen einander gegenüber auf 2 bis 4 Zoll langen Stielen. Die Blumenstiele entspringen in den Blattwinkeln; jeder trägt an seiner Spitze eine vielblumige Dolde, welche mit einer kleinen vielblättrigen Hülle versehen ist, und beim ersten Blicke mit der mehlblättrigen Primel (Primula farinosa) viel Aehnlichkeit hat. Der Kelch scheint mit der langen trichterförmigen Blumenkrone in eine Substanz verwachsen zu seyn, deshalb haben einige botanische Schriftsteller eine trichterförmige Krone, aber keinen Kelch angezeigt. Diese Blumenkrone breitet sich am Rande präsentirtellerförmig aus, ist fünflappig, und jeder Lappen mehr oder weniger eingeschnitten oder ausgeschweift. Die Staubfäden sind ungleich lang, mit länglichen gelben Antheren gekrönt, und in die Krone eingeschlossen. Die Frucht ist eine fünfeckige einsamige Nuß. Im July und August entwickeln sich die schönen rosenfarbenen Blumen in reichen Dolden. Von dieser Art hat der Gärtner Colignon aus Kalifornien Samen nach Paris geschickt, und Dietrich hat mit diesem Samen im Frühjahre

1808 im Hofgarten zu Eisenach Versuche angestellt, denselben in ein warmes Mistbeet gelegt, und die Pflänzchen, sobald sie zum Versetzen stark genug waren, mit Erdballen ausgehoben, einzeln in Blumentöpfe verpflanzt, und solche in die zweite Abtheilung eines Treibhauses gestellt, wo sie so lange beschattet wurden, bis sie neue Triebe machten, und die Sonnenwärme ertragen konnten. Er ließ sie dann inwendig vor die Fenster stellen, die schlanken Stengel an Stäbe befestigen, und bei warmer Witterung die Fenster öffnen, wo sich dann die Blumen im Julius und August entwickelten. Die Samen wurden aber nicht alle vollkommen reif, und dieser Botaniker glaubt daher, daß diese Pflanzen in milden Klimaten, im hohen Sommer, an einem beschützten Standorte im Freien auch gut fortkommen, und mehr Samen liefern, als wenn sie in einen Treibkasten eingeschlossen worden.— Nach Anleitung der Gartenzeitung soll man den Samen von dieser Prachtblumenart in ein warmes Mistbeet oder in einen Blumentopf legen, der mit leichter Dammerde gefüllt ist, und den man nach der Aussaat in ein warmes Mistbeet bringt. In beiden Fällen müssen die ausgesäeten Samen gehörig feucht erhalten, und so lange sie im Keimen begriffen sind, vor heißen Sonnenstrahlen beschützt werden. Wenn die Pflanzen in kräftigem Wachsthume und in voller Blüte stehen, müssen sie reichlich begossen werden, besonders in warmer Witterung; auch die atmosphärische Luft befördert das Wachsen und Gedeihen dieser Pflanzen ungemein. Eine Abbildung von der ausgebreiteten Prachtblume findet man in dem ersten Bande der Gartenzeitung. — Die kleinblümige Prachtblume, Trieratum parvillorum, welche Humboldt und Bonpland an Felsen und Klippen der Andesketten in Peru gefunden haben, wo sie im Oktober blüht, hat nur kleine Blumen. (Diet-

richs vollständiges Lexikon der Gärtnerei und Botanik, Bd. 10, Berlin, 1810, S. 123 u. f., und Nachträge, daselbst, 1823, Bd. 9, S. 249 u. f.

Triktrak, s. Trictrac, Th. 187, S. 707 u. f.

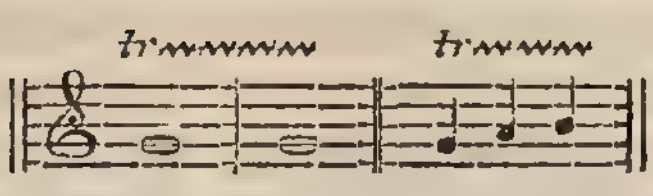
Trilix, Trilix Linn., eine perennirende Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der dreizehnten Klasse (Polyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und von der nur eine Art bis jetzt bekannt ist. Die Gattungskennzeichen sind: ein dreiblättriger Kelch und eine dreiblättrige Krone; am Fruchtboden stehen viele Staubfäden mit rundlichen Antheren. Die Frucht ist eine fünffächerige, vielsamige Beere. — Gelbe Trilix, Trilix lutea Linn., ein sehr ästiger, in Karthagena wachsender Strauch, der ungefähr zwei Klafter Höhe hat. Die Zweige sind rund und etwas scharf. Die Blätter stehen wechselsweise auf runden unbehaarten Stielen, und sind fast schildförmig, herzeyförmig, sägezähnig, lang gespitzt, geadert und filzig. Die Blumenstiele entspringen mehrentheils an den Spitzen der Zweige. Die Blumenstielchen stehen wechselsweise, und sind rund und filzig; jeder trägt eine gelbe Blume mit dreiblättrigem oder dreitheiligem Kelche, und dreiblättriger Krone. Er verlangt eine Stelle im Treibhause, und zwar in der zweiten Abtheilung desselben. Die Vermehrung und Fortpflanzung geschieht durch Samen und Stecklinge im Mistbeete.

Trillanter Laut, beim Jäger, wenn sich die Heidelerche mit ihrem Gesange hören läßt.

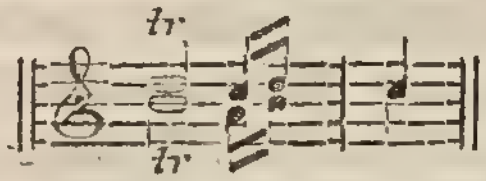
Trillen, von drehen, s. Drillen, Th. 9, S. 634, 635. — In Holland heißt trillen, die Soldaten, auch ehemals zur Zeit der Generalstaaten, die Bürger auf den Paradeplatz führen, um sie zu exerciren, oder im Marschiren und in den Waffen zu üben.

Triller, Ital. Trillo, in der Musik, sowohl in der Vokal- als Instrumentalmusik, zwei aufeinanderfol-

gende Töne mit solcher Geschwindigkeit zu wiederholen und auszudrücken, daß sie gleichsam nur einen bebenden und zitternden Ton ausmachen. Einen reinen und schönen Triller oder die mehrmalige schnelle Abwechselung zweier Töne rein und klangvoll mit der Stimme hervorzubringen, wird für eine Zierde der Kunst gehalten. Einige Sänger, besonders Sängerinnen, lieben ein etwas seltsames Anschlagen der beiden zum Triller gehörigen, umwechselnden Töne. — Das Trillerchen, Ital. Trilletto, ist in seiner Dauer nur sehr klein und kurz. — In der Instrumentalmusik besteht der Triller gleichfalls aus einer geschwinden und öfteren Abwechselung zweier nebeneinander liegender Töne, die nach Beschaffenheit entweder aus einem ganzen oder halben Tone gegeneinander bestehen. Das Zeichen des Trillers ist: *tr*, oder: ⁓. Die Ausführung desselben fängt stets mit dem höhern Tone, oder mit der sogenannten Hülfsnote an. Der Grad der Bewegung hängt von dem Tempo und dem Charakter des Stückes ab. Beide Töne des Trillers müssen gleich stark, deutlich und schnell angegeben werden. Bei einem langen Triller muß die Stärke zu- und abnehmen, und im gleichen Grade muß auch die Geschwindigkeit sich vermehren und vermindern. — Es giebt folgende Arten des Trillers: 1) Der Triller ohne Nachschlag; er wird über der Note mit *tr* oder ⁓ bezeichnet. Im Falle die mit einem Triller bezeichnete Hauptnote einen Vorschlag hat, so richtet sich die Ausführung des Trillers nach der Art des Vorschlages. Ist dieser veränderlich-lang, so bekommt er seine gewöhnliche ganze Dauer. Die Fortdauer eines solchen einfachen Trillers durch mehrere Takte hindurch über eine oder auch über verschiedene Noten wird folgendermaßen angedeutet:



2) Der Triller mit dem Nachschlage. Dieser Nachschlag besteht aus zwei Tönen, nämlich aus dem unterhalb des Haupttones liegenden, und aus der Hauptnote selbst. Hier wird der Nachschlag eben so schnell, als der Triller selbst vorgetragen. Soll der Nachschlag langsamer ausgeführt werden, so findet man dieses gewöhnlich angedeutet, welches auch der Fall ist, wenn derselbe noch durch eine oder mehrere Noten verzögert werden soll. — 3) Der Triller mit dem Vorschlage von unten, der eben so schnell, als der Triller selbst ausgeführt werden muß; er wird sowohl durch Noten, als auch durch dieses Zeichen: ⟋ angedeutet. — 4) Der Triller mit dem Vorschlage von oben, er wird eben so schnell ausgeführt, wie der vorhergehende. — 5) Der Doppeltriller, der zweistimmig angeschlagen wird, muß durch das doppelte Zeichen angegeben werden:



Noch ist bei dem Triller Folgendes zu bemerken: Wenn die Hülfsnote, das heißt, die obere Note des Trillers, während der Dauer desselben, erhöhet oder erniedriget werden soll, so deutet man dieses entweder durch Hinzusetzung dieser Note mit dem Versetzungszeichen an, oder man schreibt das Zeichen der Versetzung über den Triller dahin, wo sich die zweite Note verändern soll. Soll aber die erste Note des Nachschlages erhöhet oder erniedriget werden, so schreibt man das Versetzungszeichen unter das Zeichen des Trillers. Folgende Verzierungen sind gleichsam Un-

terabtheilungen des Trillers: a) Der Pralltriller, welcher so ∾ bezeichnet wird, ist ein ganz kurzer Triller. Der Hülfston wird nur kurz und schnellend angegeben. Gewöhnlich kommt er bei Secondengängen vor. — b) Der kurze Mordant, welcher folgendes Zeichen * erhält. Seine Hülfsnote ist der halbe Ton unterwärts; er wird stets schnell und ohne alle Rücksicht auf das Tempo des Stückes ausgeführt. — c) Der lange Mordant. Dieser wird nur auf Noten von längerer Dauer gebraucht. Haupt- und Hülfsnoten werden öfters angeschlagen. Sein Zeichen ist: *. — Nach Adelung ist das Wort Triller, Dimin. Trillerchen, einen Triller schlagen, im gemeinen Leben trillern, eine Nachahmung dieser schnell abwechselnden Töne selbst, und daher mit Trällern zwar dem Laute nach verwandt, der Bedeutung nach, aber sehr von demselben verschieden. S. Trällern, Th. 186, S. 617. — Im Mühlenbaue ist der Triller ein Getriebe von kleinen oder kurzen Stöcken bis dreißig an der Zahl, welches Getriebe auf der Welle des Kammrades steckt, wodurch es vermittelst des Stirnrades herum getrieben wird; s. auch Drilling, Th. 9, S. 635, Getriebe, Th. 18, S. 23, und den Art. Mühle, Th. 95 und 96.

Triller, im Mühlenbaue, s. oben.

—, in der Musik, s. daselbst, S. 89 u. f.

—, in der Sprache, s. oben.

Trillerchen, s. unter Triller, in der Musik.

Trillerkette, Trillkette, Ital. Cadena di trilli, in der Musik, eine früher unbekannte und erst später eingeführte Art, die Triller so anzubringen, daß bei stufenweisen aufwärts steigenden Noten jede derselben ihren Triller führt, die sich aber alle ohne Unterbrechung an einander schließen müssen, wie die Glieder einer Kette, so also, als wenn es nur ein einziger wäre, der oft fünf, sechs, und mehrere Grade fort-

währt, aber niemals herab, sondern immer in die Höhe geht.

Trillich, s. Drillich, Th. 9, S. 635, und den Art. Zwillich, unter Z.

Trilling, Dreiling, auch Laterne, s. Drilling, Th. 9, S. 635, und Getriebe, Th. 18, S. 23.

Trillingscheiben, beim Mechanikus und Maschinenbauer, die runden Scheiben, worin die Trillingsstöcke stecken, und mit diesen den Trilling bilden; s. diesen.

Trillingswelle, Drillingswelle, Drehlingswelle, im Mühlen- und Maschinenbaue, der Baum von verhältnißmäßiger Länge und Stärke derjenigen Maschinenräder, worin sie gebraucht wird, und worauf der Trilling mit seinen Stöcken steckt.

Trillion, aus dem mittleren Latein Trillio, Fr. Trillion, eine Zahl von tausend mal tausend Billionen, oder eine Million Billionen. In Zahlen ausgedrückt macht eine Trillion

1,000,000,000,000,000,000.

Wenn man nun eine gewisse Summe in Trillionen aussprechen wollte, welches beim Numeriren vorkommt, so müßte man sie in Zahlen schreiben z. B.

30|005,070|689,724|308,007.

30 Trillionen, 005 Tausend und 070 Billionen, 689 Tausend und 724 Millionen, 308 Tausend und 007.

Trillium Dreiblatt, Trillium Linn., eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: Kelch und Krone sind dreiblättrig, sechs Staubfäden und ein rundlicher Fruchtknoten mit drei Griffeln. Die Beere ist dreifächerig.

1) Ueberhangendes Trillium oder Dreiblatt, Trillium pendulum Willd. Diese Pflanze

wird nach Dietrich in einigen Gärten noch mit andern Arten ihrer Gattung, z. B. Trillium cernuum Linn., verwechselt, und deshalb erfolgt hier eine etwas ausführlichere Beschreibung derselben. Die Wurzel besteht aus einer eyförmigen, fleischigen, braunen und geringelten Knolle, die mehr oder weniger gespitzt, und mit einfachen weißen Fasern versehen ist. Aus derselben erhebt sich ein aufrechter braunrother, vier bis zehn Zoll hoher Stengel, der am Grunde mit drei ey-lanzettförmigen, häutigen, durchscheinenden, über einander liegenden Schuppen bedeckt ist, und an seiner Spitze drei Blätter trägt, welche rundlich-eyförmig, stumpf, rautenförmig, langgespitzt, an der Basis verdünnt, ansitzend, ganzrandig, glatt, geadert, am Grunde mit drei weißen Rippen gezeichnet, ungefähr zwei Zoll lang, und fast eben so breit sind. Aus dem Mittelpunkte der Blätter entwickelt sich ein cylindrischer, einfacher, ein bis anderthalb Zoll langer Blumenstiel, an dessen Spitze nur eine Blume sitzt, die in der ersten Periode herabhängt, dann in der Blütezeit übergebogen ist. Sie hat einen dreiblättrigen Kelch und eine dreiblättrige Korolle. Die grünen Kelchblätter sind länglich- oder ey-lanzettförmig gespitzt, dreirippig, ausgebreitet, die Korollenblätter eyförmig, ocherweiß geadert, abstehend, etwas größer, als der Kelch. Die sechs sehr kurzen Staubfäden sind mit länglichen stumpfen, aufrechten Antheren gekrönt. Der Fruchtknoten ist violett, eyförmig, mit drei tiefen Furchen und drei violetten kurzen Griffeln versehen, deren Narben länglich, stumpf, zusammengedrückt, hakenförmig gekrümmt, und ocherweiß sind. — Das Vaterland dieser perennirenden Pflanze ist Nord-Amerika, wo man sie besonders im nördlichen Karolina auf Bergen antrifft. Sie dauert in unsern Gärten im freien Lande, und variirt zuweilen mit größern oder kleinern Blättern und Blumen, die mehr oder weni-

ger übergebogen oder hängend sind. Dietrich hat sie im botanischen Garten zu Eisennach auf einem etwas schattigen Beete gezogen; sie blüht im April und May, und vermehrt sich durch Wurzelknollen.

2) Sitzendes Trillium oder Dreiblatt, stielloses Trillium, Trillium sessile, flore sessili erecto. Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 484. Solanum virginianum tryphyllum. Pluk. alm. 352. t. 111. f. 6. Catesb. car. 1. p. 50. Fr. Trillium sessile; Engl. Sessile flower'd Trillium. Diese Pflanze hat dreizählige Blätter, breit-ovale gespitzte Blättchen, fest sitzende aufrechte Blumen, purpurrothe Kronenblätter, und kugelrund-niedergedrückte Beeren. Das Vaterland ist Virginien und Karolina, wo sie vom April bis zum May blüht, zuweilen auch noch im Junius.

3) Aufrechtes Trillium oder Dreiblatt, Trillium erectum, flore pedunculato-erecto. Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 484. Solanum triphyllum. Corn. canad. t. 167. Solano congener triphyllum Canadense. Moris. hist. 3. sect. 13. t. 3. f. 7. Trillium rhomboideum. Persoon Syn. 1. p. 398. Die Blätter oder Blättchen sind breit, rundlich-rautenförmig, langgespitzt, die Blumen sind gestielt, und etwas aufrecht, die Kronenblätter länglich-lanzettförmig, flach und abstehend. Es wächst auf hohen Bergen in Virginien, blüht im Frühjahr, und dauert daher in unsern Gärten im Freien aus. Persoon hat zwei Varietäten angezeigt, welche sich durch die Größe und Farbe der Blumen unterscheiden.

4) Uebergebogenes Trillium oder Dreiblatt, Trillium cernuum, flore pedunculato cernuo. Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 484. Solanum triphyllum Catesb. carol. 1. p. 45. Engl. Stalk-flower'd Trillium. Die Blätter sind dreizählig, die Blättchen an der Basis oval und schmäler, und

die Blumen fleischroth, gestielt, und übergebogen; sie kommen im Frühjahre hervor. Das Vaterland ist Karolina; sie perennirt in Deutschlands Gärten im Freien. — Die übrigen Arten dieses Trilliums oder Dreiblattes müssen hier übergangen werden. Nach Dietrichs Anleitung zur Kultur dieser Gräser, in seinem vollständigen Lexikon der Gärtnerei und Botanik, Th. 10, S. 188, ist, da sie alle in Nord-Amerika zu Hause gehören, ein etwas lockerer feuchter Boden an einem schattigen Standorte im Freien nöthig. Man zieht sie aus Samen, der gleich nach der Reife an der bestimmten Stelle ausgesäet wird, und vermehrt sie auch durch Zertheilung. Die Blütezeit ist, wie schon erwähnt, der Frühling.

Trillium (aufrechtes), Trillium erectum, s. oben, S. 95.

— (sitzendes), Trillium sessile, s. daselbst.

— (stielloses), s. daselbst.

— (übergebogenes), Trillium cernuum, s. daselbst.

— (überhangendes), Trillium pendulum, s. daselbst, S. 93.

Trillkette, s. Trillerkette.

Trillraupe, eine Benennung der Raupe des Schwalbenschwanzes.

Trilobiten, Trilobites, Schnecken oder krebsartige Thiere (denn Einige zählen sie zu den Ersteren, Andere zu den Letzteren), welche nur versteinert vorkommen. Sie sollen mit den Kiemenfüßen unserer Gewässer Aehnlichkeit haben. Dem Namen nach müssen diese Thiere einen Körper haben, der in drei Lappen oder deutlich unterscheidbare Stücke abgetheilt ist, aber nicht so, wie bei den Insekten oder Krebsen, sondern durch zwei Furchen der Länge nach; sie unterscheiden sich ferner durch einen großen Kopfschild, und meist große Augen; aber die Schwimmfüße, die man an ihren zahlreichen Rumpfgliedern vermuthet, müssen sehr

klein und zart gewesen seyn, weil man keine Spur davon findet. So werden nun diese Trilobiten von Einigen beschrieben. Nach Andern sind es zweischalige, dreieckige, zum Theil bauchige, zum Theil platte Muscheln, die man unter den Versteinerungen antrifft, und die man ehemals für petreficirte Käfer gehalten, und sie daher Käfermuscheln, auch Cacadumuscheln und Trigonellen genannt habe. Man findet sie vorzüglich schön, und solches noch mit der natürlichen Schale, welche krebsartig ist, bei Dudley, in Worcestershire. Sie kommen überhaupt in den ältesten Gebirgen, welche Versteinerungen führen, vor. Man hat bis jetzt in der lebenden Natur noch keine Originale zu diesen Versteinerungen gefunden, und die Vermuthung, daß sie von einer Gattung Kiemen- oder Kiefenfuß herrühren, wie schon oben erwähnt worden, soll wenig Glauben finden, daher soll man sie auch zu den völlig unbekannten Petrefakten oder Versteinerungen rechnen. — Fig. 9253 abc ist eine Abbildung von Calymene macrophthalma; a ist das ausgestreckte Thier, woran das Kopfschild und die beiden Augen deutlich zu sehen sind; b zeigt das Thier zusammengerollt, und c giebt die Ansicht eines vergrößerten Auges davon. Man findet diese Art im Kornitenkalk der Eifel. Eine andere Art dieser Gattung, welche im Uebergangskalk Englands und Schwedens vorkommt, heißt Calymene oder Trilobites Blumenbachii; dann zählt auch dieselbe Gattung noch mehrere Arten. Eine Art aus der Gattung Dhrtrilobit, ist Otarion diffractum, welche in einem Kalkconglomerat von Böhmen gefunden worden ist. Andere Gattungen dieser Familie sind: Asaphus, Olenus, Ogygia etc.

Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. 7te Auflage. S. 726.

Vogels praktisches Mineralsystem. S. 267.
Hochstetters populäre Mineralogie. Reutlingen, 1836. S. 364.

Trilobus, in der Botanik, dreilappig, z. B. die Blätter von Acer campestre, die Unterlippe der Korolle vieler Labiaten ꝛc.

Trimelli, Drillinge, wenn drei Kinder auf einmal oder in einer Geburt zur Welt kommen, eine Frau drei Kinder in einer Geburt zur Welt bringt.

Trimera, s. den folgenden Artikel.

Trimeren, Trimera, eine Käferabtheilung, deren Füße dreigliedrig sind. Es gehört dazu die siebzehnte und achtzehnte Familie. Die siebzehnte Familie enthält die Marienkäfer (Coccinellina), und die achtzehnte die Keulenträger (Clavigera), wozu auch die Fühlkäfer gehören, mit eilfgliedrigen Fühlern.

Trimeresurus, der Geschlechts- oder Gattungsname ziemlich großer Giftschlangen mit mehreren Giftzähnen und ganzen Bauch- und Schwanzschienen, die oben am Ende des Schwanzes getheilt sind. Mehrere dieser Schlangen kommen in Neuholland vor, wie z. B. **Trimeresurus Ceptocephalus**, die fast mannslang ist.

Trimester, eine Zeit von drei Monaten; es kommt daher mit Quartal überein.

Trimodium, bei den Alten, ein Maaß von drei Scheffeln; Trimodia aber ein Sack, welcher eben so viele Scheffel enthielt, oben weit war, und unten spitzig zuging. Die Säeleute hingen, statt der jetzigen Säetücher oder Samenkitzen, diesen Sack um den Hals, wahrscheinlich vermöge eines Bandes oder eines Strikkes, welches dann auf den Schultern lag, wenn sie ihr Getreide aussäeten.

Tringa, Strandläufer, s. diesen Artikel, **Th. 175, S. 191 u. f.**

Tringelbeere, Sumpfheidelbeere, Trinkelbeere, Vaccinium uliginosum, s. unter Heidelbeere, Th. 22, S. 753 u. f.

Trinitarier, diejenigen, welche die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes glauben. — Dann auch die Mitglieder eines geistlichen Ordens der Römisch-katholischen Kirche. Das Hauptgeschäft dieses Ordens besteht darin, die Sklaven aus der Gefangenschaft der Raubstaaten los zu kaufen. Da jetzt diesen Staaten das Corsarenhandwerk gelegt ist, so wird wohl dieser wohlthätige Zweck des Ordens erlediget worden seyn.

Trinitas, Trinität, die heilige Dreieinigkeit im göttlichen Wesen.

Trinitatis (Festum), das Fest der heiligen Dreieinigkeit, wovon die Sonntage nach Trinitatis ihren Namen haben.

Trinitäts-Ritter, Dreifaltigkeitsritter oder Ritter vom Kreuze der Dreifaltigkeit. Sie entstanden um das Jahr 1787 zu Grünstadt in der Grafschaft Leiningen, sind aber längst wieder erloschen. Ein Herr von Assum, welcher daselbst eine Lotterie hatte, stiftete diese Gesellschaft, und berief sich dabei auf unbekannte Obere. Nach dem Zwecke, welchen er angab, wollte er die ächte höhere Maurerey wieder herstellen, und sie von den überhand nehmenden freventlichen Mißbräuchen reinigen.

Trinkanstalt, sowohl eigentlich eine jede Anstalt, in welcher man geistige und warme Getränke erhalten kann, ein Wein-, Bier- und Kaffeehaus, als auch, und uneigentlich, eine sowohl natürliche, als künstliche Mineralwasser-Trinkanstalt, das heißt, eine Trinkwasserheilanstalt, wo man sowohl natürliche Mineralwasser, die man an der Quelle trinkt, und wozu auch das bloße Quellwasser gehört, als auch künstlich bereitete Mineralwasser, die man künstlich nach den natürlichen

gebildet hat, trinken kann, wie es dergleichen Anstalten in Berlin und Dresden giebt. S. auch Trinkwasserheilanstalt, weiter unten.

Trinkart, Trinkquart, eine Gattung kleiner Französischer Fahrzeuge von 12 bis 15 Tonnen, die zum Heringsfange gebraucht werden, den die Franzosen im Kanal treiben.

Trinkbar, Bei- und Nebenwort, was sich trinken läßt, oder getrunken werden kann, nicht verdorben ist. Die Milch ist noch trinkbar, nicht umgeschlagen, nicht sauer. Der Wein ist noch trinkbar, nicht schal oder verdorben. Das Wasser ist trinkbar, hat keinen moderigen, faulen Geschmack. Trinkbares Gold, Trinkgold, Goldtinktur. Das Gold trinkbar machen, es auflösen zu einer Goldtinktur. S. Th. 19, S. 364 u. f. Daher die Trinkbarkeit.

Trinkbecher, Fr. Coupe, ein goldener, silberner, zinnerner ꝛc. Becher, der die gewöhnliche umgekehrt-kegelförmige Gestalt hat, und zum Trinken von Flüssigkeiten daraus dient, jetzt aber durch Trinkgläser, Pokale ꝛc. größtentheils außer Gebrauch gekommen ist. S. den Art. Becher, Th. 4, S. 136 u. f. — Beim Bildhauer und Maler ist es eine Gattung von Trinkgeschirren, breiter als hoch, und mit einem Fuße versehen. Man gebraucht es zur Krone von einigen Verzierungen. Es giebt ovale, mit einem gebogenen Profile, welche die Italiener Novizelle nennen.

Trinkelbeere, Empetrum, s. unter Heidekraut, Th. 22, S. 736.

Trinken, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches sowohl als ein thätiges, als auch absolute und als ein Zeitwort der Mittelgattung gebraucht wird, in welchem letzteren Falle es das Hülfswort haben erfordert, einen flüssigen Körper durch den Schlund in sich ziehen. Ich habe schon getrunken. Wir haben

noch nichts getrunken. Wasser, Bier, Wein, Thee, Kaffee, Chocolade trinken. Ein Glas Grock, ein Glas Punsch oder Kardinal trinken. Jemanden zu Trinken geben, ihm ein Getränk zur Löschung seines Durstes darreichen. Sich voll trinken, sich in einem starken Getränke berauschen. Den Wein aus Bechern, aus Kelchgläsern trinken. Jemandes Gesundheit trinken, ohne das Vorwort auf. Vielerley Gesundheiten trinken. Sich ein Herz trinken, durch starkes Getränk Muth zu bekommen suchen. Sich einen Zopf, oder Haarbeutel trinken, einen solchen Rausch bekommen, daß man aufgezogen oder geneckt wird, und auch wohl einen papiernen Zopf oder Haarbeutel unter den Rockkragen geschoben bekommt, damit ausgestattet wird. Sich einen Rausch trinken. Er hat sich ein Räuschchen getrunken. Sich einen Spitz trinken, einen geringen Grad des Rausches, bei dem man lustig und redselig wird, gleichsam nach der Gewohnheit der Spitze immer klaffend oder bellend, also immer das Wort zu haben sucht. S. auch den Art. Rausch, Th. 121, S. 255. Pro poena trinken, als Strafe trinken, ein Studentenausdruck, welcher beim Commers vorkommt. Das Vieh trinken lassen, dem Viehe zu trinken geben. In den gemeinen Sprecharten braucht man von allen Thieren das niedigere saufen, dagegen die Jäger von den Hunden frischen oder sich frischen sagen. — In einigen engeren Bedeutungen. 1) Einen flüssigen Körper als sein gewöhnliches Getränk zu sich nehmen. Wasser trinken, Wein, Bier trinken. Den Brunnen trinken, die Brunnenkur brauchen. — 2) Eine Fertigkeit oder Gewohnheit besitzen, starke Getränke reichlicher, als es das Bedürfniß erfordert, zu sich zu nehmen, als ein anständiger Ausdruck für das niedrige saufen. Bibax trinkt.

Wo ächter Wein aus vollen Flaschen fließt, wird Bibax bis zur letzten Neige bleiben; den Pflanzen gleich, die da nur Wurzel treiben, wo sie der Gärtner oft begießt (Müchler). Stark trinken. Sich auf das Trinken legen. Profession vom Trinken machen. Sich das Trinken angewöhnen. Branntwein, Wein, Bier trinken. S. auch Trunken und Trunkenheit. — Figürlich. 1) Begierig in sich ziehen, in der dichterischen Schreibart. Und ihr Blumen, ihr trinket meine Thränen wie Thau (Geßn.). Jetzo trinkt er die freiere Luft des heitern Abends (Zach.). Den Aether trinken, in sich ziehen. Die Felder trinken das Sonnenlicht, ziehen gleichsam dessen Strahlen ein. O, welch Entzücken trinkt mein erloschnes Aug' aus diesen sanften Blicken (Weiße). Blut und Schweiß trinken, wird von einem Despoten gesagt, der das Leben der Unterthanen in nutzlosen Kriegen opfert, und sich die Früchte ihres Fleißes durch kaum zu erschwingende Steuern zueignet. — 2) In eben dieser dichterischen Schreibart gebraucht man es zuweilen für sehr benetzt werden. Der Dolch trinkt das Blut des der Rache Geopferten, indem er mit dem Blute bespritzt wird, und in andern Fällen mehr. Nach Adelungs Anmerkungen zu diesem Worte, in seinem vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuche, bei dem Ottfried drinken, bei dem Notker trinchen, bei dem Ulphilas driggkan (drinkan), im Angelsächsischen drincan, im Niedersächsischen drinken, im Englischen drink, im Schwedischen ohne Nasenlaut dricka, im Isländischen drecka. Um dieser Form willen leiten Wachter und Ihre es von dem alten tragen, ziehen, Lateinisch trahere, Niedersächsisch trecken her, zumal da man Zug, ziehen, und im Französischen Trait auch von der Handlung des Trinkens braucht, wovon

dann auch zechen das Intensivum ist. Das Französische trinquer und Italienische trincare, in der zweiten engeren Bedeutung, sind aus dem Deutschen entlehnt. Tabak trinken, für Tabak rauchen, vermuthlich auch wegen des Ansichziehens, ist nur in einigen Provinzen gangbar. Die biblische Wortfügung mit der zweiten Endung des Weins trinken, 1. Mos. 9, 21, ist im Hochdeutschen veraltet. Tränken ist das Activum von Trinken. S. auch Trunk und Trunken.

Das Trinken in historischer oder geschichtlicher und in diätetischer Hinsicht, in der Letzteren sowohl zum Frühstück, zur Mittagsmahlzeit und beim Abendessen, als auch außer diesen Zeiten; denn schon in den frühesten Zeiten hat das Trinken Aerzte und Nichtärzte beschäftiget, sowohl in Beziehung auf die Eigenschaften und den Gehalt der Getränke, als auch auf die Menge derselben; s. weiter unten. — Was das Trinken in geschichtlicher Beziehung anbetrifft, so ist die Liebe dazu schon sehr alt, wie dieses auch schon unter Gesundheits-Trinken, Th. 17, S. 817 u. f., gezeigt worden. Alle alten in der Geschichte ausgezeichneten Völker liebten den Trunk, waren mit der Trinklust begabt, sowohl die Juden, als die Griechen und Römer. Bei den letzteren beiden Völkern forderten starke Trinker sich unter einander auf. So forderte Alexander den Proteas, einen im Trinken sehr geübten Macedonier, auf, einen Becher zu leeren, und dieser trank den ihm überreichten Becher zur Verwunderung Aller mit starken Zügen aus, ließ ihn sogleich wieder füllen, und brachte solchen dem Alexander, damit er ihn auch austrinken möchte. Man ging im Trinken so weit, daß man um ausgesetzte Preise trank, die derjenige bekam, der am meisten trinken konnte. Der Scythische Philosoph Anacharsis kehrte die Sache im Scherze um, und verlangte, als er beim Periander speisete, die aus-

gesetzte Belohnung, weil er zuerst trunken geworden. Er sagte: der Sieg, nach dem man beim Trinken strebt, ist dann vollendet, wenn man betrunken ist, so wie das Laufen dann geendigt ist, wenn man das vorgesteckte Ziel zuerst erreicht hat. Man hielt es ehemals für etwas Großes, alle Andere im Trinken übertreffen zu können, und wer dieses konnte, und auch wohl in einem Zuge und ohne einen großen Becher abzusetzen, dem gaben die Anwesenden ihren lauten Beifall zu erkennen. So wie es bei den Griechen auch weise und gelehrte Männer gab, welche dem Trinken ergeben waren, eben so war dieses auch bei den Römern der Fall. Seneka, der ernsthafte und stoische Seneka, meint, daß man sich zuweilen einen Rausch trinken könne, um die Sorgen eine Zeitlang zu unterdrücken. So brachte Cato Uticensis, wie Plutarch und Andere von ihm berichten, ganze Nächte in Trinkgesellschaften zu; und der ältere Cato und Corvinus, ein Anhänger der Sokratischen Philosophie, glüheten mehrmals vom Weine*). — Es gab aber auch Mehrere, welche den übermäßigen Gebrauch des Weines, und alles scharfe Trinken sehr mißbilligten, und die Trunkenheit nachdrücklich verboten. Weise Männer erlaubten sich nicht mehr als drei Becher. Eubulus läßt daher, nach der Anführung des Athenäus Jemanden also reden: „Ich gieße denen, die gute Gesinnungen haben, nur drei Becher ein: einen Becher der Gesundheit, den sie zuerst austrinken, einen Becher der Liebe und der Freude, und zuletzt einen Becher des Schlafs, den die Weisen austrinken und dann nach Hause gehen. Der vierte Becher ist nicht mehr der unsrige, er wird aus Uebermuth getrunken.“ Auf eine ähnliche Art widmete Panyasis den ersten Becher den Grazien, den Horen und dem Bacchus, den zwei-

*) Horaz, Buch 3, Od. 21.

ten der Venus und dem Bacchus, und den dritten hielt er schon für eine Ursache des Unrechts und der Zwietracht. — In Lacedämon wurden keine Trinkgesellschaften geduldet; selbst bei den öffentlichen Mahlzeiten oder Syssitien wurde in Ansehung des Trinkens große Mäßigkeit beobachtet. Der Spartanische Gesetzgeber hatte alles unnöthige Trinken, wodurch der Körper und die Seele entkräftet werde, ausdrücklich untersagt. Er erließ auch eine Verordnung, daß Jeder ohne Fackel und ohne Licht am Abende von einem Gastmahle nach Hause gehen sollte, damit er durch die Nothwendigkeit im Finstern zu gehen, abgehalten werden möchte, zu viel zu trinken. Critias rühmt in seinen Elegien die Mäßigkeit, welche die Spartaner in dieser Absicht beobachteten. Er sagt: „Es ist Sitte zu Sparta, daß Alle aus einem Weinbecher trinken, daß Niemand den Andern beim Namen nennt, um ihm zuzutrinken, daß man in Gesellschaften nicht von der Rechten an herumtrinkt, und den nicht namentlich auffordert, dem man vortrinken will.“ Zu Athen wurde nach Solons Verordnung der Archonte am Leben gestraft, der sich in Wein berauschte. Der Senat der Areopagiten strafte alle Säufer, weil sie die Zeit, die sie zum Dienste des Staats hatten anwenden sollen, der Schwelgerey aufopferten. Pittakus gab ein Gesetz, nach welchem diejenigen, welche in der Trunkenheit einen Fehler begingen, doppelte Strafe leiden mußten. Er suchte durch dieses Gesetz die Bürger um so mehr von dem unmäßigen Gebrauche des Weins abzuhalten, weil Mitylene eine weinreiche Insel war. — Man gab beim Trinken auch gewissen Bechern eigene Namen: **Poculum Boni Dei**, war der Becher, den man zur Ehre des Bacchus, des Erfinders des Weins, mit Wein füllte, und ihn unter den Gästen herumgehen ließ, deren Jeder nur ein wenig daraus trank. **Poculum Jovis servatoris**, ein Becher, dessen

Wein mit Wasser vermischt worden, und dem Jupiter gewidmet ward, zum Andenken des eingeführten Gebrauchs, Wasser unter den Wein zu gießen. Poculum bonae valetudinis, ein Becher, aus welchem man nach der Mahlzeit trank, wenn man die Hände gewaschen hatte. Poculum Ἑρμοῦ, welcher dem Merkur gewidmet war, dem man, ehe man zu Bette ging, aus demselben ein Trankopfer goß. Nach Einiger Meinung war es bei den Alten üblich, den ersten Becher zur Ehre des Olympischen Jupiters, den andern zur Ehre der Heroen, und den dritten zur Ehre des errettenden Jupiters zu trinken. Bei diesen drei Bechern sollte es bleiben, um die Grenzen nicht zu überschreiten und nicht auszuschweifen; denn wer mehr trank, gab dadurch zu erkennen, daß er die Schwelgerey und die Unmäßigkeit liebte. — Ich komme jetzt zu der Trunkliebe der Deutschen, die schon dem Trunke ergeben, auch noch das Gesundheitstrinken der Griechen und Römer annahmen. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo das Trinken so ganz Volkssitte, so an der Tagesordnung war, daß man mit Vorschriften, diese Sitte zu ordnen, um sie den Durstigen, auch auf die Gesundheit bezogen, wohlthätig zu machen, nicht hervortreten konnte, weil sie kein Gehör fanden. Selbst Regenten vermochten durch Edikte und Gesetze nichts gegen die Trinksucht. So machte schon Karl der Große ein Gesetz: daß kein Graf zu Gericht sitzen sollte, außer nüchtern, und daß dieses nüchtern sich auf das Trinken bezieht, beweiset, außer andern Gründen, der Zusammenhang; denn es heißt unmittelbar vorher: Kein Trunkener soll vor Gericht klagen oder Zeugniß ablegen. Damit das Trinken nicht mit den Geschäften zusammenkommen sollte, so wurden die Gerichte des Morgens gehalten. Man findet auch unter dem genannten Kaiser die ersten öffentlichen Schenken und Wirthshäuser, die auch von den Geistlichen

besucht wurden. Obgleich diese Häuser wesentlich zur Beförderung des Trinkens beitrugen, so scheint doch Karl es dem Zeitgeiste gemäß und nöthig gefunden zu haben, ihre Einführung zu gestatten, um vielleicht das Trinken mehr aus den Familien zu entfernen, da auch das weibliche Geschlecht Theil daran nahm und tapfer zechte; denn Karl liebte die Mäßigkeit, suchte seine Unterthanen aufzuklären, und die rohen Gelage zu verbannen; daher erließ er viele Verordnungen gegen das übermäßige Trinken. Er verbot die sich gebildeten Trink- und Zechgesellschaften, besonders das Verführen und Zwingen zum Trinken in diesen Gesellschaften; schärfte auch den Aeltesten ein, sich zuerst des Trinkens zu enthalten, und mit dem Beispiele der Nüchternheit voranzugehen. Auch seine andern hierher gehörigen Gesetze sind merkwürdig und erleuchten die durstigen Sitten dieser Zeit. „Kein Priester, noch Laie, heißt es, soll einen Bußethuenden zum Trinken einladen;" und an einem andern Orte: „Wer im Lager des Heeres trunken befunden wird, soll als Strafe so lange zum Trinken bloß Wasser bekommen, bis er bekennt, daß er Böses begangen habe." Auch mußten die Dienstleute, welche, den Heerbann versäumend, bei der angesagten Volksversammlung nicht erschienen, sich so viele Tage, als sie ausgeblieben waren, alles Fleisches und Weins enthalten. Alle diese Verbote und Gesetze fruchteten aber sehr wenig bei einem trinklustigen Volke, wie das Deutsche, das Bier, Meth und Wein über Alles liebte, und es gleichsam zu seiner Ehre rechnete, nicht nur Held im Streite, sondern auch im Trinken zu seyn; und wie viel es vertragen konnte, davon zeugen die Mönche von St. Gallen. Jeder von ihnen bekam im zehnten Jahrhunderte täglich 5 Maaß oder Quart Bier, und dazwischen zuweilen Obst- und andern Wein. Dieses Quantum wurde nur zum Frühstücke,

Mittags- und Abendessen genossen. Eckhard*) bezeugt selbst, daß die Aebte öfters bei Gelagen ihren Mönchen in sancta caritate zugetrunken. Diese hervorstechende Trunkliebe war so allgemein, daß in- und ausländische Geschichtsschreiber sie als ein Hauptzug Deutscher Sitte anführen. Phokas sagte zu Luitprand, dem Gesandten Kaiser Ottos des Ersten: „Der Muth des Deutschen Soldaten sey ein Rausch, und ihre Tapferkeit Trunkenheit." Donitzo, ein Italienischer Mönch unter dem Kaiser Heinrich dem Vierten, sagt: „Die Deutschen wären in den Wein verliebt, und hieben in ihrer Trunkenheit einander Glieder vom Leibe." Was aber den Ruf der Deutschen hierin am stärksten bezeichnet, ist, daß jedem Kaiser vor seiner Krönung zu Rom diese Frage zur Angelobung vorgelegt wurde: „Willst du mit Gottes Hülfe dich nüchtern halten?" — Es gab aber auch Geistliche, welche der Trinksucht, als einer verderblichen Neigung, entgegen arbeiteten, wie z. B. der Bischof Burkhard von Worms, der in seinem Beichtspiegel sagt: „Wer sich bis zum Uebergeben voll getrunken, soll funfzehn Tage in Brod und Wasser büßen." — Man darf sich übrigens nicht wundern, daß diese Trunkliebe bei den Deutschen eine eigentliche Nationalneigung ward, wenn man ihre Verfassung, ihre öffentlichen Gerichte und Berathschlagungen, ihre gemeinschaftlichen Opfer und Feste, und ihre lehnähnlichen Verbindungen betrachtet, in denen junge Krieger bei Fürsten oder Heerführern im Dienste und Unterhalt standen; denn dieses Alles veranlaßte große und häufige Zusammenkünfte, wozu sich dann auch Trinkgelage mit Gesang, Saitenspiel und andern Belustigungen gesellten. Venantius Fortunatus

*) De Casibus Monast. S. Galli Cap. 9, p. 41 (in Goldasti script. rer. Alamman. ex edit. Senckenb.)

giebt uns von einer solchen Trinkgesellschaft, bei der er auf einer Reise an der Mosel und dem Rheine selbst zugegen war, folgende Beschreibung: „Sänger sangen Lieder und spielten die Harfe dazu, umher saßen die Zuhörer bei ahornenen Bechern und tranken wie Rasende Gesundheiten um die Wette. Wer es nicht mitmachte, ward für einen Thoren gehalten, und man mußte sich glücklich preisen, nach dem Trinken noch zu leben." — Die Offenheit des Herzens und die Freude, mit der diese Gelage begangen wurden, machten sie so angenehm. Wer sich der Freundschaft eines Deutschen Stammes empfehlen wollte, durfte nur Mitzecher werden. Bündnisse, Geschlechterverbindungen, Verträge und andere dergleichen Verhandlungen wurden bei Trinkgelagen vorgenommen, als wäre, nach dem Tacitus, zu keiner Zeit die Seele zu vernünftigen Entschließungen offener gewesen, als gerade dabei. Das erste und früheste Zeichen der Gastfreundschaft war die Darreichung eines gefüllten Bechers. Am Fränkischen Hofe war es wenigstens Brauch, den ankommenden Gästen einen Kelch, späterhin Willkommen (poculum gratulatorium) genannt, hinzureichen, und am Bayerschen Hofe fand man ein Gleiches. Hieraus entstand auf die natürlichste Weise das gesellige Zu- oder Vortrinken (propinare). Man bezeigte durch Darreichung des ersten Bechers dem Alter Ehrfurcht, wie in den Zeiten Homers bei den Griechen; hierzu gesellte sich nun das Wett- und Gesundheitstrinken. Priscus sagte von dem Attilaischen Gastmahle, wobei auch Deutsche waren: „Sobald die Römischen Gesandten zum Gemache hereingetreten waren, wurden sie von einem Schenken mit einem Becher bewillkommnet, den er ihnen zum Trinken darreichte. Hierauf eröffnete der Länderüberwinder das Gelag mit einer Gesundheit, welche er den Vornehmsten seiner

Tischgesellschaft ausbrachte, die diese dann stehend erwiederten. Nachdem es die Reihe so herumgegangen war, forderte Attila noch die Gäste zu einem allgemeinen Trinkkampfe auf." — Auch zu den Ritterzeiten herrschte der Becher, obgleich schon ein anderer Geist die Gesellschaften belebte; denn die ritterlichen Gefühle hatten sich schon fein und geistig herausgebildet; die Sitten waren schon zart und ganz das Gegentheil der rohen Trunksitten; denn ein wunderbarer Charakter von Liebe, Freundschaft und Religion vermischte sich jetzt mit der Kampfbegierde und dem Pokale, und bei den Minnesängern steht auch dieser zurück; denn keiner dieser Sänger dichtete Loblieder auf den Trunk, und der Winsbeke warnt in einem Lehrgedichte seinen Sohn, in der neunten Strophe, den Wein nicht über sich herrschen zu lassen: „lade ihn nicht in dein Haus, daß dein Feind nicht deiner spotte." Indessen waren es doch nur Wenige, bei denen die sanfteren Gefühle, die sittliche Verfeinerung, Eingang fanden; denn immer noch wurden in diesen Zeiten des Faustrechts Stärke und leibliche Ausdauer, als die schätzbarsten Vorzüge angesehen. Vieles vertragen zu können, galt für eine Ehre, und ein großer Trinker hatte einen angesehenen Namen. Denn es war der Brauch, daß Ritter und Lehnsmänner ungeheure Lehnsbecher, sogenannte Humpen, austrinken mußten, zum Beweise ihrer Kraft und Deutschheit. Diese eigene Belehnungsart durch einen Becher ward nicht erst in der Ritterzeit eingeführt; denn schon vorher belehnte man mit einem Horne; allein sie scheint hier erst recht in Schwang gekommen zu seyn. Wie bei andern Belehnungen und Uebergaben hatte auch hier der Becher eine sinnbildliche Bedeutung auf die Eigenschaften des Mannes; denn wer ihn tapfer leeren konnte, erprobte dadurch seine Deutsche Ritterlichkeit. Dieses bezeugt

auch eine, jedoch weit spätere Urkunde bei Lünig*), wo es von den Hohenlohischen Vasallen heißt: „Hierauf (nach abgelegtem Eide) wird von des Herren Senioris und Lehnadministratoris Hochgräflichen Gnaden, und auch den anwesenden Ministers zur neuen Lehnsempfängniß gratulirt, und ihme sofort zur Hochgräflichen Tafel angesagt, da er dann, nach dem alten teutschen Herkommen, mit dem großen Lehnsbecher, ein Oehringer Maaß haltend, Bescheid und damit vel quasi eine Probe thun muß, ob er auch ein guter teutsch geborner von Adel und dem Vaterlande hiernächst gute Dienste leisten könne." — In den Friedbergischen Statuten steht auch als ein ausdrückliches Erforderniß, daß ein aufzunehmender Burgmann einen Becher, Patriarch, auch Krauß genannt, austrinken soll. Gleiche Gewohnheit war bei den Eisenachischen, von Alvenslebischen und andern Lehnhöfen üblich. Auch kommen in jenen Zeiten noch die Gastereyen hinzu, welche gute Trinker erforderten; denn selbst bei der Krönung eines Kaisers wurde demselben von dem Erzschenken ein großer Pokal zum Trinken nachgetragen. Selbst der Kaiser Rudolph von Habsburg hat sich dadurch ein langes und gepriesenes Andenken bei den Erfurtern erhalten, daß er auf öffentlicher Straße mit einem Glase Bier in der Hand ausrief: „Wol in, wol in! eye gut Bier dat hat Herr Sifrid von Bustede ufgetan." — Wenn nun diese Trinkübungen auch im Ganzen bei der Lebensart des Deutschen in jener Zeit, die sich auf Jagd, Reiten und Fehden beschränkte, nicht so schädlich waren, so wurde doch in Einzelnheiten diese Ausschweifung bis zur Tollheit getrieben. So erzählen Aeneas Sylvius und Fugger**) von dem

*) Corp. jur. feud. Germ. Tom. 3, p. 70.

**) In histor. de Europa cap. 29, und in Fuggers Oesterreichischem Ehrenspiegel, nach Birkens Ausgabe, S. 1129.

Letzten der alten Görzischen Grafen: daß er oft des Nachts aufgestanden sey, um seine Kinder zum Trinken anzutreiben. Wenn er sie dann schlafend gefunden habe, hätte er seine Gemahlin eine Ehebrecherin gescholten und ausgerufen: das seien nicht seine Kinder, da sie eine ganze Nacht ohne zu trinken bleiben könnten.—Man hätte nun glauben sollen, daß die Trinkgelage, die von Karl dem Großen bis zu den Zeiten Rudolphs von Habsburg fast gleichmäßig fortgedauert hatten, schon unter diesem Kaiser, der gleichfalls die Mäßigkeit liebte, sich ihrem Ende hätten nähern müssen; allein weit gefehlt; denn es erhob sich nach dem Tode dieses Kaisers eine neue Epoche der Trinkgelage, wozu der Aufwand bei den Turnieren kam, die im funfzehnten Jahrhunderte, mit dem Gesellenstechen, Schießen und mit anderen ritterlichen Uebungen, weit häufiger abgehalten wurden, als früher, und auf Bären und Eber zu jagen, blieb auch noch ein Hauptvergnügen des Deutschen bis in das sechzehnte Jahrhundert, und wie Aeneas Sylvius bemerkt, lernte der Knabe eher reiten, als reden. Auch fehlte es nicht an Zusammenkünften und geselligen Belustigungen. Eine Fürstliche Vermählung oder Kindtaufe versammelte immer eine Menge benachbarter Fürsten mit großem Gefolge. So waren z. B. bei der Taufe des Kaisers Wenzel an funfzig Fürsten, die Grafen und Edelleute ungerechnet. Bei der Vermählung des Grafen Eberhard vom Würtemberg mit einer Mantuanischen Prinzessin im Jahre 1474, wurden 14,000 Gäste bewirthet, die 165,000 Laib Brod, 4 Eimer Malvasier-, 12 Eimer Rhein- und 500 Eimer Neckarwein verzehrten, und bei der Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landshut im Jahre 1475 kamen der geladenen Gäste so viele, daß sie gegen 6500 Pferde mitbrachten. Bei der sechstägigen Vermählung des Prinzen von Dra-

nien mit der Sächsischen Prinzessin Anna im Jahre 1561 zu Leipzig wurden 3600 Eimer Wein und 1600 Fässer verbraucht. Indessen war auch die Anzahl der Gäste sehr ansehnlich, welches man aus den 5647 mitgebrachten Pferden ersehen kann. Selbst die Bürger kamen oft aus großer Ferne wegen mancher Ergötzlichkeiten zusammen. So erzählt Götz von Berlichingen in seiner Lebensgeschichte, daß ein Schneider von Stuttgart, ein trefflicher Bogenschütze, bis nach Köln zu einem Schießen gezogen sey, und auch den Preis gewonnen habe; und aus Fischarts glückhaftem Schiffe erfährt man, daß Zürchische Bürger zu einer gleichen Belustigung bis nach Straßburg herab gekommen seyen. Alle diese Zusammenkünfte waren nun mit Trinkgelagen begleitet, indem das Zutrinken eine Herausforderung zur Trinkfehde war, hier seinen Genossen und Wetteiferer halb todt niederzutrinken oder zu zechen. Man hielt dies für eben so rühmlich, als über den Feind einen Sieg davon tragen. Diese Trinksucht breitete sich über Bürger und Bauern aus, so daß diesen das Trinken in den Reichsabschieden strenge untersagt wurde. Es wurde besonders durch die Landsknechte, von denen Deutschland zu den Zeiten Kaiser Maximilians des Ersten wimmelte, überall verbreitet, obgleich es längst schon bei den Bürgern, besonders in den Reichsstädten, aufgekommen, und überall Sitte war; denn auch sie waren Schützen, die ihre Städte vertheidigten. Die Gewohnheit zuzutrinken herrschte nun zwar in allen Deutschen Provinzen, hauptsächlich aber in den Bierländern, welche zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den Beinamen: die großen Trinklande erhielten, worunter man Sachsen, die Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, und andere Niederdeutsche Gegenden verstand. An den nördlichen

Oertern hielt man sogar, nach Conrad Celtes*), solche Gelage in den unterirdischen Höhlen, welches jedoch nur wegen der Kälte geschah, weil es sich in solchen unterirdischen Gemächern behaglicher trinken ließ. Boemus Aubanus**) giebt eine kurze Schilderung der Trinkgelage zu seiner Zeit, worin er sagt: „Die Sachsen bedienen sich des Bieres zu ihrem Getränke, dabei sind sie aber im Genusse so unmäßig, daß die Trinkgenossen bei ihren Gelagen, wenn sie aus Gläsern und Kannen nicht genug eingeschenkt erhalten können, einen vollen Kübel mit einer darein gelegten Schale aufstellen, und dann annahnen nach Belieben zu trinken. Es ist nicht genug, durch Ermunterung und Zwang in der Trunkenheit bis zum Erbrechen zu gelangen, sondern es wird so lange Tag und Nacht durchgemacht, bis sie wieder zur Nüchternheit gelangen. Wer in einer Trinkgesellschaft Alle zu Boden trinkt, trägt nicht nur den Ruhm des Unüberwindlichen davon, sondern auch einen Kranz aus wohlriechenden Blumen, vorzüglich aus Rosen, oder auch sonst einen Preis, um den die Trinkfehde angestellt ward. Von ihnen schleicht nun diese verderbliche Sitte in ganz Deutschland umher, so daß man die stärksten Weine zum größten Schaden trinkt. Kommt ein Gast oder eine andere Person an einen Ort, wo getrunken wird, so stehen alle Trinkgenossen auf, und bitten ihn, nach dargereichtem Becher, zum Mittrinken. Schlägt er es, ohne vorgebrachte Ursache, etliche Male aus, so wird er für einen Feind gehalten, und diese Beschimpfung kann häufig durch nichts anderes, als Wunden oder Mord getilgt werden." — Dieses bestätigen auch mehrere andere Schriftsteller.

---

*) Dissert. de generib. ebrios. annexa epist. obscur. viror. Francof., 1757. p. 348, 349.

**) Mores, leges et ritus omnium gentium per Joh. Boemum Aubanum, Lugd., 1536. p. 258, 259.

Die Becher, mit denen man die Gäste oder Fremden empfing, hießen Willkommen, waren von besonderer Größe, und meistens sehr kostbar, wie man noch jetzt die Willkommen bei den Handwerkern antrifft. Vornehme Wirthe beehrten die Frauen mit goldenen oder krystallenen, Fürsten oder Grafen mit silbernen Willkommen. Wer redlich Bescheid daraus that, schrieb seinen Namen, nebst seinem Wahlspruche, in ein besonders dazu gewidmetes Buch. Keyßler fand auf seinen Reisen viele solche Trinkgeschirre und Bücher. In einem stand: praestitit, quantum potuit. — So sehr nun auch die Reichsabschiede gegen die Trinksucht eiferten, so waren es doch nur Palliative oder Scheinmittel; denn die alte Germanische Sitte: über den Durst zu trinken, blieb dessen ungeachtet in ihrer vollen Wirksamkeit; ja selbst die Landleute schlossen ihre Verträge, Stiftungen und Verbindungen nur bei der vollen Bierkanne. — Der gelehrte Abt Trithem, der von Span- oder Sponheim bei Mainz unter dem Churfürsten Joachim dem Ersten 1505 nach Berlin kam, lobt zwar die Sitten dieser Residenzbewohner; allein es mißfiel ihm, daß die Wissenschaften, ungeachtet der Churfürst mit gutem Beispiele voranging, so wenig Liebhaber fanden, und daß man die Becher häufiger zur Hand nahm, als die Bücher. In dem Briefe an einen Freund, welchen er aus Berlin 1505 schrieb, heißt es: „Mir gefallen die Sitten der Einwohner überaus, weil sie es so redlich und treu mit dem Christenthume meinen; sie besuchen die Kirche sehr fleißig, feiern mit Andacht die Feste, und halten aufs Genaueste die angesagten Fasten. Sie sind überhaupt um so eifriger in der Verehrung Gottes, als sie zu den am letzten zum christlichen Glauben bekehrten Völkern von Deutschland gehören; nur gilt die Völlerey bei ihnen nicht für Untugend, wiewohl es unter ihnen auch viele nüchterne und mäßige giebt; und oft

habe ich es auch erfahren, daß die Fremden aus Franken und Schwaben, welche sich hier niedergelassen haben, es weiter im Trinken trieben, als die Eingebornen*)." In einem andern an demselben Tage geschriebenen Briefe an den Doktor Sunzheim über den Charakter und die Sitten der Märker**) überhaupt, ist sein Urtheil nicht so schonend. Es heißt darin: „Das Land ist zwar gut und sehr fruchtbar, allein es bedarf sehr fleißiger Bearbeiter, da es sehr weitläufig und von großem Umfange ist; die wenigen und überaus faulen Bauern aber den Trunk und Müßiggang mehr lieben, als die Arbeit. Wir können überhaupt von ihnen sagen: die Märker werden durch Gelage und Müßiggang arm, durch Fasten krank, und durch Trinken beschleunigen sie ihren Tod; denn in diesen drei Dingen treiben sie es weiter, als alle andere Deutsche Völkerschaften. Sie sind gleichsam von der Natur zum Müßiggange bestimmt, und weil sie an so vielen Festtagen nicht arbeiten dürfen, so befinden sie sich, vornämlich die Bauern auf dem Lande, in beständiger Dürftigkeit. Die Fasten halten sie strenger, als alle andere Völker, die ich kennen gelernt habe, und dafür allein verdienen sie mit Recht großes Lob; aber ihre größere Zahl, welche der Völlerey ergeben ist, befleckt dieses Lob auf häßliche Weise, so daß hier zu Lande Leben fast nichts anders heißt, als Essen und Trinken." Daß dieses Urtheil wohl zu scharf war, wird man leicht einsehen, auch wird es schon in diesem Briefe wieder dadurch gemildert, daß die Märker die Fasten strenger halten, als andere Völker, welches sie gewiß nicht so thun würden, wenn sie einer zu großen Völlerey ergeben gewesen wären. — Das Zu- und Gesundheitstrinken pflanzte die Liebe zum Trin-

*) Epist. ad Rogerium Sycambrum. 44, p. 480.
**) Ep. 45, p. 481.

ken, ja die Trinksucht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, und man war im sechzehnten Jahrhunderte so weit darin gekommen, daß mehrere Fürsten es ihren Hofleuten übertragen mußten, auf anderer großen Herren und guten Gesellen Gesundheit Bescheid zu thun. Denn da man Einem seine Liebe und Ehrfurcht durch Gesundheittrinken zu bezeigen suchte, so war es auch nothwendig, um gegen diese gute Sitte in der Höflichkeit nicht anzustoßen, daß sich junge Leute im Trinken übten, um bei jeder vorkommenden Gelegenheit, wo man Jemandes Gesundheit trinken mußte, hierin nicht zu fehlen, oder auch auf das Ausbringen der eigenen Gesundheit gut Bescheid thun zu können. Auch sorgten dafür schon die Taufzeugen, daß diese Sitte beibehalten wurde, indem sie den Knaben Becher zum Pathengeschenke verehrten. Diese Sitte ging von den höchsten Personen aus. So bekam Kaiser Karl der Fünfte, nach Fugger*), unter andern Kostbarkeiten, auch einen goldenen Pokal von seiner Base, und Herzog Friedrich von Würtemberg machte noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein gleiches Pathengeschenk, und so findet man mehrere Beispiele überall in der Geschichte jener Zeit. Aber nicht bloß bei dieser Veranlassung verehrte man Becher, sondern auch bei andern Gelegenheiten suchte man seine Liebe und Achtung durch Trinkgeschirre und Wein oder Bier zu bezeigen. So schenkten die Ehemänner, gewöhnlich nach der Brautnacht, ihren Frauen einen kostbaren Pokal zur Morgengabe, und Freunde verehrten sich einander dergleichen Geschenke zur Erinnerung ihrer treuen Freundschaft. So steht auf dem Büchersaale zu Nürnberg ein Becher, den Luther seinem Freunde D. Jonas verehrte, mit den Bildnissen Beider eingegraben, und darüber die Verse:

*) S. dessen Ehrenspiegel, S. 1128.

Dat vitrum vitreo Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque.

So nennt der fromme Mönch Eckhard die Gläser, die der Bischof Salomo von Constanz seinen Gästen schenkte, cara munera. Als Kaiser Karl der Fünfte im Jahre 1541 in Nürnberg war, überreichte ihm der Stadtrath als Zeichen der Ergebenheit einen goldenen Doppelkelch voll hundert Goldstücke, und ein Jahrhundert vorher brachten die Bürger Wiens dem eingezogenen Erzherzoge Leopold silberne Becher zum Willkommen. König Heinrich der Achte von England übersandte dem Pfalzgrafen Friedrich dem Zweiten einen goldenen Becher, 800 Dukaten bloß am Werthe des Goldgehaltes. Auch den Universitäten wurden bei Jubiläen und andern Gelegenheiten ähnliche Geschenke gemacht. Wenn nun schon diese Geschenke auf die Trunkliebe der Deutschen hinweisen, so thun es noch mehr die Geschenke an Wein und Bier. Als Kaiser Maximilian der Erste im Jahre 1486 durch Herzogenbusch reisete, verehrte ihm diese Stadt zwei große Fässer mit Rheinwein; auch der Erzbischof von Köln und der Herzog von Kleve verehrten diesem Fürsten für die gestiftete Wiederversöhnung ein Faß mit Rheinwein und ein Pferd. Andern angesehenen Männern, z. B. fremden Edelleuten, Gelehrten ꝛc., schickte man von Seiten des Stadtrathes Kannen mit Wein und Bier, wovon sich Beispiele in der Limburger Chronik und andern Chroniken und Geschichtsbüchern dieser Zeit häufig finden. Auch Luthern widerfuhr diese Ehre von den Fürsten auf dem Reichstage zu Worms; man überschickte ihm eine Kanne Einbecker Biers. — Daß die Landleute sich bei ihren Verträgen ꝛc. der gefüllten Kanne bedienten, ist schon oben, S. 115, angeführt worden; allein dieser Brauch war bei jedem Handel oder Kaufe schon im dreizehnten Jahrhunderte im Schwange, in-

dem man dabei immer ein besonderes Maaß Getränke ausbedungen, der Weinkauf (Vinicopium nummi bibales) genannt, welches die einen Vertrag Stiftenden und die Zeugen zur Bestätigung der Handlung miteinander tranken. In den ächten Trinkländern herrschte dabei der Brauch, daß die Kanne voll Bier oder Wein offen auf dem Tische stand, aus welcher man dann der Reihe nach schöpfte. Wer es dabei versah den Deckel auf die Kanne zu legen, mußte zur Strafe die halbe Kanne austrinken, wobei Alle riefen: Weinkauf! Weinkauf! Diese Trinkgelage nannte man ehemals bei den Verträgen der Bauern im Lande Hadeln ein Hinkelmannbier. Die Freigerichte dieser Landleute, eine Art kleiner Landgerichte, wurden in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte meistens in dem Kruge gehalten, und im Braunschweig-Lüneburgischen war der Kellerverwalter oft der oberste Richter. — Wein und Bier waren die Würze eines jeden Festes und einer jeden Zusammenkunft vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und der Gedanke des Anton Campanus, eines Geheimschreibers beim Päbstlichen Legaten am Hofe Kaiser Friedrichs des Dritten soll daher nicht bloßer Witz seyn:

Tu sortem miserere meam: fugere repulsae
Pierides, Istrum Flora Venusque bibunt:
Arce sedet Bacchus; cessit neglectus Apollo:
Nil hic est aliud vivere, quam bibere.

Ein Jahrhundert darauf trug ihn Johann Owen noch beißender vor:

Mors, inquit Seneca, est non esse, Soglinice!
contra
Germanus mortem non bibere esse putat.

Nicht bloß ausländische Schriftsteller, die sich in Deutschland an verschiedenen Höfen aufhielten, sprachen hiervon, sondern auch inländische Schriftsteller. So sagt Sebastian Frank in seinem Weltspiegel von

dem Deutschen Volke: „Dazu säuft es unchristenlich zu, Wein, Bier und was es hat.“ Auch Luther äußert sich mit seiner gewöhnlichen Derbheit darüber in der Erklärung des 101sten Psalms, wie folgt: „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben, Welschland seinen, Frankreich seinen, unser Deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch seyn, und muß Sauff heißen, daß er so durstig und hellig ist, der mit so großem Sauffen Weins und Biers nicht kann gekühlt werden, und wird solcher ewiger Deutschlands Plage bleiben (habe ich Sorge) bis an den jüngsten Tag. Es haben gewehret Prediger mit Gottes Wort, Herrschaften mit Verbot; der Adel, etliche selbst untereinander mit Verpflichten. Es haben gewährt und währen noch täglich große greuliche Schaden, Schande, Mord und alles Unglück, so an Leib und Seele geschehen, für Augen, die uns billig sollten abschrecken; aber der Sauff bleibt ein allmächtiger Abgott bei uns Deutschen, und thut wie das Meer und die Wassersucht; das Meer wird nicht voll von so viel Wassern, die drein fließen, die Wassersucht wird vom Trinken durstiger und ärger.“ — Bei den Festen, welche Churfürst Johann Georg von Brandenburg bei der Taufe seines Sohnes im Jahre 1581 anordnete, und die in Turnieren, Ringrennen ꝛc. bestanden, wurde auch tapfer getrunken. So wird erzählt, daß die Sachsen dem Abschiedstrunke so stark zugesprochen hätten, daß Einige von ihnen unterweges mit den Pferden gestürzt und umgekommen seyen. Funfzehn Jahre darauf wird eben so von den Leuten der Landgrafen Moritz und Ludwig von Hessen erzählt, daß sie bei ihrem Auszuge sich so voll getrunken hätten, daß weder Herren, noch Knechte, das Spandauische Thor in Berlin hätten finden können. Eben so merkwürdig in dieser Beziehung ist auch der Revers, welchen Andreas Röbell, den man für einen

lustigen Rath am Hofe dieses Churfürsten in der Residenz hielt, seinem Herrn ausstellte, als er von demselben ein Kanonikat in Havelberg erhielt, worin es heißt: daß er sich fortan des Vollsaufens enthalten, und auf jeder Mahlzeit mit zweien ziemlichen Bechern Bieres und Weines die Mahlzeit schließen wollte; im Uebertretungsfalle, und wenn er trunken befunden werden sollte, mache er sich anheischig, vierzig Streiche weniger einen, inmaßen dem heiligen Paulo geschehen, mit der Ruthe zu empfangen. — Auch am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts herrschte noch dieselbe Sitte des Trinkens; denn Barclai*) sagt davon: „Eine unermeßliche Trinksucht, ein schon eingestandenes und also freieres Laster, drückt das deutsche Volk. Nicht bloß des Vergnügens wegen herrscht diese Thracische Lüsternheit, sondern sie ist ein Theil der Höflichkeit und fast der guten Lebensart." — — „Die Deutschen glauben einen Gast mit keiner Gefälligkeit angenehmer, als mit einem langen und nicht nüchternen Gastmahle zu empfangen; und bechert er unabläßig in die Wette, dann hat er den besten Beweis seiner Wohlgewogenheit gegeben. Dies ist hier die feinste Lebensart, und die erste Freundschaft gilt statt eines Bundes." Auch herrschte die Sitte bei den Deutschen, das Grab geliebter und verehrter Verstorbenen mit Wein zu begießen, ihnen gleichsam noch im Tode als Andenken dasjenige zu opfern, was ihnen im Leben so theuer war, und ihre Erholungsstunden würzte. So ward z. B. im Jahre 1317 das Grab oder die Gruft des berühmten Meistersängers Frauenlob in Mainz von den Frauen aus Dankbarkeit ganz mit diesem Getränke begossen, so daß es in den Gängen der Kirche umherfloß. Selbst die ungeheuren Weinfässer, die man anfing als Zierden und Sehens-

*) Icon animarum. Dresdae, 1680, p. 150.

würdigkeiten in mehreren Städten aufzustellen, tragen das Gepräge der Trinklust jener Zeit; wie z. B. das Tübingische Faß, welches im Jahre 1548 gebaut worden, und 24 Fuß lang und 16 Fuß hoch ist; das Heidelberger Faß, welches der Churfürst Karl Ludwig im Jahre 1664 in Heidelberg hat bauen lassen, und welches nach Einigen 200, nach Andern 250 Fuder enthält. Es wurde im Jahre 1729 reparirt. Man muß eine Treppe von funfzig Stufen bis zur Gallerie des Fasses steigen. Die eisernen Reifen und Bänder wiegen 110 Centner. — Wenn man nun aus allem schon Angeführten die Gewißheit erhält, daß unsere Vorfahren den Trunk liebten, sich gütlich bei einer Flasche Wein oder einer Kanne Bier thaten, und diesen Genuß oft wiederholten, so muß es um so mehr auffallen, daß man Schriftsteller findet, welche dieser Trinkliebe durchaus entgegen sind, sie von unsern Vorfahren nicht ausgeführt wissen wollten. So hat Schlözer eine Geschichte der neuern Diät, vom Professor Leidenfrost in Duisburg geschrieben, in seinen Briefwechsel (Th. 8, Heft 44, S. 33) eingerückt, und als Anmerkung darunter gesetzt: daß durch sie eine wichtige Lücke in der allgemeinen Weltgeschichte ausgefüllt würde. Leidenfrost behauptet nämlich: 1) Daß unsere Vorfahren des Morgens und des Vormittags gar nicht zu trinken pflegten. — 2) Daß auch ein alter Deutscher des Mittags nicht trank, große Gastmahle ausgenommen. — 3) Daß auch unsere Vorfahren den ganzen Nachmittag nichts tranken. — Diesen drei Hauptsätzen ist aber die Geschichte des Trinkens durchaus entgegen, und es ist auch nicht abzusehen, warum man unsern Vorfahren eine Nüchternheit andichten oder begehen lassen will, da das Trinken ganz in ihrer Lebensart lag, sowohl in der Lebensart der Großen oder Hohen, als der Niedrigen. Bei der Jagd, die auch oft

bei nassem und feuchtem Wetter abgehalten wurde, nahm man seine Zuflucht zu dem Becher oder Glase, um den Körper durch ein das Blut erhitzendes Fluidum zu erwärmen, und auch dadurch die Heiterkeit, das Halaly oder die frohen Jagdfanfaren zu beleben. Kehrte man von der Jagd zurück, so blieb diese fröhliche Stimmung und es fand eine Fortsetzung an einem mit gefüllten Flaschen besetzten Tische Statt, wobei man sich von der Jagd unterhielt, welches bei einem leeren Tische oder bei leeren Flaschen und Gläsern wohl nicht diesen Reiz, bis in die Nacht hinein am Tische zu sitzen und fröhlich zu seyn, hätte hervorbringen können, welches man auch überall in der Geschichte Deutschlands und der Deutschen Länder oder Staaten findet. So fand der in der Brandenburgischen und Sächsischen Geschichte im sechzehnten Jahrhunderte wohl bekannte Roßkamm oder Roßhändler Kohlhase, als er bei der Tronkenburg im Sächsischen Gebiete mit seinen Pferden vorüberzog und einen hier noch nie gesehenen Schlagbaum gewahrte, der ihn zu einer Abgabe nöthigte, weshalb er den Junker v. Tronka selbst auf der Burg sprechen wollte, denselben mit mehreren Freunden beim Becher, und so fand man überall in Deutschland die Edelleute, sowohl bei, als nach den Jagdbelustigungen ꝛc., beim Becher oder Pokale. Selbst die hohe Geistlichkeit: Aebte, Bischöfe und Erzbischöfe, nahm daran Antheil, und solches auch noch im achtzehnten Jahrhunderte. So war der edle und durch gemeinnützige Thaten sich auszeichnende Erzbischof und Churfürst von Mainz, Emmerich Joseph, Freiherr von Bürresheim, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts über Mainz regierte, ein großer Freund der Jagd und des Pokals; er sah es gern, wenn seine Gäste nach Altdeutscher Ritterssitte stark tranken, und fand seine Erholung nach den Regierungsgeschäften an der Tafel.

So fand man auf den Deutschen Universitäten, von denen die meisten (außer Wien, Prag, Erfurt und Heidelberg, die aus dem dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderte stammen) in dem funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte ihr Entstehen haben, Trinkgelage, die besonders in den deshalb gestifteten Commercen abgehalten wurden, und die auch noch bis auf die neueste Zeit bestehen, wenn gleich in veränderter Gestalt, wie es die gestiegene Kultur und der Zeitgeist abänderten. So hatten bei den Bürgern die Handwerkszünfte und Innungen ihre Aufzüge und Auflagen, auch Quartalsversammlungen auf den Herbergen, wo wacker, sowohl Wein, als Bier, getrunken wurde, und so auch bei andern Gelegenheiten. Besonders aber fand man dieses Trinken oder Zechen, wie auch schon oben angeführt wurde, bei den Landsknechten oder Soldaten in den Fehden und Kriegen, welche die Deutschen Fürsten und Großen unter sich und mit den benachbarten Staaten führten. Der Soldat suchte darin und im Spiele für die Beschwerden des Feldlagerlebens eine Erholung, und bereitet sich um so williger zu der Fehde oder dem Kampfe vor; denn wo er das Leben ins Spiel setzt, muß ihm auch ein Genuß bleiben, der ihn immer willig und munter zum Kampfe erhält. Diese Liebe zum Trunke und Spiele brachte er nun nach dem Frieden aus dem Felde mit nach Hause, und setzte die ihm noch mehr lieb gewonnene Gewohnheit: dem Becher und den Karten und Würfeln zuzusprechen, fort, ja trug die Liebe dazu auch auf Andere über, und besonders auf den Landmann, wozu die Landsknechte oder Soldaten größtentheils gehörten. Auch daß man des Morgens und des Vormittags Bier und Wein trank, findet man schon Spuren in dem oben angeführten ersten Zeitraume des Trinkens, und noch mehr späterhin. Und warum sollte dieses auch nicht der Fall

seyn, da man damals noch keine warmen Getränke, wie Kaffee, Thee, Chocolade ꝛc., hatte, die erst im siebzehnten Jahrhunderte aufkamen, aber in der ersteren Zeit nur von den Vornehmen und Reichen genossen wurden, und erst späterhin im achtzehnten Jahrhunderte eine größere Allgemeinheit erhielten, und besonders bei den Frauen und bei den Gelehrten, Beamten ꝛc. beliebt wurden; denn wenn man vor diesen Zeiten etwas Warmes genoß, so war es Suppe; denn selbst die Surrogate oder Ersatzmittel von Kräutern, als Thee, kamen erst nach der Einführung des Kaffees und Thees in Gebrauch, wenn sie gleich schon als Arzneymittel galten, wie die Chamillen, die Hohlunder- oder Fliederblüten ꝛc. Auch der Branntwein (s. Th. 6, S. 420 u. f.), als Genußmittel, ist erst später eingeführt worden; denn im funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ward er noch nicht getrunken, wenn gleich Beckmann aus Ersterem zwei Schriften anführt, die von der Bereitung desselben handeln. Denn lange nach dem Jahre 1532, da zu Hagenau Savonarola's Buch de arte conficiendi aquam vitae simplicem et compositam wieder aufgelegt wurde, bediente man sich seiner bloß als Arzney; denn in den scharfen Reichsgesetzen und in des Erzstifts Köln Reformation, wo so heftig wider das Trinken geeifert und so mancherlei bürgerliche und geistige Anstalten darwider gemacht wurden, geschieht seiner mit keinem Worte Meldung. Auch gehört der Branntwein in diesen Zeiten noch unter die Geheimnisse der Chemisten, so wie das Lebenselixir von Paracelsus und mehrere dergleichen Lebenswasser; auch führte der Branntwein in den früheren Zeiten den Namen Aqua vitae oder Aquavit, da er sonst im Lateinischen Vinum adustum genannt wird, welches wahrscheinlich macht, daß man den ersten Branntwein aus Wein verfertigte; auch sollen die

Europäer zuerst bloß Weinbranntwein aus geringem Weine gemacht haben. Sonst hielt man den Branntwein im Anfange für ein Verlängerungsmittel des Lebens, in geringer Quantität genossen. Poppe, in seiner Geschichte der Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften, Bdchn. 1, Dresden, 1828, sagt S. 46: daß die Quantität Frucht- oder Kornbranntwein, welche man aus dem Getreide fabricirte, von Jahr zu Jahr immer größer wurde, vornämlich seit dem sechzehnten Jahrhunderte in Ober- und Niedersachsen. Oft verbot man daher, hauptsächlich in unfruchtbaren Jahren, das Branntweinbrennen aus Getreide. — In der Geschichte Berlins kommt vor, daß zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der schädliche Gebrauch des Branntweins um sich zu greifen angefangen, und daß das Branntweinbrennen gegen Ende der Regierung des Churfürsten Johann Georg so bedeutend geworden, daß seit dem Jahre 1595 der Blasenzins unter den Einkünften des Stadtmagistrats vorkommt. Durch dieses neue Getränk soll der Weinbau in der Mark sehr in Abnahme gekommen seyn. Indessen sagt König in seinem Versuche einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin, 1796, Th. 4, Bd. 2, S. 229, daß der Branntwein unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten in der ersten Häfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht häufig getrunken worden seyn soll; und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hielt man es in Schwaben noch für Sünde, aus Getreide Branntwein zu destilliren, und so ein Essen in ein Trinken zu verwandeln. Der Branntwein gehört daher nicht in die Trinkperioden von Wein, Bier, Cyder und Meth, sondern er macht mit den warmen Getränken und dem Tabake eine besondere Periode aus, die sich, mit den früheren Getränken vereint, bis auf die neueste Zeit erstreckt. Um nun die Trinkliebe in

den früheren Jahrhunderten bis in das siebzehnte bei beiden Geschlechtern noch näher zu bezeichnen, müssen hier die Statuten des alten Hessischen Temperanz- oder Mäßigkeitsordens angeführt werden, worin es (Art. 3, 4 und 5) ausdrücklich heißt: daß diejenigen Becher, welche etwa zur Suppe, das heißt, zum Frühstücke oder sonst zwischen den zwei Mahlzeiten getrunken würden, von der täglich erlaubten Zahl abgezogen werden sollten. Noch mehr beweisend ist die Kellerordnung des Herzogs Ernst vom Jahre 1648. Nachdem im 7ten und 8ten §. von dem Trinken über Mittage geredet worden, heißt es §. 9.: den Früh- und Vespertrunk betreffend ꝛc. Also ist hier auch noch von einem Früh- und Vespertrunke die Rede. Wenn nun dieser mäßige und vortreffliche Fürst in einer weit nüchternen Zeit diese Morgentränke seiner Gemahlin und seinem Hofgesinde in reicherem Maaße gestattet, was muß erst in den Trinkjahrhunderten geschehen seyn? Dann kam das Mittagsessen, welches mit Wein oder Bier, je nach dem Stande und dem Einkommen des Hausherren, gewürzt wurde, nach demselben erst der Unter- oder Zwischentrunk, welcher den Nachmittag fortwährte. Die Statuten des genannten Hessischen Ordens, Art. 9, 10, geboten ausdrücklich, die erlaubten Ordensbecher nicht auf zwei, sondern auf drei Trünke zu leeren. Er war so gewöhnlich, daß in dem 26. Art. der Ordnung, wie auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 Polizei gehalten werden soll, eingerückt ward: „die Gäste sollen auch die Morgensuppe, Schlaf- und Untertrunk nach der Anzahl, und als viel sie auf ihre erfordern gebrauchen, insonders bezahlen*)". Bei wohl eingerichteten Höfen war für das Gesinde (in alter Bedeutung) ein gewisses Maaß dazu bestimmt. Eine

*) Goldast's Reichssatzungen, Th. 2, S. 291.

besondere Gattung dieser Untertränke war der Ehrentrunk, welcher nur stehend im Vorübergehen getrunken ward; dann erst kam das Abendessen, welches auch nicht ohne den Becher vorüberging, und zuletzt der Schlaftrunk, der noch von dem Trunke beim Abendessen abgesondert war, wie dieses die Geschichte des berüchtigten Räubers Langhaar beweiset, wie folgt: „Also uff Inocentum Abends der Margrave ingeritten, alle ahn einem langen Tisch zu Nacht gessen bei ein, und die Diener des Langhaar mit brennenden Lonten uffgewartet, und Langhaar sampt Adherenten jeder ein Carapiner-Rohr zwischen den Beinen bei sich gehabt. —— Es wart die Versehung (Vorsicht) gethan, daß — Langhaar aber sampt Adherenten mit ihren Jungen in Irem Gemach schlafen zu gehen beleichtet worden, mit noch einem Schlafftrunk, so Inen in die Kammer getragen worden." — Daß der Schlaftrunk vor der Beschlagung der Decke bei Fürstlichen und Adelichen Vermählungen gereicht worden, kommt fast in jedem Lehrbegriffe des Deutschen Rechts vor*). Erst nachdem der Schlaftrunk von den Neuverlobten genossen worden, wurde der Braut das Strumpfband gelöset, das Zimmer verschlossen, und der Jungfernkranz genommen. Er war sogar ein Theil der Besoldung, ja es gab sogar noch bis in die neueste Zeit in einigen Ländern Aemter, welche bis 20 Eimer Weins jährlich unter diesem Titel einzogen. Eine andere Vorstellung von der Trinklust und dem starken Trinken jener Zeit giebt uns die Größe der Becher oder Pokale; denn schon ihre Benennung läßt auf ihren weiten Umfang schließen; sie enthielten ein halbes bis ganzes Quart, da sie nicht überall einerlei Größe hatten; und wenn die

*) S. Estors bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit der Teutschen, 1757, Th. 1, S. 292, 293.

Franzosen ihr Trinkgeschirr mit Coupe, von dem Lateinischen Cupa, bezeichnen, so thaten die Deutschen dieses durch Kopf, welches Wort jetzt veraltet ist, aber noch in den Schriften des siebzehnten Jahrhunderts häufig vorkommt, wo es heißt: der Viceschenk habe den Kopf des Königs von Böhmen in Verwahrung, also den Trinkkelch oder Becher. Beim Wachter findet man auch, daß das Wort Kopf schon im zehnten Jahrhunderte ein gleichbedeutendes Wort mit Becher war. Ein Beispiel von der Größe der alten Becher mag hier der Kelch seyn, welcher bei der Krönung Kaiser Ferdinands des Zweiten gebraucht worden: „Was aber den Schenkenbecher des Reichs betrift, sagt der Kanzler Ludewig*), so hab' ich solchen im Jahre 1715 an der Grävin von Sontheim ihrer Taffel als einen Willkommen am Munde gehabt, und zwar denjenigen, welcher bei der Krönung des Kaisers Ferdinandi IIdi gebrauchet worden. Und ist derselbe von Silber, jedoch über und über stark vergüldet. Der Figur nach in der Länge über eine Ehlen, davon die Helffte den Fuß, die andere Helffte den Becher oder Cuppam selbsten ausmachet. In der Ründe eines halben Dellers breit. Folglich inwendig so groß, daß wohl ihrer 4 Maas darein gehen können. Das Gewicht auch 6 Pfund schwehr." — Die genannte Gräfin war eine Gemahlin des Grafen von Limburg-Sontheim, Erbschenken des Römischen Reiches; und die gedachten Becher wurden diesem Schenken gewöhnlich verehrt. Wenn nun gleich der Wein sehr wohlfeil war, so daß oftmals das leere Faß einen gleichen Werth, das heißt, eben so theuer bezahlt wurde, als der Inhalt, so war dennoch die Unterhaltung eines alten Deutschen im Weine sehr kostbar. Hieraus läßt sich nun die Stelle erklären, welche

*) Erläuterung der goldenen Bulle, Th. 2, S. 746.

in einem alten Formularbuche vom Leistungsrechte in Franken sich befindet. Es heißt hier nämlich: „Zum Sechsten, Item er (der Leister) sol zum unverdingten male sitzen, und kein gast laden. Doch soll der Wein auff dem Tisch stehen. In einem bedeckten Geschirr, und darauff ein weiß federlein. Wer trinken will, mag solche uffheben, und durch solch federlein trinken." — Dieses soll nun nach der Erklärung eines Nürnbergischen Gelehrten so heißen: Dem Leister soll für seine Person der Werth des Mahls nicht vorgeschrieben seyn; aber einen Gast soll er nicht mitbringen. Geschah dieses dennoch, so wurde dem Gaste das trockne Mahl wohl vergönnt; dagegen war ihnen, wegen der Kostbarkeit, nicht erlaubt, Wein aus freier Hand und nach Herzenslust zu trinken, sondern sie durften solchen nur durch das Röhrchen eines Federkiels einschlürfen oder einziehen, wodurch aber der Trunk so beschwert wurde, daß er den Durst mehr reizte, als stillte; ein Umstand, der dem Leister die Einladung und dem Gaste das Kommen sehr verleiden mußte*). Daß eine Person (Mann) zu ihrem täglichen Gebrauche ein Ansehnliches an Wein gebrauchte, wird durch verschiedene alte Stiftungen bestätiget. An dem Stifte einer gewissen protestantischen Universität erhalten die Magister zu jeder der beiden täglichen Mahlzeiten ein starkes halbes Maaß Wein, das Geringste, was man in jenen Zeiten einem jungen Manne geben konnte. — Berücksichtiget man nun noch, wodurch diese dauernde Trunkliebe Nahrung erhielt, so wird man sich über deren Ausbreitung und Länge der Zeit nicht wundern, und diese Nahrung waren die vielen verschiedenen Weine und Biere; denn man war in Erfindung derselben, besonders der

*) Historisch-diplomatisches Magazin für das Vaterland und angrenzende Gegenden. Nürnberg, 1780, St. 2, S. 177.

Biere, fast unerschöpflich, wie dieses auch schon der Art. Bier, Th. 5, S. 12 u. f., zeigt, wo ein Verzeichniß nur der berühmtesten Arten von Bieren gegeben worden, von denen Viele sich aus älteren Zeiten herschreiben, auch Viele übergangen worden. Besonders geschah das Brauen der mancherlei starken Biere im vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte im Nieder- oder nördlichen Deutschlande, worunter das Hamburgische, Einbeckische, Zerbster, Naumburger Bier und die Braunschweigische Mumme vorzüglich berühmt waren, wie noch zu Anfange dieses, des neunzehnten, Jahrhunderts das Berliner Weißbier, das Fredersdorfer, das Mannheimer und das Cotbusser Bier, und jetzt das Bayersche, Grünthaler, Werdersche, Stettiner ꝛc. Bier. Den Hamburger Breihahn auftischen, hieß im funfzehnten Jahrhunderte eine köstliche Bewirthung. Auch soll er sehr berauschend gewesen seyn; denn die Statuten des oben erwähnten Ordens setzten ihn mit den gebrannten Spanischen und andern starken Weinen in eine verbotene Klasse. Neben dem Biere trank man auch noch Meth, so wie man jetzt darneben Branntwein oder Liqueur ꝛc. trinkt. — Schlimmer war es mit dem Weine im südlichen Deutschlande, überhaupt in den eigentlichen Weinländern Deutschlands; denn hier beging man, um den Wein lieblicher und angenehmer zu machen, schädliche Verfälschungen desselben mit Silberglätte und Bleyzucker. Diese Verfälschungen des Weins, die in Deutschland erfunden seyn sollen, fingen schon im dreizehnten Jahrhunderte an; allein das erste älteste Verbot dagegen ist, nach Beckmann (Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, St. 2, Aufs. 2), vom Jahre 1475. Aber auch das Reich wurde bald aufmerksam darauf, und erließ von dem Konvente zu Rothenburg im Jahre 1487 eine Weinordnung, worin das Schwefeln der Weine verboten

wurde, nicht bloß bei Verlust des Weines, indem solcher aus den Fässern, die geschwefelt worden, herausgelassen ward, sondern auch bei einer Strafe von hundert Gulden Rheinisch. Aus demselben Reichsabschiede erhellt auch, daß man von langen Zeiten her: Wermuth-, Aland und andere gewürzte Weine in Deutschland gemacht hat; auch daß man Beeren- Konep- und Sponweine trank, und schon damals Welsche Weine einführte; denn es wurde verboten, dergleichen Weine untereinander zu mischen; denn jeder sollte für sich allein verkauft werden, bei der schon angeführten Strafe im Zuwiderhandeln.

Betrachtet man nun diese Neigung zum Trunke, diese Trinkliebe, von Seiten ihrer Wirkungen auf die Religion, auf das Familien- und Staatsleben, auf Sprache, Aufwand und Prachtliebe, Sitten und Neigungen ꝛc., so sind diese theils wohlthätig, theils nachtheilig gewesen, wie dieses auch nicht anders seyn konnte, und es auch noch jetzt der Fall ist, wo die Neigung zum Trunke bei einzelnen Individuen überwiegend ist. In Beziehung auf die Religion, so hat auch hier die Trinkliebe Einfluß gehabt, und ein Schriftsteller sagt darüber:*)

---

*) Geschichte der Deutschen National-Neigung zum Trunke. Leipzig, 1782, S. 47 u. f. — Diesem Schriftsteller bin ich, bei der Bearbeitung dieses Artikels, größtentheils gefolgt. Die reichhaltigen Citaten, welche dem Werkchen hinten angehängt worden, beweisen, daß er aus guten Quellen geschöpft hat; auch ist die Eintheilung des Ganzen zu einer Uebersicht der Trinkliebe unserer Vorfahren angemessen gewählt. In Beziehung auf die Quellen sagt der sich nicht genannte Verfasser in dem Vorberichte zu seiner Schrift: „Einer solchen Neigung (Trinkliebe), welche ehemals ein Bestandtheil unseres Nationalcharakters war, habe ich in dieser Schrift nachzuforschen gesucht, und wage sie jetzt, als einen Beitrag zur Geschichte Deutscher Art und Sitte, dem Publikum vorzulegen. Der Kitzel Schriftstellerey zu treiben, würde den Verfasser, im Gefühle seiner Schwäche, schwerlich angewandelt haben, wenn nicht die Gelegenheit, eine

Der erste und unmittelbarste Einfluß, den sie im Großen äußerte, ging auf die Vorstellungen von der Glückseligkeit des andern Lebens und die Religion überhaupt. Es war nämlich der Himmel der alten Teutschen, wie aller Heiden, nichts anderes, als die Fülle der irdischen Freuden; denn alle Neigungen, welche sie auf dieser Welt hegten, trugen sie mit in jene hinüber. Die Bewohner der Marianischen Eiländer glaubten, sie würden nach ihrem Tode einen Garten bewohnen, angefüllt mit Zuckerrohr, mit Kokusbäumen und andern süßen Gewächsen. Die Teutschen: Walhalla würde von Trinkgelagen voll seyn. Der Sterbegesang des Nordischen Königs Regnar Lodbrok, wenn er gleich, wie Ihre behauptet, in spätere Zeiten gehört, giebt uns ein schönes und wahres Gemälde hiervon. Seine Gefühle, die in wilder Gährung in jene Welt gleichsam hinübertaumeln, zerfließen endlich in diese entzückende Vorstellung:

Wolan! es endet sich mein Lied:
Die Todesgöttinnen,
Die Wodan mir aus seinem Haus
Gesendet, rufen mir.
Dort sitz ich froh auf hohem Sitz,
Trink mit den Asen*) Bier.
Des Lebens Stunden sind entfloh'n,
Mit Lachen sterb' ich hin.

Da sie ihre Gottheiten und Geister sich ganz menschlich dachten, so glaubten sie auch, daß dieselben gleich ihnen Liebe zum Trunke hätten. Was die Edda, eine in späteren Zeiten zusammengeworfene Götterlehre hiervon sagt, ist ganz im alten Germanischen Geiste. Nach ihr war es eine der Hauptbelustigungen, sowohl

---

seltene Büchersammlung benutzen zu können, ihn dazu verleitet hätte. Es liegen nämlich die sittlichen Alterthümer der Deutschen so unbekannt und unbearbeitet, daß vor allen Dingen erst Bauzeug und Stoff zusammengesucht werden muß. Handlanger und Herbeiträger, dacht' er also, sind zum Bebauen auch nöthig, und wenn das Gebäude, wie die Geschichte Deutscher Art und Sitte, nützlich und lustreich werden kann, nicht ganz verdienstlos." — Kth.

*) Untergottheiten.

für den höchsten Gott, als den geringsten Helden, in Walhalla bei Gastgelagen zu sitzen, und aus den Händen der Walkyrien volle Becher zu empfangen. Nicht unmerkwürdig ist hierbei, daß auch durch die Art des Getränks der Unterschied zwischen höheren und geringeren Geistern bezeichnet wurde. Wodan allein, der Götter Erster, trank Wein, alle Uebrige nur Bier oder Meth. Daher opferten die Allemannen und andere teutsche Völker dem Odin Bier, und hielten aus Dankbarkeit und Verehrung mancherlei Trinkfeste. Zu diesem Gebrauche hatte man eigene gottesdienstliche Schädelbecher und Hörner, von denen uns das Tunderſche*) eine Vorstellung giebt. Bei den Nordländern goß der Priester, wenn er opferte, ein solches Horn zu den Füßen des Götzen aus, füllte es dann wieder, und trank es demselben zu. — Auf eine ähnliche Weise verehrte man die Todten. Die alten Sachsen feierten nicht nur Gastgelage auf den Gräbern, welches die Kapitularien: ad honorem daemonum comedere nennen, sondern sie hielten auch höchst wahrscheinlich gewisse besondere Feste, da man den Verstorbenen Speise und Trank hinstellte. Die Gewohnheit, welche noch im siebzehnten Jahrhunderte am Todtensonntage üblich war, die Trinkgefäße und die Menge Scherben, die man auf den Todtensteinen, einem Berge in Sachsen, findet, sind noch Spuren hiervon. Verschiedene Schriftsteller glauben: aus den wenigen Denkmälern und Zeugnissen lasse sich dieses nicht mit Gewißheit behaupten. Allein ist diese Gewohnheit dem Geiste der Teutschen nicht eben so gemäß, als der Gebrauch, den Verstorbenen ihre Pferde, Schwerdter und andere Dinge mit in das Grab zu geben? Und erwägt man hierbei noch, daß so viele andere Völker das nämliche thaten, so läßt es gar keinen Zweifel mehr übrig. Unter allen Nationalreligionen herrscht eine ausnehmende, noch nicht gezeigte Gleichförmigkeit. — Bei den nordischen Völkern wurden die gottesdienstlichen Gastmähler mit folgenden merkwürdigen Feierlichkeiten begangen: Mitten im Tempel ward ein Feuer zum Opfer angezündet, die vollen Gott geweihten Becher

*) S. Tunderſches Horn in der Encyklopädie.

durch die Flamme gehoben, und dann in dieser Ordnung geleert: der erste zu Wodans, der andere zu Thors und Frejens Verehrung, der dritte, Bragakelch genannt, zum Gedächtniß berühmter Helden; der vierte endlich, unter dem Namen Minnebecher, zum Andenken abgeschiedener Freunde. — Nach Annahme der christlichen Religion trugen die Teutschen diese Verehrungsart auf die Heiligen über. Sie tranken daher St. Stephan, St. Johannes, St. Martin und Andern zu Ehren. Was den Ersten betrifft, so verbot schon Karl der Große alle Trinkgesellschaften, die zu seinem Dienste angestellt wurden, und die Feste, welche man dem Letzten feierte, waren noch vor Kurzem (im verwichenen Jahrhunderte) gebräuchlich. In Hannover und der Gegend umher ward jährlich am St. Martinstage eine Art Kuchen von besonderer Form gebacken, welche Märtens Horn hieß. Wahrscheinlich wurden hierdurch die Hörner angedeutet, welche man vormals zu Ehren dieses Heiligen austrank. So heftig wirkte die Trinkliebe, daß auch die reine, göttliche Christusreligion nicht unbefleckt davon bleiben konnte.

Es ist hier wohl zu viel gesagt, wenn man die reine Christusreligion durch das Trinken zu Ehren der Heiligen befleckt glaubt; denn Christus selbst nahm (Matth. 26, 27) den Kelch beim Abendmahle, und reichte ihn den Jüngern und sprach: Trinket Alle daraus; und V. 29: Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich. Christus trank also selbst Wein, und reichte den Kelch seinen Jüngern, daß sie zu seinem Gedächtnisse trinken sollten. Hier haftet also kein Flecken auf dem Trinken, noch auf dem Getränke, welches getrunken wird, sondern nur auf dem Uebermaaße, auf der Trinksucht, die schädlich wird, und große Störungen im Familien- und Staatsleben bewirken kann, wenn

sie bei einem Volke so einreißt, daß darin keine Schranken beobachtet werden, sonst erfreut der Wein des Menschen Herz und verscheucht Kummer und Sorgen; und dieses wußten auch sehr gut die Nachfolger Christi, die seine Religion lehrten und verbreiteten; denn die Keller und die Tafeln der hohen Geistlichen waren immer gut mit dem Getränke besetzt, welches Christus seinen Jüngern reichte, und man hat auch darin keinen Anstoß gefunden; und so trank man denn zu Ehren der Heiligen. Daß man sich aber bei diesem Trinken oftmals zu gütlich gethan, und den Heiligen zu oft eine Erinnerung mit dem Glase gebracht hat, liegt in der Freude des Herzens, auch hierin der Religion zu dienen. Man kann auch mit Gewißheit annehmen, daß der Weinbau erst durch die christliche Religion recht eingeführt und emsig betrieben wurde; denn die Geistlichkeit mußte schon wegen des Gebrauchs des Weins zum Abendmahle sich auf dessen Anbau legen, und daher findet man auch in denjenigen Gegenden, in welchen die ersten Klöster angelegt wurden, die besten Weinberge. Um Mainz, Würzburg, Fulda und an andern Orten in Franken waren sie schon im siebenten und achten Jahrhunderte ansehnlich. Auf der ganzen Morgenseite scheinen aber nur wenige gewesen zu seyn, da sich Ludwig der Deutsche im Jahre 843 bei der Theilung zu Verdün ausdrücklich Mainz, Worms und Speier wegen der Menge des Weins (propter vini copiam) ausbedung. Auch konnte es nicht fehlen, daß das aus den Weintrauben gewonnene Getränk auch die Geistlichen ansprechen mußte, und so wurde es auch durch diese ins Volk gebracht; ja man trank um diese Zeit sogar des Morgens gekochten Wein, wie wir jetzt Kaffee trinken. — In Beziehung auf die Familien, auf den Hausstand, ist das Trinken geistiger Getränke gewiß nicht nachtheilig, wenn es in den Schranken der Mäßigkeit bleibt,

und die Vernunft die Herrschaft behält, wo diese aber dem Getränke untergeordnet wird, da sieht es freilich mißlich um die Gegenwart und Zukunft aus; denn diese Neigung wirkt größtentheils sinnlich auf das Familienleben ein, und dieses war auch damals oft der Fall, obgleich nicht so empfindlich, als in jetziger Zeit, da noch eher Rettung möglich war, noch eher der gesunkene Wohlstand gehoben werden konnte; da jedes Handwerk noch einen goldenen Boden hatte, wozu es der Zunftzwang verhalf, welches aber jetzt bei der Gewerbefreiheit und dem Maschinenwesen, das viele Hände entbehrlich macht, nicht mehr der Fall ist. Bei dem damals großen Verdienste, der fast jedem Bürger beschert war, der ein Gewerbe hatte; bei dem blühenden Handel, wozu die Hansa beitrug; bei dem Reichthume der Großen, vieler Edelleute und der Geistlichkeit, wie hätten da wohl Ausschweifungen dieser Art, wenn sie nur in den Grenzen der Vernunft blieben, und nicht bis zur Uebertreibung, bis zur Völlerey, zum Verlieren der Sinne, gingen, wobei denn die Arbeit, ja Alles vernachlässiget wird und ins Stokken geräth, nachtheilig wirken können; denn auch noch jetzt trinkt mancher wohlhabende Bürger am Abende in der Tabagie oder in einem Kaffeehause seine zwei, drei ꝛc. Maaß Weißbier, oder im Weinhause eine Dreiviertelflasche und darüber Wein, ohne daß solches einen Nachtheil auf seine Haushaltung hat, und eben so wenig war es auch damals der Fall. Man war gewöhnt, viel Getränk zu sich zu nehmen, und aß dagegen um so weniger. Es herrschte Völlerey, aber nur bei Jagdgelagen, Festmahlen und andern Begebenheiten, wo die Lust zum Trinken durch eine muntere Gesellschaft und durch den Tischgenuß erwacht, und daß es damals dazu mehr Gelegenheit gegeben hat, als jetzt, lag in den vielen Feiertagen und in den damaligen kernigen Belustigungen unserer Vor-

fahren; es hatte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihren Charakter, auf ihre übrige Moralität; denn sie waren redlich, bieder und treu, und blieben es auch bei der Flasche; denn ein Handschlag beim Becher galt mehr, als jetzt alle Versicherungen, Verschreibungen und selbst Eidschwüre. Dieses leuchtet auch überall bei ihrer Derbheit hervor. Daß man aber auch Ausnahmen findet, wird nicht befremden, doch waren sie selten. So handelten die Oberdeutschen Kaufleute fast in alle Französischen Städte, und standen in dem Rufe einer vorzüglichen Treue und Redlichkeit*). Von dem Reichthume der Großen damaliger Zeit kann man sich schon eine Vorstellung machen, wenn man vernimmt, daß der Herzog Leopold von Oesterreich im Jahre 1397 auf dem Fürstentage zu Frankfurt am Main öffentlich ausrufen ließ: „Wer da wolt' essen, trinken, und seinen Pferden Futter geben, der en käm' zu seinem Hof**).“ — Und in welchem Zustande die Fabrikanten und Kaufleute waren, beweiset der reiche Fugger in Augsburg, der Vorfahre der jetzigen Fürsten und Grafen von Fugger. Einer dieser Vorfahren war es, der bei der Bewirthung Kaiser Karls des Fünften in Augsburg das Kaminfeuer durch Zimmetholz unterhielt, und seine Hitze durch Einwerfung der Kaiserlichen Schuldverschreibungen für die vorgeschossenen Gelder zu der Afrikanischen Seeunternehmung verstärkte. Auch war es dieser Fugger, von dem der genannte Kaiser bei der Beschauung des Königlichen Schatzes in Paris ausrief: „Alles dieses kann ein Leineweber zu Augsburg mit Geld bezahlen.“ Als Anton Fug-

*) Fischer's Geschichte des teutschen Handels, Bd. 2, an mehreren Stellen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

**) Schmidt's Geschichte der Deutschen, Bd. 4, S. 439.

ger starb, hinterließ er an baarem Gelde über sechs Millionen Goldkronen, eine Menge Juwelen und Kostbarkeiten, und große Besitzungen in allen Theilen Europas und in beiden Indien*). Alle diese Reichthümer, die damals auch unter dem Bürgerstande vorhanden waren, konnten den Aufwand im Essen und Trinken rechtfertigen, daß man aber auch hierin sehr oft zu weit ging, beweisen die Gesetze dagegen, besonders die Reichsabschiede, die Orden der Mäßigkeit, die man stiftete ꝛc. — Auf das Staatsleben und den Staatshaushalt hatte das starke Trinken eben keinen nachtheiligen Einfluß, indem es durch die Erhebung der Bierbrauereyen den Ackerbau durch einen stärkern Getreidebau, durch den Anbau des Hopfens und anderer Kräuter, die zu einigen Bieren und zu dem Methe benutzt wurden, hob, und auch durch die Ausfuhr des Bieres den Handel beschäftigte, und die Fürstlichen Einkünfte durch die Biersteuer vermehrte; denn es war fast keine Waarenversendung, welche die Hansa nach ihren auswärtigen Komptoiren besorgte, wo nicht Bier mit verladen war, besonders nach den Skandinavischen Reichen, wo sie ihre Niederlagen in Bergen ꝛc. hatte. Es durfte im vierzehnten Jahrhunderte kein Bürger in Bergen, bei einer Strafe von 5 Mark das Deutsche Bier theurer, als für 1 Mark das Dutzend Tonnen erkaufen. Uebrigens mußte Alles im Großen binnen vierzehn Tagen an die Einheimischen von den Fremden überlassen werden, daher auch das Bier, das Malz und der Weizen zu ganzen Lasten oder zu Dutzend Tonnen. Man sieht hieraus, wie viel Bier auch in das Ausland verschickt wurde, und welchen Handelszweig es abgab. Auch wurde der Hansa in Schweden erlaubt: Wein, Bier und Meth

*) Fischer's Geschichte des Teutschen Handels, Th. 2, S. 610, 611.

auszuschenken. Eben so hob sich auch im südlichen Deutschland durch das starke Weintrinken der Weinbau; auch wurde viel Wein in das Ausland verschickt. Das starke Trinken beschäftigte daher viele Menschen, und war der Staatswirthschaft und dem Staatsleben mehr wohlthätig, als schädlich. — Auch der Einfluß auf die Sprache war nicht geringe; denn auch hier drückten sich starke Spuren der Volksneigung zum Trunke ab. Die kleinen Belohnungen, welche man Deutschen Handarbeitern, Dienstboten, bei besonderen Fällen reicht, werden Trinkgelder genannt. Hopfen und Malz ist an ihm verloren, ein Sprichwort aus den alten Bierzeiten, um einen Menschen zu bezeichnen, der, trotz aller angewandten Mittel, völlig verdorben, und nicht mehr zu bessern ist. Seinem Freunde klaren Wein einschenken, ihm Aufklärung über einen ihn interessirenden Gegenstand geben, oder über eine ihn betreffende unbewußte Sache, oder über eine Sache, in welcher er noch im Dunkeln schwebte. So sollen auch die Namen Innungen und Gilden von den Trinkgesellschaften auf die Handwerkszünfte übertragen worden seyn, und so findet man in der Sprache des gemeinen Lebens eine Menge Redensarten und sprüchwörtliche Ausdrücke, welche sich auf das Trinken und die Trinkliebe beziehen, wie z. B.: Je mehr Einer trinkt, je mehr ihn durstet. Bratest Du mir eine Wurst, so lösch' ich Dir den Durst (sagt der Kellner zum Koch). Trink' mit Maßen und iß nach Belieben. Ein trunkener Mund entdeckt des Herzens Grund. Wer trunken wird ist schuldig, nicht der Wein. Ein guter Trunk macht Alle jung. Trunken geschwatzt, nüchtern vergessen. Trunken klug, nüchtern närrisch. Dem Trunkenen soll ein Fuder Heu ausweichen. Es trinken Tausend sich den Tod, ehe Einer

stirbt vor Durstes Noth. Ein Trunk fordert den andern. Trunken gesündiget, nüchtern gebüßt. Man spricht wohl von vielem Trinken, aber nicht von großem Durste ꝛc. ꝛc. — Dann findet sich auch in der Sprache kein stärkerer und edlerer Ausdruck für jeden Drang oder heiße Begierde, wie Durst und durstig; kein besserer für inniges Gefühl und süßes Nichtbewußtseyn, als trunken und Trunkenheit. Beispiele von dem Ersten sind Thatendurst, Rachedurst, Golddurst ꝛc.; und Letztere bezeugen die Wörter freude-, wonne- und liebetrunken, welche Wörter man in so vielen Gedichten angebracht findet. Auch das Wort Taumeln, welches die Geberden eines Trunkenboldes bezeichnet, kommt häufig in Zusammensetzung in veredelter Beziehung vor, z. B. im Taumel süßer Lust. Er sank wonnetaumelnd an ihre Brust, wodurch die Deutsche Sprache noch auf ihren ersten Ursprung hinweiset. — Den Einfluß dieser Trinkzeit auf Prachtsucht und Ueppigkeit, bezeigen auch die Trinkgefäße, deren man sich bediente; denn an Verzierungen derselben zeigen sich die ersten künstlerischen Fähigkeiten der Deutschen und ihre Prachtliebe. Muscheln nnd Hörner waren die ältesten Trinkgeschirre der Deutschen, wovon besonders Letztere als Denkmäler der jägerischen Fertigkeit werth gehalten wurden, indem die Altdeutschen Jünglinge solche von gefällten Auerochsen nahmen. Schon zu des Cäsars Zeiten wurden sie um die Mündung versilbert, und zu den festlichen Gelagen mitgenommen. Dieser Hörner bediente man sich bis in das zwölfte Jahrhundert. Zu Aachen wird noch Kaiser Karls des Großen, und zu Braunschweig Heinrichs des Löwen Trinkhorn aufbewahrt. Eckhart will aus ihrem Gebrauche bei Trinkgelagen das Sprichwort erklären: in ein Horn blasen, das

heißt, mit Einem übereinstimmen, mit Einem zusammenhalten. Auch zu etwas Unnatürlichem, der Religion Entgegengesetztem, brachten es die Sitten der alten Deutschen. In dem oben, S. 132, in der Note angeführten Werkchen heißt es hierüber: „Diese Achtung des Getränkes brachte sie auch dahin, Hirnschädel statt Becher zu gebrauchen. Die Gallier und Teutschen hatten, nach Diodor und Tacitus, die Gewohnheit mit den Schädeln und Gerippen ihrer Feinde zu siegprangen. Es war also sehr natürlich, diese theuern Denkmäler zu einer so angenehmen Beschäftigung, als das Trinken, zu gebrauchen, wobei sie der stolzen Erinnerung so oft und im Kreise des Volkes genießen konnten. Schon bei den uralten Bojen finden wir Spuren hiervon. Livius erzählt, daß sie dem Leichnam des Römischen Feldherren Postumius das Haupt abgehauen, den Schädel mit Gold gefüttert, und ein gottesdienstliches Trinkgefäß daraus gemacht hätten. Von den Longobarden bezeugt es Paulus Diakonus, und meldet, daß diese Gattung Trinkgefäße bei ihnen Schala genannt würde. Als König Alboin den Gepidenkönig in einer Schlacht getödtet hatte, machte er aus seinem Schädel einen solchen Becher, und brauchte ihn bei Gastmählern. Einstmals, da er mit seinem Feldobersten wacker gezecht, ließ er seine Gemahlin Rosenmund, eine Tochter des Getödteten, hereinkommen, reichte ihr denselben hin, und sagte: Sie sollte fröhlich mit ihrem Vater trinken. Hierüber ergriff sie aber ein solcher Grimm, daß sie Tod mit Tod zu rächen beschloß, und ihren Vorsatz auch wirklich vollführte. Eine andere Gattung von Bechern war aus Ahorn oder andern seltenen Hölzern. Nachdem die Teutschen mit der Römischen Kunst bekannt wurden, hängten sie eine große Pracht an diese theuere Gefäße. Theudelindens, von Keyßler in seinen Reisen, S. 293, angeführter

Becher oder Pokal, den derselbe zu Monza zwei Fäuste dick vorfand, bestand aus einem einzigen Stücke Saphirs; und so blieben sie, die Waffen und Kleidungen etwa ausgenommen, die vornehmsten Gegenstände der üppigen Prachtsucht. In den Ritter- und folgenden Zeiten waren goldene, silberne, krystallene, und mit Edelsteinen besetzte Becher sehr häufig. Ein kostbarer Familienpokal war der Stolz des Hausgeräthes. Aeneas Sylvius frägt, da er von Nürnberg redet: Wo ist ein Gasthaus darin, in welchem man nicht aus Silber trinkt?" — Auch Pabst Pius*) der Zweite redete im funfzehnten Jahrhunderte zu den Deutschen: „Wo ist bei Euch ein Gasthof, in welchem man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen Edeldame, sondern Bürgerfrau, prangt nicht mit goldenem Geschmeide? Was soll ich endlich zu den Halsbändern und Pferdezäumen sagen, die aus dem feinsten Golde gemacht, oder zu den vielen Sporen und Degenscheiden, die mit Edelgesteinen besetzt sind, oder zu den Ohrringen, Wehrgehängen, Panzern und Helmen, die ganz von Golde glänzen. Welche kostbare Kirchenschätze! Wie viele Reliquien in Gold und Perlen eingefaßt! Wie groß ist nicht der Kirchenornat an Altären und in der Priesterkleidung; und kann wohl irgend wo mehr Reichthum als in Euren Sacristeyen angetroffen werden? Man muß in der That arm am Geiste seyn, wenn man Deutschland arm nennen kann!" — Man gewahrt hieraus, welche Pracht und Aufwand in dem genannten Jahrhunderte in Deutschland herrschte, und kann daher auch auf die kostbaren Trinkgeschirre schließen, da man in damaliger Zeit dem Pokale, besonders bei Gastgelagen, wacker zusprach, und also auch hierin zu glänzen beabsichtigte, und dieses durch werth-

*) Fischer's Geschichte des teutschen Handels, Th. 2, S. 517.

volle Pokale oder Becher. Man hatte auch, um bei Gastmahlen die kostbarsten Trinkgeschirre zur Schau aufzustellen, Credenztische, worauf sie standen, mit Allem, was dazu: an Gießkannen, Fontainen, Bassins ꝛc., gehört. — Wenn nun schon die bloßen Pokale den alten Deutschen so werth waren, in welcher Achtung mußten nun nicht diejenigen bei ihnen stehen, welche ihrem Oberhaupte das Getränk besorgten, und öffentlich darreichten? Man nannte diese Personen Credenzmeister, Schenken, und ihr Ursprung steigt bis in das graue Alterthum hinauf. Das Salische Gesetz gedenkt ihrer, obgleich dergestalt, daß sie mit den Marschalken, Schweinhirten und Waffenschmiden in eine Reihe gesetzt werden*); jedoch waren diese Beschäftigungen in jenen Zeiten ehrenvoll. Nachdem die alten Deutschen mit den Römischen Gebräuchen und Einrichtungen bekannt geworden, auch die Macht und der äußerliche Prunk der Beherrscher zunahm, so hob sich auch die Würde des Schenken. Schon frühzeitig war es bei den Franken im Gebrauche, das Getränk vor dem Darreichen zu versuchen; denn nach dem Salischen Gesetze herrschte schon in jenen alten Zeiten die Bosheit unter ihnen, daß sie sich einander mit Kräutersäften zu vergiften suchten, und deshalb scheint auch wohl die Sitte entstanden zu seyn, daß den Fürsten und andern Großen erst der Schenk den Wein, auch andere Getränke, credenzen mußte, wozu man sich vertrauete Personen erwählte, und die man deshalb auch durch reichhaltige Geschenke und Auszeichnungen an seine Person fesselte. Auch mußte derselbe, auch wohl ein Anderer, bei der Tafel dem Fürsten, auch andern gebetenen hohen Gästen, den Credenzteller unterhalten, wenn sie tranken, und deshalb wurde er auch späterhin Cre-

*) Lex Salica Tit. XI., 6. ap. Herold p. 9.

denzier oder Credenzmeister genannt. Daß man auch auserwählte und geliebte Personen zu dieser Bedienung genommen habe, geht aus einer Stelle bei Paulus Diaconus hervor*). Es heißt hier nämlich: „Authari, ein König der Longobarden, hatte durch Gesandten um Theudelinden, des Bayrischen Herzogs Garibald Tochter geworben, und sie auch zur Braut versprochen bekommen. Jetzt trug er ein Gelüst sie noch vorher zu sehen. Er reiste deshalb mit andern Gesandten und verkleidet an den Hof ihres Vaters. Als er sie erblickte, blieb er eine Weile, entzückt von ihrer Schönheit, stumm, und brach dann in diese Worte an Garibald aus: „„Weil wir Eure Tochter so ausnehmend finden, daß wir sie billig zu unserer Königin wünschen, so erlaubt, daß wir den Weinbecher aus ihrer Hand empfangen, so wie sie es in Zukunft uns thun soll.““ Sie reichte ihm denselben auch wirklich, nachdem sie ihm zugetrunken hatte.“ — Hieraus schließen nun manche Rechtsgelehrte, daß das Oberschenkenamt am Longobardischen Hofe sehr ehrenvoll gewesen seyn müsse, daß selbst Königinnen es zuweilen verrichtet hätten. Abgesehen hiervon, so wird doch das oben Angeführte in einer alten Chronik weiter bestätiget. Es heißt nämlich darin von einem jungen Franken: „Aus einem Schildknappen ward er ein so trefflicher Ritter, daß der König, ihn über die Maaße liebend, zum Austheiler (Dispensator) seines Trunkes und zum Ersten seiner Mundschenken machte.“ — Was nun hier von den Franken berichtet wird, daß sie Ober- und Unterschenken hatten, findet man auch schon früh bei den Deutschen Kaisern. Auch sie wurden die Lieblinge dieser Fürsten, die ihnen ihr Vertrauen schenkten, und zu dieser Würde erhoben; auch wurden sie bald fähig erach-

*) De gest. Longob. 13, c. 29.

tet, andere Würden zu bekleiden, und daher wichtigere Geschäfte zu verwalten. Schon unter Karl dem Großen kamen Flaschenbewahrer (Buticularii, Fr. Boutilliers) vor, die zugleich als Räthe oder Kanzler fungirten. Andere dieser Bewahrer der Flaschen wurden zu Aufsehern über die Forsten und die Gerechtigkeitspflege darin ernannt, und zuletzt entstand aus dem Erzschenken ein Churfürst des Deutschen Reiches, und was von einem Hirten im Range nicht unterschieden war, stand nach einem Jahrtausende hoch über ihm erhaben. Was von ihrer Amtsverwaltung bei des Kaisers Krönung gemeldet wird, s. unter Krönen, Krönungs-Ceremonien und Münzen, Th. 53, S. 765*), und an einigen andern Orten. Gleich den Kaisern und Königen, hatten auch andere Fürsten und Grafen Schenken. Gregor von Tours bemerkt es schon von den vornehmen Franken geistlichen und weltlichen Standes. Diese Bedienung vermehrte sich in Deutschland außerordentlich wegen der vielen regierenden Fürsten, Prälaten und Grafen dieses Reiches, und deshalb sind auch der Geschlechter, welche den Namen Schenk führen, darin so viele. Der Pater Bucellin zählt allein fünfundsechzig, welche alle das Recht des Vorsitzes oder Vorranges genossen, wenn sie auch gleich nicht wirklich ein solches Ehrenamt bekleideten, und auch noch jetzt findet man Oberschenken an den Deutschen Höfen. S. auch den Art. Mundschenk, Th. 96, S. 736, und den Art. Schenk, Th. 142, S. 38 u. f. — In einigen Ländern am Rheine und in Würtemberg bei der alten Verfassung des Deutschen Reiches, gab es auch Fürstliche Unterbeamte, denen in Städten und Flecken die Herr-

---

*) Wer noch weitere Nachrichten über die Schenken des Reiches verlangt, der lese: Wajenseilii diss. de official. Imp. Rom. German.; Mascov de origine officiorum aulicorum und Andere.

schaftlichen Einkünfte und die Verwaltung der kleineren Gerechtigkeit anvertrauet war, die man Keller oder Kölner nannte, Amts-Stabskeller, und man will diese Benennung von der Weineinnahme, den Weinzöllen, die sie anfangs einzunehmen hatten, herleiten; allein Andere wollen es von Kölner, dem Besitzer eines Hufenguts, herleiten; s. den Art. Keller 2, Th. 36, S. 750 u. f.; auch Kölner, Th. 43, S. 461 u. f., und Köln-Hof, daselbst, S. 464. — Nach diesen allgemeinen Einflüssen der Trinksucht wären jetzt noch die besonderen zu betrachten, die sich auf die Sitten und herrschenden Neigungen beziehen, überhaupt auf dasjenige, was man Nationalcharaktere nennt, s. diesen Artikel, unter Nation, Th. 101, S. 403 u. f. Obgleich schon oben hin und wieder einzelne Züge des Deutschen Charakters erwähnt worden sind, so sind diese doch nur flüchtig angedeutet, wie sie in den Gang der Geschichte der Trinksucht eingeflochten werden konnten, sie umfassen aber nicht dasjenige, worauf es hier hauptsächlich ankommt, und worein auch die Trinksucht den meisten Einfluß hatte, und ihre Wirkungen sich darin wieder in den Handlungen abspiegelten, ohne Beziehung auf Künste, Gelehrsamkeit ꝛc., weil dieses zu weit von der Hauptsache abführen würde, da hier nur die Sitten und Neigungen, und die Stimmung des Deutschen Gemüths durch die Trinklust, im Großen oder Ganzen beleuchtet werden sollen, ohne sich auf einzelne Zweige auszudehnen, die noch in jenen Zeiten bei den Deutschen nicht die Würdigung erhalten konnten, um gleichsam auch herrschend hervorzutreten und sich geltend zu machen, sie blieben daher in den Schranken ihrer Abgeschlossenheit, und griffen nur so weit in das Allgemeine ein, als es ihr Beruf zuließ. Um nun die Beleuchtung von demjenigen, was schon bezeichnend herausgehoben worden, zweckmäßig durchzuführen, will

ich dasjenige, was in dem oben, S. 132, angeführten Werke, S. 66 u. f. in dieser Beziehung darüber gesagt wird, hier anführen, weil man es für das Zweckmäßigste halten kann, was darüber gesagt worden.

Schon der physische Einfluß starker Getränke auf den Menschen erstreckt sich sehr weit. Mäßig genossen bewegen sie das Blut angenehm, befördern den Lauf der Vorstellungen, bewirken Munterkeit, eine offene, oft wohlthätige Laune, erwecken Muth und Gefühl seiner Kraft; aber stärker oder gar im Uebermaaße genossen, treiben sie das Blut und die Lebensgeister heftig umher; die Ideen kommen und gehen plötzlich und unlenkbar; die Seele verliert Besinnungskraft, und mit ihr die Herrschaft über sich selbst. Daher, nach Maaßgabe der Umstände, wild aufbrausende Regungen, Heftigkeit, blinde Leidenschaftlichkeit, tolle Kühnheit, die keine Gefahr scheut, weil sie dieselbe nicht sieht. Die veranlaßten Zustände werden nach und nach Angewohnheiten, die erweckten Gefühle und Regungen werden durch die Uebung eine Art von Hang und Fertigkeit, welche wieder auf andere Kräfte und Neigungen zurückwirken; die ganze Denk- und Handlungsart erhält einen gewissen Ton. — Der letzte üble Einfluß mußte sich zuerst auffallend äußern. Es ist die Art der kulturlosen Menschen, der rohen Völker, sich dem Kitzel jeder Lust, jeder Begierde ganz zu überlassen; und da bei den alten Deutschen die Trunkliebe so heftig, Trinkgelage von so vielen Seiten reizend, ihre Gemüther ohnehin zu rauhen, wilden Regungen gestimmt waren, welche Ausbrüche mußten da erfolgen! Tacitus, der erste Geschichtsschreiber, welcher sie näher kannte, bemerkt es auch schon, daß ihre Gastmahle häufig mit Zank, Hader, Blut und Mord sich endigten. Dieses bestätigen auch noch ihre einheimischen Gesetze, wo es von Zwisten und Todtschlägen wimmelt. Um diesen Unthaten bei den Gastgelagen vorzubeugen, verordnete das Salische Gesetz: Wenn Einer in einer Schmausgesellschaft von weniger als acht Männern getödtet würde, so sollen sämmt-

liche Tischgenossen zusammenlegen, und das Wehrgeld bezahlen, oder aber den Thäter anzeigen. Dieser zur Gewohnheit gewordene trunkene Muth wirkte sehr zur Unterhaltung des Zorns und der Grausamkeit der alten Deutschen; auch schienen die Kirchenversammlungen zu Mainz und Tribur darauf Rücksicht genommen zu haben, wenn sie den Bußethuenden allen Genuß des Honigbiers, Meths und Weins untersagen. — Auch im Mittelalter, wo die Handlungsweise vielseitiger und mehreren Bestimmungsgründen unterworfen ward, blieb der Einfluß des Vieltrinkens eben so sichtbar. Alle Geschichtsschreiber fanden in der Handlungsweise der Deutschen ein gewisses Ungestüm, eine Wildheit und Rohheit, von Einigen furor, von Andern impetus Teutonicus genannt. Konrad von Lichtenau, Abt von Ursperg, giebt ein Gemälde von ihrem Charakter, welches die genannte Einwirkung von allen Seiten auf das Treffendste bestätiget. Nach ihm sind die Deutschen kriegerisch, grausam, verschwenderisch, ganz unbesonnen, kein Recht, als ihren Willen erkennend, und unüberwindlich im Streite ꝛc. — Die Verschiedenheit der Deutschen und fremden Ritter beleuchtet dieses sehr schön. Jene waren immer streitbarer, härter, aber auch roher und ungestümer. Gottfried von Bouillon, der sie in dem ersten Kreuzzuge wegen ihrer Tapferkeit vorzüglich schätzte, empfahl sie daher zur Milderung ihrer Rohheit den Französischen Rittern. Diese Eigenschaften waren so lange in der Deutschen Gemüthsart vorherrschend, als das Vieltrinken dauerte, und andere Sitten und Neigungen sich noch nicht eingeschlichen hatten. Möser berichtet darüber: „In dem Register des Osnabrückischen Amtes Fürstenau von den Jahren 1550—1600 sind im Durchschnitte jährlich hundertundzwanzig blutige Schlägereyen, oder, wie es heißt, Blutrunnen, und zwei Todtschläge, oder nach der damaligen Sprache Neddersch läge, bestraft, und diese Zeugnisse der Rohheit nehmen immer mehr und mehr ab, so daß sie in den neuern Zeiten, ungeachtet sich die Einwohner gewiß dreifach vermehrt haben, nicht den zwanzigsten Theil der alten Zahl ausmachen.“ — Noch ein

anderer hierher gehöriger Zug in den Sitten der Deutschen, der seinen Grund offenbar in dieser Quelle, und in einer feurigen Offenherzigkeit hatte, ist das Schwören und Fluchen. In dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte muß er sehr hervorstechend gewesen seyn; denn es wurden nicht nur mehrere Ritterorden gegen diese Entweihungen errichtet, sondern selbst Kaiser und Reich machten viele Verordnungen dagegen. In dem Reichsabschiede von 1495 ward festgesetzt: daß die Flucher und Schwörer, waren sie von Adel, sogleich untauglich zu Ehren und Aemtern seyn, die von geringerem Stande aber von ihrer Obrigkeit unabläßig an ihren Leibern gestraft werden sollten. Die Landsknechte schwuren in ihrem Eide darauf, es zu unterlassen, und wenn Einer von ihnen Gott läsierte, so erwürgten sie ihn. — Im siebzehnten Jahrhunderte herrschte dieses Laster auch mit der Vieltrinkerey fort, wie man auch in den historischen Lustgärten, Schauplätzen jämmerlicher Begebenheiten, Kerunchroniken und in andern dergleichen Schriften unzählige Beispiele von Fluchern und Schwörern findet, deren Geschichte häufig mit der frommen Lüge beschlossen wird: „Hat also der Teufel auch von der Fluch- und Saufgesellschaft einen Braten davongetragen.“ — Auch die Unordnung und Unreinlichkeit, welche in den Wohnungen der Deutschen herrschte, waren Folge des Vieltrinkens. Nicht nur in den Zimmern zum Heizen, sondern auch in den Schlaf- und anderen Zimmern war Alles übel aufgeräumt, Alles wild durcheinander gemengt, wenigstens bezeigt dieses Barclai am schon oben angeführten Orte, Cap. 5. — Alle diese üblen Wirkungen wurden aber von andern guten Eigenschaften wieder aufgehoben, durch die wiederholte Eröffnung und Erfreuung des Herzens wurde es gleichsam in einen offenen, wohlthätigen Ton gestimmt. Die Gastfreundschaft, eine nothwendige Tugend in jenem Zeitalter, ward dadurch, wo nicht erweckt, doch unterhalten und vergrößert. Kein Volk, lesen wir mit vaterländischer Freude, beobachtete dieselbe genauer. Einen Fremden oder einen Gast unbeherbergt fortgehen zu lassen, war Sünde. Die Bur-

gunder setzten eine Strafe von drei Schillingen darauf, und die Gothen brannten dem dreimaligen Unterlasser dieser Pflicht seine Wohnung ab. Der Gebrauch, die Fremden mit einem Willkommen zu empfangen, verbannte gleich anfangs alle Verstellung und Hinterlist, und erweckte zwischen dem Wirthe und Gaste oftmals eine herzliche und bleibende Freundschaft. Diese Tugend der Gastfreundschaft hatte im Volke so tief Wurzel geschlagen, und wurde durch das Trinken so genährt, daß sie noch im sechzehnten Jahrhunderte, trotz den Spöttereyen der nüchternen Ausländer ihren Fortgang hatte. „Die Deutschen, sagt Jakob Wimpheling*), der zu Anfange desselben lebte, übten nicht allein unter sich selbst, sondern auch gegen Fremde und Ankömmlinge die Gastfreundschaft aus. Sie schließen ihre Pforten nicht nur den Gästen leicht auf, sondern zeigen auch den Irrenden mit Freundlichkeit den Weg; und doch wird ihnen das, womit sie sich bestreben, ihre edle Freigebigkeit den Nebenmenschen zu bezeugen, und weswegen sie Lob verdienen, zu einem schändlichen Laster ausgedeutet; denn sie werden als Schwelger und Säufer von solchen Leuten verschrien, welche ihren Geiz und ihre schimpfliche Kargheit mit geheuchelter Mäßigkeit und scheinbarer Nüchternheit bemänteln wollen, aber nicht können." — Mit dieser Eigenschaft waren auch noch andere, eben so lobenswerthe Eigenschaften in den Deutschen Gemüthern, welche gleichfalls theils aus der Trunkliebe entstanden, theils durch sie genährt wurden, verbunden, nämlich die Offenherzigkeit, die Treue und der Wahrheitseifer. Es gehört zur Natur roher Völker, daß sie ihre Gesinnungen und Gefühle frei und ungeheuchelt hervortreten lassen; denn sie in den Winkeln des Herzens halten, und da auf Gelegenheiten und Anlässe lauern lassen, ist in jenen Zeitaltern ein unnatürlicher und lasterhafter Zug des Gemüths. Jene Nationaltugend, die Offenherzigkeit, konnte aber aus keiner sicherern Quelle, als dem Trunke, unterhalten werden. Auch gebrauchten die Deutschen schon in den

*) In Epit. rer. German. ap. Schardium, T. I, p. 199.

ältesten Zeiten den Wein als einen Herzensspiegel und Hervorbringer der Wahrheit. Ihre Verträge und Bündnisse mußten daher bei Trinkgelagen geschlossen werden, wo keine Verstellung Statt fand. Sobald nun die Offenherzigkeit eine Nationaltugend war, so wurden es auch Treue und Wahrheitseifer; denn wer edel genug ist, seine wahre Meinung zu äußern, wozu braucht der, seltene Fälle ausgenommen, Hinterlist und betriegerische Vorspiegelungen? Mehr aber noch ward sie es aus dem Grunde, weil ohne sie ein Trinkervolk gar nicht bestehen könnte. Jedes Zeitalter gebiert die Tugenden, welche es braucht, seinen Gebrechen das Gleichgewicht zu halten, oder es muß sich bald verwandeln. — Im ganzen Mittelalter waren die oben angeführten Tugenden ein hervorstechender Zug des Deutschen. Treulosigkeit und andere unedle Thaten wurden durch Spottgesänge öffentlich bestraft. So hatte der Erzbischof Hatto von Mainz im Jahre 892 ein böses Verrätherstück gegen den Grafen Adelbert von Bamberg begangen. Sogleich brachte man diese Geschichte in ein Volkslied, welches vier Jahrhunderte hindurch in dem Munde des ganzen Deutschen redlichen Volkes blieb. Mit Recht sagt daher der Abt von Ursperg: „Die Deutschen sind ihren Obern sehr getreu, und lassen lieber ihr Leben, als ihre Treue fahren.“ — Noch bessere Zeugnisse, als diese, sind die Rechte und öffentlichen Gewohnheiten des Volkes. Nur ein einziges Beispiel: In dem Leistungsrechte von Franken*) heißt es: „Zum Zehnten: „Wer in der Leistung stirbt, soll unter der Thürschwelle herausgethan, und nicht darüber getragen werden.“ Weil nämlich der Leister versprochen hatte, nicht aus der Leistung oder über die Hausschwelle zu gehen, bis der Mahner zufrieden gestellt worden, und so dehnte sich diese Verbindlichkeit selbst bis zum Todesfalle aus. Diese Treue und Rechtschaffenheit war aber auch zugleich mit die Frucht des ächten ritterlichen Geistes; sie dauerte aber bei den Deutschen, die eben nicht so

*) Historisch-diplomatisches Magazin, St. 2, S. 178.

schwärmerisch ritterlich waren, viel länger, als bei andern Völkern; ja sie dauerte noch, als schon das Sprichwort aufgekommen war: Versprechen ist edelmännisch, halten bäurisch. Im ganzen sechzehnten Jahrhunderte war es eine große Wahrheit, was Ulrich von Hutten schrieb: Venerabilis est apud omnes passim nationes Germanorum fides et integritas, und was Conrad Celtes von unsern Vorältern sang:

Et veri justique tenax mens consona labris.
Victa coloratae vitat mendacia linguae.

Die Ausländer selbst stellten die Deutschen zum Muster des Wahrheitseifers und der Treue auf. Belleforest sagt: La parole d'un Alleman vaut une obligation, und Julius Skaliger, lange nachher, wenn er von den verschiedenen Völkern in dieser Rücksicht redet: Germanorum pectora ad promissa constantissima. Bettler litten sogar den Schimpf: Lügner zu seyn, nicht auf sich. „Das Maul hätt' ich Dir zerschmettert," sagte Einer zum Andern, der ihn der Lügen beschuldiget, aber nach einer Drohung widerrufen hatte, „damit Du ins Künftige keinem mehr diese Kränkung hättest anthun können." — So unwahrscheinlich es auch heut zu Tage vorkommen mag, daß Versprechungen und Freundschaften, beim Trunke gemacht, wie Bund und Siegel galten, so gewiß ist es dennoch. Barclai, der den Deutschen eben nicht gewogen war, erzählt noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ausdrücklich, nachdem er nämlich von dem Vieltrinken und Trinkgelagen der Deutschen geredet hatte, folgende Anekdote zum Lobe derselben, wobei er selbst gegenwärtig war. Einige Deutsche Feldobersten im Dienste Frankreichs hatten einen Krieger mit sich hinüber gebracht, welcher von einem vornehmen Franzosen zum Gastmahle geladen wurde, der wohl wußte, wie hoch das Pfand der Freundschaft stand, welches man mit einem Deutschen beim Trunke machte. Das Gelage war köstlich, und mit verschiedenen Getränken in großen Bechern reichlich versehen. Der Deutsche, des langsamen Trinkgefechtes über-

drüssig, oder um die Gastlichkeit seines Wirthes zu prüfen, forderte den Franzosen heraus, indem er ihm einen mächtigen Pokal zutrank. Der Franzose sprang herzhaft auf, und sprach: „Zum Beweise, daß Du einen Freund angetroffen, nehme ich die Herausforderung nicht nur an, sondern fordere Dich ebenfalls heraus.“ Hierauf leerte er nicht nur den Becher, auf den er herausgefordert war, in einem Athemzuge, sondern noch einen neu-eingeschenkten seinem Gaste zur Liebe. Ueber diese Freundschaftsbezeugungen wurde der Deutsche Feldoberst so vergnügt, daß er auf wankenden Füßen stand, und in der Freude seines Herzens sagte: „Daß Du nicht glaubst, einem Undankbaren diese Freundschaft erwiesen zu haben, so gebe ich eine Schaar Landsknechte in Euren Dienst, und begehre zwei Monate keinen Sold. Erst nachher, wenn Du kannst und willst, magst Du mir ihn geben.“ Barclai und die Anwesenden staunten (horrore stupuimus) über den Preis eines einzigen Bechers, aber noch mehr, als der Deutsche sein Wort redlich hielt. — „Offenherzigkeit, setzt der Verfasser dieser Anekdote hinzu, und alle Sitten, welche unter dem Namen Wein göttlich frei heißen, gefallen diesem Volke. Allen Schein von Hinterlist verabscheuen sie, sey's nun, daß sie ihre Heimlichkeiten nicht verhehlen, indem sie der Wein hervorlockt, oder daß die Seelen in diesen Leibern eine Stumpfheit fühlen, und daher die Scharfsicht Anderer, als auf sie zielend, beargwöhnen.“ — An einem andern Orte sagt der nämliche Schriftsteller von Deutschland: „Treulosigkeit ist hier unbekannt, selbst bei der bezahlten Tapferkeit der Miethsoldaten. Feiner Betrug oder Groll sind nicht unter den Titeln Freundschaft versteckt.“ — Auf diese gute Wirkungen berief sich nun der Deutsche, wenn ihm seine Weinliebe vorgerückt ward, und sagte mit seinen Vorfahren: der Wein sey ein Herzensspiegel. Eine Geschichte, die Zinkgräf anführt, erklärt es weiter. Man stritt nämlich über die Frage: warum die Deutschen den Wein mehr liebten, als andere Völker. Einer glaubte, weil bei ihnen mehr Wein, als in andern Ländern wüchse; ein Anderer führte

eine andere Ursache an; nein, darum, sagte ein Dritter mit allgemeinem Beifalle, weil kein Volk ist, das die Wahrheit mehr liebt und sie runder heraus sagt, als die Deutschen. Daher auch die Redensart: auf gut Deutsch, das heißt, ohne Betrug, ohne Falsch. — Diese Worte waren dem ganzen Volke, wie aus dem Herzen genommen. Wenn Fürsten mit Offenheit und Geradheit unterhandeln wollten, nannten sie es öffentlich: mit Deutscher Redlichkeit, Deutschem Vertrauen, im Gegensatze von Italienischen Tücken und Ränken, die so häufig unter dem Namen welsche Praktiken vorkommen; aber es waren auch das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert noch Zeiten, wo das Herz des ganzen Volkes in dem rauhen Sprichworte abgedrückt war:

Guter Wein, schönes Weib und Gewissen rein,
Das sind drei Stücke lieblich und fein.

Wir kommen jetzt zu der Periode, wo die Trink- oder Trunkliebe sich bei den Deutschen zu vermindern anfing, oder eine andere Richtung durch andere gelindere oder nicht berauschende Getränke erhielt, und dann hauptsächlich durch die steigende Kultur, durch die Wahl einer andern Lebensart, und besonders die der Feder, und zuletzt noch durch die fremden Sitten und Gebräuche, welche die Deutschen gleich sehr angesprochen haben, und die seit dem siebzehnten Jahrhunderte zu uns aus Italien und Frankreich herüber verpflanzt worden sind. Schon im funfzehnten Jahrhunderte zeigen sich Spuren der Abnahme; denn ein Theil der Nation vertauschte den Pflug, das Schwert und die Jagdwaffen mit Büchern und Federn. Die Regenten der Deutschen Staaten fingen an, sich mehr mit der Staatsverfassung und Staatswirthschaft abzugeben, oder diese bisher vernachlässigten Zweige in bessere Formen zu bringen, da sich die

Gewerbe und der Handel seit der Hansa schon so sehr gehoben hatten, daß eine Menge Reichthümer auf Deutschland ausflossen, wie auch schon oben an mehreren Stellen bemerkt worden. Der Hansa verdankte man sehr weise Polizeygesetze, die sich zwar auf ihren Bund bezogen, aber nichts destoweniger waren sie auch dem Ganzen wohlthätig, besonders diejenigen, welche die Ausbreitung des Handels, die Erhebung der Gewerbe und den öffentlichen Kredit bezweckten. Hierzu kam nun noch die Erfindung der Buchdruckerkunst in diesem Jahrhunderte, und die Vorbereitung zur Reformation durch Johann Huß und Hieronymus von Prag, der in dem darauf folgenden Jahrhunderte die Reformation durch Luther folgte. Alles dieses und so manches Andere in den Wissenschaften und Künsten veränderte schon den Geist des Deutschen Volkes, der bis dahin geherrscht hatte. Hierzu kam nun noch, daß der Kaiser Friedrich der Dritte, der von 1439 bis 1493 regierte, die Mäßigkeit liebte, und sich mit den Zweigen der Wissenschaften, die in jener Zeit besonders blüheten, wie die Gärtnerey, Naturkunde, Chemie und Astrologie, beschäftigte; auch predigte sein Kanzler Aeneas Sylvius an seinem Hofe, sowohl mündlich, als durch Schriften, wider die Deutsche Völlerey; auch Antonius Campanius oder Anton Campan ließ seinen Witz dagegen aus. Poggius Florentinus, der in der Mitte dieses Jahrhunderts Deutschland durchreisete, nannte die Deutschen Weinfässer, Leute, die keine Kraft hätten, als zum Trinken. Peter Bolland greift gleichfalls die Deutschen mit seinem Witze an:

Germani cunctos possunt perferre labores
O utinam possent tam bene ferre sitem.

Wenn nun gleich alle diese Angriffe mit den Waffen des Witzes, dieses Spötteln in der genannten Zeit

noch an dem geraden Deutschen abglitten, er darauf nicht achtete, sondern Bauer, Bürger, Edelmann und Fürst noch der alten Trinklust ergeben blieben, so gab es doch schon Viele, und besonders diejenigen, welche dem Hofe des Kaisers nahe standen, die sich im Trinken mäßig verhielten. Friedrich der Dritte trank nur beim Abendessen Wein, und auch hier nur mit Wasser vermischt; ja er verabscheuete das unmäßige Trinken so sehr, und überhaupt das Trinken des Weins bei den Frauen, daß er, als die Aerzte den Wein seiner unfruchtbaren Gemahlin anriethen, gesagt haben soll: „Lieber eine unfruchtbare, als eine weinergebene Gemahlin." Seine Nüchternheit pflanzte er auch auf seine nächsten Nachkommen unmittelbar fort; denn Maximilian der Erste, sein Sohn, durch die Bekanntschaft mit Burgundischen und andern Hofsitten, an die Enthaltsamkeit noch mehr gewöhnt, that neue Schritte, und erklärte seinen Abscheu vor dem Trinken durch Gesetze. Gleich auf seinem ersten, so zahlreichen Reichstage zu Worms im Jahre 1595 ließ er §. 38. und 39. einrücken: „Daß die Königl. Majest. allen Churfürsten, Fürsten, Prelaten, Graven, Freien, Herren vnd Stenden, schreibe und gepite, in jren Hofen, von jren Dienern, auch sust allen jren Underthanen, das Trinken zu gleichen, vollen vnd halben nit zu gestaten, sundern das ernstlich zu strafen, vnd ist geratschlagt, daß sein Ko. Majestät solchs in seiner Gnaden Hofe zu verbieten vnd zu handhaben anfahe. Desgleichen, daß es auch durchaus in allen Velzeügen vnd Veltlegern verboten vnd nit gestatet werde." Drei Jahre darauf drang dieser Kaiser wieder in dem Reichsabschiede zu Freiburg, §. 47., darauf, daß das von Alters her gewohnte Zutrinken von jeder Obrigkeit verboten werden, und wer dagegen handeln würde, erstlich gestraft werden sollte, und in Feldlagern sollte es auch Allen, aus welchem Lande

sie auch seyen, verboten seyn. Aber auch dieses Verbot fruchtete nicht viel; denn schon im Jahre 1500 erging zu Augsburg ein neues und geschärftes Verbot, welches aber ein gleiches Schicksal hatte, nicht gehalten zu werden. Denn durch den Landfrieden, der den Adel von seinen Burgen und Schlössern an die Höfe und in die Städte trieb, pflanzte sich die Neigung des Trinkens auch dahin fort, da seine Hauptbeschäftigung, außer der Landwirthschaft, immer noch die Jagd und das Kriegshandwerk war, und sich nur Wenige mit den Wissenschaften zu beschäftigen anfingen. Da nun der Adel, den Geist des verschwundenen Ritterthums immer noch bewahrend, die Sitte zu schwelgen nicht einstellte, so wandte sich Maximilian der Erste an ihn, und erließ im Jahre 1512 zu Köln ein neues Verbot mit scharfer Drohung §. 5., worin er die Nichthaltung der vorigen Verordnungen rügt, darauf hinweiset, daß das Zutrinken zur Trunkenheit, Gotteslästerung, Todtschlag und zu andern Lastern führt, welche der Ehre, der Seele, der Vernunft, dem Leibe und Gute Nachtheil bringen, so soll in allen Landen eine jede Obrigkeit, hoch oder niedrig, geistlich oder weltlich, sowohl bei sich selbst, als auch bei ihren Unterthanen, solches nicht nur abstellen, sondern auch bei hoher Strafe verbieten, und wenn die Adlichen es nicht meiden wollten, so sollten sie in den Diensten der Höfe und Obrigkeiten, so wie an seinem Hofe, dem Kaiserlichen, nicht mehr gehalten werden, und wenn Einer derselben deshalb entlassen worden, so sollte ihn kein Fürst und keine Obrigkeit wieder in den Dienst nehmen; diejenigen aber, welche geringen Standes seyen, sollten darum körperlich bestraft werden. Wenn Obrigkeiten in Handhabung und Vollziehung dieser Verordnung sich säumig oder nachlässig bezeigen sollten, so sollte der Kaiserliche Fiskal solche Unterthanen, welchen die Uebertretung des Gebotes

nachgewiesen werden könnte, bei dem Kaiserlichen Kammergerichte zur gebürlichen Strafe vorladen. — Dieses war nun eine Strenge, die man nicht geahndet hatte; denn die Fürsten der Trinklande, oder wo das Trinken über die Gebühr Statt hatte, mußten befürchten, der Reichsfiskal würde diese schöne Gelegenheit: in ihren Gebieten scharf zu hausen, nicht versäumen; sie erzwangen daher diese Einschränkung des Verbots: „Aber an den Orten, wo das Zutrinken von Alters her geübt wird und Ueberhand genommen hat, sollen die Obrigkeiten allen möglichen Fleiß anwenden, solches abzustellen.“ — Dieses Verbot hatte doch die gute Folge, daß die Fürsten dem Kaiserlichen Beispiele folgen, und auch in ihren Ländern Verordnungen ergehen lassen mußten. So setzte z. B. Herzog Ulrich von Würtemberg auf jedes Zutrinken, es sey halb oder gar aus, oder in welcher Gestalt es wolle, 3 Pfund 5 Schilling, und ließ dieses Gesetz jährlich viermal von den Kanzeln verkündigen. — Kaiser Karl der Fünfte, eben so mäßig, wie seine Vorfahren, wiederholte das Verbot, und ließ die deshalb erlassene Verordnung in die Reformation guter Polizey zu Augsburg einrücken, mit der Rubrik: vom Zutrinken, in zwei Paragraphen; es wird darin fast dasselbe gesagt, was in der Verordnung von seinem Großvater Maximilian oben angeführt worden. Aber auch diese Verordnung des Kaisers richtete sehr wenig dagegen aus; denn einerseits fand das alte Herkommen, auch bürgerliche Hochzeiten, Verträge, Stiftungen und andere Zusammenkünfte, mit Trinkgelagen zu feiern, immer noch denselben Anklang, man konnte sich von einer so uralten Sitte noch nicht losreißen, und andrerseits unterließ selbst der Adel, der alten Ritterssitte eingedenk, und selbst die verbietenden Fürsten das Zutrinken nicht. Johann von Schwarzenberg, in seinem Büchlein vom

Zutrinken, oder Sendebrief der Stände der Hölle an die Zutrinker, gab es schon dem Kaiser Maximilian dem Ersten zu verstehen; denn er sagte: „Ihre Kaiserliche Majestät sollten erst ihren Gewaltigen am Hofe es untersagen.“ Und dann sagt er hinterdrein: „Höchstens wenn alle andere seine Gebott und Ordnung vollstreckt werden, alsdann sey Zeit genug, dieß auch zu halten.“ — Die Fürsten bekannten es auch selbst. Herzog Ernst von Lüneburg sagt zu Luthern: „Herr Doktor! Wir wollten gern alle gute Christen seyn, aber das Laster der Völlerey können wir nicht ablegen.“ — „„Dazu solltet Ihr Herren aber thun,““ versetzte Luther. — „Wir thun's, scherzte Herzog Heinrich von Mecklenburg, denn wenn wir Fürsten nicht dazu thäten, das Saufen wäre längst abgestellt.“ — Ueberhaupt ging die Nichtachtung der Gesetze hierin so weit, daß sich die Edelleute einander zutranken: „Es gilt Dir des Reichs Abschied wider das Zutrinken.“ Ja, selbst auf dem Reichstage zu Regensburg dachten die Ritter und Fürsten so wenig an das Verbot, daß sie sich in den guten Weinen bis zum Uebermaaße bezechten. Die Spanier stellten dieses dem Kaiser vor, und drangen in ihn, diesen Trunkenbolden die schärfste Strafe zu drohen. Aber Karl, der vielen vergeblichen Verbote müde, antwortete ihnen: „Was soll ich thun? Ich bedauere ihre Thorheit; aber ihre Gurgeln vor dem Weine verschließen, kann ich eben so wenig, als Euch Spaniern die Hände binden, daß sie nicht wüthen*).“ Kaiser und Reich ließen aber dennoch die angeführte Verordnung in die Reformation guter Polizey zu Augsburg 1548 wiederum einrücken, und diesen Paragraph noch beifügen: §. 3. „Wir wollen auch, daß die Obrigkeiten ihren Pfarrherren und Predigern befeh-

*) Carpzovii Praxis crimin. P. III. p. 327.

len sollen, alle Sonntag dem Volke zu verkünden, daß sie sich des Zutrinkens enthalten, mit Erzehlung der Laster, so aus der Trunkenheit folgen, wie ihnen deshalb von den Obrigkeiten ein Verzeichnuß zugestellt werden soll." — Auch Kaiser Rudolph der Zweite ließ sie in dem Frankfurter Reichsabschiede 1577 unverändert wiederholen. — Es arteten aber auch solche Gesellschaften, welche sich zu kirchlichen Zwecken, besonders in den Städten des nördlichen Deutschlands, z. B. in Berlin, und dann in Brandenburg, Frankfurt an der Oder, Fürstenwalde, Müncheberg, Bernau, Seehausen, Perleberg ꝛc. in der Mark Brandenburg; zu Pasewalk, Anklam ꝛc. in Pommern; zu Göttingen in Hannover; in Braunschweig ꝛc., unter dem Namen Kalands- oder Elendsgilden, Orden oder Gesellschaften, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gebildet hatten, zu Anfange des funfzehnten in eigentliche Trinkgesellschaften aus, wenigstens berichtet dieses Rühs in seinen Beiträgen zur Geschichte der Vergnügungen in Pommern, in der Zeitschrift Eurynome und Nemesis (Stettin, 1809), S. 397, von dem Kalande zu Pasewalk in Pommern; auch scheint dieses in andern Städten, wo diese Gilden bestanden, wohl derselbe Fall gewesen zu seyn; denn deshalb wurden sie auch bei der Reformation, so zweckmäßig sie sich auch bei ihrer Stiftung in Unterstützung der Kirche zu wohlthätigen Zwecken bewiesen hatten, aufgehoben. S. auch den Art. Kaland, Th. 32, S. 369. — Wir kommen nun zu den Orden der Enthaltsamkeit oder Mäßigkeit, die mehr als die Reichsgesetze wirkten, und sich unter dem Kaiser Friedrich dem Dritten zu bilden anfingen. Wenn gleich die Neigung zum Trunke immer noch bei einem großen Theile des Deutschen Volkes verblieb, so war doch auch ein anderer Theil gegen diese Neigung, we-

nigstens gegen die Uebertreiber im Trinken, gegen alle Trinkgefechte. So führte der genannte Kaiser den Orden der Mäßigkeit, welchen Alfons von Spanien errichtet hatte, zur Beschämung der Völlerey wieder ein, und trug an heiligen Festnächten und großen Feierlichkeiten dessen Insignien öffentlich. So erschien er mit seinem Sohne Maximilian dem Ersten bei dem prächtigen Gastmahle, welches Karl der Kühne in der Gegend von Trier gab, mit diesem Ordenszeichen. Es bestand in einem Kranze aus zusammengefügten Kannen, in welchen Blumen standen. Auf diese Kannen war ein Marienbild geheftet, woran ein Greif hing, welcher in seinen Klauen einen Zettel hielt, mit der Ueberschrift: **HALT MAS.** Lambecius, bei welchem man die Abbildung dieses Zeichens findet, führt eine Urkunde an, durch welche der Ritter Nikolaus von Lobkowitz mit seiner Gemahlin in den Orden aufgenommen wird*). Bald darauf entstand ein anderer dergleichen Orden, gestiftet von dem damaligen Kärntischen Landeshauptmann Sigismund von Dietrichstein, unter dem Namen der St. Christophsgesellschaft. Der Stiftungsbrief**) giebt die Triebfedern an, und läßt uns die edle Denkungsart der damaligen Zeit sehen. Gleich am Eingange klagt der gottesfürchtige Ritter, daß der Mensch seinen Schöpfer nicht im Auge habe, sondern seinen heiligen überall ehrwürdigen Namen entweihe. Die Ursache dieser Unaufmerksamkeit liege, seiner Achtung nach, in der Völlerey, die eine Verstopferin der Sinne, und eine Verschwenderin des Gedächtnisses sey. Und da unter allen Unsitten die Völlerey, und zumal die Uebervöllerey, das Zutrinken zuerst er-

*) Lambecius Comment. de Biblioth. Vindob. ex edit. Kollarii. Tom. II. p. 879 sq. Fugger's Ehrenspiegel, S. 474.

**) Valvassor Beschreibung von Crain. Francisci's Uebers. Th. 3, S. 23—27.

scheint, und solches dem Adel am meisten zuwider ist, der doch ein Vorgang des gemeinen Volkes seyn soll, so habe er gedacht, daß durch die Stiftung einer freiwilligen Gesellschaft, und durch die Wirkung angeborner Adelstugend, die Wiederbringung guter Sitten, als die erste Grundfeste, wenn auch mit etwas Zwang, zu erlangen sey, und dieses nach der alten Weisen Sprichworte: „daß die Guten meiden das Uebel aus Liebe der Tugend.“ Dieses in Erwägung ziehend, habe er versucht, mit zeitigem Rathe und fleißiger Ueberlegung der strengen und festen Herren der löblichen Fürstenthümer Steyer, Kärnten und Krain eine Gesellschaft zu stiften — „mit hochfleißiger Ermahnung zu allem Adel, daß sie wollen bedenken, ihr ein wenig vorgemeldt löblich Ankunft, die Bürd deß Verstandes, auch große Nothdurft unserer Zeit, zu welcher beyde grausame Laster Fluchens und Zutrinkens sogar überhand genommen.“ Besonders deuchtet ihm ein starker Beweggrund, „wie gütig das sey von unser Kinder wegen, so sie aus unser Selbst-Entwehnung von uns, und unsern Ehehalten nicht sollicher Red, auch zutrinken hören, noch sehen, daß sie in dieselben nit nach hinkommen, stamlen, noch thun, und so viel desto minder solch grewlich Laster an sie wachsen mag.“ — Die Ordnung enthält achtzehn Punkte, die jeder Ordensbruder, wes Titels oder Standes er auch ist, an eines geschworenen Eides Statt zu halten geloben mußte. Herauszuheben sind hier: II. Jeder soll St. Christophs Bildniß an einer Ketten oder Schnur am Hals-Pinnet, Huet, oder sonst öffentlich und sichtbarlich tragen. Wo aber einer solches unterließ, und ihn einer seiner Gesellschaft darüber beschrie, „als oft das beschicht, als oft soll er mit Wissen deß Gesellen armen Leuten 3 Kreuzer durch Gottes Willen geben.“ — V. Keiner der Gesellschaft soll zutrinken, noch Jemand es in keinerley Weise an-

mueten. Wo aber namhaffte Leute einem anmuteten zuzutrinken, so soll ers mit den Worten und nicht anders annemen: „Ich gewart sein nach Vermögen der Gesellschafft." Alsdann soll er nach seinem Durst eines gewarten, ungeferlichen. Wer diesen Artikel übertritt, ist zween rheinisch Gulden straffällig. — VI. Ein jeder der Gesellschaft soll, seinem Eide nach, es dem Hauptmann der Gesellschaft ansagen, wenn er Gesellen schwören hört, oder zutrinken sieht. — VIII. Jedes Mitglied, das einen Sohn, Bruder oder Freund, den es bei ihme auf, und underhelt, oder liefert, soll keinesweegs gestatten, daß er bei dem Leiden Christi schwöre oder zutrinke. Geschäh es aber, es sey inner oder außerhalb dem Hause, so soll der Beherberger 1 rheinischen Gulden dem Hauptmann für ihn bezahlen. — X. Es soll auch ein jeglicher Gesell, bey seinen Dienern mit Guten und Unguten, darob seyn, damit sie ob den Mallen (Gastmählern) nicht zutrinken: Wo man es aber erfert, daß es ein Diener than hat: für den soll der Herr ein ganz Jahr ein Pfund Pfennig dem Hauptmann geben. Er nemb die vom Knecht oder nicht, oder er leg den, oder dieselben Knecht, als of es einer thuet, drey Tag und Nacht in ein Kerker. — Die Gesellschaft bestand aus achtundsiebzig Mitgliedern, worunter auch Chorherren waren; und da auch das weibliche Geschlecht den Wein liebte, so wurde auch Frauen und Jungfrauen der Eintritt in den Orden gestattet. Die Fortdauer dieser Gesellschaft war aber nur kurz; denn die erste Hitze erkaltete bald, und die nachfolgenden Mitglieder hielten nicht mehr die Vorschriften. — Wenn nun gleich dieser Eifer in einem Theile Deutschlands erkaltete, so lebte er doch an einem andern Theile wieder auf. So errichtete der Churfürst Richard von Trier und Pfalzgraf Ludwig im Jahre 1524 auf einem Gesellenschießen mit der Armbrust zu Heidelberg eine Brüderschaft der

Enthaltsamkeit, in welche, außer den beiden Stiftern, noch funfzehn Fürsten und Bischöfe traten, nebst einer großen Anzahl von Grafen und Edelleuten. In der Urkunde*) heißt es:

Thun kundt allermänniglich, daß wir uns miteinander einhelliglich entschlossen, und bei unsern Fürstlichen Worten einander zugesagt und versprochen, und thun das in und mit Kraft diß Briefs, daß unser jeglicher Fürst und Churfürst obgemelt, wir seyn Geistlich oder Weltlich, nun hinfüro, für unser eigen Person, der Gotteslästerung, und Zutrinkens ganz oder halbs uns enthalten, und müssigen, auch allen und jeglichen unsern Ober- und Unter-Amptleuten, Hofgesind und Dienern, Unterthanen und Verwandten, bei einer nahmblichen Straffe ernstlich gebieten dergleichen bei der Ritterschaft, in eines jeden Fürstenthum und Lande gesessen, fleißiglich bitten, und daran seyn sollen, und wollen sich gleicher Maß wie wir, des Gotteslästern und Zutrinkens ganz oder halbs zu enthalten, und müssig zu stehen, und welche unsre Amptleut, Hofgesind, Diener oder Knecht, solches zu halten Beschwerung trügen, das überfahren, und nicht halten wollen oder würden, den oder dieselbigen soll unser jeglicher, zustunden, mit Ausrichtung seines Lohns beurlauben, an seinen Ampten oder am Hof zu bleiben nicht mehr gestatten. Deßgleichen unser Churfürsten und Fürsten in dieser Ordnung begriffen, keiner derselbigen Amptleut, Hofgesind, Diener oder Knecht, die bemelter Ursach halb beurlaubt wären, zu Dienst ferner, auch sonst nicht annehmen, er hab dann von dem Churfürsten oder Fürsten, bey dem er gewesen, eine Schrift, wie er abgeschieden, und ob einer oder mehr die nicht hätte, soll der Churfürst oder Fürst, bei dem um Dienst angesucht wird, dem andern Churfürsten oder Fürsten, bey dem der oder die-

*) Michaelis Hebereri Aegyptiaca servitudo lib. 1. cap. 2. Einen Auszug davon findet man in Wagenseil de imp. Rom. Official. p. 235. — Herers historische Reisebeschreibung, S. 9.

selbige gewesen, schreiben und erlernen, wie bei Ihme abgeschieden, sich dieser Ordnung nach wiß ferner zu halten. Gleicher Maß sollen wir bei unsern Amptleuten, Hofgesind und Diener mit ihren Knechten, wie vorsteht, die Ding auch zu vollstrecken verschaffen, und die Unterthanen, welche dies Gebot übertreten und nicht halten würden, mit einer Peen, die darauf von einem jeden Churfürsten und Fürsten gesetzt werden soll, so oft sich das begiebt, unabläßig straffen, auch die vom Adel in eines jeden Fürstenthum und Landschaft gesessen, durch gebührliche Mittel und Weg, so viel möglich, davon zu wissen unterstehen (wobei aber folgende Ausnahme hinzugesetzt worden, worin sie die Schwäche der Deutschen Natur in diesem Widerstande offenherzig bekennen): Wär es aber, daß unser Churfürsten oder Fürsten, einer oder mehr, in die Niederland, in Sachsen, die Mark, Meckelburg, Pommern oder dergleichen, da zu trinken die Gewohnheit, käme, und über fleißig Weigerung zutrinkens nicht geübriget seyn möchte, sollen dieselbigen solche Zeit mit ihrem Hofgesind und Dienern ungefehrt, und mit dieser Ordnung nicht gebunden seyn.

Einige Jahre darauf findet man einen andern Orden *), ebenfalls wider die Trunkenheit, und vielleicht durch den vorherbeschriebenen veranlaßt. Die Mitglieder, welche eben nicht ritterbürtig seyn mußten, trugen zum Erkennungszeichen einen goldenen Ring. Wer das Verbot, das Zutrinken zu meiden, übertreten hatte, mußte den Armen einen Goldgulden geben, und seinen Ring an den Ordensherren zurückliefern. Hub. Thom. Leodius, ein Mitglied dieser Gesellschaft, erzählt in der Lebensbeschreibung des Churfürsten Friedrichs des Zweiten folgende Anekdote davon, die vieles Licht über diese Gesellschaft verbreitet.

---

*) Th. Hub. Leodii annal. de vita Friderici II. palatini. Ed. 1624, p. 181, 82, 83.

Er wurde nämlich von seinem Herren im Jahre 1533 in Geschäften zum Könige Heinrich dem Achten nach England gesandt. Der redliche Mann gefiel diesem Könige so sehr, daß er einer großen Vertraulichkeit von ihm gewürdiget wurde. Einstmals rief Heinrich, nach einem langen Spaziergange, ihn dürste, man solle zwei der größten Becher, den einen voll Wein, den andern voll Bier, herbei bringen. Sobald sie herbei gebracht waren, ließ er dem Leodius die Wahl: „Einen aber, setzte er hinzu, mußt Du mir zubringen, damit Du siehst, daß die Engländer und der König selbst auf gut Deutsch trinken, und Du hernach Deinem Fürsten ausrichten kannst, wenn er einmal nach England kommen will, so soll es ihm an Trinkgesellen nicht fehlen." — Leodius antwortete: Daß er solcher Trünke nicht gewohnt sey, müsse auch, kraft seines Gelübdes, sie unterlassen, indem sein Herr durch einen gegebenen Ring das Zutrinken ihm verboten hätte. Der König widerlegte alle diese Ausflüchte nach seiner Art, und nothgedrungen ergriff endlich der ehrliche Deutsche, welchem vor der Größe des Bechers grauete, denselben mit Wein, und leerte ihn in vier schweren Zügen aus, indessen der König sein Bier in einem Schlucke hinabgetrunken hatte. Bei der Abreise verehrte ihm Heinrich unter andern Geschenken auch sechzig goldene Ringe, welche wider den Krampf gut seyn sollten, und gab ihm für seinen Pfalzgrafen einen goldenen Becher. Nachdem Leodius zurückgekehrt war, erzählte er den Vorfall seinem Herren im Vertrauen. Dieser ließ auf den Abend die Gesellschaft zusammenkommen, und den Leodius sein Abentheuer erzählen. Die Mitglieder erklärten ihn einstimmig für schuldlos, und leerten, der Ordnung nach, den mitgebrachten Becher. Der Freigesprochene schenkte hierauf jedem Anwesenden einen Krampfring, und Alle verließen vergnügt den Gesellschaftssaal. Die

Zeit der Dauer dieses Ordens ist nicht aufzufinden; doch soll er nicht lange gedauert haben. — Jetzt folgt eine Reihe von Jahren, wo man von ähnlichen Stiftungen nichts findet; nur erst, nachdem die Trinksucht wieder eine Weile fortgedauert hatte, und wieder zu einer gewissen Höhe gestiegen war, trat eine neue Gesellschaft in gleicher Absicht, wie die frühern, im Jahre 1600 hervor, welche den Landgrafen Moritz von Hessen zum Stifter hatte, und der Hessische Orden der Mäßigkeit genannt wurde*). Die Mitglieder, welche sich zu Heidelberg unterschrieben, waren, außer dem Stifter: Johann Georg, Markgraf zu Brandenburg; Ludwig zu Hessen; Friedrich Heinrich von Nassau; Emich, Graf zu Leiningen; Friedrich Magnus, Graf zu Erpach; Otto, Graf zu Solms, der Junge; Philipp, Graf zu Solms; Ludwig, Graf zu Erpach; Johann, Wild- und Rheingraf; Wilhelm, Freiherr zu Winnenberg; Abraham, Burggraf; Herr von Dhona. — Die Vorschriften dieses Ordens waren in folgenden vierzehn Artikeln abgefaßt.

1) Geschah die Verbindung sich alles Vollsaufens zu enthalten, nur auf zwei Jahre (wahrscheinlich aus Vermuthung, daß das Gelübde nicht gehalten werden würde). — 2) Täglich sollte Keiner mehr als vierzehn Ordensbecher voll Wein austrinken (da kein Ordensbecher aufgefunden werden konnte, so ist auch das Maaß desselben nicht mehr näher zu bestimmen). — 3) 4) und 5) Täglich sollten nur zwei Mahlzeiten gethan, und die Becher, welche etwa zur Suppe (das ist zum Frühstück), oder zum Schlaftrunk, oder sonst zwischen der Zeit getrunken würden, an den täglich erlaubten vierzehn Bechern abgezogen werden. — 6) Zu Löschung des weitern Durstes ward

*) Curtius, Prof. in Marburg, Programm von den Hessischen Orden. Ein Auszug daraus steht in den Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit, 1778, Heft 7, S. 9.

Bier, sauer und anderes Wasser, auch Julep, erlaubt. Dagegen verboten 7) Die Ordensbecher mit gebrannten Welschen, Spanischen oder andern starken gewürzten Weinen (Hamburger Bier und Breihan mit eingerechnet) auszutrinken. — 8) Ein einziger sey erlaubt, welcher aber an den übrigen abgezogen werden müsse. — 9) und 10) Wird untersagt, die sieben Ordensbecher auf einen oder zwei Trünke zu leeren, oder gar alle vierzehn bei dem Mittag- oder Abendessen zugleich auszutrinken; sondern man soll wenigstens drei Trünke davon thun. — 11) 12) und 13) Jeder Ordensverwandte muß seine eigene oder seiner Gesellen in Erfahrung gebrachte Uebertretungen bei seinem Gewissen anzeigen, worauf denn der Stifter durch drei unschuldige Ordensmitglieder untersuchen lassen wird, ob der Uebertreter mit der größten, mittlern, oder geringern Strafe zu belegen sey. Die erste machte auf ein Jahr unfähig, irgend einem Ritterspiele beizuwohnen; die zweite untersagte den Genuß alles Weins bis zum Ausgang der zwei Verbindungsjahre, und nach der letzten mußte der Verbrecher zwei seiner besten Rosse oder dreihundert Thaler geben. Diesen Strafen unterwarf sich der Patron, Churfürst Friedrich der Fünfte, und der Stifter des Ordens selbst. — 14) Den Ordensverwandten wird untersagt, auch andere Personen zum Trinken zu nöthigen, und sollte ein Mitglied über die Gebühr Bescheid zu thun gezwungen werden, so sind seine Ordensbrüder verbunden, es zu vertheidigen.

Am Schlusse wurde verordnet, daß wenn andere rittermäßige Personen Lust hätten, in die Gesellschaft zu treten, sie sich bei den Herren Patronen und Stiftern melden sollten. Jeder neu aufgenommene Ordensverwandte mußte auch innerhalb Monatsfrist sich einen gleichmäßigen Ordensbecher auf eigene Kosten machen lassen, und solchen, nebst dem Ordenszeichen, in so guter Verwahrung halten, daß er auf Erfordern beide jedesmal innerhalb vier und zwanzig Stunden vorzeigen könne, widrigenfalls er in eine von den

Obmännern zu bestimmende willkührliche Strafe verfiel. Aber auch dieser Orden ging, ohne etwas Fruchtbares gewirkt zu haben, bald wieder ein. — Die Wirkungen der Mäßigkeitsgesellschaften und Enthaltsamkeitsorden auf die Trinksucht waren nur geringe, da sich die Orden nicht lange hielten, sondern die Mitglieder größtentheils wieder ausschieden, und zu ihrer frühern Lebensart zurückkehrten. Man versuchte daher auch noch andere Mittel dagegen, wozu auch das Donnern der Prediger von der Kanzel kam, so wie das Ermahnen der wenigen vorhandenen Aerzte: die Trinksucht, als der Gesundheit schädlich, zu meiden. Auch schrieb man Bücher dagegen, wie z. B. das Werk von Sebastian Frank „Bericht und Consilium betreffend das greuliche Laster der Trunkenheit" (1531, neueste Auflage, Leipzig, 1691); aber alle diese Mittel fruchteten vielleicht nur bei Wenigen. Man suchte auch dagegen das Ehrgefühl in Anspruch zu nehmen, welches schon Kaiser Karl der Fünfte und das Reich thaten; auch Rudolph der Zweite that ein Gleiches; denn in der Reuterbestallung zu Speier, 1570 aufgerichtet, heißt es §. 48: Item, dieweil es leider dahin kommen, daß unter den Teutschen, sonderlich im Krieg, das lästerlich viehisch Vollsaufen schier die meiste Uebung ist, darauß der ganzen Nation viel Verkleinerung, Unehr, Nachtheil und Spott entsteht, sonderlich im Krieg, und auch destoweniger Sieg und glückliche Verrichtung erfolgt, so soll hiermit den Obersten, Befehlshabern, gleichfalls Herrn, Junkern und Mitreutern in Krafft dieser ihrer Bestallung zum ernstlichsten eingebunden seyn, sich der stäten immerwehrenden Völlerey zu mäßigen, sonderlich aber solches ihren Knechten und Dienern auch nicht zu gestatten." — Aber auch dieses Mittel ging nicht; denn man suchte eine Ehre im Trinken, und hielt solches für männlich, für ritter-

lich, und scherzte selbst darüber, wie das Sprichwort verkündet: „Der Durst sey ihr Erbfeind.“ Man ließ daher die Ausländer ruhig sticheln, oder gab ihnen ihre Spöttereyen eben so derb wieder. Dem oben, S. 156, angeführten Bollandischen Sinngedicht antwortete man:

Ut nos dulce merum, sic nvs venus improba vexat,
Lex posita est Veneri Julia, nulla mero.

Und den Franzosen, welche schon damals die Ritterwürde in der Satyre zu erringen suchten, erwiederte man auf ihre Ausfälle:

Bacchus germanos vexat, sed femina Gallos,
Dic mihi, quid gravius — etc.

Johann von Schwarzenberg that es am kräftigsten, indem er sagt: „In den Trinkländern fände man gewöhnlich „frumb, wahrhaft, kühne, getreue, beständig, hart, männlich, streitbar Leut; in den andern (Italien und Frankreich) dagegen die greuwlichsten Laster wider die Natur, Unkeuschheit, Vergeben, Zagheit, Untreue, Geiz ꝛc.“ Mit ihm stimmten denkende Ausländer überein. Peter Lancré, Französischer Rath, sagt in seinem Livre des Princes rund heraus: „Wenn die redliche Deutsche Nation die Italienische Mäßigkeit einführen wollte, so würde man sogleich falsche Herzen, Arglist, Tücke und Meineid an ihnen finden.“ Diese Ueberzeugung von dem guten Einflusse des Trinkens, welcher erst durch die Spöttereyen recht erweckt wurde, dauerte so lange, daß noch im dreißigjährigen Kriege ein Dichter (nach Zeiller Salomon von Golau) sprach:

Umb Deutschland stund es noch so wohl,
Da Deutschland nur war gerne voll,

Als da es triegen, buhlen, beuten
Gelernet hat von fremden Leuten.

Man gewahrt hieraus, daß alle vereinigten Kräfte der Reichsgesetze, der Orden, der Kanzel, der Aerzte, der Schriften, der Spöttereyen und anderer entgegengeführten Mittel nur schwach, und nach und nach wider die Nationalneigung zum Trinken wirkten; allein der Haupthebel zur Vernichtung der Trinksucht, die steigende Kultur, hatte noch nicht den Punkt erreicht, um hier wohlthätig zu wirken, auch hatten ihre Wirkungen den Nachtheil, daß man wieder auf andere Laster fiel, die man früher nicht kannte, und daß dagegen die früheren Tugenden, die den Deutschen besonders auszeichneten: Treue, Geradheit, Redlichkeit, Herzhaftigkeit, mit der steigenden Kultur größtentheils verloren gingen. Was sie daher von der einen Seite zu gewinnen glaubten und auch gewannen, ging von der andern wieder verloren. — Blickt man auf den physischen Nachtheil, den das Deutsche Volk von dem vielen Trinken hatte, so kann dieser nicht so groß gewesen seyn; denn die Natur hatte sich an das Vollmaaß im Trinken gewöhnt, wozu noch die rauhe, arbeitsvolle Lebensart, die Angewöhnung von Jugend auf, und die Gattung des Getränkes in Erwägung gezogen werden müssen. Krankheiten, außer denjenigen, die das Klima, die Witterung, herbei führt, scheinen nicht besonders geherrscht zu haben, da man das Bedürfniß der Aerzte eben nicht fühlte, obgleich es andere Heilkünstler und Quacksalber genug gab, die sich mit den äußeren Kuren beschäftigten; denn im Jahre 1456 war im ganzen Würtemberger Lande kein eigentlicher angestellter Arzt. Johann Kettner, welchen Graf Ulrich zu seinem und der Landstädte Arzt berief, wurde nur auf acht Jahre angenommen. Selbst noch im Jahre 1536 war im ganzen Herzogthume nur

ein geschworener Arzt. Erst im Jahre 1559 setzte der Herzog Christoph, dem des Landes Wohl sehr am Herzen lag, vier Landärzte und eben so viele Apotheker ein. In der Mark Brandenburg wurde die erste Apotheke, damals Arzneyladen genannt, unter dem Churfürsten Johann Cicero im Jahre 1488 in Berlin errichtet. Auch Aerzte waren zu der Zeit nur sehr wenige in der Mark. Der erste ansehnliche Arzt, welcher sich auch wegen seiner chemischen Kenntnisse, auch in der Naturkunde, und in vielen andern Wissenschaften berühmt machte, war Leonhard Thurneiser im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts, unter dem Churfürsten Johann Georg, der auch deshalb Neider genug fand, und oft heftig angegriffen wurde, indem man ihn für einen Schwarzkünstler verschrie. Die jungen Aerzte, die sich in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte vorfanden, heilten größtentheils die Kranken mit Elixiren und Wundertränken, und ließen sich diese Arzneyen theuer bezahlen. Daß also nur wenige Krankheiten damals geherrscht haben, geht auch aus den Reichsgesetzen und Strafpredigten hervor, indem sie den leiblichen Schaden des Trinkens nur im Vorübergehen berühren. — Man blieb also zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auch noch beim Trinken, und Becher und Wein blieben die angenehmsten Geschenke. So wurden die Churfürsten von Brandenburg und Mainz im Jahre 1606 auf ihrer Reise mit vollen Weintässern beehrt. Auch die Gewohnheit des Zu-, Herum- und Gesundheittrinkens dauerte noch fort, und mit demselben auch noch die Wettkämpfe im Trinken, wie der Glaube, einem Gaste ein kleines Trinkgefecht anzubieten, sey ein Gesetz der Höflichkeit. Daher blieben die Deutschen bei den Ausländern zu Anfange des genannten Jahrhunderts eben so als Trinker verschrien, wie vorher. Als König Heinrich

der Vierte von Frankreich an dem Hause eines Deutschen die Lateinische Ueberschrift aus dem hundert und sechzehnten Psalme las: „Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut?“ so sagte er: „Der ehrliche Mann hat die folgenden Worte vergessen: Ich will den heilsamen Kelch nehmen. Auch Johann Owen, der selbst kein Trinkverächter war, und Andere machten noch beißende Sinngedichte darauf. — Auch die damaligen Hofordnungen, das Trinken betreffend, beweisen die große Herrschaft des Weingottes. Man sehe z. B. die Hoftrinkordnung des Sächsischen Churfürsten Christians des Zweiten, worin Folgendes angeordnet wird: Erstlich soll man trinken die herrschaftliche Gesundheit; darnach soll man bringen den freudigen Bergmann, mit dem Spruche: So hatten es auch ꝛc. Hier mag dieses erläuternde Trinkliedchen ganz stehen:

So hatten es auch
Die Alten im Brauch,
Wenn sie vor Jahren
Fein lustig waren.
Sie schenkten voll ein
Und trunken so rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt auf dem Nagel proben:
Das war zu loben.

Diese Art zu trinken, wodurch, wegen der großen Becher, die Vollsauferey stark unterhalten ward, nannte man auch im lobenden Scherze: einen Lutherschen Trunk. Es scheint nach den damaligen Begriffen der ächten Deutschen eine Unhöflichkeit gewesen zu seyn, wenn man das Glas nicht völlig leerte; denn da gute Gesellen gewöhnlich aus einem Becher tranken, so mußte Einer des Andern Bartneige trinken. — So wie der oben erwähnte Sächsische Hof sich späterhin

in der Galanterie und feinen Sitte vor andern Deutschen Höfen auszeichnete, so zeichnete er sich auch damals im Trunke aus; denn Daniel Eremita, der im Jahre 1609 mit einer Toskanischen Gesandtschaft dahin kam, weiß die Unmäßigkeit darin nicht stark genug zu beschreiben. So sagt er unter andern von einem Gastmahle, bei dem er zugegen war: „Die sieben Stunden über, die man daran saß, ward nichts gethan, als mit mächtigen Trinkgefäßen und ungeheuren Bechern in die Wette gesoffen, wobei unstreitig der Fürst selbst den Preis davon getragen*)." — Derselbe Eremita erzählt, daß der Landgraf Moritz von Hessen, einen Pokal in der Hand, aufgestanden sey, und in Gegenwart der Italienischen und Spanischen Gesandten auf das Wohl der Könige von Frankreich und das Verderben des Königs von Spanien zugetrunken, also die Gäste auf ein Gleiches herausgefordert habe. Solch eine edle, obgleich rauhe, Offenherzigkeit schmückte noch den ächten Deutschen in dem genannten Jahrhunderte. Auch den untern Ständen des Volks klebte noch der alte Wahn und Hang in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an. Folgende zwei Stellen **) eines Zeitgenossen aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, die zwar etwas übertrieben zu seyn scheinen, zeigen dieses deutlich. Es heißt hier nämlich: „Wer die allergrößte Gläser, Becher und Willkomb außsauffen kann, der ist bei diesen Weingänsen (so nennt er die Trinker) der best, wer am allerlengsten sitzen oder stehen, und am lengsten mit sauffen ausharren kann, der ist ein tapfrer Saxen Kerl. Ja, zu einer ewigen Gedächt-

*) V. Dan. Eremitae iter Germanic. adnexum statui particulari Regiminis S. C. M. Ferdinand 2. 1637. p. 321.

**) Lucifers Seelengejaidt oder Narrenhatz durch Aegidium Albertinum, 1617, p. 229.

nuß schreiben sie ihren Namen an die große Bokal und Gläser mit diesen Worten: Herr Peter Ochs, Paul Elephant ꝛc. hat dises Glaß in einem einigen Suff außgetrunken, und in einem einigen Athem und Schlundt außgehebt, daß ihnen die Blätter oder eine Ader möcht zerschnollen seyn. Andere Gänßritter wären gern weit und breit bekannt, und wollten gern in die Cronik kommen, derwegen laßen sie in den Wirthshäusern ihre Wappen und Nahmen entweder in die Glaßfenster oder auff Tafeln mahlen, und in die Trinkstuben zur ewigen Gedechtnuß uffhenken, daß sie daselbst ihr Erbgut verschwendt, und rein gesoffen haben." — Die Weigerungen bei dem Zu- und Gesundheitstrinken wurden noch größtentheils als ehrenrührig und beschimpfend angesehen, welches Textor, der zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte, bezeugt. Nach ihm wurde derjenige für einen Feind gehalten, der nach einigen Malen wiederholter Anmahnung nicht trinken wollte, welches oftmals mit Blut und Todtschlag gerochen worden, womit auch andere Schriftsteller übereinstimmen. Der eben erwähnte Schriftsteller sagt noch *): „Das ist leyder nunmehr ein Hoffzucht und adeliche That (nämlich das Trinken). Hierdurch wird mancher rittermäßig geachtet, der nie einen Feind gesehen. Bilden ihnen einen Grimm ein, gegen den frommen unschuldigen Wein, wollen allesampt an ihme zu Rittern werden." — Im Jahre 1641 besuchte der Brandenburgische Rath Zastrow einen Grafen von Schwarzenberg. Ueber der Tafel trank ihm ein Preußischer Edelmann einen großen Becher zu. Zastrow entschuldigte sich mit seinem

*) P. Textoris Tractätlein von Natur, auch Brauch und Mißbrauch des Weins. Hiebevorn durch Simonem Schambergern in Hochteutsch gebracht ꝛc. Frankfurt, 1617. 16. S. 287.

Unvermögen, es zu erwiedern. Darüber gerieth der Erstere, sich beschimpft glaubend, in Zorn, und griff den Weigernden mit Schmähworten an. Hieraus entspann sich ein Streit, der so heftig wurde, daß Jastrow erstochen zu Boden sank*). Mehrere Beispiele hiervon, findet man auch in Zillers Episteln, Th. 2, S. 107 und 109. In den eigenhändig aufgesetzten Lebensregeln des Grafen Eberhards des Jüngern zu Erbach für seinen Sohn Georg, vom Jahre 1604, heißt es am Schlusse dieser Regeln: „Hüt' dich vor dem Zutrinken, daraus, spricht St. Paulus, kommt ein unordentlich Leben." — Hierzu kommt nun noch, daß sich jetzt auch der Branntwein anfing geltend zu machen; denn in der Mark Brandenburg war das Brennen desselben unter dem Churfürsten Johann Georg, wie der schon oben, S. 126, angeführte Blasenzins vom Jahre 1595 beweiset, schon bedeutend geworden. Indessen scheint doch das Trinken des Branntweins zu der Zeit in Deutschland noch nicht allgemein gewesen zu seyn. Er wurde auch aus der Mark nach Polen, Rußland und Schweden ausgeführt, und dadurch der Absatz des Märkischen Weines, der sonst in die genannten Länder ging, sehr vermindert, weil man den Branntwein vorzog. Wie stark noch zu jener Zeit getrunken ward, geht auch aus der jährlichen Naturalienlieferung des Baumeisters Grafen zu Lynar am Churfürstlich-Brandenburgischen Hofe, unter Johann Georg, hervor, indem demselben 250 Tonnen Bier, 2 Fuder Rheinischen Weins und 3 Fuder blanken und 1 Fuder rothen Landweins geliefert wurden. (Nicolai Beschreib. von Berlin und Potsdam, Th. 2, Anh., S. 13, 2te Note.) Auch auf den Universitäten blieb noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das ritterliche

*) Sebaldus in Breviar. histor. p. 380.

Trinken in voller Kraft, so wie noch mehrere andere Gebräuche aus den frühern Jahrhunderten. Hier herrschte noch das Willkommen-, Brüderschaft- und Herumtrinken; das Zechen auf das Wohl oder zur Ehre seines Fürsten, seines Mädchens oder Freundes; das Zutrinken auf das Ganze oder die Hälfte, und viele andere Tränke. Konnte es nun wohl fehlen, daß diese Trinkliebe oder Trinklust auch mit in das bürgerliche Leben übertragen wurde, wenn der Student von der Universität, nachdem er seine akademische Laufbahn geschlossen hatte, zu demselben überging; auch hier blieben die Gelage, die mannigfaltigen gesellschaftlichen Vereine ꝛc. nicht ohne Befriedigung dieser Lust; und so wie die höheren Klassen des Volkes dem Becher zusprachen, so thaten es auch die niedrigen. Auch auf den Herbergen, in Wirthshäusern ꝛc. wurde noch wacker gezecht. Auch des Kirchenfürsten, des Pabstes, wurde bei den Trinkgelagen der Lutheraner gedacht; aber nicht in der Absicht ihn hochleben zu lassen, sondern nur wenn man keinen Wein in einem Trinkgelage, wobei man hochleben ließ, hatte, so nannte man dieses Gelage Pabst, welche Benennung eines solchen Gelages noch auf den Deutschen evangelischen Universitäten bis auf die neueste Zeit beim Biercomment geblieben ist. Uebrigens war der Einfluß, den das Trinken und die vielen Trink- oder Zechgesellschaften hier sichtbar äußerten, dem oben angeführten früheren ganz ähnlich. „Leichtsinn, tolles Ehrgefühl, Liederlichkeit, sagt ein Schriftsteller, waren die Früchte auf der einen, Offenherzigkeit, Muth, feste Treue, oft heiße Dienstfertigkeit und Großmuth diejenigen auf der andern Seite.“ — „Während nun die Trinksucht, fährt derselbe Schriftsteller fort, aus leicht erklärlichen Ursachen hier noch lange fortwährte, nahm sie doch bei dem Volke überhaupt ab; denn sobald sich der Zeitgeist von dem rauhen kriegerischen

Weltalter entfernt und die Bestimmungen der Menschen sich so geändert hatten, forderte man von einem Teutschen nicht mehr so allgemein, daß er ein tapferer Trinker sey." —

Einen großen Einfluß auf die Verminderung des Trinkens hatte auch der dreißigjährige Krieg, der ein namloses Elend über die Deutschen Länder brachte; und dann auch die vielen fremden Kriegsvölker, welche darin hauseten, wodurch sich Vieles von den alten Sitten und Gewohnheiten der Deutschen abschliff, und sie dagegen mit fremden Sitten und Gewohnheiten bekannt wurden, die sich auch bald nach diesem Kriege aus Italien und Frankreich noch mehr übersiedelten, als sie schon Wurzel zu schlagen angefangen hatten. Indessen blieb der größte Theil des Adels und der untern Klassen des Volkes noch der alten Sitte des fleißigen Trinkens treu, so wie überhaupt immer noch von allen Ständen und Geschlechtern viel getrunken wurde. Der Kanzler von dem Borne unter der Regierung des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg entwirft ein Bild von der Ueppigkeit und Schwelgerey in den letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo doch schon Elend genug herrschte. Nach ihm waren an den Sonn- und Festtagen alle Gasthöfe, Schenken, Wein- und Bierkeller voller Gäste, die bis in die Nacht sich voll und toll soffen, und mit Trommeln, Pfeifen und Geigen aufwarten ließen, welchem Beispiele dann auch das platte Land folgte. Ja es gab vornehme Hofbedienten, welche in der Trinksucht excellirten, und wohl zwölf bis funfzehn Maaß oder Kannen Wein in einer Mahlzeit ausleeren konnten; ja ein Maaß Wein in einem Zuge und gleichsam ohne Athem zu schöpfen verschlangen; und eben so geschah es auch an dem Hofe des Churfürsten von Sachsen. — Die erste vortreffliche Hofordnung in Beziehung auf das Trinken

machte, nach Moser (Hofrecht, Th. 1, Beilage 5, S. 32), Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha-Altenburg. In seiner Kellerordnung heißt es §. 8 Nr. 7: „Wenn Fremde zugegen, die noch trinken wollten, oder denen ein Trunk zu bieten wäre, soll der Marschall, Oberschenke oder Hoffmeister mit Zuziehung eines Cavaliers sie in die Kellerstube führen, und ihnen à parte eine Ehre erweisen." Was man aber schon vorher zu sich genommen haben möge, erhellt aus seiner Kellerordnung vom Jahre 1648 §. 7: „Vor unsere junge Herrschaft und Fräulein soll er jede Mahlzeit geben, insgesamt zwei Maaß Wein und fünfftehalb Maaß Bier." — §. 8: „Auf die Mägdgen- und Officier-Tisch soll gerichtet werden, auf jede Person ein Maaß Bier, $3\frac{1}{2}$ M. Landwein. — Auf die hohen Fest, als Weynachten, Neujahr, Ostern und Pfingsten, ingleichem wenn bei Hofe die Communion gehalten wird, soll zu Mittag über die Truchstafel auf die erste zween Feyertage ein halb Maaß Wein auf jede Person gereicht werden." — §. 9: „Den Früh- und Vespertrunk, wie auch Abschenken betreffend. — — Zum Untertrunk vor unser Gemahlinn soll an Bier und Wein, so viel dieselbe begehren wird, gefolget werden; vors gräffliche und adeliche Frauenzimmer aber 4 Maaß Bier, und des Abends zum Abschenken 3 Maaß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwo Jungfern, vor die Mägdchen und andere Diener wird gegeben von Ostern bis Michaelis Vormittags um 9 Uhr auf jede Person 1 Maaß Bier — und Nachmittags um 4 Uhr wieder eben so viel." — Dieser Hof wurde nun noch, nach Oldenburger*) zu den mäßigsten gehalten: denn von dem Sächsischen und fast jedem andern Deutschen Hofe

*) V. Constantini Germanici Itinerarium Germaniae politicum, p. 312.

konnte man dieses nicht sagen; denn sie opferten fleißig dem Weingotte; auch sey der Weltklügste derjenige, welcher die mächtigen Pokale am besten leeren könnte. Ferner herrschten auch noch jene großen Willkommenbecher und andere ungeheure Humpen, deren einer das Römische Reich hieß, und stark genug sey, auch die tapfersten Trinker niederzuwerfen. Auch die großen thurmähnlichen Weinbehälter, von denen schon oben die Rede war, galten noch als Zierde. Auf das große Heidelberger Faß wurde sogar eine Denkmünze geschlagen. Auch zu Dresden wurde ein ähnliches Faß aufgestellt, welches das Heidelbergische und alle andere Riesenfässer dieser Art übertraf, aber nicht mehr vorhanden ist. Auch die Sitte, den vornehmen Reisenden Wein und Bier zu verehren, war noch geblieben, und viele junge Ehemänner schenkten auch noch nach der Brautnacht ihren Frauen zur Morgengabe einen Doppelbecher. Familienpokale waren noch eines der köstlichsten Stücke des Hausgeräthes, und als die geschliffenen Trinkgläser und die Familienpokale von Glas aufkamen, so vertraten diese die Stelle der frühern metallenen ꝛc. Schlaftrünke waren auch schon ganz gewöhnlich. Zinkgräf sagt deshalb: „Wann der Feind mit Bancqueten und Schlaftrünken geschlagen werden könnte, wären die Sachsen schon längst im Reich richtig, und wüßte man von keinem Spanier zu sagen.“ Auch an dem Hofe des Herzogs Ernst wurden sie gereicht, und noch im Jahre 1658 ließ der Reichs-Erzmarschall in die Polizeyordnung für den angestellten Königlichen Wahltag einen Artikel vom Nach- und Schlaftrunk einrücken *). —

*) Polizey- und Taxordnung, wie solche von S. Churf. Durchl. zu Sachsen, in Kraft Dero tragenden Erz-Marschallamts 1658 publicirt worden. Frankfurt, in der Hoffmannischen Buchdruckerey. Art. 10, S. 9.

Auch die Sekretaire oder Schreiber und Amtleute in den Kanzleyen hatten ihre Trinkflaschen neben sich stehen, wie man jetzt Bier- und Branntweinflaschen in den Fabrik- und andern Werkstätten bei den Arbeitern findet. — Conring, Professor in Helmstädt, klagt sehr über das viele Trinken zu seiner Zeit, und nennt den Wein einen Feuertrank. Er sagt: „Nicht nur Männer und Erwachsene stürzen ihn ein, sondern sogar Kindern wird er statt der Muttermilch eingegossen.“ — Wangenseil schrieb im Jahre 1686: „Wir Teutschen all, keinen ausgenommen, sind dem schändlichen Laster der Trunkenheit unterworfen.“ — Durch dieses fortwährende Trinken war nun der Körper gegen hitzige Getränke so abgehärtet, daß man in mehreren Ländern auch stark Branntwein trank. Im Osnabrückischen herrschte diese Gewohnheit so sehr, daß die Stände im Jahre 1695 eine heftige Schrift wider ihn eingaben, worin gesagt wird: „Als wodurch das Gehölz ausgehauen, das Getreide verschwendet, Witz und Gesundheit versoffen wurde.“ Hierauf ward das Branntweintrinken daselbst öffentlich verboten, wie solches Möser in seinen Patriotischen Phantasien, Th. 2, in dem Aufsatze: „Also ist das Brantweintrinken zu verbieten,“ angezeigt hat. — Wenn nun gleich die Trinksucht noch das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch dauerte, so hatten sich doch die Sitten schon geändert, besonders nach dem Westphälischen Frieden; denn jetzt erschienen statt der kriegerisch-ritterlichen Uebungen und der Jagd, welche Letztere immer noch hier und da, besonders im nördlichen Deutschland, fortgesetzt wurde, aber schon ihren rauhen Charakter verloren hatte, Schauspiele, Opern, Redouten oder Vermummungen, Spiele und andere Lustbarkeiten aus Frankreich und Italien an den Deutschen Höfen, und ergötzten dieselben und das Publikum. Mit diesen Belu-

stigungen kam aber auch eine ganz andere Lebensart in das Deutsche Volk, und die alte Keuschheit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe machte andern Tugenden und andern Lastern Platz. Die Genüsse, selbst im Trinken, verfeinerten sich, und diese Verfeinerung, die in der Galanterie ihren Stützpunkt fand, brachte auch ein Heer von Krankheiten hervor, von denen man früher keinen Begriff hatte, und worunter die galanten die fürchterlichsten und scheuslichsten in ihren Folgen sind. Fernow malt sie in einem Gedichte mit grellen Farben. Es heißt hier nämlich in einem Verse:

Was wußten unsre Ahnen
Von Pillen und Ptisanen,
Von Venus und Merkur!
Jetzt brauchen ihre Enkel,
Für die verdorrten Schenkel
Bad, Brunnen, Speichelkur.

Es kamen jetzt auch fremde Getränke, außer den Spanischen, Italienischen und Französischen Weinen, Kaffee, Thee, Chokolade, Punsch ꝛc. (s. den Art. Getränk, Th. 18, S. 2 u. f., und die besonderen Artikel in der Encyklopädie) auf Deutschen Boden, und eine neue Glut in die Adern, die bei der Trinklust unserer Voreltern, bei den geistigen Getränken, um so nachtheiliger auf den Körper und Geist wirken mußten. Die warmen Getränke, zu denen sich der Gebrauch des Rauch- und Schnupftabaks gesellte, kamen ungefähr in dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts nach Deutschland, und galten erst als Arzneyen, als Preservative gegen feuchte und kalte Witterung. Vor dem Jahre 1680 scheinen sie in Deutschland noch nicht bekannt gewesen zu seyn, wenigstens noch nicht im Volke, da der schon oben angeführte Conring in seinem Werke „von der

Deutschen Leibesbeschaffenheit" davon nichts erwähnt; allein nach dieser Zeit kommen die beiden Erstern vor. Bontekoe, ein Niederländischer Arzt, stiftete zu Hamburg das erste Kaffeehaus, und begab sich dann nach Berlin, wo er Leibarzt des Churfürsten Friedrichs des Dritten wurde, und die neuen Getränke gleichfalls empfahl. Und sechs Jahre darauf schreibt schon ein Mitarbeiter an den **Actis Erud. Lips. Mensis Martii 1686** in der Beurtheilung der **Traitez nouveaux et curieux du Café, du Thee et du Chocolate: par Philippe Sylvestre du Four p. 156**, er wolle von dem Thee ein Weiteres nicht anführen, weil er so bekannt und gleichsam alltäglich sey. Bald darauf wurden Bontekoes und Düfours Lobschriften auf diese Getränke in das Deutsche übersetzt, und verbreitet*). Zur Verbreitung dieser Getränke thaten auch die beiden zu ihrer Zeit berühmten Diätetiker Joh. Sam. Carl und Friedrich Hoffmann ebenfalls das Ihrige, indem sie solche sowohl in ihren Schriften, als auch in ihrer Praxis empfahlen, und daher fanden sie zuerst als Arzney Eingang; allein ihr Genuß hatte etwas Schmackhaftes, reizte den Gaumen, und so wurde aus der Arzney ein Lieblingsgetränk, welches man an die Stelle des Bieres und Weines, zum Morgen-, Nach- und Uebertrunk genoß, und somit fanden diese neuen Getränke in den Bierländern bald Eingang; in den

---

*) Beide Schriften erschienen im Jahre 1692 zu Budißin oder Bautzen im Verlage von Friedr. Arnst in 16. Erstere unter dem Titel: „Kurze Abhandlung von dem menschlichen Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod ꝛc., erstlich in holländischer Sprache beschrieben durch Cornelium Bontekoe ꝛc." Letztere aber ohne Düfours Namen: „Drey neue curieuse Tractätgen von dem Trank Café, Sinesischen The und der Chocolade ꝛc. in die hochdeutschen Sprache übersetzt von dem, welcher sich jederzeit nennet Theae Potum Maxime Colentem.

Weinländern war aber deren Verbreitung nicht so schnell und allgemein. Indessen ging man anfangs, wie es schien, in dem Genusse nur sehr vorsichtig zu Werke; auch blieb man noch immer beim fleißigen Biertrinken; nur das zweite Geschlecht und Gelehrte und Beamte fingen an sich des Kaffees und Thees bei ihren Arbeiten zu bedienen, um so mehr, da der Erstere die Eigenschaft besitzt, am Abende genossen, wach zu erhalten. König sagt in seinem „Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften ꝛc. der Residenzstadt Berlin, seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786," Th. 4, Bd. 2, S. 229 (Berlin, 1796), unter der Regierung König Friedrich Wilhelms des Ersten: „Zu den einfachen, unverfälschten Nahrungsmitteln gehörten auch die einländischen vortrefflichen Biere, unter denen das Bernauer und Ruppiner Bier besonders beliebt waren. Wein war nicht in Ueberfluß, und der verderbliche Brandwein besonders nicht so häufig als jetzt getrunken. Nur an zweien Orten in Berlin verkaufte man Kaffee, davon das Loth mit einem Groschen, welches nach damaligem Werthe des Geldes sehr viel war, bezahlt wurde. Man trank ihn bloß als eine Delikatesse, und wenn sich Freundinnen des Mittelstandes schicklich bewirthen wollten, aus sehr kleinen Täsgen von Delfter Porzellain. Selbst der Tabak war nur in wenigen Läden zu haben, und diente den jungen Leuten nicht zum frühzeitigen Gebrauche, der bekanntlich so viele Uebel hervorgebracht hat." — Im Jahre 1714 ward auch in Berlin von einem Neger, Monsieur Olivier genannt, mit Königlicher Erlaubniß das erste Kaffeehaus angelegt, welches au Caffé royal genannt wurde. Das Privilegium desselben besaßen die Erben noch eine geraume Zeit. — Werfen wir nun einen Blick in diese

neue veränderte Zeit, so gewahrt man, daß auch die Trinklust noch keinesweges durch diese Veränderung so geschwächt worden, daß Verordnungen deshalb nicht mehr nothwendig gewesen wären; denn in einer gewissen Hofordnung kommt nach Mosers Hofrecht, Th. 1, S. 66, noch im Jahre 1711 vor: „Daß Niemand, wer der sey, ohne denen es befohlen, bei befahrendem Schimpff und Straffe in den Keller gehen soll — — und nicht jedem, wie bishero geschehen, den Keller oder das Faß gleichsam offen stehen lassen.“ Keyßler berichtet in der Beschreibung seiner Reise im Jahre 1729, daß es noch an manchen Höfen Sitte gewesen, einen Edelmann mit einem Rausche zu beehren. Er kannte einen Würzburgischen Geheimenrath, welcher an einem gewissen Hofe täglich zehn Maaß Burgunder trank, und darin die wetteifernden Kavaliere auch wirklich übertraf; er fand jedoch in Würzburg fünf Trinker seines Gleichen, die alle auf zehn Maaß täglich geeichet waren. Johann von Eckhart bestätiget solches, indem er im Jahre 1727 aus diesem Orte an einen guten Freund schrieb: „Ein Krug Bitterwein des Morgens, des Mittags eine Sündfluth Steinwein, des Abends Karten und wieder Wein, sind der Zeitvertreib hiesiger Gelehrten *).“ — Wenn nun gleich Bier und Wein immer noch die Getränke blieben, denen man auch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts noch stark zusprach, so hatte sich doch das Ganze in dem Trinkwesen sehr geändert, und man muß es den oben angeführten Diätetikern Dank wissen, daß sie auf die wohl Eingang gewinnenden warmen Getränke aufmerksam machten, und sie empfahlen, um so dem übermäßigen Genusse von Bier und Wein, wenn nicht Schranken zu setzen, doch so

*) Historisch-diplomatisches Magazin, St. 2, S. 166.

weit zu steuern, daß er sich an den Gegengenußmitteln brach, welche die rohe Trinklust milderten, und so der uns weit vorgeschrittenen Kultur in Welschland und Frankreich mehr Eingang verschafften. Daß Deutschland auch hier manches Uebel mit bekam, welches der Nationalität schadete, ist nicht Schuld der warmen Getränke, nicht Schuld der eingeführten Schauspiele, Opern, Ballette, Redouten ꝛc. ꝛc., sondern der eigenen Umfassungsliebe, der Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, womit man auch das Fremde begierig aufnahm, es gleichsam brüderlich mit seinem nachtheiligen Anhange umfing, und hierin auch dem fremden Verdienste mit schwärmerischer Anerkennung huldigte, ein gewiß sehr zu ehrender Zug des Deutschen, der die stolze, sich oft überschätzende Nationalität mancher Völker hinter sich gelassen hat. — Die warmen Getränke fanden nun, wider Erwarten, in dem nördlichen Deutschland bald Eingang, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, welches früher auch dem Biere und Weine tapfer zusprach; und schon hierdurch wurde viel gewonnen, die Trinksucht zu mäßigen, sie in gemischter Gesellschaft in gewisse Schranken zu bringen. Viel trug auch in dieser Zeit der Mäßigkeit und Sittlichkeit liebende Hof König Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen bei, der einen großen Einfluß auf das Volk äußerte, und auch von einigen andern Deutschen Höfen nachgeahmt wurde. Und wenn hier von Seiten des Monarchen in der Strenge vielleicht etwas zu weit gegangen wurde, die Freiheit der Einzelnen, wie des Ganzen zu beschränkt erschien, so muß man nur den damaligen Zeitgeist berücksichtigen, und dann den Zustand des Staates, wo der Fleiß und die Sparsamkeit bei dem Volke wieder angefacht werden mußte, und daher war dieses Erscheinen der Mäßigkeit unter der Regierung des genannten Monarchen gewiß sehr zeit-

gemäß, und dem Ganzen wohlthätig, und es hätte wohl nicht die folgende großartige Regierung darauf gegründet werden können, wenn derselben nicht diese Sparsamkeitsperiode voranging. In dem Tabaks-kollegium dieses Königs, worin sich die Königliche Familie, Generale, Minister, Räthe, Gelehrte, Geistliche und solche Männer befanden, von denen der König sich in gewissen Angelegenheiten zu unterrichten wünschte, oder die das Vergnügen der Gesellschaft zu vermehren im Stande waren, trank man gutes Ducksteiner oder Bornstädter Bier, und rauchte Tabak, der damals schon Mode zu werden anfing, aus Holländischen Pfeifen, wobei es kalte Küche gab, die auch nur sehr frugal eingerichtet war. Diese gesellschaftliche Zusammenkunft beim Monarchen ahmte man auch in den Familien nach; selbst in den wenigen vorhandenen Tabagien in der Residenz, welche die angesehensten Bürger besuchten, wurde Bier getrunken und politisirt. Es gab auch einige Kaffeehäuser und Billards, worauf jedoch von dem Fiscus ein wachsames Auge gerichtet wurde. — Des Sonntags durfte während der Predigt nicht Billard gespielt werden, und in einem deshalb erlassenen Berichte wurde der Caffetier Frocour, der das Verbot überschritt, bestraft. In den Assembleen, welche der Monarch zu veranstalten befahl, und die von den Vornehmsten in der Residenz abgehalten wurden, wobei der Monarch mit seiner Familie auch zugegen war, ging es gleichfalls nur genügsam zu, welches man aus der Zeit ersieht, wo diese Assembleen oder Versammlungen dem Karl von Eggenberg, der unter dem Namen des starken Mannes bekannt war, in Unternehmung gegeben wurden. Der Unternehmer erhielt dazu die nöthigem Zimmer ꝛc. in dem Fürstenhause, wo sie den Winter über Dienstags und Freitags Statt hatten, und wozu er Holz, Licht, Spiele,

Tische und zwei Chor Hoboisten anschaffen mußte, dagegen mußten ihm diejenigen, welche Assembleen in ihren Häusern gehalten hatten, jeder dreißig Thaler geben, wofür sie den ganzen Winter über frei hingehen, und Kaffee, Thee, Chocolade und Limonade umsonst erhielten. Diejenigen, welche nicht zu denen gehörten, welche auf der Liste verzeichnet waren, zahlten für den Eintritt acht Groschen, für Kaffee, Thee ꝛc. noch besonders, und diejenigen, welche spielten, sechzehn Groschen Kartengeld. Die Hauptleute und Lieutenants, überhaupt die Subaltern-Officiere, waren davon gänzlich befreit. Hieraus wird man schon sehen, daß ein ganz anderer Geist die Gesellschaften belebte, als es die Trinkfehden, das Zechen bis tief in die Nacht hinein, waren, bloß um zu trinken, um dem Bacchus seinen Tribut zu zollen. — Man darf aber nicht glauben, daß dadurch die Trinkliebe gänzlich unterdrückt wurde, sondern sie war immer noch vorhanden, selbst am Hofe trank man, wie in den vornehmen Gesellschaften und in den reichen Bürgerfamilien, Rhein- und andere Weine, außer den verschiedenen Bieren; auch trank man sich wohl mitunter ein Räuschchen; aber auf die Art, wie das Trinken oben angeführt worden, geschah es nicht mehr, der sogenannte Saufteufel war ausgetrieben, und dieses fast überall in Deutschland. Selbst bei den Vergnügungen der Jagd, die auch schon beschränkter hervortraten, weil die Jagdzeit auch andere Vergnügungen in der Residenz darbot, trank man mit Maaßen. Daß es auch Ausnahmen dabei gab, und daß mancher lustige Rath bei Friedrich Wilhelm dem Ersten über die Linie ging, und darin von Andern unterstützt wurde, befremdete nicht. Selbst unter der Regierung Friedrichs des Großen, wo doch, so weit es die Gesetze zuließen, eine vollkommene Freiheit herrschte, und welcher Monarch, als Kronprinz in Rheinsberg mit sei-

ner Umgebung heitere Tage bei gefüllten Gläsern verlebte, kehrten doch die vorigen rohen Trinkgelage nicht wieder zurück; denn der Geist der Bildung, der Humanität, hatte sich schon überall verbreitet, und fand lebhaften Anklang. Man trank, und trank viel, sowohl Wein, als Bier, und auch schon Branntwein und Liqueure; man brachte Gesundheiten bei frohen Mahlen aus; allein man blieb doch in gewissen Schranken, und nur auf den Commerzen der Studenten auf Universitäten, und bei den Quartalen und andern Festen der Gilden und Innungen fanden noch manche Ueberschreitungen des Maaßes Statt, huldigte man noch oftmals zu feurig dem Bacchus, woraus noch manche Uebel flossen, die man spätern Zeiten zu beseitigen anheim stellte, indem auch hier die Bahn schon gebrochen war, um ohne Verordnungen und Gesetze durch den Zeitgeist zu wirken. Uebrigens war unter der Regierung Friedrichs des Großen der Kaffee schon so in den Preußischen Staaten verbreitet, daß ihn die ärmeren Bewohner in den großen Städten mit ihren Familien als Mittagbrod tranken, indem sie Brod dazu aßen, und so wurde er auch schon in den südlichen und in andern Gegenden Deutschlands getrunken. Friedrich der Große wurde in seiner Jugend bei der Biersuppe erzogen, und ein großer Theil seiner Unterthanen bei Kaffee und Thee. Ja man erfand mancherlei Surrogate oder Ersatzmittel für den Kaffee, worunter besonders der gebrannte Rocken gehört, so auch die Cichorienwurzel, die Eicheln, die Erbsen ꝛc ꝛc.; allein sie fanden nicht den Beifall beim gemeinen Volke, wenn auch Personen aus den höhern Ständen sich des gebrannten Rockens schon als Morgengetränk zu bedienen anfingen, theils wegen der erhöhten Kaffeepreise, theils weil man in Schriften den Genuß des Kaffees als schädlich pries. Hauptsächlich suchten aber die Regie-

rungen den starken Verbrauch des Kaffees zu steuern, weil dafür zu viel Geld aus dem Lande ging. (S. den Art. Kaffee, Th. 32.) — Wie stark das Wein- und Kaffeetrinken in den Städten der Mark Brandenburg, namentlich in der Residenz unter Friedrich dem Großen noch in den 1770ger Jahren Statt hatte, geht aus dem am 1sten April 1772 erlassenen Edikte dieses Monarchen zur Erhebung eines Aufschlage-Impostes von Wein und Kaffee hervor, in welchem es zu Eingange heißt: daß die unmäßige Consumtion dieser Getränke, vorzüglich von vermögenden Leuten, ihn (den König) dazu bewogen habe, solcher Einhalt zu thun, damit der Landmann seine Produkte befördern könne, und daher sollte von jedem Pfunde Kaffee zwei Groschen, von allen Weinen aber, die nicht zur gewöhnlichen Consumtion gehörten, drei Thaler für den Eymer, halb so viel aber von dem gewöhnlichen Weine erlegt werden. — Das Bier wird in dieser Zeit im Brandenburgischen als schlecht bezeichnet, wodurch also auch das Wein-, Kaffee- und Branntweintrinken befördert wurde. König sagt in seinem oben angeführeten Werke, Th. 5, Bd. 1, S. 318: „Das Bier ist eines der Hauptprodukte des Landes, worauf der Brandenburger seit den ältesten Zeiten stolz gewesen ist, und das zugleich seine Nachbarn mitgestärkt hat; allein es ist leider! verschwunden. Wenn gleich die Namen der ehemals berühmt gewesenen Biere noch erhalten worden sind, so sind doch an der Stelle derselben Getränke in Gewohnheit gekommen, welche unsere Gesundheit verderben, und das Leben elend machen." Hier gab also das schlechte Bier schon Veranlassung, daß die warmen Getränke und der Branntwein bei den untern Volksklassen Eingang fanden. Auch findet man schon in den 1750ger Jahren, daß man den Branntwein zu verfeinern anfing, um ihn den Norddeutschen noch

genußreicher zu machen; denn es kamen in diesen Jahren in Berlin schon Liqueure vor, wie Parfaite-Amour, Fleur d'Orange, Crême de Barbade, Oskubade, Persiko ꝛc. Diese Namen klangen schon feiner, als die gewöhnlichen ältern Benennungen der Branntweine: Anis, Kümmel, Pomeranzen, Nuß, Magen, Korn ꝛc., welche schon lange bei den Bürgern und Landleuten Eingang gefunden hatten; allein hier war es auf die Vornehmen und Reichen berechnet, daß auch diese zu dem Genusse des Branntweins gezogen werden sollten, und diese Spekulation ward durch die Liqueure erreicht; sie werden von den erwähnten Volksklassen getrunken. Mehrere Branntweinbrenner und Destillateure von der Französischen Kolonie legten sich auf diese Verfeinerung des Branntweins durch eine stärkere Destillation und Zuckerzusatz, und der Wohlstand, worein diese Individuen und ihre Familien gekommen sind, beweisen den starken Absatz dieser Liqueure, die wieder ein neues Reizmittel abgaben, um die Trinklust rege zu erhalten; indessen erlangten die Berliner Liqueure doch diese Berühmheit nicht, welche sich späterhin die Breslauer und Danziger erwarben, die überall hin in Deutschland, und auch ins Ausland verschickt wurden, so daß die Deutschen Branntweine und Liqueure, mit Ausnahme des Marasquins aus Italien, des Franzbranntweins, des Rums und Arraks, den Vorzug vor den Liqueuren anderer Länder, oder des Auslandes, erhielten. — Wie sehr übrigens das Branntweintrinken schon im nördlichen Deutschlande zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts überhand genommen hatte, geht aus folgender Anekdote des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hervor*).

*) Karl Steffen's Volkskalender für das Jahr 1844, S. 24 u. f.

Die Landleute einiger Dörfer im Braunschweigischen hatten nämlich die Gewohnheit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen, und sich in Branntwein zu betrinken. Alle Ermahnungen der Geistlichen blieben fruchtlos, bis diese sich endlich gezwungen sahen, an die Landesregierung darüber zu berichten, worauf diese sogleich einen strengen Befehl an die Frevler zur christlichen Begehung der Sonntagsfeier erließ. Der Befehl wirkte, mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, wo die Säufer fest entschlossen blieben, sich in ihren weltlichen Freuden nicht stören zu lassen. Diese gingen nun am nächsten Sonntage nach der Verkündigung der Herzoglichen Verordnung wieder mit lautem Lärmen dem Gottes- und dem Pfarrhause vorbei, und in die Schenke, und trieben ihr tolles Leben noch ärger. Dieser Ungehorsam kam dem Herzoge zu Ohren, und er entschloß sich, sogleich selbst einzuschreiten. Er fuhr daher an einem Sonntage incognito, in einen einfachen grauen, bis an das Knie zugeknöpften Oberrock gehüllt, nach dem Dorfe, und trat kurz vor Anfang des Gottesdienstes in die Schenke, wo ein langer Tisch in der Trinkstube die Gäste erwartete. Er hatte kaum oben am Tische Platz genommen, als die Kirchenglocken ertönten, und sogleich füllte sich die Stube mit den Bauern des Dorfes. Ein Vierschrötiger derselben ließ sich mit lümmelhafter Geberde zur Rechten des Herzogs auf einen Schemel nieder; die Andern setzten sich ebenfalls um den ganzen Tisch herum. Nun trat der Wirth herein, und setzte eine große Kumme (Bowle) voll Branntwein vor den zuerst erwähnten Bauer hin, der dem Herzoge am nächsten saß, und der Präsident der Saufgesellschaft zu seyn schien. Dieser ergriff das Gefäß mit beiden Händen, blickte den Herzog zu seiner Linken wegwerfend von der Seite an, und that einen derben Schluck. Dann reichte er das Gefäß seinem Nachbar zur Rechten hin, und sprach: „Gif het weiter!" Das Gefäß ging nun der Reihe nach herum bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken. Dieser trank, gab aber dem Herzoge

durch Blicke zu verstehen, daß derselbe nichts abkriege, und ließ die Kumme wieder zurück wandern mit den Worten: „Na lat het wedder so herumgahn!“ und das Gefäß ging wieder links herum bis zu des Herzogs Nachbar zur Rechten. Dieser trank, und gab es zurück, mit lallender Stimme sprechend: „Na lat het wedder so herumgahn!“ Da sprang der Herzog auf, riß seinen Oberrock auf, und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernder Stimme gab er sich den Erschrockenen als ihren Landesherren zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Liederlichkeit, und drohete ihnen mit strenger Strafe, wofern sie nicht ablassen würden von ihrem Ungehorsam und sündigen Leben. Dann schlug er seinen Nachbar zur Rechten hinter die Ohren, daß ihm die Zähne wackelten, und sprach: „Gif het weiter!“ Dieser gehorchte, aber der Folgende zögerte ungewiß, und wußte nicht, was er thun sollte. Da zog der Herzog seinen Degen aus der Scheide, schlug auf den Tisch, und rief: „Rasch immer weiter gegeben, wer langsam ist, dem greife ich mit dem Degen unter die Arme.“ Diese entscheidende Sprache und der blitzende Degen thaten ihre Wirkungen; sie vollstreckten den Befehl ihres Fürsten aus Leibeskräften. Die Ohrfeigen wanderten klatschend von Kopf zu Kopf um den ganzen Tisch, bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken, und kaum hatte dieser die seinige auf der linken Backe erhalten, so verabreichte ihm der Herzog eine zweite auf die rechte Backe, mit der Weisung: „Na lat het wedder so herum gahn!“ Die Ohrfeigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten; da schlug der Herzog diesen zum zweiten Male hinter die Ohren, und sprach: „Na lat het wedder so herum gahn!“ Nachdem er dieses Exercitium ein halbes Dutzend Mal hatte durchmachen lassen, stand er auf, wiederholte nochmals seine Ermahnungen, und ging fort, jene Saufbolde in der tiefsten Rührung hinterlassend. Diese wackern Leute sollen darauf die fleißigsten Kirchengänger im Lande geworden seyn.

Diese Anekdote zeigt, daß das Branntweintrinken damals schon auf dem platten Lande sehr eingerissen war; denn dieses war nur eine Uebertretung des Gesetzes: nicht während der Kirche in der Schenke zu trinken; wie wird man aber dem Schnappse nicht in der Schenke außer dieser Zeit zugesprochen haben; und solches in einer Periode, wo er, nach den jetzigen Branntweinpreisen zu rechnen, noch theuer war, da man ihn bloß aus reinem Getreide brannte, und die Benutzung der Kartoffeln dazu noch nicht kannte, oder sie doch nicht anwandte, die den Branntwein so wohlfeil gemacht haben; so auch den Liqueur durch die niedrigen Zuckerpreise, die damals auch sehr hoch waren. — Wenn sich nun die alte Trinklust und die alten Getränke auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, mit Berücksichtigung der gestiegenen Kultur und der Eingang erhaltenen warmen Getränke im nördlichen Deutschland nicht verlor; man immer noch Gesundheiten bei dem vollen Glase in festlichen und andern Gelagen ausbrachte, und wieder erneuerte; so war doch die frühere Völlerey, der lärmende Genuß beim Becher und das Uebermaaß verschwunden. Man genoß, und freuete sich des Genusses, aber in den Schranken, welche die Kultur zu stecken angefangen, wozu natürlich die Französischen Moden und Sitten, die in dem genannten Jahrhunderte erst recht allgemein wurden, mitwirkten, besonders bei dem Steigen unserer Literatur, wobei manche frühere rauschende Vergnügungen in den Schatten traten. Man besuchte jetzt die sich vermehrenden Tabagien und Kaffeehäuser, und so verschwanden nach und nach die häuslichen Gelage; und wenn auch Kränzchen und Pickenicks sich zu gestalten anfingen, so waren diese größtentheils dem Tanze gewidmet; es waren gemischte Gesellschaften, bei denen man nur Thee, Li-

monade, Punsch ꝛc. verabreichte, wie es sich zu dem Tanze schickt. Auch Punsch, Kardinal ꝛc. fingen an, sich in dergleichen Gesellschaften geltend zu machen. Der Genuß des Rauchtabaks blieb für die Tabagien beim Glase Bier, wobei man kannengießerte, und auch wohl ein Glas Branntwein dazu trank, um den Reiz des Bieres zu erhöhen. Auf eine ähnliche Weise stand es auch mit der Trinklust im südlichen Deutschlande, in welchem die warmen Getränke, namentlich der Kaffee, bei dem hohen Preise, in den niedern Ständen, außer im Oesterreichischen, und namentlich in Wien, wo auch die Chocolade eine schnellere Aufnahme und weitere Verbreitung fand, nicht recht Eingang finden wollte. Um Surrogate schien man sich nicht zu kümmern, oder hielt sie doch weit unter dem Werthe des Kaffeegenusses, und daher fand hier eher der Branntwein Eingang. Das weibliche Geschlecht trank des Morgens Milch. Wenn nun bei dem Norddeutschen auch die Süddeutschen und Französischen Weine beliebt waren, er sie dem Biere, das, wie schon oben bemerkt worden, schlechter zu werden anfing, vorzog; so waren diese Weine im südlichen Deutschlande zu Hause, und deshalb wurden sie auch hier vorzüglich getrunken. In Oesterreich, wo auch die Ungarischen, Tyroler ꝛc. Weine hinzukamen, in Baden, Würtemberg, in der Pfalz, in Bayern, überhaupt in den Rheingegenden, trank man mehr Wein und starke Lagerbiere, als warme Getränke; auch war hier noch in einigen Staaten die Trinkliebe in vermehrtem Grade vorhanden, namentlich in Würtemberg, wo der Herzog Karl Eugen, die Jagd liebend, auch gern wackere Trinker an seiner Tafel sah; so wie überhaupt die Würtemberger in den Städten den hitzigen Nekkar- und Tyroler Wein, auch starke Lagerbiere, tranken. Nicolai sagt in seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz, Bd. 9, in den Beilagen

dazu, S. 24, von dem Zustande der Stadt Ulm: „Der gemeine Bürger so gut als die Vornehmen versammeln sich an ihren Feiertagen in Gasthöfen in- und außerhalb der Stadt; oft geschieht beides auf einen Tag, daß man von Weinhaus zu Weinhaus läuft; und ob sie schon des Mittags zu Hause ihre guten Mahlzeiten gehalten haben, so wird doch den Nachmittag im Gasthofe wieder brav gegessen, und auf den Abend nichts geschenkt. Da wird nicht etwa nur Bier getrunken, sondern Wein. Der Neckarwein, weil er auf der Axe angefahren werden muß, ist nicht wohlfeil. Zu 4—5 Batzen trinkt ihn nur der ganz gemeine Mann; gewöhnlich wird er zu 6, 7 bis 8 Batzen getrunken. Selbst außer den Feiertagen findet man in vielen Weinhäusern täglich Gäste, die Handwerksleute aber in Bierhäusern, wo lauter starkes Lagerbier, und nicht selten auch Branntwein dabei getrunken wird." — In Baden war der Genuß des Weines allgemein eingeführt. Durch die in neuerer Zeit gestiegenen Weinpreise ist zwar das Bier hier etwas mehr in Aufnahme gekommen; allein der Erstere hat dennoch den Vorzug erhalten. Man trinkt hier stark den sogenannten Ueberrheiner, dessen Geist nicht nur die Beimischung eines schwachen Braxrheiners, sondern selbst auch des Wassers gestattet. Die Markgräfler oder einheimischen Weine werden nicht so häufig allgemein getrunken, weil die Preise in den Gasthäusern zu hoch sind. Die armen Bewohner Badens trinken Branntwein und Bier. Hier ist die Trinklust nicht in dem Grade wach, als bei den Nachbarn Badens, worin den Badenern in der Mäßigkeit ihr Landesherr der Markgraf Karl Friedrich, nachheriger Großherzog, als Muster voranging. Auch in Bayern stand in dieser Periode nach altem Brauche die Trinklust nicht zurück. Man beschränkte sich nicht bloß auf den Frankenwein, der unter dem Namen Würzburger ge-

trunken ward, sondern trank auch mehrere fremde Weine und Lagerbiere; auch Branntwein und die warmen Getränke hatten Eingang gefunden. Ueberhaupt herrschte noch in diesen Theilen des Deutschen Reiches bis zur Invasion der Franzosen die alte Sitte bei allen Ständen stark zu trinken, und daher ließ man keine Gelegenheit vorbeigehen, bei welcher man dem Bacchus opfern konnte. Die Keller, sowohl der geistlichen, als weltlichen Fürsten und anderer Großen und Vornehmen, waren mit den besten Rhein- und Frankenweinen angefüllt, und so hielten sich auch die Wirthe der Wein-, Gast- oder Wirthshäuser ansehnliche Lager dieser Weine, und auch gute Lagerbiere, um den Durst der Gäste zu stillen. Ueberall herrschte Fröhlichkeit und Aufgeräumtheit beim Glase und der Kanne; überall wurden in Gesellschaften noch Gesundheiten ausgebracht, und das Zutrinken galt noch als Beweis der Freundschaft und Herzlichkeit. Es war noch das alte ehrwürdige Treiben in der alten Reichsverfassung, welches jetzt seinem Ende entgegen ging; es waren noch die alten Jagdfanfarn und Becherklänge, welchen man hier huldigte, die im Norden von Deutschland schon größtentheils verklungen waren; denn Friedrich der Große war kein Freund der Jagd; sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Zweite, war derselben auch nicht leidenschaftlich ergeben; und Friedrich Wilhelm der Dritte, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ahmte hierin seinen Großoheim, Friedrich den Zweiten, nach. Auch herrschte hier im Allgemeinen mehr Ernst, beschäftigte man sich mehr mit den Wissenschaften und der Literatur; so auch in den übrigen Norddeutschen Ländern, namentlich in Sachsen, Braunschweig ꝛc.; mithin hörten auch die rauschenden Gelage auf, und beschränkten sich auf die schon oben angeführten gesellschaftlichen Zirkel, und auf die öffentlichen Taba-

gien, Kaffeehäuser ꝛc. — Auf den Universitäten herrschte noch theilweise derselbe Ton bei den Landsmannschaften und Ordensverbrüderungen, in den Bierhäusern und Commerzgelagen, mit Weinpflicht und Bierfrohn. Sie blieben aber zu isolirt und auf ihre Stadt beschränkt, und daher hatten ihre Becherklänge keinen Einfluß mehr auf die großen Städte, da hier schon ein anderer Geist herrschte. Nur bei den Handwerkern zeigten sich bei den Auflagen ꝛc. noch die Reste alter Gebräuche bei der Kanne und dem Glase; allein auch sie waren schon von dem Zeitgeiste berührt worden, und ihren Ausbrüchen, wo sie noch vorkamen, setzte die Polizey einen Damm entgegen. — Mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ja mit dem Ende der alten Deutschen Reichsverfassung hörten jene Becherklänge des Frohsinns und der Freude, jene Derbheit und Freimüthigkeit bei der Kanne größtentheils auf; denn die Kriege mit Frankreich auf Deutschem Boden, oder die Französisch-Deutschen Kriege zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, die Ueberschwemmungen Deutschlands mit fremden Kriegsvölkern, und die Lasten, welche dem Volke dadurch wurden, mäßigten die Trinklust, ja hoben sie zum Theil auf. — Hier muß nun noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt werden, daß man gegen die warmen Getränke sehr mit Unrecht zu Felde zog, indem man ihnen Alles aufbürdete, was seit ihrer Einführung Nachtheiliges im Volksleben geschehen. Ein Schriftsteller (1782) sagt: „Seit vierzig Jahren, da Französische Heere kamen, Komödianten, Gouvernanten und Servanten ihr Licht leuchten ließen, Weichlichkeit und Leckerey überhaupt stärker hereindrangen, rissen diese warmen Getränke auch in Oberdeutschland ein, und herrschen jetzt allenthalben. Wie ehemals der Hirnschädel hieß, aus dem der blutbespritzte Kriegsheld Bier trank, so heißt jetzt das Gefäß, aus welchem das Mädchen

Kaffee schlürft, Schale. König Friedrich ward noch mit Biersuppen erzogen, aber die Kinder von tausend seiner Unterthanen schon mit Kaffee. Die Seuche blieb nicht bloß in den Städten, sondern steckte sogar Bauern und hartarbeitende Tagelöhner an. Und so ward allmählig diese Thee- und Kaffeesauferey zu einem Verderben, welches die Gesundheit schwächte, weibische Schlappheit und Empfindeley ausbreitete, viele Haushaltungen mit zu Grunde richtete, das Mark der Nation anfraß, und jährlich an vierundzwanzig Millionen Gulden aus Deutschland schleppte. Und so sehen wir, daß es mit ganzen Völkern, wie mit einzelnen Menschen ist. Eine böse heftige Neigung wird selten vertilgt, außer durch eine andere, ein Teufel nicht ausgetrieben, als durch einen andern." — Wenn man alle Verweichlichungen, alle Empfindeley den warmen Getränken zuschreiben will, so ist man gewiß im Irrthume; denn diese Abschnitte verschiedener Lebensrichtungen, wie die Schäfer-, Werther-, Siegwarts- ꝛc. Periode, die sich in der zweiten Hälfte des verflossenen achtzehnten Jahrhunderts herausbildeten, haben den warmen Getränken gewiß nicht ihre Entstehung zu verdanken; sie sind Folge der Bildungsperiode unserer Sprache und Literatur nach eigenen und fremden Mustern, wozu sich die Anklänge aus der Ritter- und Minnezeit gesellten; es waren die Ergüsse zarterer Empfindungen, wie sie auf eine rauhe Periode zu folgen pflegen, wie es bei den Rittern und ihrer Vorzeit war, und sie nach dem dreißigjährigen und den folgenden Kriegen auch in Deutschland wieder erfolgen mußten. Kaffee, Thee und Chokolade haben auf die Schlaffheit und Empfindeley keinen Einfluß; denn auch Friedrich der Große trank Kaffee, und solches sehr stark, und so auch andere große Männer, Gelehrte ꝛc., sowohl im Lande, als im Auslande, ohne davon etwas zu empfinden, welches eine Schwäche

oder sonst eine unheroische Neigung gezeigt hätte. Wenn Empfindungen, durch Schriften oder die Lectüre geweckt, ausarten, so ist dieses allerdings eine Verderbtheit, der man durch andere Mittel entgegen zu arbeiten oder zu wirken suchen muß; allein nur durch die rechten, nicht unrechten; denn hierin vergreift man sich oft, wie die neuere Zeit, seit der Französischen Revolution, genug bewiesen hat. Eine richtige Auffassung und Würdigung des Zeitgeistes ist eben so schwer, als die Auffindung der Mittel, um Auswüchse desselben zu heilen. Man sah die Trinksucht in den früheren Jahrhunderten den Sitten und der Kultur für nachtheilig an, und suchte derselben durch Verbote, Orden und Vereine zu begegnen; und konnte dadurch doch nicht viel ausrichten, weil sie bei allen Ständen, allen Klassen des Volkes tief Wurzel geschlagen hatte; jetzt kamen die warmen Getränke, und mit ihnen die mancherlei Vergnügungen des Auslandes, die mit Freuden aufgenommen, und als Gegenwirkungen der starken Getränke sowohl von Aerzten, als Andern gepriesen wurden, und auch wirklich eine zeitgemäße Revolution in den Gewohnheiten und Sitten hervorbrachten; und wenn sie gleich das Alte und Gewohnte nicht verdrängen konnten, so stellten sie sich doch heilbringend daneben, ohne ein anderes Uebel zu bewirken, als einen stärkeren Geldausfluß durch die große Consumtion, den Verbrauch der zu den Getränken gehörenden Ingredienzien, in das Ausland, dem wir durch andere Industriemittel zu begegnen suchen mußten, um hier wenigstens ein Gleichgewicht zu erhalten. Sonstigen Nachtheil haben die warmen Getränke nicht gebracht, weder das Leben gekürzt, noch Schwächlinge erzeugt, welches sowohl die Franzosen in ihren Kriegen bewiesen haben, die doch auch beim Kaffee, Thee und andern dergleichen warmen Genußmitteln in dieser großartigen Zeit erzogen worden sind,

wie die Deutschen im Befreiungskampfe, von denen gewiß auch Viele beim Kaffee ꝛc. erzogen worden sind, und noch erzogen werden. Kaffee und Thee benehmen weder den Muth, noch schwächen sie den Körper und Geist, welches bei dem Letztern besonders die Engländer beweisen. Man hätte dieses eher bei den starken, geistreichen Getränken zu befürchten, daß sie schwächen und nachtheilig auf den Geist wirken, wenn sich nicht der Körper, früh damit in Berührung gebracht, daran gewöhnte, wie dieses aus früheren Zeiten schon bewiesen worden. Eben so wenig können sie die Gesinnungen verändern, Herz und Gewissen bekämpfen. Sind wir von der alten Redlichkeit, Wahrheit und Treue zurückgekommen, so ist dieses in der Sittenveränderung, dem Luxus, der Modesucht und andern Uebeln im Gefolge der Kultur zu suchen, die eine Verschlechterung des Charakters bewirkten, aber nicht in den unschuldigen warmen Getränken; denen man es wenigstens Dank wissen muß, daß sie das zartere Geschlecht von den starken Getränken entfernt haben, ohne seinem Charakter und seiner Gesundheit zu schaden, wie dieses die starke Bevölkerung in der neuesten Zeit beweiset. Wenn man daher gegen die warmen Getränke in der oben angeführten Zeit zu Felde zog, so verkannte man ihren Werth und Nutzen, den sie selbst bei Erkältungen, bei den Vergnügungen des Tanzes ꝛc. haben, wo kalte Getränke bei heftigen Transpirationen oder Schweißen die tödtlichsten Krankheiten verursachen können; man verkannte oder verwechselte daher die warmen Getränke mit den veränderten Sitten, und was diese Nachtheiliges, auf die Gesundheit und den Charakter bezogen, gebracht hatten. Daß die Trinklust eine neue Anregung, einen neuen Reiz, in dieser Periode bis in das neunzehnte Jahrhundert erhielt, bewirkte die Poesie, die vielen Trinklieder, Trinksprüche und Gesundheiten, welche

erschienen, und den Genuß an der Tafel und in den Trinkgelagen erhöheten. Sie sind die Würze aller geistigen Flüssigkeitsgenüsse; sie erhöhen die Fröhlichkeit in heitern freundschaftlichen Zirkeln, und ihre freundliche und allgemeine Aufnahme von allen Ständen bewies und beweiset das Bedürfniß nach einer solchen Würze beim Glase. Man stimmte hier mit ein,

Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang,
Und Narren sind wir nicht.

Bei der Einführung des Freimaurer-Ordens in Deutschland, und namentlich in Preußen (s. Freymaurer, Th. 15, S. 60 u. f.), in dem verwichenen Jahrhunderte, ward auch bei den Mitgliedern dieses Ordens bei ihren Tafellogen das Gesundheitstrinken eingeführt, jedoch in der weisen Mäßigung, die eine Zierde der Brüder dieses Ordens ist; denn vieles Trinken ist nicht erlaubt, und der Ceremonienmeister hat auch das Amt, jeden Bruder hierbei zu beobten. Die erste Gesundheit bringen sie einander dem Landesfürsten oder Regenten. Hiernach trinken sie auf das Wohl der Oberen des Ordens, so wie auf das Wohl der etwa gegenwärtigen besuchenden Brüder, welche Gesundheit gewöhnlich von Einem der Besuchenden erwiedert wird; zum Schluß wird auf der ganzen Gesellschaft Wohl getrunken. Man hat Freimaurer-Gesundheiten gedruckt. Befinden sich an einer Tafel ältere und jüngere Brüder, so gebührt den älteren der Vorrang; auch drängt sich selten Einer der Jüngeren dem Aelteren vor. Zum Schluß wird niemals eine Gesundheit ausgelassen, welche die kranken und nothleidenden Brüder betrifft; auch wird der dienenden Brüder beim Glase gedacht. — Daß

die Trinkliebe bei den Deutschen auch im neunzehnten, dem jetzigen, Jahrhunderte, nicht erloschen war, trotz den Stürmen, die Deutschland bis zum Jahre 1814 unausgesetzt heimsuchten, zeigte sich nach dem Befreiungskriege, seit dem Jahre 1815, wo wieder die Liebe zum Glase und zu fröhlichen Gelagen um so freudiger erwachte, da man sich von dem Drucke der Franzosen, der auf Deutschland lastete, befreit fühlte. Ein Wechsel war jedoch mit den geistigen Getränken eingetreten, man huldigte nicht mehr in dem Grade dem Weine, wie noch in dem verwichenen Jahrhunderte, sondern hatte sich den starken Bieren zugewandt, den Lagerbieren, besonders in der jüngsten Zeit, wo das Bayersche und andere Lagerbiere, wozu auch das Stettiner gehört, stark getrunken werden. Der Wein wird zwar immer noch bei allen Festen und Gelagen getrunken; beim Weine werden immer noch Gesundheiten ausgebracht; aber die Weinhäuser nicht mehr so stark besucht, als die Kaffee- und Bierhäuser; auch wird jetzt fast jeder Weinhändler, der Gäste setzt, genöthiget, die Lagerbiere zu halten, welches sonst nicht der Fall war, wo diese Biere von den Brauereyen selbst ausgeschenkt, und dann auch in den Tabagien oder Bierhäusern getrunken wurden, wie dieses auch noch jetzt geschieht. Dann giebt es noch viele Lokalbiere, die nicht verfahren werden können, weil sie sich nicht halten, sondern leicht umschlagen, wie z. B. das Berliner Weißbier, welches ehemals eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, wie das Cotbusser Bier, allein jetzt nicht mehr die Güte und den angenehmen Geschmack besitzt, und daher von den andern Bieren im Orte selbst immer mehr verdrängt wird. Die Englischen Biere: Ale, Porter ꝛc., sind durch die Deutschen Lagerbiere jetzt größtentheils verdrängt worden; nur der Branntwein hat sich in der neuesten Zeit noch mehr geltend gemacht, besonders

in einigen Staaten, wo den Gutsbesitzern nach dem Befreiungskriege die Erlaubniß ertheilt worden, Brennereyen auf ihren Gütern anzulegen, von denen man jetzt den Spiritus aus Kartoffeln bezieht, wodurch der Branntwein im Preise gegen den früher aus Korn oder Getreide gewonnenen Spiritus sehr gesunken, und den untern Volksklassen mehr zugänglich geworden ist; und so auch die feinen Branntweine oder Liqueure. Auch der Punsch, und eine neue Getränksbereitung: Grok oder Grog genannt, die aus England gekommen; dann der Kardinal, Bischof, und andere aus Branntwein und Wein bereitete Getränke werden immer noch getrunken; eben so hat man auch den Cyder- oder Obstwein, besonders Apfelwein, der im südlichen Deutschlande, wie schon oben angeführt worden, ein sehr altes Getränk ist, im nördlichen Deutschlande einzuführen versucht. Auch die warmen Getränke: Kaffee, Thee, Chokolade, haben einen größern Boden oder Raum gewonnen oder gefunden, indem sie immer mehr, besonders im nördlichen Deutschlande, durch die Wohlfeilheit der Ingredienzien dazu, den Landleuten zugänglich werden. Kurz die alte Trinklust ist in dem Grade wiedergekehrt, als es die Kultur und der Lebensgenuß gut heißen. Die großen Ausschweifungen, die unsere Voreltern darin begingen, und die man auf die damalige noch rauhe Zeit schieben muß, finden wir in der Kultur gemäßiget. Es finden sich immer noch Trinklustige, die in den Bierhäusern vier, fünf bis sechs Maaß Bier, auch wohl darüber, von den leichteren Bieren, trinken, von den schwereren oder Lagerbieren mehrere Seidel; allein dieses sind auch nur ausgezeichnete Trinker, die, wie man zu sagen pflegt, etwas vertragen können, ohne zu wanken, oder die Linie zu verfehlen, und wenn dieses beim Champagner und andern Weinen, beim Punsche ꝛc. wohl einmal geschieht, so ist die Gesell-

schaft zu berücksichtigen, die immer wieder in die Schranken zurückkehrt, welche die Bildung ihr anweiset. Im Ganzen trinkt man nur mäßig, besonders die geistigen Getränke. Und wenn auch das Branntweintrinken hier und da in den untern Volksklassen eingerissen ist, so ist es doch nicht in dem Grade, als es verschrien worden, und die sich dagegen gebildeten Vereine (Mäßigkeitsvereine) es glaubend machen. Es giebt Länder, wo dieses geschehen ist, und man vorsorglich dagegen durch Vereine auch glücklich gewirkt hat; allein in Deutschland ist es in diesem Grade in der jetzigen Zeit nicht geschehen, obgleich die Vereine, die sich dagegen auch hier gebildet haben, in sofern Lob verdienen, wenn sie, ohne Anmaßung, auf die untere Volksklassen zu wirken suchen, sobald sich herausstellt, daß sich Familien dadurch ins Unglück stürzen; sonst darf man die Deutsche Natur, die Lebensart, und den Deutschen Charakter nicht vergessen. Es giebt Lebensverhältnisse in den untern Klassen des Volkes, worin der Körper starke Anstrengungen erleidet, besonders bei den Handarbeitern, die sich ihr Brod in freier Luft und bei allem Wechsel der Witterung erwerben müssen; nützt nun der Branntwein auch hier nicht zur Ernährung, so reizt er doch, und setzt das Blut in Thätigkeit, um sowohl die Witterung, als Körperanstrengung zu ertragen, welches Wasser und schlechtes Bier nicht thun, besonders bei der frugalen Kost dieser Leute; und dann ist es noch nicht erwiesen, ob die erkünstelte Lebensart, das Genießen der warmen Speisen, nicht auch künstliche Getränke erfordert; denn schon dadurch erleidet der Körper eine Veränderung, er tritt aus dem Naturzustande heraus, und begiebt sich in einen gekünstelten, wo ihm Alles warm und gewürzt vorgesetzt wird; wird nun das sonst starke Wasser, als reines Naturprodukt, auch auf die Speisen in seinem Körper die Wirkung thun, die künst-

liche, den Speisen gleichartige Getränke bewirken müssen? Dieses sind allerdings Bemerkungen, welche den Arzt angehen, und hier nur beiläufig eine Stelle fanden. Da nun die Mäßigkeitsorden, Mäßigkeitsvereine, in den früheren Zeiten, wie schon oben beschrieben worden, in Deutschland, in Beziehung auf das starke Trinken, schon thätig waren, so sind die jetzigen keine neue Erscheinung; und daß das Trinken einen ganz andern Charakter angenommen hat, beweiset, daß dagegen wenige Verbote von Seiten der Regierungen in neuerer Zeit Statt gefunden haben. Man vertrauet dem Zeitgeiste und der Vernunft, und thut wohl daran. Können die Mäßigkeitsvereine auf Privatwegen, ohne gehässige Mittel im Verunglimpfen und Verkennen der Zwecke und des Zeitgeistes, bei den untern Volksklassen wirken, so sind, wie schon bemerkt worden, ihre Bemühungen darum zu loben. Daß aber auch die Trinksucht hier und da in neuester Zeit eingerissen seyn muß, beweiset nachstehende Verordnung vom 19. May 1845, von dem Fürsten von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, Heinrich dem Zweiundsiebzigsten.

Ich finde mich in Folge einiger durch Trunksucht hervorgerufener grober Excesse der neuern Zeit bewogen, für alle Dienstzweige das Laster des Trunkes mit den härtesten Strafen anzusehen. Ich setze daher fest: — 1. Alle Subalternbeamten und Diener, welche nur auf Kündigung angestellt sind, erhalten sofort ihren Abschied ohne Pension für sich und die Ihrigen: a) wenn sie im Dienste sich betrinken, oder ihren Dienst im trunknen Zustande antreten, und b) wenn sie außer Dienst erweislich dem Laster des Trunkes sich ergeben. — Militairpersonen werden in den unter a und b bezeichneten Fällen: aa) wenn sie Unterofficiere sind, auf unbestimmte Zeit zu Gemeinen degradirt, bb) Gemeine sind in die zweite Klasse zu versetzen. — 2. So fest ich überzeugt bin, daß patentirte Beamte, Officiere und Geistliche ihre Stellung in der

bürgerlichen Gesellschaft stets im Auge halten, und daher auch in Nüchternheit als Muster ihren Untergebenen vorleuchten werden, so bestimme ich dennoch, daß bei ihnen Trunkenheit: — a) wenn sie bei Amtsverrichtungen, oder überhaupt im Dienste sich derselben schuldig machen sollten, oder b) wenn sie öffentlich sich in diesem Zustande auch außerhalb des Dienstes zeigen, und daher ihrer Amtsehre zu nahe treten sollten, mit Cassation bestraft wird. — 3. Die gemeinschaftlich hier stationirten Officiere hören in den a und b bezeichneten Fällen auf, im hiesigen Fürstenthume Dienste zu thun, und haben sich aus denselben sofort zu entfernen. Ich werde bei Ihnen, Meine Herren Vettern, Liebden Liebden, auf Cassation derselben desfalls antragen. Die Landesdirektion und das Bataillonskommando hat dieses sämmtlich Betreffenden gehörig zu eröffnen, bezüglich eröffnen zu lassen, und allen neuen Beamten und Dienern bekannt zu machen.

Ueber das Trinken, die Getränke ꝛc., s. auch den Art. Trank, Th. 186, S. 668 u. f. — Uebrigens ist auch die alte Sitte wiedergekehrt, bei Geburtstagen, Jubiläen ꝛc. den Gefeierten silberne und andere Pokale und Trinkbecher zu verehren.

Unter den übrigen Völkern der neueren Zeit kommen die Russen und Polen in der Trinksucht den alten Deutschen am nächsten. Hier nur in gedrängter Kürze Einiges darüber in neuerer Zeit. Wein, Bier und Branntwein sind bei den Letztern, den Polen, nach dem Verhältnisse ihres Wohlstandes und Ranges, die gewöhnlichen Getränke. Auch der Kaffee hat bei ihnen Platz genommen, und wird hier stark und klar getrunken, und durch die Fettigkeit der Milch gewinnt er noch am Geschmacke; schlechten Kaffee nennt man in Polen Deutschen Trank oder Schlesische Arbeit; allein so schön auch der Kaffee hier bereitet wird, so trinken doch die Polen nicht viel über eine Tasse,

weil sie den starken geistreichen Getränken den Vorzug geben; ja über diese Getränke geht ihnen nichts. Auch die Geistlichkeit macht hiervon keine Ausnahme, und die Advokaten fangen ihre Prozesse mit der Weinflasche an, und endigen sie auch damit. Nach dem Herren von Uklanski*) wird bei einem Trinkgelage, überhaupt in einer Gesellschaft, zuerst Bier in einem großen gläsernen Kruge dargereicht, welches ein schlechtes Gemisch von Wasser und Gerstenmehl seyn soll. Dieser Krug dient den Gästen gemeinschaftlich, und nicht wenige Polen sollen ganze Eymer von diesem Biere trinken. Im Lenczyeschen Kreise wird dieser Krug Dunin genannt, weil ein Pole dieses Namens sich an solchem Biere todt getrunken hat, und ein Lieblingsdichter des Polnischen Volkes malt daher die Einwohner dieses Distrikts mit einem Barte von Gerstenähren und mit einem Kranze von Hopfen, als Sinnbild der Biertrinker. Der Wein macht bei einem solchen Gelage das Dessert aus, und wird gleichfalls nur aus einem Glase getrunken, welches gewöhnlich keinen Fuß hat. Der Wirth bringt die Gesundheit des Fremden oder des Vornehmsten bei Tische aus, und hält das Glas so lange in der Hand, bis er ausgetrunken hat, weil es nicht stehen kann; dann reicht er es gefüllt dem Zweiten, dieser dem Dritten, und Jeder thut Bescheid, bis es die Runde passirt ist. Will der Fremde gegen die Etiquette nicht anstoßen, so nimmt er dem Letzten das Glas aus der Hand, und bringt zum Danke den Toast der ganzen Gesellschaft. Das Glas wird dann auf den Kopf gestellt, bis es aus dieser Stellung, die nicht nur die Nagelprobe be-

*) Briefe über Polen, Oesterreich, Sachsen, Bayern, Italien, Etrurien, den Kirchenstaat und Neapel von 1807 bis 1808, von dem Königl. Preuß. Regierungsrathe v. Uklanski. Nürnberg, 1808, Th. 1.

weiſet, ſondern auch den Zuſtand der Trunkenheit bildlich darſtellt, von einem Durſtigen erlöſet wird. Dieſer Mangel des Fußes beim Glaſe rührt wahrſcheinlich nicht aus der Abſicht her, daß es, ohne abzuſetzen, aus einer Hand in die andere wandern ſoll, ſondern weil der Fuß beim ſtarken Aufſetzen oder Aufſtoßen auf den Tiſch leicht zerbricht, und dieſem hierdurch vorgebeugt wird. Der Wein, welcher gewöhnlich bei ſolchen Geſellſchaften credenzt wird, ſoll nicht der beſte ſeyn, oft ſauer, wie Eſſig; indeſſen findet man ihn in den Häuſern der reichen Edelleute Polens weit beſſer, ja oft ſehr guten Ungarwein, der hier überhaupt von den Reichen und Vornehmen viel getrunken wird. Auch bei dieſen werden Bierflaſchen aufgetragen; man läßt ſie aber in der Regel ſtehen, um ſich an dem Weine, der in mehreren Gattungen dargeboten wird, zu entſchädigen. Die Toaſte beginnen gleich nach der Suppe, und die Kelche, mit denen ſie ausgebracht werden, wachſen immer mehr, und paſſiren jedesmal die Runde. Zehn bis zwölf Pokale kommen öfters zum Vorſcheine, und ſind zuweilen von ausnehmender Größe. So brachte in Studzieriec, vier Meilen jenſeits Lowicz, der Wirth die Geſundheit des Herren von Uklanski mit einem Pokale aus, der anderthalb Maaß oder Quartbouteillen in ſich faßte, und trank dieſe Portion Ungarwein ſtehend aus. Mehr als dreißig Männer, die bei Tiſche waren, folgten dieſem Beiſpiele. Nach Tiſche wird Kaffee herumgegeben. So ſchön auch der Kaffee, wie ſchon oben angeführt worden, in den vornehmen Häuſern iſt, ſo ſoll er in andern auch wieder ſehr ſchlecht bereitet werden, und der Cichorien die Oberhand haben. — Eine Magnatentafel iſt reichlich mit Burgunder und Champagner beſetzt, welche hier in vollen Kelchen ſtrömen. Ueberhaupt iſt die Trinkluſt eine Nationalleidenſchaft der Polen; denn der Magnat berauſcht ſich in Wein

und Liqueur, und der gewöhnliche Sarmate und der Bauer in Bier und Branntwein. Oft hört man von der Mittagsstunde an bis zur Mitternacht die Gläser klirren. Giebt Jemand einen Privatball, so muß er als Wirth die Gesundheit eines jeden ankommenden Gastes trinken, und die Andern, welche schon früher da waren, leisten ihm Gesellschaft. Man kann sich daher leicht bei der Menge von Toasten auch die Anzahl der Flaschen denken, denen der Hals auf diese Weise gebrochen wird. Wo in einer Gesellschaft kein Wein vorhanden ist, da wird dem Branntweine zugesprochen, ja selbst dem gewöhnlichen sogenannten Kornbranntweine; und vornehme Polen trinken oft eine Quartflasche voll des ordinairen Branntweines zum Frühstücke aus, ohne das Geringste dazu zu essen; ja es geschieht oft, daß in den Wirthshäusern, wo nur die gewöhnlichsten Polen einsprechen, sie auf diese Weise sich so berauschen, daß sie unter den Tisch taumeln. Am lustigsten werden die Polnischen Gesellschaften des Nachmittags, weil der Blödeste, vom Ungarweine erhitzt, Muth bekommt, und Jeder dann in der Gesellschaft die Frauen auf seine Weise belustiget, welche dabei sehr nachsichtig sind, indem sie es nicht übel nehmen, wenn man sie auf Busen und Knie küßt, und dabei lachen sie sich wegen der Wirkung des Weingeistes halb todt; ja die Galanterie geht so weit, daß wenn ein Polnischer Edelmann einer Dame eine große Artigkeit bezeigen will, er derselben den Schuh auszieht, ihn mit Wein füllt, und mit gierigen Zügen leert. Uklanski sah in einer Gesellschaft einen Knaben von zehn Jahren, der sein Gläschen mitgetrunken hatte, sich dann an seine Mutter hinanschleichen, ihr unvermerkt den Strumpfband auflösen, und mit der größten Gewandtheit von der Welt das bloße Knie küssen; Vater, Mutter und alle Anwesenden klatschten ihm Beifall; denn es hieß: der wird gut

werden, er probirt es an seiner Mutter. — Wer in Polen den Trunk nicht liebt, hat bei seinem Nachbar kein Ansehen; wer den Wein verschmäht, hat das Herz nicht auf dem rechten Flecke; denn ohne den Weingott, den Bacchus, glaubt kein Polnischer Edelmann gut durch die Welt zu kommen. — Wie bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, ist auch in Polen die Gastfreundschaft zu Hause, womit alle Reisenden übereinstimmen; dann zeichnen sie sich durch Vaterlandsliebe, persönliche Tapferkeit, und ein liebreiches Betragen der Männer gegen ihre Frauen aus. Die schlechte Beschaffenheit der öffentlichen Gasthäuser ist oft Ursache, daß die Reisenden ein Nachtquartier in irgend einem adelichen oder andern Hause suchen; sie kennen den Besitzer nicht, sie sehen ihn in ihrem Leben zum ersten Male, und mit Zuvorkommenheit und Liebe nimmt sie derselbe auf. Bornschein in seiner Geschichte von Polen ꝛc. (Leipzig, 1808) führt S. 6 an: daß ein Freund von ihm, der zu Ende des verwichenen Jahrhunderts durch Polen reisete, und dem die öffentlichen Wirthshäuser nicht behagten, der bei der Thür des adelichen und landwirthschaftlichen Nachbars anklopfte, und hier ein Nachtlager verlangte, willig aufgenommen wurde. „Da ich, sagte er, wenig Polnisch verstand, so konnte ich mich mit meinem Wirthe nicht sonderlich unterhalten, und er selbst sprach weder ein Wort Deutsch, noch Französisch; allein dieses hielt ihn nicht ab, mich nach seiner Weise trefflich zu bewirthen. Er trug Alles auf, was seine Küche Kostbares hatte, und mit freundlicher Miene credenzte er mir sein Glas Branntwein. Als ich ihm des andern Morgens ein Stück Geld hinlegte, nahm er es durchaus nicht an, und bedeutete mir, daß er sich eine, an einem braven Fremdlinge erwiesene, Höflichkeit nicht bezahlen lasse, und so hab' ich der Fälle noch mehr erlebt." — Wie schon oben bemerkt

worden, spricht auch die Polnische Geistlichkeit die geistigen Getränken an. Den Mönchen geht Branntwein und Knoblauch über Alles; denn nächst dem Biere, auf das sie sich aus Gewohnheit ziemlich verstehen, ist der Schnapps ihr Alles; diesem opfern sie, sobald es nur ihre Mönchsregel erlaubt. Uebrigens ist der Polnische Mönch sehr genügsam; er ist mit einem Stücke Speck Jahr aus Jahr ein zufrieden, und wenn er schwarzes Brod und Schnapps dazu hat, so beneidet er keinen seiner Deutschen Brüder. Die Weltgeistlichen zeichnen sich in dieser Hinsicht schon mehr aus; allein auch bei ihnen ist der Branntwein der tägliche und stets willkommene Gast; die Höheren dieses Standes trinken Wein. Die Landleute, worunter auch die Bürger verstanden werden, da Viele von diesen, selbst in großen Städten, dieses Gewerbe treiben: also die Bürger und Bauern, sind den gleichen Tugenden und Lastern unterworfen, als die übrigen schon angeführten Stände. Die reichen und wohlhabenden Bürger trinken Wein, Bier und Branntwein, und besuchen größtentheils die Wirthshäuser in den Städten, um sich darin, besonders mit dem letzteren Getränke, gütlich zu thun; die Bauern trinken den Branntwein zu Hause und in den gewöhnlichen Kneipen; sie sind ihm ganz ergeben, und suchen sich darin zu betäuben, wegen der Despotie, welche sie ehemals erdulden mußten; denn wenn ihnen die Religion ein Zaum für gröbere Ausschweifungen, als Mord und Raub (auf welche schon die Gesetze ein wachsames Auge haben), ist, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, so findet er für die geringern diesen nicht darin, wohl aber im Trunke, und im Jähzorne gegen die Seinigen. — In neuester Zeit hat sich unter der Russischen Regierung hierin wohl Manches geändert, besonders bei dem Steigen der Kultur und der Literatur bei den Polen; allein ihre Hauptneigung zum

Trunke bei ihrem aufgeweckten Charakter ist ihnen, wenn auch nicht in dem Grade bis zur höchsten Völlerey, wie sie noch bis zu dem Umsturze ihres Reiches, ja bis zur Constituirung des Großherzogthums Warschau von Napoleon, bestand, geblieben, wie dieses überhaupt bei geweckten, freisinnigen und heftigen Völkern der Fall ist, die so leicht nicht einer Neigung entsagen, die bei ihnen zur Gewohnheit geworden ist. — Die Ersteren, die Russen, haben eine gleiche Neigung zum Trunke und zur Trinksucht, wie die Deutschen und Polen; auch besitzen sie einen gleich hohen Grad von Gastfreundschaft, der sich besonders in der alten Hauptstadt der Czaren, Moskwa, ausdrückt, ja sie wird hier, nach Jul. von Klaproth, noch auf eine edlere Art ausgedrückt, als in St. Petersburg, wo sie mehr zur Mode herabgesunken seyn soll; denn hier hat man, wenn man Fremde zur Tafel zieht, keinen andern Grund, als den, sich zu zeigen, dort, in Moskwa, wird man dagegen sowohl bei den Russen, als bei den Deutschen, freundschaftlich aufgenommen, und jeder beeifert sich dem Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Dagegen war aber auch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts, überhaupt vor dem Russisch-Französischen Kriege 1812 bis 1813, die Völlerey in dieser alten Czarenstadt sehr groß, und Reisende versichern, sie in keiner Gegend der Welt in einem so hohen Grade bemerkt zu haben, und dieses besonders an Sonn- und Festtagen. Nicht aus den Wirthshäusern allein erscholl das Geschrei von allen Seiten, sondern man konnte selbst des Morgens keinen Gang auf die Straße machen, ohne Taumelnden und ganz Betrunkenen zu begegnen. Ja es sollen sogar wohlhabende Kaufmannsfrauen, in Gold- und Silberstoff gekleidet, in den Wirthshäusern gesessen, und manches Glas Branntwein geleert haben, welches Letztere Meermann in

seinen „Reisen durch Dänemark, Schweden, Rußland ꝛc." anführt. Da der Luxus in Moskwa, wegen der großen Menge des bedienungslosen und reichen Adels, der hier vom Hofe entfernt, seine Reichthümer glänzen läßt, sehr groß ist, so wurde demgemäß auch ein bacchantisches Leben geführt, dem Bacchus Wein-, Bier-, Liqueur-, Meth- und andere dergleichen Opfer gebracht, welches sich aber in der neuesten Zeit (s. unten) geändert hat. — Daß nicht bloß das männliche Geschlecht durch alle Stände starke Getränke, und oft im Uebermaaße, liebt, sondern auch das weibliche, und selbst Frauen aus vornehmen Stande in früheren Zeiten, beweiset die Verordnung Peters des Großen: „Daß eine jede Hofdame, die an einem Hoffeste oder jeder andern Feierlichkeit in den Zimmern der Kaiserin betrunken unter dem Tische liegend gefunden wird, eine gewisse Anzahl Knutenstreiche auf dem Hintern bekommen soll." Man gewahrt hieraus, in welchem Zustande des Trunkes sich damals Personen befanden, die zu den Auserwählten dieses Hofes gehörten. Die Zeiten haben sich in dieser Hinsicht sehr geändert; denn Alles, was jetzt dem Hofe nur nahe steht, wetteifert, in Beziehung auf Kultur ꝛc., mit allen Hofleuten der übrigen Europäischen Höfe, und so hat sich auch die neuere Kultur über alle Gebildete verbreitet, und ihr Einfluß ist auch unverkennbar auf die Sitten; allein die Trinkliebe oder Trinklust ist immer noch vorherrschend, und scheint sich auch einigermaßen durch das Klima zu rechtfertigen; denn wir finden, daß alle gegen Norden hin wohnenden Völker starke Getränke lieben. Die vornehmen und reichen Russen trinken verschiedene Weine, und besonders herrschte hierin noch ein großer Luxus bis zu Anfange dieses Jahrhunderts, sowohl mit Bourdeaux-Weinen und Sillerie-Champagner, als auch mit Madeira, Mallaga, Malvasia,

Lucena, Tintillo, Tokayer, Syrakuser, Montepulciano, ja selbst mit dem Schirasweine aus Persien waren die Tische bei einem Gastmahle besetzt. Die Namen der Weine hingen auf silbernen Schildern an silbernen Kettchen an den Flaschen; auch wurden die Flaschen im Sommer in kleinen silbernen Eymern, mit Eisbrocken umgeben, auf die Tafeln gesetzt. Vor der Tafel ward auch den Gästen ein Schälchen Liqueur gereicht, der hier mit Brod und Käse, oder mit Wurst, Sardellen, Kaviar ꝛc. genossen wird, und nach der Tafel folgte eine Tasse starken Kaffees. Die Mittagstafeln dauern gewöhnlich bis sechs oder sieben Uhr, und die Abendtafeln bis ein Uhr in der Nacht. Hierbei kann Jeder, ohne Behinderung, seiner Neigung im Trinken folgen, weil hier Niemand durch lästige Komplimente zum Trinken genöthiget wird. Man erwartet es auch von der Aufmerksamkeit eines jeden Gastes, daß er die bei ihm sitzende Dame nicht vergißt, und derselben den feinen Tischwein credenzt. Auch werden die feinen Weine von den Bedienten herum gegeben. Leute aus obigen Ständen trinken auch Englische Biere, wie Ale, Porter ꝛc., Meth und Quas; auch der Russische Fruchtwein, besonders derjenige von dem Safte der Kirschen und Himbeeren durch Gährung mit Zucker und Wein bereitete, unter dem Namen Wischnewka und Malinowka, kommt vor, und wird, jedoch nur selten, nicht allgemein, getrunken, und solches nur von Liebhabern. Auch wird noch eine Art Champagner, Symlianskii genannt, von den Donischen Kosaken bereitet, der leicht mousstirt, von Tscherkaßk und andern Städten des Kosakenstaates durch ganz Rußland verschickt wird, getrunken, jedoch mehr von den Reichen und Bemittelten des höheren Mittelstandes; er soll aber Magenbeschwerden und Kopfschmerzen verursachen, welches man der Potasche zuschreiben will, womit er versetzt ist. Bei dem

reichen Mittelstande, besonders den Kaufleuten, findet man ähnliche, ja gleiche Trinkgelage, wie bei den Vornehmen und Reichen des ersten Standes. Auch hier fehlt es nicht an den verschiedensten Weinen und feinen Branntweinen oder Liqueuren; auch hier trinkt man verschiedene starke Biere, Meth ꝛc.; ja selbst bei dem geringeren Mittelstande, den Handwerkern, die wohlhabend sind, und ihr Gewerbe schon im Großen betreiben, bekommen die Gesellen vor Tische eine Schale doppelten Branntwein (Wodka), welcher sich von dem einfachen (Wino) unterscheidet. Diesen trinkt der gewöhnliche Mann; aber auch doppelten oder Wodka, braunes Bier (Piwo), Hirsebier (Braga), zu welchem etwas gemalzte Hirse kommt, wovon es sehr rauschend wird, und dann auch Meth (Mjod). Diese Getränke findet man in allen Trinkhäusern in den großen Städten Rußlands, und namentlich in Petersburg und Moskwa. In der zuerst genannten Hauptstadt hat fast jedes Häuser- oder Gassenquadrat eine Schenke oder Kaback, die sich durch besondere Zeichen über der Thür und den Fenstern auszeichnet. Diese Trinkhäuser, Piteinija Domi, in welchen die oben angezeigten Getränke verkauft, und Gäste gesetzt werden, gehören der Krone, welche sie für eine gewisse Summe an die Generalpächter verpachtet. Allen Kornbranntwein, Kartoffelbranntwein, der in diesen Trinkhäusern im ganzen Reiche verbraucht wird, müssen die Pächter zu einem festgesetzten Preise von der Krone nehmen, die ihn wieder von den Landedelleuten zu gewissen Preisen geliefert erhält. Diese Kabacki sind die eigentlichen Freudenhäuser des Volkes; sie werden des Morgens und Abends zu bestimmter Zeit geöffnet und geschlossen, und verkaufen die geprüften Getränke, hauptsächlich den Branntwein, nach bestimmten Preisen. Sie werden stark besucht, und der Genuß geschieht

unter Plaudern, Lachen und schreiendem Singen; ja diese Getränke und deren froher Genuß sind selbst für viele Weiber und Mädchen so anziehend, daß auch diese beim Vorübergehen einsprechen, und dann ihre Gänge oft ziemlich schwankend fortsetzen. Der Branntwein, besonders der abgezogene, ist ein Hauptgetränk bei dem untern Bürgerstande und dem niedern Volke. Wie sehr dasselbe, selbst bei den Ukrainern, beliebt ist, beweiset, daß sie den Branntwein als ein edles Getränk, das auch besonders gut bei ihnen bereitet wird, wie auch die andern Getränke, besingen, obgleich sie den Trunk weniger lieben, als die andern Russen. Eben so ist es auch der Fall mit den Donischen Kosaken, die zwar auch große Liebhaber des Trunkes sind, und auch selbst sehr gute Weine besitzen; allein sie schämen sich, die Trunkenheit öffentlich sehen zu lassen, was im übrigen Rußlande nicht der Fall ist. Uebrigens trinkt der Russische Landmann zu seinem gewöhnlichen Getränke den Quas, welcher aus Rokkenmehl und Malz bereitet wird*), und Bier und

*) Da dieses Getränk unter Quas in der Encyklopädie, Th. 119, nicht vorkommt, so stehe hier die Bereitungsart. Man nehme 10 Pfund Rockenmehl und 5 Pfund Malzmehl, rühre beides, gemischt mit laulichem Wasser, zu einem Breye, und stelle diese Mischung in einem bedeckten Topfe in einen Backofen, wo sie vierundzwanzig Stunden brühen muß; dann wird sie herausgenommen, und in einen Zuber mit einem Zapfloche gethan, fünf Eymer kaltes Wasser darauf gegossen, ein paar Hände voll Münze (Mentha) dazu gethan, und Alles zusammen so lange gähren lassen, bis es einen angenehmen säuerlichen Geschmack bekommt. Nach Beschaffenheit der Witterung sind zwei bis drei Tage dazu erforderlich, und während dieser Zeit wird die Mischung mehrmals mit einem hölzernen Stäbchen umgerührt. Dann läßt man sie noch einen Tag stehen, bis der Satz sich am Boden gelagert hat, zieht dann das Getränk auf Ankerfäßchen ab, und thut acht bis zehn Rosinen hinein. Dieses Getränk ist im Sommer sehr angenehm und kühlend.

Branntwein nur in den öffentlichen Schenken, die er auch fleißig besucht, sobald es nur angeht. Auch der Meth, das Hirsebier und der Sbiten (ein Getränk aus Honig, Wasser und Pfeffer gekocht), gehören zu seinen Luxusgetränken. In den großen Städten tragen die Bereiter des Sbiten oder Russischen Thees, die Sbitenstschiki, dieses Getränk in großen hölzernen Kannen, der Erhaltung der Wärme wegen mit Leinwand umwunden, herum, und verkaufen es Bierglasweise; auch wird es in kupfernen und verzinnten Theemaschinen auf öffentlichen Plätzen kochend feil gehalten. Auch der rothe Quas (eine Art Limonade, aus Wasser, Honig und Kran- oder Preißelbeersaft) wird stark getrunken, und wegen seiner schönen rothen Farbe in weißen Glasflaschen herumgetragen, und auch Biergläserweise verkauft. — Das starke Trinken, die Trinksucht der Russen, besonders in Branntwein und in jedem andern starken Getränke, hat man in dem Befreiungskriege 1813—15 bei dem Durchzuge derselben durch Deutschland nach Frankreich, oft zu bewundern Gelegenheit gehabt; allein wenn man das Land und das Klima berücksichtiget, welches sie bewohnen, so schwindet dieses Staunen über die Menge und Stärke der genossenen Getränke, die sie nur zu oft in ein Taumeln versetzten. Ein Reisender sagt darüber: „Wer von der Natur nicht mit vorzüglicher Lebenskraft ausgestattet ist, thut wohl, wenn er seinen vaterländischen Himmel nicht mit dem Rußlands vertauscht. Der Starke widersteht dem ersten Anfalle des Klimas, und gewöhnt sich allmählig daran, der Schwache aber unterliegt, und wird nimmermehr einheimisch. Ja selbst die Fülle der Gesundheit schützt hier nicht immer vor dem Verluste derselben. Man muß sich schlechterdings an den Gebrauch starker Getränke gewöhnen, und wie leicht ist in diesen zu viel gethan! Der Schwächling hält es nicht

aus, und der Starke leidet in der Folge auf mancherlei Art; selbst durch das Mittel, wodurch er sich zu schützen glaubt." — Daß sich dieser Satz mehr denn zu sehr bestätiget, hat die Zerstörung der Französischen Armee in Rußland bewiesen, die gewiß zum größten Theile aus abgehärteten Kriegern bestand, aber dennoch dem Winter 1812 bis 13 unterlag. — Die schon oben gerühmte Gastfreiheit erstreckt sich auch bei den Russen über den geringen Mittelstand und den gemeinen Mann; dieser theilt gern von dem Wenigen mit, was er hat, und wer bei ihm ein Glas Wodka nicht verschmäht, und ihm wieder zutrinkt, der ist sein Mann, mit dem mag er Alles theilen. Zu den frohen Gelagen tragen auch die vielen Hausfeste, und vorzüglich Geburts- und Namensfeste bei; denn da bei der Griechischen Kirche die Kinder meistens den Namen des Heiligen des Geburtstages bekommen, und diese gewöhnlich auf einen Tag fallen, so stellen sich auch, nachdem die Griechischen Glaubensverwandten eine Messe und segnende Gebete gehört haben, bei ihnen die Freunde zum Glückwunsche ein, und so wird denn dieser Tag mit einem frohen Gelage beschlossen, wozu sie sich schon eingerichtet haben. Selbst arme Leute und Gesinde feiern ihre Geburts- und Namenstage, und um dieses zu können, bringen sie, gut gekleidet, ihren Gönnern Weißbrod, ein Paar Aepfel, oder ein ähnliches kleines Geschenk, und für die erhaltenen Gegengeschenke an Geld bewirthen sie ihre Freunde, wobei es immer auf einen lustigen Rausch hinaus läuft. Auch die Ausländer feiern in den großen Städten ihre und ihrer Familie Geburts-, Namens- und auch wohl Hochzeitstage mit einem Hausfeste, zu welchem sich, nach Russischer Sitte, die Freunde des Hauses ungeladen einfinden, und mit einem frohen Trinkgelage das Fest beschließen. Bei jedem Trinkgelage fehlt der Gesang sehr selten, ja es

wird oft in den Schenken mit voller Kehle gesungen, und gleichsam so recht aus frohem Herzen, wobei die Balalaika (eine Art Zither mit zwei Saiten bespannt, die einer Schöpfkelle gleicht) angewendet wird. Vergnügt ist der Russe, wenn er bei seinem Glase Wino oder Wodka dieses Instrument (welches wenig Geräusch macht, ja nur schnurrt, wenn es mit den Fingern berührt wird) zur Begleitung seines Gesanges gebrauchen kann, wobei er dann alle Empfindungen seines Herzens durch Geberden, vornämlich mit dem Kopfe, ausdrückt. Auch diese Liebe des Gesanges macht, daß manches Gläschen oder Schälchen mehr getrunken wird, und so wiederum manches Gläschen mehr getrunken, erhebt die Stimme zum feurigsten Gesange eines Nationalliedes. — Die schon oben angeführte Gewohnheit bei den Gastmahlen der Vornehmen und Reichen, kurz vor dem Essen, erst eine kleine Mahlzeit von reizenden Speisen, wozu Weine und andere starke Getränke gereicht werden, zu geben, verursacht oft, besonders bei den gebrannten Wassern stärkerer Art, daß Einige es zuweilen vergessen, daß sie nachher noch zu essen haben, und Andere wohl gar bei nicht voller Besinnung in das Speisezimmer treten. Man sieht aber darüber hinweg, da man die Gäste durch aufgepflanzte Flaschen zum Genusse reizt, und sie der lieben Gewohnheit nicht widerstehen können, auch den Flaschen stark zuzusprechen. — Wenn nun gleich der Russe dem Branntweingenusse sehr ergeben ist, und sowohl der Handwerker, als auch der Landmann darin seine einzige Aufheiterung findet, die er so lange verfolgt, als es nur sein Geldbeutel irgend gestattet, so hat die neuere Zeit doch auch schon hierin eine merkwürdige Veränderung durch die Einführung des Theetrinkens hervorgebracht, welches Getränk unter allen Klassen sehr beliebt geworden ist. Wie groß der Theeverbrauch in Rußland zur Zeit ist,

beweiset z. B. der Umstand, daß in einem Moskwaer Gasthause, wo Kleinkrämer und Hausirer einkehren, an einem einzigen Tage eine ganze Kiste Thee, an 60 Pfund schwer, verbraucht worden ist. Jedes Geschäft wird jetzt bei einer Tasse Thee abgeschlossen, anstatt dieses vormals in einem Weinkeller oder einem Schnappsladen geschah. Viele von den Handelsleuten bringen einen großen Theil des Tages auf den Kaffeehäusern zu, wo sie sich über Geschäftsangelegenheiten besprechen, und Verkäufe abschließen. Hier sieht man sie von früh bis in die Nacht zu Dreien und Vieren an einzelnen mit schmutzigen Linnen bedeckten Tischen in den buntgemalten Zimmern beisammen sitzen, jeden mit dem linken Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und auf den Fingerspitzen eine Untertasse wiegend, woraus er häufig einen Schluck thut, indem er sie durch eine Drehung des Handgelenks seinen Lippen nähert, nachdem er zuvor von einem Klumpen Zucker ein Stückchen abgebissen hat, welches er zwischen den Zähnen hält, und wodurch er den Thee gleichsam filtrirt. — Bei den Engländern ist die Trinksucht eine alte Gewohnheit, die den alten Britten, als Urvolk, wahrscheinlich von den Angelsachsen bei ihrer Einwanderung überkommen ist, wenn sie solche nicht selbst schon besessen haben; aber nicht bloß die Angelsachsen, sondern auch die Dänen können darauf Einfluß gehabt haben, so wie überhaupt die nordischen Völker, die den Trunk, wie bekannt, liebben, indem er ihrem Klima zusagt. Besonders ist die Sitte, stark zu trinken und sich in starken Getränken zu berauschen, bei der immer größeren Aufnahme und Ausbreitung ihres Handels und ihrer Manufaktur- und Fabrikerzeugnisse im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte sehr gestiegen, und durch ihre Eroberungen und Besitzungen in allen Welttheilen, sind sie auch mit manchen andern Getränken bekannt gewor-

den, wie z. B. mit Rum, Arrak, und dem daraus bereiteten Punsch, welche aus Ostindien herstammen sollen. Die vornehmen und reichen Engländer trinken viele Portugiesische und Spanische Weine, besonders den Portwein, Madeira, Mallaga, Claret; dann einige Italienische, Französische und Deutsche Weine, und von Bieren ihr Porter und Ale, auch Bourton-Ale genannt; dann hat man auch eine Art Small-beer or Table-beer (Dünn- oder Tafelbier), welches die eigentlichen nicht Trinker und Frauen bei Tische genießen. Rum, Liqueure, und andere doppelte und einfache Branntweine, Punsch, Grog, sind gleichfalls Lieblingsgetränke der Engländer, und dann Thee, der aber so stark bereitet wird, daß er eine dunkelbraune Farbe hat, und so adstringirend oder zusammenziehend ist, daß er mit großen Dosen Zucker versetzt werden muß, um ihn einigermaßen für Deutsche Gaumen angenehm zu machen. Kaffee trinkt man nur wenig, und die Bereitungsart desselben ist schlecht. Wie sehr man die starken berauschenden Getränke hier liebt, geht daraus hervor, daß man zu dem schlechten Portweine noch Branntwein, um ihn zu verstärken, mischt, so auch zu dem Cyder; und Branntwein mit Milch, so wie Branntwein mit Wein und Zucker, sind die Getränke, die man auf den Kaffeehäusern zu London gewöhnlich erhält. Man führt an, daß die Engländer sich starker Getränke wegen der halb gar gekochten Speisen und des vielen halb rohen Fleisches, welches sie genießen, bedienen müßten, und dann auch wegen des Klimas der Seeluft, und dieses scheint vielleicht nicht ohne Grund zu seyn, da ihnen Porter und andere Getränke, mäßig genossen, nicht übel bekommen; allein sie werden dadurch nur zu oft verführt, sich einen Rausch zu trinken. Ueberhaupt lieben die Engländer die Trinkgelage; sie essen daher sehr schnell bei ihren

Gastmahlen, überhaupt bei ihren Festgelagen, um, sobald das Tischtuch abgenommen worden, die Porterbier- und Weinflaschen aufzupflanzen. Die Frauen entfernen sich dann gewöhnlich, und lassen den Männern ein freies Spiel bei der Trinktafel, wobei Toaste aller Art ausgebracht, und die mannigfaltigsten Schnurren und Witze zum Besten gegeben werden, welches die Gesellschaft dann so heiter stimmt, daß sich mancher dicke Engländer vor Lachen den Bauch halten muß. Hierbei geschieht es nun nicht selten, daß die Gäste berauscht aufstehen, und nach ihrer Wohnung forttaumeln. Dieses geschieht sowohl bei den Vornehmen und Reichen, als auch bei den schlichten Bürgern und Handwerkern, ja bis zur untersten Klasse des Volkes, die jedoch ihre Genußmittel nur auf den Gin oder Wachholderbranntwein einschränkt. Scenen dieser Art, besonders bei der Bowle, hat uns Hogarth mit seinem Pinsel und Griffel vorgeführt, und Cruikshanks in neuester Zeit von den untern Volksklassen, welches Bild sich in dem Werkchen: „Sunday in London," 1833, mit der Unterschrift: „Der Gintempel wird geschlossen zur Zeit des Gottesdienstes," befindet. Indessen nimmt die Völlerey unter den höhern Klassen der Bevölkerung in England immer mehr ab, und dagegen steigt das Theetrinken. Es gehört zum schlechten Tone der Gesellschaft, sich dermaßen zu betrinken, daß man unter den Tisch sinkt; es müßte denn bei einem Trinkgelage bloß darauf abgesehen seyn, dem Bacchus ein solennes Fest zu feiern, wobei dann wohl mancher Gast, schwer beladen, unter der Last seines benebelten Kopfes zu Boden sinkt. Es ist übrigens nicht selten, in den Straßen Londons gut gekleideten Männern und auch Frauen mit glühenden Gesichtern und taumelnd zu begegnen, welches hier von den Einwohnern kaum beachtet wird. Indessen gehören diese Frauen nicht zu den Distinguir-

ten, obgleich sowohl die Matronen, als die ältlichen Jungfern oft aus guten Häusern sind, und sich in einem gewissen Wohlstande befinden. Eine kleine Magenbeschwerde veranlaßt sie, einige Gläschen Branntwein zu sich zu nehmen, dessen Wirkung sie dann erst beim Nachhausegehen bemerken. Auch die mittlere Klasse: Kaufleute, Fabrikanten ꝛc., erlauben es sich oft, nach abgemachten Geschäften, besonders des Abends, Porter, Rum, Grog ꝛc. zu trinken, oder sich eine Bowle zu machen, jedoch geschieht dieses in ihrem Hause nach dem Abendessen, und wenn es dann bis zum Räuschchen kommt, so hat man dabei doch keine überlästigen Zeugen; denn auch die Kinder sind zu Bette geschickt, und so kann man, selbst bei beschwertem Kopfe und wankenden Beinen, immer noch das Bett finden, um sich durch die Ruhe und den Schlaf wieder zum folgenden Tage zu stärken, und seine Geschäfte, wenn auch mit etwas Kopfweh, zu beginnen. Wie sehr die Engländer im verwichenen Jahrhunderte Freunde des Punsches waren, und hier oft in Uebertreibung in Veranstaltung dieses Genusses übergingen, beweiset der Punsch oder das Punschfest, welches der Admiral Boscawen im Jahre 1760 in Amerika den Offizieren und Matrosen seiner Flotte, und andern angesehenen Personen, worunter sich auch Damen befanden, gab, und wozu ein großes marmornes Bassin in einem Garten eingerichtet wurde, worin man an 6600 Quart Punsch bereitete. Es kamen dazu 600 Flaschen Rum, 600 Flaschen Cognac, 1200 Flaschen Mallagawein, 600 Pfund Zucker, 2600 Stück Citronen, 200 Stück abgeriebene Muskatnüsse, und 4 Tonnen heißen Wassers. Wenn gleich heißes Wasser in das Bassin gelassen wurde, so konnte es doch nur kalter Punsch seyn, da ein kleiner Schiffsjunge, als Ganymed, in dem Bassin in einem kleinen Kahne von Mahagonyholze umherfuhr, und für mehr als 6000

Personen einschenkte, die auf einem Amphitheater von Bänken um das Bassin saßen. Nach Andern soll der Knabe oder der Punscheinschenker als Hebe gekleidet gewesen seyn. Das heiße Wasser diente bloß zur Auflösung des Zuckers und Bereitung des Punsches durch ein eigenes Mischen; denn sonst würde der Knabe nicht haben darin umherfahren können, da die Dünste ihn so umnebelt hätten, daß er taumelnd in das Bassin gestürzt wäre. Man führt hier auch den Admiral Russel als Festgeber an (s. neues Hannöversches Magazin, Jahrg. 8, 1798, St. 95, S. 1541). Der bloße Punsch kann, außer dem Bassin, dem Kahne ꝛc., nach unserm Gelde über 2300 Rthlr. gekostet haben. Ein zweites sonderbares Unternehmen, etwas später, als in der gedachten Zeit, war das Punschen auf der Pompejussäule. Es fiel nämlich einigen Englischen Seeleuten ein, die mit einem Schiffe im Hafen von Alexandrien lagen, auf der genannten Säule, die höher, als die Trojanische zu Rom ist, Punsch zu trinken. Vermittelst einer eigenen Erfindung kletterten sie mit Lebensgefahr bis auf den Gipfel der Säule, wo ein flacher Stein ihr Unternehmen begünstigte, zum Erstaunen der Einwohner von Alexandrien, die haufenweise herbei gelaufen kamen, um die Wagehälse zu sehen. Hieraus gewahrt man, daß die Britten auch hierin ihre Sonderbarkeit gezeigt haben. — In dem Grade, wie die Trinksucht in der neuesten Zeit bei den Vornehmen und Reichen, überhaupt bei den Gebildeten, abnimmt, nimmt sie unter den ärmeren Bewohnern Englands zu, wozu die großen, Palläsien gleichenden, Gin-Temples oder Branntweintempel das Ihrige beitragen, welche man in den großen Städten, hauptsächlich aber in London, gewahrt, und worin Jedem von den mit Lumpen bedeckten Individuen jedes Alters und Geschlechts, die hier einsprechen, und auf den Bänken an

den Wänden herum Platz nehmen, für einen oder zwei Pence Branntwein verkauft wird. Die Branntweinhändler oder Schenker haben ihre Branntweinhäuser größtentheils in den von Armen bewohnten Quartieren erbauet. Das Schenklokal besteht aus einem Mahagony-Komptoire, an den hinten sich ein großer, von tausend Gaslichtern erleuchteter Saal anschließt, der Friese von sorgfältiger und vergoldeter Bildhauerarbeit enthält, und mit großen Spiegeln oder Trümeaux geschmückt ist. In diesen glänzenden Gintempeln verkehren nun die mit Lumpen behängten Armen, die jedoch oftmals noch reich genug bedeckt sind, indem sie die abgetragenen Kleider der Reichen als Geschenke erhalten, womit sie sich bedecken; daher kommen Fremde bei ihrer Ankunft in London oft in Verlegenheit, wenn sie sich von Bettlerinnen, mit einem alten atlassenen Kleide mit Besatz, und einem sammetenen Hute mit Blumen oder Federn auf dem Kopfe, um eine Gabe ansprechen sehen. Man könnte darunter nur verschämte Arme vermuthen, aber nicht so dreiste Bettlerinnen, die das empfangene Almosen im Gintempel verzechen. Besucht man nun einen solchen Gintempel, so wird man durch die Kleidungen überrascht, kommt aber sehr bald wieder zu sich, wenn man diese Trinkgelage etwas genauer betrachtet, und besonders das Getränk, den Wachholderbranntwein. Wer höher hinauf steigt, trinkt abgezogenen Branntwein, und wer den Gipfel ersteigt, Rum oder Arrak; so weit kommt es jedoch nur selten unter diesen Trinkern, weil hier das Quantum geringer ist, und dieses wird besonders in Betrachtung gezogen. Diese Branntweinhäuser werden selten ohne Rausch verlassen, und nicht im ersten Stadium, sondern gewöhnlich im letzten. Dieses überhand genommene Branntweintrinken in den untern Volksklassen hat nicht nur das Parlament beschäftiget, sondern auch Mäßigkeitsvereine

dagegen hervorgerufen, von denen zwar gesagt wird, daß die Mitglieder wohl Menschenfreunde, ihrem Berufe nach, sind, das heißt, Leute, die viel schwatzen, aber wenig thun, indessen müsse man doch erwarten, daß gute thätig einwirkende Bürger sich der Sache annehmen, und sie befördern werden. Vom Parlamente begünstigt, hat sich ein Ausschuß gebildet, um der Völlerey Schranken zu setzen, und man darf erwarten, daß das Parlament thätig einschreiten werde, da die Regierung nichts gegen die Gintempel vermag. Unter den, diesem Ausschusse vorgelegten klaren Beispielen, wie weit diese Völlerey im Volke führt, verdient das nachstehende eine Erwähnung. Es betrifft eine alte Frau, die durchs Branntweintrinken ins Elend gerathen ist. „Diese Frau, sagt der Zeuge, ist jetzt Wittwe, und die Tante eines unserer berühmtesten Vokalisten. Sie ist eine unverbesserliche Branntweinsäuferin, Mutter von vier Söhnen und zwei Töchtern, die insgesammt nach Botany-Bei transportirt worden. Als sie Alles verkauft hatte, was sie besaß, um sich ihren Lieblingstrank zu verschaffen, nahm sie zu dem außerordentlichsten Mittel ihre Zuflucht. Die Natur, welche sie recht gut ausgestattet, hatte ihr mit vorgerückten Jahren alle ihre Gaben wieder entzogen, und es blieb ihr von ihrer ehemaligen Schönheit nichts weiter übrig, als zwei Reihen der weißesten und herrlichsten Zähne, die man sich nur denken kann. Sie verkaufte einen nach dem andern an einen Zahnarzt. In dem Grade, wie ihre Begierde zunahm, spekulirte der Zahnarzt auf ihren Appetit, und minderte den ihr anfangs zugestandenen Preis. Jetzt hatte sie nur noch zwei Zähne. Für den letzten, den sie verkaufte, erhielt sie acht Pence! Als sie sich denselben hatte ausziehen lassen, glaubte sie, der Preis für ihre Schmerzen sey doch zu geringe; sie ging darauf zu einem Arzte, und that ihm den Vorschlag, ihm ihren

Leib schon jetzt zu verkaufen. Er ging darauf ein, und versprach ihr, außer dem für ihren Körper bedungenen Preise täglich noch eine bestimmte Summe zu geben, wenn sie wöchentlich noch eine gewisse Dosis Arzney einnehmen wolle, um Versuche damit zu machen. Die Säuferin wurde unschlüssig, da sie aber fürchtete, der Arzt wolle sie dadurch nur schneller von dieser Welt befördern, so beschloß sie, sich auf diesen Handel nicht einzulassen." Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie weit es in England mit der Trinksucht gekommen ist, und wie nöthig es thut, das ärmere Volk davon zurück zu halten, welches auch schon theilweise durch die größere Ausbreitung des Thees unter demselben geschehen ist. — Selbst die Schiffskapitaine suchen dahin zu wirken, daß die Matrosen sich der starken Getränke auf den Schiffen enthalten, und Thee trinken, welcher auch auf mehreren Schiffen schon eingeführt worden. Man will hauptsächlich das Branntweintrinken bei der untern Volksklasse hemmen, da es hier zu sehr überhand genommen hat, und die Individuen derselben auf die warmen Getränke hinführen. Ueber das Treiben in den Kaffee-, Bier- ꝛc. Häusern in England s. den Art. London, Th. 80, S. 539 u. f. — Ein Schriftsteller macht hier die Bemerkung: Daß der Enthusiasmus des Engländers für seine Freiheit, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und gestärkt durch eine zwanglose Erziehung, in ihm die sonderbarsten Launen nährt, und ihn zu den bizarresten Handlungen hinreißt. Diese Hauptzüge zeigen sich in dem Charaktergemälde der Engländer durch alle Volksklassen, vom ersten Lord herab, bis zum Bauer und Sackträger, bald mit stärkern, bald mit mildern Farben aufgetragen. Dieses Abbild bewährte sich auch im Genusse, und besonders in der Trinkliebe, in der Schwelgerey, der er sich hier oft rücksichtslos hingab; und wenn dieses bei den höhe-

ren Ständen oft Statt fand, so herrschte dagegen bei dem wohlhabenden mittlern Stande mehr Freigebigkeit; für das verderbliche Wohlleben der Erstern tauscht dieser seine sittlichen Vergnügungen und das Glück seiner häuslichen Freude nicht ein; und wenn der heftige Lord seine Zwiste mit Pistolen entscheidet, so thut dieses der rohe Pöbel durch Boxen. — Der Schotte, der sich eben so sehr, wie der Engländer, durch Vaterlandsliebe auszeichnet, hat aber einen höhern Grad von Gastfreundschaft, und ist gegen Fremde sehr zuvorkommend; dieses beweiset er auch bei seinem Hange zu geistigen Getränken, indem er dem Fremden gern ein Glas credenzt. „Man hat nicht nöthig, sagt Georg Holzenthal*), lange unter den Schottländern sich aufzuhalten, um bei ihnen, gleich den andern nördlichen Völkern, ihren großen Hang zum Trunke zu entdecken. Gewöhnlich wird jeder Pfennig, der nicht zum Haushalte abgeliefert werden muß, zu einer Bowle Ale oder Porter verwendet. — Der Lieblingstrank, und dieses auch bei den Weibern, ist Whisky-Punsch, und unglaublich ist es, mit welchem Wohlbehagen sie dieses Getränk hineinschütten, und nicht eher damit aufhören, bis sie betrunken sind. Dieser Punsch, der ihnen über Alles geht, besteht aus weiter nichts, als aus Whisky (aus Gerste und Kartoffeln gebrannt), weißem Zucker und warmen Wasser. Betrunken seyn ist hier zu Lande keine Schande, da man es alle Tage zu häufig sieht; Niemand nimmt Notiz davon, und man kann wohl sagen ländlich, sittlich! — So wenig auch sonst die Schottländer Freunde von Komplimenten sind, so ceremoniös sind sie doch

*) Briefe über Deutschland, Frankreich, Spanien, die belearischen Inseln, das südliche Schottland und Holland, geschrieben in den Jahren 1809, 10, 11, 12, 13 und 14, von Georg Holzenthal, Premier-Lieutenant in Hochfürstlich Schaumburg-Lippeschen Diensten, Brief 35.

in Gesellschaften beim Gesundheitstrinken. Sofort, nämlich nach dem Thee, pflegt man ein Gläschen mit Stachelbeerwein, der hier zu Lande sehr deliciös ist, herumzureichen, worauf dann erst der edle Whisky mit warmen Wasser und Zucker erscheint. Hier nimmt nun der Wirth zuerst sein Glas, und nachdem er Jeden oder Jede der Anwesenden in folgenden Worten: **Mr.** oder **Mrs. your good health** (ihre gute Gesundheit) der Reihe nach durchgegangen, trinkt er, und diesem folgt dann Einer nach dem Andern nach; auch die in Großbritannien so üblichen Toaste oder Trinksprüche werden dann gelegentlich ausgebracht." — Der Hang zum Trunke äußert sich überhaupt mehr bei den Bewohnern des Hochlandes, die einfacher in ihren Sitten, aber auch mehr ihrer alten Lebensweise ergeben sind. Die höheren Stände haben sich in Schottland dem übermäßigen Schwelgen nie in dem Grade hingegeben, wie die Engländer; in Edinburg ruht jetzt die Trinksucht nur noch auf dem gemeinsten Pöbel, und besonders ist der Sonntag der Trunkenheit gewidmet. Der Puritaner, der an diesem Tage vor einem Opernhause und einem musikalischen Instrumente zurückschaudert, glaubt keine Sünde zu begehen, wenn er besinnungslos zu seiner darbenden Familie zurückkehrt. — In Irland ist die Trinksucht gleichfalls bei dem niedern Volke einheimisch; bei den Gebildeten findet man es nicht, daß die Sitte des Trunkes vorherrschend wäre, wenn man auch gleich, wie in England, starke Getränke liebt, und sie auch hier als Schutzmittel betrachtet, sowohl gegen das Klima, als den Speisegenuß, um die Verdauung der Speisen zu befördern. — Auch bei den übrigen Nordischen Völkern, den Holländern, Dänen, Schweden und Norwegern, werden starke Getränke genossen. Nach Harrington, in seinen Briefen aus Schweden und über Schweden, ist das Bier,

besonders das Doppelbier, Eines der gewöhnlichsten Getränke, welches überall in bester Güte zu haben ist; auch herrscht in diesem Lande die Gewohnheit, die Mittagsmahlzeit mit einem Glase Branntwein zu beginnen. Das Branntweinfläschchen findet man daher in den größten Häusern Stockholms und in den niedern Bauerhütten auf den Tischen; denn jeder Skandinavier leert ein Glas, ehe er sich zu Tische setzt. Auch hier wird diese Gewohnheit, Winter und Sommer fortgesetzt, für gleich zuträglich gehalten, um den Magen zur Verdauung der groben, saftigen und überflüssigen Nahrungsmittel zu reizen, deren der Körper in diesen rauhen Himmelsgegenden bedarf. Auch eine Art Haferbranntwein, der hier bereitet wird, soll nicht schlecht seyn. Auch in Schweden ist in neuerer Zeit das Branntweintrinken in den untern Volksklassen sehr eingerissen, und man sucht auch hier Mittel, diese Sucht zu hemmen. Mehrere Güterbesitzer haben deshalb schon die Brennereyen auf ihren Gütern aufgehoben, um hierdurch den starken Branntweindebit zu hemmen, oder der zu starken Consumtion Schranken zu setzen, obgleich man ihn, ohne ihm ein anderes ähnliches Getränk an die Seite zu setzen, nicht gut wird verdrängen können. Man hat hier auch durch Mäßigkeitsvereine schon vor mehr denn zehn Jahren dem übermäßigen Branntweintrinken entgegenzuwirken gesucht, und nicht ohne Erfolg, besonders auf das aufwachsende Geschlecht; denn die Trinksucht hindert sowohl den Ackerbürger und Bauer, als auch den Tagelöhner und niedern Handarbeiter, sich sein Brod in dem Grade zu erwerben, als er es könnte. Der Wein ist in Schweden schlecht und theuer, und bessere Sorten kommen nur auf den Tischen der Vornehmen und Reichen vor, und daher sind Bier und Branntwein diejenigen Getränke, welchen hier besonders zugesprochen wird. — Die Norweger

folgen so ziemlich im Trinken dem Beispiele der Schweden und Dänen, besonders lieben sie den Branntwein, der ihnen auch wegen des Klimas gut zu seyn scheint, wenn sie nicht das Uebermaaß liebten und sich dadurch schadeten, wenigstens ist dieses bei dem gemeinen Manne der Fall. — Der Däne ist kein so starker Trinker, als die oben erwähnten Völker, obgleich er auch dem Weine, Biere und Branntweine zuspricht, wie dieses überhaupt bei den starken Seehandel treibenden Völkern der Fall ist. Ein eigenthümliches Getränk der Dänen ist Eyerschnapps oder Branntwein, welcher aus einer Mischung von Rum, Zucker und Eydottern besteht. Die Bereitung überläßt man in der Regel in den Wirthshäusern den Einkehrenden, indem ihnen bloß die Materialien dazu gereicht werden. Man soll sich besonders bei kalter Luft und zur Nachtzeit sehr leicht an dieses Getränk gewöhnen, und besonders schon deshalb, da seine Wirkungen sehr gut sind. Ein zweites Getränk ist der Meth, an dem sich die alten Helden der Dänen sehr gütlich thaten; er soll, gut bereitet, ein wahrer Nektar der Götter seyn. Uebrigens trinkt der Däne von warmen Getränken auch den Kaffee und den Thee, der auch eine besondere Aufnahme in diesem Lande gefunden hat; auch der Isländer trinkt ihn, wozu er aber die Blätter von Ehrenpreis (Veronica officinalis) und von einigen andern Pflanzen gebraucht. Wenn nun die vornehmen und reichen Dänen, und hauptsächlich die Kaufleute, ihre fremden Weine, besonders Portwein, Spanische und Französische Weine, Rum, Punsch, verschiedene Biere ꝛc. genießen, so trinkt der gemeine Mann auch sein Glas guten Kornbranntwein, worin er sich aber nicht überhebt. — Der Holländer ist sehr mäßig im Trinken, wenigstens wird man selten in Gesellschaften, wo es nur einigermaßen honnett hergeht, einen Trunkenen gewahren. Bei aller Verschwendung

der feinsten Weine und Liqueure bleibt doch Alles ruhig; man ist froh und heiter beim Glase, aber ohne zu lärmen oder ausgelassen zu werden. Besonders herrscht hier in den Deutschen Häusern des mittleren Standes Geselligkeit beim traulichen, herzlichen Mahle. Der vornehme und reiche Holländer liebt das Derbe, das Materielle. Bei seinen Mahlen wechseln bei jedem Gange Porter, Rheinwein, Burgunder, Madeira, Champagner und andere feine Weine mit wahrer Verschwendung ab. Die untern Volksklassen, sowohl der niedere Bürger, als der Landmann, trinken weder Bier, noch Wein, als gewöhnliche Getränke, dagegen Kaffee, Thee und Wachholderbranntwein *); Letzterer ist sein vorzüglichstes Labsal. Die gewöhnlichen Bürger besuchen auch die Wirthshäuser, die Landleute nur selten, sie thun sich zu Hause gütlich. Schon die Reinlichkeit der Holländer läßt selten einzelne Individuen zur Völlerey kommen, weil sie hierdurch ihre schön aufgeputzten und reinlichen Gemächer zu beschmutzen glauben, wenn sich ein hitziges Fluidum ihrer Sinne bemächtiget hat, und deshalb trinken sie zwar tüchtig, aber nie, oder doch nur selten artet die Trinksucht in einen gemeinen Rausch aus. — Die südlichen Europäischen Völker, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen ꝛc., sind nie als starke Trinker angeführt worden, wenigstens hat man sie in dieser Beziehung immer den nordischen oder mehr nördlich gelegenen Völkern weit nachgestellt, und diese haben sich ihren Spöttereyen und Neckereyen in Hinsicht der Trinksucht auch oft unterziehen müssen, obgleich sie ihnen die beißenden Satyren, wie oben angeführt worden, oftmals derb, ihrem offenen Charakter gemäß, wieder-

*) Der beste wird in Schiedam destillirt, und unter dem Namen Geniévre verkauft.

gegeben haben. Die genannten Völker trinken natürlich mehr Wein, Cyder und solche Getränke, die dem Klima angemessen sind; sie bedürfen weniger Reizmittel, und daher ist selbst der Kaffee, z. B. in Spanien, wenig beliebt; dagegen trinken sie Schocolade oder Chocolade, Limonade, Thee ꝛc.; aber auch fremde Biere, fremde Weine und Liqueure, besonders den Rum und Arrak, Punsch ꝛc.; allein diese Getränke erhalten bei ihnen kein Uebergewicht, keine schädliche Einwirkung, daher findet man auch hier keine Mäßigkeitsvereine, wie in den nördlichen Staaten; und wenn bei ihnen wirklich manche Fehden, besonders Duelle, wie in Frankreich, durch weinerhitzte Gemüther entstehen, auch wohl Franzbranntwein oder Cognac und andere Liqueure dazu beitragen, so wird dieses doch dem südlichen aufgeregten kolerischen Charakter zugeschrieben, nicht dem Getränke, obgleich auch dieses oft Veranlassung dazu war. Im nördlichen Frankreich findet man an Ruhe- und Festtagen, daß sich die niedere Volksklasse im Essen und Trinken übernimmt. Man ißt an solchen Tagen Brat- und Blutwürste, Schinken, gesalzenes und gepfeffertes Fleisch, welches zum Trinken reizt, wodurch die Zusammenkünfte in Trinkstuben in abscheuliche Saufgelage ausarten sollen, die sich gewöhnlich mit blutigen Köpfen endigen. Auch haben die Franzosen in neuester Zeit bei ihren Kriegszügen durch verschiedene Länder Europas die Sitten anderer Völker und auch ihre Getränke kennen gelernt, und sich auch beim Biere und Branntweine gütlich gethan. — Wie die Messen und Jahrmärkte überall Gelegenheit zum Trinken geben, so ist es auch in Frankreich der Fall, wo Wein, Liqueure ꝛc. überall feil geboten, und die Kaffee- und Weinhäuser stark besucht werden; auch sind die Liqueure von Paris, Nancy, Montpellier ꝛc. berühmt, und beweisen, daß auch die Franzosen diesen Doppel-

branntweinen zusprechen. — Wenn der Italiener bei seiner Chocolade, seinen feurigen Weinen, bei seinem Rossoglio ꝛc. sich nach seinem Maaßstabe belustiget, so darf doch der Deutsche den seinigen nicht hier anlegen; denn ein Deutscher Prälat, dessen Bedienter jede Thür in Montefiascone, wo er guten Wein gefunden hatte, mit Est bezeichnen mußte, trank sich in den zu vielen mit Est bezeichneten Häusern zu Tode. Er liegt auch daselbst begraben, und sein Bedienter ließ ihm die Grabschrift setzen: Est, est, est, propter nimium est, hic Johannes de Fugger, dominus meus mortuus est. — Wenn der gemeine Katalonier sein Gläschen Anis trinkt, so trinkt dagegen der Ungar seinen Ausbruch, und seinen Sliwonitzer oder Zwetschenbranntwein, und der Schweizer in seiner Sennhütte, neben der Milch, auch sein Gläschen Branntwein, welches auch die Bewohner des Chamounythales in Savoyen thun, die sich aber oft in Branntwein berauschen. Wenn der vornehme Ungar seinen Tokayer und Neustädter trinkt, so trinken die höheren und reicheren Bewohner der Schweiz ihren Wein und Baseler Kirschwasser, berauschen sich aber selten. — Man kann annehmen, daß noch kein Getränk in der Welt eine so allgemeine und schnelle Aufnahme überall gefunden hat, als der Branntwein. Die erste Aufnahme bei seiner Bereitung in Deutschland geschah wohl daher, daß er als ein Vorbauungsmittel wider die meisten Krankheiten, und als ein Specificum, um schön und jung zu bleiben, empfohlen wurde, und obgleich diese Empfehlung seine Aufnahme bewirkte, so wurde er doch schon im Jahre 1582 von dem Magistrate in Frankfurt am Main verboten, weil von den Barbieren die Anzeige gemacht worden, daß er bei den damaligen Sterbensläuften sehr schädlich sey, welches Verbot aus derselben Ursache auch 1605 wiederholt wurde. Als man an-

gefangen hatte, ihn nicht mehr aus Wein oder Wein- und Bierhefen zu bereiten, sondern dazu Rocken, Weizen und Gerste nahm, so hielt man solches für einen Mißbrauch des Getreides. Man besorgte eine Verfälschung des Rheinischen Branntweins durch den Fruchtbranntwein, und behauptete, daß die Träber dem Viehe, sonderlich den Schweinen, höchst schädlich seyen, woher denn bei Menschen die beschwerlichste, abscheulichste und ansteckendste Krankheit, der Aussatz, entspringe. Aus dieser Ursache wurde im Jahre 1595 in Chursachsen die Bereitung des Branntweins nur aus Wein- und Bierhefen erlaubt. Obgleich man gegen den Genuß des Branntweins von so vielen Seiten her zu Felde zog, ja man ihn wieder aus der Reihe der Genußmittel verdrängen, und in die Apotheken verweisen wollte, so blieb er dennoch das einzige Getränk, welches so allgemeinen Beifall in allen Welttheilen sich erwarb, und dessen Verdrängen gar nicht möglich ward. Selbst die rohen Völker, die sogenannten Wilden unter allen Zonen, haben ihn von den Europäern nicht nur willig angenommen, sondern sie gaben dafür auch Alles hin, was ihnen sonst lieb und theuer ist. Vom Lappen bis zum Afrikaner ist die Begierde nach Branntwein gleich heftig; in Asien wird er getrunken, und in Amerika ist wohl keine bekannte Gegend, wo er nicht ein Labsal der Einwohner wäre. Ja in Nordamerika hat man durch Mäßigkeitsvereine seine Macht bei dem untern Volke zu beschränken angefangen; so sehr hat er sich die Gunst durch seinen Reiz zu erwerben und zu erhalten gewußt, daß alle Mittel dagegen nur Palliative sind.

Daß Aerzte die sämmtlichen starken Getränke in diätetischer Hinsicht die Musterung passiren ließen, geschah schon früher, besonders aber in dem verwichenen Jahrhunderte; denn diesem war es vorbehalten, daß man erst mit dergleichen Vorstellungen in Schriften

Gehör finden konnte, bis dahin traten nur wenige Aerzte gegen das Trinken auf, so wie sich keine Vereine gegen das starke und zu frühe Tabaksrauchen der jungen Leute bilden, und eben so wenig Aerzte sich ernstlich dagegen vernehmen lassen. Hufeland that beides in seiner „Makrobiotik oder Kunst das menschliche Leben zu verlängern;" er warnt darin vor den hitzigen Getränken und dem Rauchgenusse, auch vor dem Genusse des Schnupftabaks. In Hinsicht des Trinkens sagt er überhaupt: „Man versäume nicht das nöthige Trinken. Es geschieht häufig, daß man durch Unachtsamkeit auf die Erinnerungen der Natur zuletzt das Trinken ganz verliert, und nun gar nicht mehr von der Natur erinnert wird, welches eine Hauptursache der Trockenheit, Verstopfung des Unterleibes, und einer Menge von Krankheiten ist, die man so häufig bei Gelehrten und sitzenden Frauenzimmern findet. Aber man merke: nicht unter dem Essen ist die beste Zeit zum Trinken; denn dadurch wird der Magensaft zu sehr verdünnt und die Kraft des Magens geschwächt; sondern nach Tische, etwa eine Stunde nachher. Das beste Getränk ist Wasser, dieses gewöhnlich so verachtete, ja von manchen für schädlich gehaltene Getränk. Das Bier ist als Ersatz des Wassers zu benutzen in Gegenden, die kein gutes Wasser haben, oder für Menschen, die einen zu schwachen Magen, Neigung zur Hartleibigkeit oder einen erschöpften nahrungslosen Körper haben, doch muß es gut bereitet und gut gewartet seyn, das heißt, einen gehörigen Antheil Malz und Hopfen haben (das Erste giebt dem Biere die nährenden, das Zweite die magenstärkenden und verdauungsbefördernden Theile), gehörig ausgähren, und auf Flaschen abgefüllt werden, damit es auch Geist behalte. Der Wein erfreut des Menschen Herz; aber er ist keinesweges eine Nothwendigkeit zum langen Leben;

denn diejenigen sind am ältesten geworden, die ihn nicht tranken. Ja er kann als ein reizendes, die Lebensconsumtion beschleunigendes Mittel das Leben sehr verkürzen, wenn er zu häufig und in zu großer Menge getrunken wird. Wenn er daher nicht schaden und ein Freund des Lebens werden soll, so muß man ihn nicht täglich, und nie im Uebermaaße trinken, je jünger man ist, desto weniger, je älter, desto mehr. Am besten, wenn man den Wein als Würze des Lebens betrachtet und benutzt, und ihn nur auf die Tage der Freude und Erholung, auf die Belebung eines freundschaftlichen Zirkels verspart." — Wegen des Trinkens bei Tische oder während der Mahlzeit ist schon Vieles geschrieben worden; die meisten Aerzte verwerfen es, als der Verdauung schädlich, Einige lassen einige Gläser Wein, besonders beim Braten genossen, zu, nur verbieten sie jedes Uebermaaß, und besonders die zu sehr verdünnten geistlosen Getränke, weil sie den Magensaft schwächen und die Verdauung stören. Hier Einiges darüber von einigen frühern Aerzten, welches auch noch jetzt nicht bekämpft worden, also noch dieselbe Beachtung findet. Der Königlich Polnische Hofrath und Leibarzt de Moneta sagt in der **Gazette salutaire** über das Trinken bei Tische Folgendes.

Dem größten Theil der Menschen wird das hier Gesagte sehr überflüssig erscheinen, da nicht nur viele diätetische Vorschriften von den größten Männern seit Jahrhunderten es lehren, die lebenden Aerzte fast einstimmig solches behaupten, ja es den mehrsten gesunden und kranken, jungen und alten Leuten bei schlechter Verdauung oder bei Verstopfungen als nöthig empfehlen; und dann der stärkste Grund der Erfahrung zu seyn scheint, daß von alten Zeiten her Tausende von Menschen Wasser und Bier unter dem Essen getrunken und noch trinken, und leben und ge-

sund sind. Alle diese Gründe sind schon stark, und dazu kommt nun noch, daß dieses Bedürfniß der Natur in den Geschmack der Leute fällt; daher man bei einem so rechtmäßigen Grunde um so weniger sich bemüht, auch dem Geschmacke Grenzen zu setzen. Weil aber bei der Beobachtung dieser Regel es sich dennoch oft trifft, daß Leute, die außer der Mahlzeit sich ganz gesund befinden, auch sich mit Eßlust zu Tische setzen, bald nach dem Genusse sehr weniger Speisen, sobald sie nur ein Glas Wasser oder Bier trinken, sich gleich übel befinden, Andere wohl gar ohnmächtig werden, noch Andere aber, die eine ziemliche Mahlzeit thun, und bei Tische aushalten, nach dem Essen eine große Unlust, Schläfrigkeit, Beschwerde des Unterleibes, Blähungen, Aufstoßen, Sodbrennen, bittern Geschmack und dergleichen Unbequemlichkeiten empfinden, ja oft Erbrechen bekommen, so muß diese Regel doch bei Vielen eine Ausnahme erleiden, und die Sache scheint, der Folgen wegen, die sie auf den Gesundheitszustand hat, von solcher Wichtigkeit zu seyn, daß eine genaue Prüfung dieser Vorschrift nicht ohne Nutzen seyn wird. — So wie ich nicht läugne, daß der mehrste Theil der Menschen, die eine starke Verdauungskraft und starke Bewegung haben, Alles untereinander essen und Vieles trinken können, ohne das Geringste zu fühlen, so berufe ich mich auch auf die Erfahrung, daß zärtliche, schwächliche, hypochondrische oder hysterische Personen, Leute, die viel sitzen, Frauenzimmer, die oft Krämpfe haben, alle die angegebenen Beschwerden, theils stärker, theils schwächer empfinden werden. Daß nun dieses hauptsächlich dem Getränke fast allein zuzuschreiben ist, davon können sich diese Personen leicht überzeugen, wenn sie so viele Gewalt über ihre Gewohnheit haben, daß sie sich über Tische ein oder zwei Tage alles Getränkes enthalten können. So lange ich aus Vorurtheil noch gänzlich den Grundsätzen der Diät, wie man sie auf Hochschulen lehrt, ergeben war, sah ich mit offenen Augen nichts, und viele Fälle waren mir unerklärbar, die doch, wenn man ganz unbefangen dieselben betrachtet, offenbar in die Augen fallen. In meinen jüngern

Jahren geschah es nun, daß die älteste Tochter der Herrschaft, deren Hausarzt ich war, schon lange vor mir den Zufall hatte, daß sie selten die ganze Zeit der Tafel ausdauern konnte, sondern schon bei dem zweiten Gange ohnmächtig wurde, den Tisch verlassen, sich aufschnüren, und aufs Bett oder Sopha legen mußte, bis eine oder zwei Stunden vorüber waren, da man ihr unterdessen Thee gemacht, warme Teller auf den Magen gelegt, und sie dann wieder zu sich kam. Diese junge Gräfin war siebzehn Jahre alt, von schwacher Leibesbeschaffenheit, klagte sonst über nichts, als öftere Blähungen, war sehr blaß, aber übrigens mit vielen Fähigkeiten begabt. Man hatte schon die besten Aerzte im Lande deshalb consulirt. Da nun alle keine Hülfe gebracht, und das Uebel immer einerlei blieb, so konnte auch ich nichts ausrichten, indem nach meiner Einsicht Alles verordnet war, was nur dabei dienlich seyn konnte. Kurz, es verging eine geraume Zeit, daß ich nichts ausrichten konnte. Die junge Gräfin speiste daher mehrentheils in ihrem Zimmer, um nicht Aufsehen bei der Tafel zu machen. Wenn ich mir Alles genau überlegte, was sie genoß, die nur geringe Portion, die täglich hinlängliche Bewegung, die Ordnung in der ganzen Lebensart, wo keine Leidenschaften Statt fanden; so war mir der ganze Zustand unerklärbar, und all mein Nachdenken hierüber war vergebens. Eines Tages, als ich schon zu argwöhnen anfing, ob nicht das viele kalte Wasser, was über Tische getrunken wurde, (indem die gläserne Karaffe beinahe ein Quart hielt, die vorgesetzt wurde,) Schuld an dem Uebel sey, so begegnete der zweiten Gräfin, die etwas jünger war, derselbe Zufall über Tische. Alles war darüber bestürzt, und in Furcht, daß das Uebel auch bei dieser einreißen könnte, und ich war nicht weniger verlegen, als alle Andern. Den folgenden Tag gab ich dem Fräulein Pomeranzentropfen mit etwas Wein vor dem Essen, und ersuchte sie, bei Tische nicht das Mindeste zu trinken; sie zwang sich dazu, und fühlte nicht die geringste Beschwerde. Den folgenden Tag wurde dasselbe vorgenommen, und sie

blieb auch gesund. Den dritten Tag dieselben Tropfen; allein sie konnte es nicht gleich aushalten, ohne Getränk zu bleiben; sie trank zwar nicht viel, empfand aber gleich, daß ihr nicht so wohl war, als an den vergangenen zwei Tagen. Ich schreckte sie mit dem Zustande ihrer Schwester, wenn sie sich nicht würde überwinden können, und glücklicherweise blieb sie bei dieser Enthaltsamkeit gesund, und konnte es nachher ohne großen Zwang ertragen. Jetzt glaubte ich mit Recht auch diese Diät der ältesten Schwester anrathen zu können, die aus dem Beispiele der jüngsten Muth schöpfte. Ich ließ daher alle Arzney weg, die den Magen stärken sollte, bediente mich nur der Pomeranzentropfen, und verbot das Trinken. Zu meinem größten Vergnügen sah ich auch bei dieser Patientin gleich in den ersten Tagen eine große Erleichterung, und nach einigen Wochen aß sie mit größerem Appetit, und wußte von keiner Ohnmacht und Blähungen etwas mehr. Dergleichen unvermuthete Entdeckungen können keinem Arzte gleichgültig seyn, und so glaubte ich denn aus diesen Erfahrungen mir die üblen Symptome, die sich so lange gleich nach der Mahlzeit gezeigt hatten, erklären zu können. Ohne auf die Meinungen anderer Aerzte wegen des Verdauungsgeschäfts zu schwören, da dieser chemische Prozeß nicht genau ermittelt werden kann, und was darüber existirt, nur Vermuthungen sind; so ist doch so viel gewiß, daß der Nahrungssaft sich auf irgend eine Art entwickeln muß. Den chemischen Grundsatz hier vorausgesetzt: je mehr sich Körper einander verwandt sind, um so eher vereinigen sie sich. Wenn man nun den Speichel und Magensaft des Menschen untersucht, so findet man in demselben Bestandtheile aus allen drei Reichen in der Natur. Alles, was wir genießen, läßt sich darin ganz auflösen, ohne vorher eine Fäulniß oder Gährung nöthig zu haben, wie auch einige Aerzte es wollten; und ist die Auseinandersetzung zu Stande gebracht, so finden die in den Eingeweiden befindlichen Filtra kein Hinderniß, ein jedes nach seiner Art, das daselbst befindliche Flüssige einzusaugen. Die Speisen werden durch das Zermalmen im Munde

mit dem zufließenden Speichel so mürbe gemacht, und mit dem ersten thierischen Safte so gemischt, daß sie schon halb aufgelöset in den Magen kommen; daselbst werden sie nun mit dem Magensafte, der noch stärker wirkt, und durch die beständige sanfte Bewegung des Magens so gemischt, und durch die natürliche Wärme desselben so mürbe gemacht, daß sie sich ganz in den thierischen Saft, Chylus genannt, auflösen, und gleich im Magen assimilirt oder verähnlicht werden. Wird diese Funktion nun nicht durch Nebenumstände gehindert, so befindet sich der Mensch ganz wohl, und die Absonderung der Nahrung geschieht, ohne daß er es bemerkt. So wird nun die fließende Masse durch den Darmkanal sanft fortbewegt, welches aus der Physiologie bekannt ist. Ich suche daher die Verdauung: 1) im guten Zerkäuen der Speisen; 2) in der hinlänglichen Quantität des Speichels, der beigemischt wird; 3) in der Natur des Magensaftes, der, wenn er nicht geschwächt ist, Alles auflöset; 4) in der wurmförmigen sanften Bewegung des Magens, und 5) in der großen Hitze desselben. Daher muß Alles, was diese Eigenschaften schwächt, auch der natürlichen Verdauung nothwendig hinderlich seyn. Wenn ich also während des Essens viel kaltes Wasser oder Bier in den Magen gieße, so wirkt dieses jedesmal wie folgt: 1) Benimmt es dem Magen sogleich den Grad der nöthigen Hitze, als wenn ich in einen kochenden Topf kaltes Wasser gieße, so hört die innere Bewegung gleich auf, das Fett erstarrt, und die festen Speisen, Gemüse, Gallerte und alles Flüssige wird Eins von dem Andern getrennt. 2) Die in dem kalten Getränke enthaltene viele Luft entbindet sich, und belästiget den obern Theil des Magens; sie dehnt sich bei wieder zunehmender Wärme mehr aus, blähet den Magen auf, spannt das Zwergfell, und verursacht kurzen Athem, Schwindel und Ohnmachten; verhindert auch den Magen, durch die starke Ausdehnung, daß er seine Bewegung nicht vollenden, und die stets nöthige Mischung der Speisen fortsetzen kann. 3) Entkräftet das Wasser auch den Verdauungssaft; daher die Rohhigkeit, der üble Geschmack im Munde;

und selbst der abgesonderte Saft oder Chylus, welcher in den Darmkanal fortgeschafft wird, ist unausgearbeitet, roh, und kann nicht so viel gute Nahrung dem Körper geben, als der, der auf dem Wege der Natur ohne Hinderniß bereitet wird. Je zärtlicher nun der Körper ist, um diese Hinderuisse durch Gegenkraft zu überwinden, um so beschwerlicher sind auch die Zufälle, die schon oben erwähnt worden. Daher scheint die Regel sehr falsch zu seyn, die manche Aerzte geben, daß man nur viel trinken müsse, um die Speisen besser zu verdauen und das Blut zu verdünnen. Die Natur der Sache lehrt hier gerade das Gegentheil; denn so wie ein Jeder mit einem kochenden Gefäße sich solches bildlich darstellen kann, so ist nicht einzusehen, warum man dem Wasser in Ansehung des Magens eine andere Wirkung zuschreiben will. Gegen die Einwendung, daß es an nöthiger Feuchtigkeit zur Verdauung fehlen würde, darf man nur die Menge des Speichels betrachten, die während des Käuens hervorkommt, den häufigen Magensaft, den man gewöhnlich antrifft, und auch die Suppen, die wir über Tische genießen, so fällt dieser Zweifel weg. — Daß es nicht Allen schadet, kann kein Gegengrund seyn, da die Körperstärke nicht bei Allen gleich ist; auch ist es noch nicht erwiesen, ob die Verderbnisse der Säfte, die Fieber, Verstopfungen, hysterische und hypochondrische Zufälle, nicht Fehler dieser unvollkommenen Verdauungen sind. Nur das Vorurtheil, daß hierin nichts Schädliches sey, hat Aerzte und Nichtärzte verhindert, zu erwägen, daß das viele Trinken über dem Essen Ursache einer üblen Verdauung sey. Durch dergleichen Betrachtungen habe ich mich völlig von der Wahrheit meines Satzes überzeugt. Ich habe nachher an mir selbst und auch an Andern genaue Prüfungen angestellt, und immer gefunden, daß ich mich hierin nicht geirrt habe. Da ich nun mit diesem Mittel schon gut bekannt war, traf es sich in einer Gesellschaft, daß ein Offizier, ein Mann von dreißig Jahren, der sonst gesund und kraftvoll zu seyn schien, auch bei Tische ohnmächtig wurde, so daß man ihn in ein anderes Zimmer bringen mußte. Ich hatte wahr-

genommen, daß, ehe ihm solches begegnete, er zwei große Gläser Bier, die wohl drei Pfund halten konnten, ausgetrunken hatte. Die Frau klagte mir, daß ihm solches oft über dem Essen begegnete, und man vermuthete, daß es epileptische Zufälle seyen. Ich tröstete sie hierüber, verordnete ihm zuerst Magentropfen, und da er sich das Trinken während des Tisches abgewöhnte, so verschwand auch dieser Zufall. Unter so auffallenden Kranken traf ich auch eine Dame, die der täglichen Unpäßlichkeit wegen, welche sie nach dem Essen befiel, zu dem weiland berühmten Baron Swieten reisete, um sich Rath zu erholen; allein auch seine Verordnungen halfen ihr nichts. Da sie nun zu mir kam, untersagte ich derselben das Trinken über Tische, und sie wurde ganz gesund, und wußte von keiner Schwachheit mehr. Es würde zu weit führen, hier mehrere Beispiele anzuführen, da solche täglich vorkommen, und auch Jeder, der nicht Arzt ist, in ähnlichen Fällen sich selbst helfen kann, da keine Gefahr damit verbunden ist. Man wird mir den Einwurf machen, daß ich durch solche Einschränkung den größten Theil des gesellschaftlichen Vergnügens störe; allein diesen muß ich auch zum Troste sagen: daß ich einige wenige Gläser Wein nicht mit darunter rechne, und also bleibt die Heiterkeit der Gesellschaft dabei ungestört; diejenigen aber, die durch ein Glas Bier ihr Vergnügen finden, denen wird es auch schwer werden, ihre Bierstunde bis um vier Uhr Nachmittags hinauszusetzen, da sie dann mit mehr Ruhe und wenigerem Nachtheile der Gesundheit leicht das ersetzen können, was sie versäumt haben. Auch können diese Biertrinker einige Zeit vor dem Essen etwas Bier trinken, wenn sie nämlich befürchten, daß sie nicht zwei Stunden nach dem Essen würden aushalten können. Da nun solches lediglich von der Ueberzeugung eines Jeden abhängt, so mag auch er erwägen: ob es leichter sey, eine schädliche Gewohnheit sich abzugewöhnen? oder ob es erträglicher sey, alle die vorher erwähnten Unbequemlichkeiten länger zu erdulden? Die Freiheit des Willens bleibt demnach Jedem ungekränkt.

Der Doktor Schäffer in Hannover hat gleichfalls Beobachtungen über das Trinken bei der Mahlzeit angestellt, und ähnliche Resultate, als vorher angeführt worden, erhalten. Ich will hier auch Einiges aus seinem Aufsatze im „neuen Hannöverschen Magazine," Jahrgang 1., mittheilen. Es heißt darin:

Die ersten Erdbewohner haben wahrscheinlich nach der Natur gelebt, und nur Wasser getrunken, bis sie durch Zufall oder Nachsinnen darauf geriethen, Wasser mit andern fremden Dingen zu vermischen, und dadurch andere Flüssigkeiten kennen zu lernen. Hieraus entstanden nach und nach Getränke, die zwar den Durst löschten, aber auch den Gaumen kitzelten, und auch dann, wenn die Natur nicht zum Trinken auffordert. Durch diese Vermehrung ihrer Kenntnisse und Erweckung angenehmer Empfindungen und Lebensfreuden gewannen die Menschen scheinbar, verloren aber wirklich. Ein Heer von Leiden mußten sie nothwendig als Begleiterinnen und Folgen jener Freuden kennen lernen, weil sie von der ihnen von der Natur vorgezeichnen Bahn abwichen, die Ordnung der Dinge störten, und wider das Naturgesetz handelten. Die Krankheiten verschiedener Art würden wir gewiß eben so wenig, als die Thiere, kennen, wenn wir außer dem Wasser kein anderes Getränk kennen gelernt hätten, wenn wir mit diesem so heilsamen Getränke nur den Durst löschten. Wir weichen immer mehr von den Gesetzen des Trinkens ab, und jede Abweichung ist uns nachtheilig und schädlich, am nachtheiligsten und schädlichsten aber bei der Mahlzeit. Hier stört jedes Uebermaaß, auch des unschädlichsten Getränkes, die Verdauung, und schadet von mehr als einer Seite. Harte und feste Speisen, die nicht gehörig klein gekäuet und mit Speichel vermischt werden, schaden nur dann, wenn sie in zu großer Menge genossen werden; denn ihre Menge steht nicht mit den zur Verdünnung erforderlichen Feuchtigkeiten in einem gehörigen Ver-

hältnisse, die Verdauungssäfte sind nicht im Stande, sie gehörig aufzulösen; sie belästigen daher den Magen, da derselbe nicht im Stande ist, auf sie gehörig zu wirken; denn er wird durch seine wiederholte Anstrengungen geschwächt. Zu viel mit den genossenen Speisen in den Magen gebrachte Flüssigkeiten richten noch größeres Unheil an. Durch sie werden die Magensäfte zu sehr verdünnt, und ihre auflösende Kraft und Wirkung auf die festen Speisen geschwächt. Durch die Menge wird der Magen zu sehr ausgedehnt, und besonders dann, wenn die Flüssigkeiten warm sind, erschlafft. Auch auf die Bestandtheile des Getränkes und dessen Beschaffenheit nach der Bereitung kommt Vieles an. Je mehr das Getränk in Hinsicht der innern Mischung von dem natürlichen Getränke abweicht, je weniger es dem jedesmaligen Gesundheitszustande des Körpers angemessen ist, um so nachtheiliger sind auch die Folgen. Sowohl hieraus, als auch aus dem ungleichen Verhältnisse der genossenen Flüssigkeiten zu den festen Speisen entspringen, theils der langen oder kurzen Zeit wegen, in welcher die Speisen in den Verdauungswerkzeugen zubringen, theils wegen des unvollkommenen schlechten Nahrungssaftes, der aus ihnen bereitet wird, alle jene nachtheiligen Folgen, die aus einer mehr oder weniger beschleunigten Verdauung, und einem schlechten Nahrungssafte entstehen können. Und doch kann man es nicht läugnen, da es die Erfahrung lehrt, daß viele Menschen täglich bei Tische tapfer essen, und noch tapferer sich an die Flasche halten und zechen, und dieses oft Getränke mancherlei Art. Diese Gewohnheit, viele Jahre hindurch beibehalten, läßt alt und grau dabei werden, ohne einige Beschwerden von gestörter Verdauung oder deren Folgen zu empfinden. Dieses sind aber außerordentliche Naturen, oder sehr in Bewegung erhaltene Körper, deren derbe und feste Theile in Verbindung mit starken Magensäften alle Hindernisse leicht überwinden; ihre Zahl ist aber nur klein; sie machen eine Ausnahme von der Regel. Die meisten Menschen müssen aber für ihre Unmäßigkeit auf diese oder jene Art früh oder spät büßen. Unangenehme Ge-

fühle, Beschwerden von gestörter Verdauung, und, bei fortgesetztem Mißbrauche, Krankheiten mancherlei Art, aus dieser Quelle entsprungen, sind größtentheils unvermeidlich; und doch wird es Manchem so schwer, seine Leiden, wenn er auch die Quelle derselben kennt, durch Mäßigung zu lindern. Nicht selten hat der Arzt Gelegenheit, solche schwache Menschen mit sich kämpfen, aber meistens dem durch Gewohnheit zur andern Natur gewordenen Reiz, welcher mit jedem Tage stärker und unwiderstehlicher wird, unterliegen zu sehen. Hier hilft kein Rath. Oleum et operam perdit, wer hier rathen will; denn der Geist ist zu schwach, gegen die mächtig gewordene Begierde anzukämpfen. Es geht ihnen, wie jenem feisten, unglaublich sinnlichen podagrischen Schlemmer, dem einst Einige seiner Freunde, als er gerade unter den heftigsten podagrischen Schmerzen zu Bette lag, eine Schüssel mit Austern und eine eben geöffnete Flasche mit Champagner gefüllt, um ihn zu necken, langsam unter der Nase herzogen. Plötzlich vergaß der Podagrist allen Schmerz, und bat um Austern und Champagner. Seine Freunde wollten ihm nichts reichen, weil der Arzt dergleichen Sachen ausdrücklich verboten hatte. Durch Bitten konnte er nichts ausrichten; er wurde daher unwillig, wüthend, warf mit Schimpfwörtern um sich, und er würde in Convulsionen gerathen seyn, wenn man ihm nichts von den Leckereyen gereicht hätte. Seine Freunde ließen sich daher bewegen, und erlaubten dem schwachen Kranken, von beiden etwas zu kosten; und seine in krause Falten gezogene Stirn wurde zusehends glatt und heiter, sein volles Gesicht rundete sich allmählig, wie der Vollmond, und lächelte, seine Augen funkelten, und seine dicke herabhangende, nach dem Leckern gierende Unterlippe witterte — er kostete, und es war eine Lust, ihn kosten zu sehen. — So sehr kann uns Gewohnheit tyrannisch beherrschen, so wenig sind schwache Menschen im Stande, derselben zu widerstehen. — Bei Vielen ist die Gewohnheit des übermäßigen Trinkens bei Tische noch nicht so sehr eingerissen, daß sie sich nicht, wenn sie bemerken, daß ihre Verdauung gestört ist, davon sollten trennen kön-

nen; denn sie besitzen noch Kräfte genug dazu. Andere, und besonders diejenigen, welche nicht an hitzige Getränke gewöhnt sind, trinken oft aus bloßer Unwissenheit viel bei der Mahlzeit, leiden an schwacher Verdauung, kennen aber die Quellen nicht, und würden sie gern stopfen, wenn sie solche kennten. Für Beide sollen nun hier die Uebel, die daraus entstehen, auseinander gesetzt werden. — So nachtheilig jedem Gesunden der Mißbrauch des bei Tische genossenen Getränkes ist, um so nachtheiliger ist es jedem Schwachen, der an schwacher Verdauung ohnehin schon leidet. Personen, die einen zarten, schwächlichen Körper haben, eine sitzende Lebensart führen, Hypochondristen und hysterische Frauenzimmer, die oft an Krämpfen leiden, so wie alle diejenigen, welche bald nach dem Genusse nur weniger Speisen, besonders aber dann, wenn sie einige Gläser Wasser, Bier oder Wein getrunken haben, voll sind, sich übel befinden, auch wohl gar in Ohnmacht sinken, oder auch jedesmal nach dem Essen eine Unbehaglichkeit, Trägheit, Schläfrigkeit, Wallungen, Hitze, Magendrücken, Blähungen, Aufstoßen, Sodbrennen, Kolikschmerzen ꝛc. empfinden, Allen diesen ist der sparsame Genuß, ja wo möglich gänzliche Enthaltsamkeit alles Getränkes bei Tische zu empfehlen. Dieses kann Manchem ganz paradox vorkommen, weil die meisten Menschen glauben, daß man beim Essen trinken müsse. Väter, Mütter, Großmütter, alte Tanten prägen es den Kindern, Enkeln, tief und scharf ein, ja recht viel und fleißig zu trinken. Das Kind mag Durst empfinden oder nicht, es muß trinken, wenn es zu Tische sitzt; das Kind thut dies, lernt trinken, und lehrt es wieder. So pflanzt sich die Gewohnheit von Einem zum Andern fort. — Andere, die selten oder nie Durst haben, oder die es, richtiger gesagt, nie bei sich zum Durste kommen lassen, wenden oft ihren Mangel an Durst als eine Nothwendigkeit des vielen Trinkens bei Tische ein. Sie sagen: wenn ich bei Tische nicht trinke, so trinke ich gar nicht; denn sowohl außer der Mahlzeit, als bei derselben weiß ich von keinem Durste, und trinken muß man doch. — Bedächten nun diese Leute, daß

sie doch des Morgens, bald nach dem Aufstehen, einige Tassen Kaffee, Thee, oder ein anderes Getränk zu sich nehmen; daß sie bei der Mittagsmahlzeit auch wohl einen Teller Suppe genießen; daß auch in den Gemüsen, Saucen ꝛc. viel Flüssigkeit enthalten ist; daß sie des Nachmittags wieder einige Tassen Kaffee oder Thee, und des Abends wohl einen Teller Suppe genießen; daß bei ihrer einfachen stillsitzenden Lebensart, wobei der Körper, da er wenig Flüssigkeiten verliert, auch um so weniger bedarf, unmöglich Durst empfinden könne, so würden sie sich den Mangel desselben erklären können. — Noch Andere, besonders Wein- und Biertrinker, werden vielleicht ihren vielen Durst als einen Grund des nothwendigen Trinkens bei der Mahlzeit vorschützen. Bedächten sie aber, daß ihr vieler Durst kein natürlicher, sondern ein erkünstelter, eine durch Jahre lang fortgesetzte, zur andern Natur gewordene Gewohnheit ist, ein Durst, der sich dann einzustellen pflegt, wenn die Stunde schlägt, wo der Körper gewöhnlich getränkt wird, so würden sich auch diese ihren vielen Durst leicht erklären können. Man darf nur den Versuch machen, und täglich zu einer andern bestimmten Zeit viel trinken, und solches eine Zeit lang fortsetzen, und der Durst wird sich unter gleichen Umständen um die bestimmte Zeit einstellen. — Ich kannte einen Arzt, der sich so sehr an hitzige Getränke gewöhnt hatte, daß er in seinen letzten Lebensjahren das Bett früh Morgens nicht eher verlassen konnte, bis ihm seine Frau ein Glas Branntwein gegeben hatte; erst dann, wenn dieser die erstarrte Maschine von Neuem belebte, war er vermögend aufzustehen; machte er sich früher auf, so sank er zitternd und kraftlos nieder. — Allen Zweifelnden empfehle ich, als den besten und einleuchtendsten Beweis, die Erfahrung; jeder Schwacher, an Verdauung Leidender kann sie an seinem Körper sicher machen. Wer sich nur etliche Tage alles Getränkes vor, bei und gleich nach der Mahlzeit enthält, wird sich davon überzeugen konnen. Es wird zwar auch hier, wie mit jeder Gewohnheit, die man ablegen soll, auch bei dem besten Willen immer einige Mühe kosten; allein es geht doch, wenn

man nur will, nur ernstlich will, und es geht gut. Ist man gewohnt, viel bei Tische zu trinken, so trinke man täglich etwas weniger, damit die schwere Last des plötzlichen Unterlassens einer langjährigen Gewohnheit nicht zu hart drückt, und dem Körper auf keine Weise nachtheilig werde. Die Getränke, durch deren Mißbrauch bei der Mahlzeit die Verdauung gestört und die Gesundheit vernichtet werden kann, sind wegen der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile und ihrer inneren Mischung, nicht alle in gleichem Maaße schädlich. Bei unsern Tischen schränken sie sich gewöhnlich auf Wasser, Bier und Wein ein. Man wird leicht einsehen, daß unter diesen eben angeführten Getränken dasjenige das beste und gesündeste seyn muß, welches den Durst löscht, unsern Körper mit Feuchtigkeit hinlänglich versieht, sich mit allen Säften des thierischen Körpers leicht vermischt, einfach und ungemischt alle aus unserm Körper auszuführenden erdhaften und salzigen Theile in sich auf=, und durch die verschiedenen von der Natur bestimmten Ausführungswege mit sich fortnimmt; das keine Bestandtheile enthält, die weder durch ihren Reiz die festen reiz= und empfindbaren Theile widernatürlich reizen, und den Kreislauf des Blutes beschleunigen, oder aber durch Reizbarkeit und Empfindlichkeit unterdrückende und tödtende Eigenschaften den Kreislauf des Blutes verzögern und hemmen, und Schärfe und Krankheitsstoffe in dem Körper erzeugen können. — Alle eben genannten Eigenschaften, vereiniget reines, gutes, klares Quellwasser in sich. Von den schädlichen Eigenschaften hat es nicht eine einzige. Wasser ist daher das natürlichste, beste und gesündeste Getränk. Aber auch mit diesem Getränke können sich schwache Menschen, Schwächlinge, schaden, wenn sie es zweckwidrig und ohne Durst, und vorzüglich bei der Mahlzeit zu häufig trinken. Nächst dem Wasser wäre nun auch das Bier ein den meisten Menschen gesundes heilsames Getränk, wenn es so einfach, wie möglich, nicht nach dem Kitzel des Gaumens, sondern nach der Gesundheit bereitet würde. Man untersuche aber die meisten Biere, man gebe genau auf die Wirkungen, welche sie auf unsern Körpern äußern, Acht, so

wird man finden, daß die meisten Biere mehr den Namen einer Arzney, als eines einem jeden Menschen gesunden und heilsamen Getränkes verdienen. Junges, durch keine gewürzhafte oder andere Beimischungen zubereitetes Bier verursacht den meisten Personen Blähungen, Bauchgrimmen, Harnbrennen ꝛc.; altes hingegen Säure und Magenverderbniß. Diese Wirkungen sind erklärbar, wenn man jenes Erstere als ein über vegetabilische Substanzen abgekochtes Getränk ansieht, in deren Schleim eine Menge von Luft verborgen ist, die sich in den schwachen Eingeweiden entwickelt, sie ausdehnt und reizt, und welchen diese keine dem Reize verhältnißmäßig entgegenwirkende Kraft entgegensetzen können. Letzteres, als ein Getränk, dessen Neigung zur Essiggährung mit jeder Stunde, besonders wenn es an einem warmen Orte aufbewahrt wird, zunimmt. Hätte man es, um diese nachtheiligen Wirkungen zu verbessern, bei dem Zusatze von etwas Hopfen bewenden lassen, so würde ein solches Bier unter allen am wenigsten schädlich seyn. Jetzt aber, da man an verschiedenen Orten so verschiedene und mancherlei Beimischungen zu den Bieren nimmt, so kann man sich auch die verschiedenen Wirkungen der meisten Biere, welche bald stärkend oder schwächend, harn- oder schweißtreibend, stopfend oder laxirend, betäubend oder zu reizend sind, leicht erklären; unmöglich kann aber ein Getränk, das solche Eigenschaften besitzt, Jedem heilsam seyn, nothwendig muß es Schwachen, wenn sie dasselbe bei der Mahlzeit im Uebermaaße genießen, doppelt schädlich werden. Das übermäßige Getränk des Wassers und Biers bei der Mahlzeit einzuschränken, wird den Meisten nicht schwer, aber der Wein? das kostet Mühe und Arbeit, und unglücklicher Weise ist der Mißbrauch dieses so gewöhnlichen Getränks immer am nachtheiligsten. Der Wein ist eigentlich eine Arzney, und wer ihn täglich trinkt, dem schadet er täglich etwas. — Nur wenige Weintrinker können mit Wahrheit sagen, daß sie einen gesunden, nie mit einem Ungemach behaftet gewesenen Körper ins späte Alter hinüber getragen haben. Krankheiten verschiedener Art haben wir größtentheils dem Weine

zuzuschreiben; nur wenige außerordentliche Naturen entgehen seinen nachtheiligen Wirkungen; vorzüglich Schwachen, die an Unverdaulichkeit leiden, schadet er, besonders wenn sie ihn bei Tische genießen. — Aber Aerzte empfehlen ja den Wein gegen schwache Magen; selbst Paulus empfahl ihn ja dem Timotheus (1 Epistel an den Timotheus, Kap. 5, V. 23); hiernach muß doch der Wein das wahre Panier gegen schwache Magen seyn? — Ich zweifle aus Gründen, läugne aber im Mindesten nicht, daß es einzelne Fälle giebt, z. B. bei Wiedergenesenden, bei Personen, die Jahre lang an Wein gewöhnt waren, bei abgestumpften todten Nerven, die erweckt und belebt werden sollen; denn hier kann der Gebrauch des Weins von Nutzen seyn. Der einsichtsvolle Arzt wird aber den Wein nicht als ein Universalmittel bei verdorbenen schlechten Verdauungswerkzeugen empfehlen; denn er hat andere Mittel in Händen, durch die er seine Ansicht und Absicht besser erreichen kann, ohne zugleich von einer andern Seite zu schaden. Die vortheilhafte Wirkung einiger Gläser Wein bei der Mahlzeit, welche Einige aus dem bald nachher empfindenden Wohlbehagen ableiten wollen, ist wohl nur scheinbar und trieglich. Es läßt sich auch leicht erklären. Wenn schwache Personen an Unverdaulichkeiten, Blähungen ꝛc. leiden, so rührt dieses gemeiniglich von einer spätern Auflösung und Verderbniß der Speisen her, welche in eine sauere Gährung übergehen. Es entwickelt sich viel Luft, daher der aufgetriebene Magen, das Kneipen im Unterleibe; daher Hitze, Angst, Wallungen des Bluts ꝛc. Trinken sie nun einige Gläser Wein oder einen Schnaps, so wird dadurch die eine Fläche des widernatürlich erweiterten Magens gereizt; der gespannte Magen zieht sich mehr zusammen, und fängt an mit mehrerer Kraft auf die in ihm enthaltene Speisemasse zu wirken. Ein Theil der Blähungen wird nun noch durch Aufstoßen ausgetrieben, der andere Theil wandert nebst den Speisen in die Gedärme, wo für Beide mehr Raum ist, und die Blähungen nicht so sehr incommodiren oder hindern. Von dieser Seite ist also Gewinn; man befindet sich auf der Stelle besser. Der Verlust ist aber

auf der andern Seite um desto größer. Die ganze Speisemasse, welche schon vorher in sauerer Gährung war, wird durch den hinzugekommenen Wein oder Schnaps noch mehr verdorben, wenn ein schlechter Nahrungssaft, das Produkt einer schlechten Speisemasse, die nothwendige Folge seyn muß. Eine harte, blähende und schwer zu verdauende Speise wird, im Ganzen genommen, gewiß leichter und besser verdaut, wenn man gar nicht dazu trinkt. Gewohnte Weintrinker dürfen sich aber nicht daran kehren; denn diesen würde das plötzliche Unterlassen schaden. Die geschwächten Verdauungswerkzeuge und die stumpf gewordenen, nicht mehr so empfindbaren Nerven würden durch die weniger als der Wein reizende Speisemasse zur Zusammenziehung nicht hinlänglich gereizt werden. Legen sie die Gewohnheit aber allmählig ab; dann zweifle ich im Mindesten nicht, daß ihr Verdauungs- und folglich ihr ganzer Gesundheitszustand um Vieles verbessert werden sollte. — Außer den drei genannten Arten von Getränken, welche wir bei der Mahlzeit zu genießen pflegen, haben wir noch einen Gegenstand, den man bloß deswegen, weil er nicht wie andere Getränke aus Gläsern getrunken, sondern mit Löffeln genossen wird, für kein Getränk gelten lassen will — die Suppe. Dieses Küchenprodukt, woran wir aus bloßer Gewohnheit noch immer kleben, durch dessen Genuß wir uns so sehr schaden, und gar nicht nützen, sollten wir allenfalls nur dann, wenn wir gar nichts anderes haben, genießen, in jedem andern Falle aber von unsern Tischen gänzlich verbannen. Die Suppe ist doch im Grunde nichts anderes, als Wasser, Wein oder Bier, eins oder mehrere über thierische oder vegetabilische Substanzen abgekocht, wo die Flüssigkeit während des Kochens die in den mit ihr kochenden Ingredienzien enthaltenen auflösbaren Theile in sich aufnimmt. Zu welchem Zwecke und weshalb wir erst allemal, wenn wir Nahrungsmittel genießen wollen, ein solches Dekokt bereiten und genießen, ist nicht gut einzusehen; ja, erfolgte auf die Suppe weiter nichts, kein Gemüse, kein Fleisch in verschiedener Form bereitet, enthielte die Suppe immer eine Menge nahrhafter Theile (in den

gewöhnlichen Suppen sind derer sehr wenige), dann wäre sie oft recht willkommen. Da wir aber doch mit den nach der Suppe kommenden Speisen unsern Hunger stillen, und dem Körper die nöthige Nahrung verschaffen wollen, so ist nicht zu begreifen, warum erst Suppe gegessen wird. Durst wollen wir durch sie doch auch nicht stillen, und doch würde sich die Hausfrau oder Wirthin allenthalben eines großen Verbrechens schuldig machen, wenn sie nicht zu allererst eine recht heiße Suppe auftischte; schiefe Gesichter würde es geben, wenn keine Suppe käme, noch schiefere, wenn sie nicht recht heiß erschiene. Wie oft hört man im letztern Falle einen Nachbar dem andern ins Ohr raunen, die Suppe wäre recht gut, wenn sie nur heiß wäre. Frägt man solche Leute nach der Ursache, warum sie glauben, daß man Suppe essen, und zwar recht heiß essen müsse, so erfolgt gemeiniglich eine wie die kraftlose Suppe, noch kraftlosere Antwort: ei, man muß ja Suppe essen, und Suppe muß recht heiß seyn, sonst frage ich nicht darnach. Wenn man seinen Hunger mit andern Speisen stillen kann, dann nützt die Suppe zu nichts, schadet aber immer; besonders schädlich ist sie dem, der an schwacher Verdauung leidet. Sie schadet als Getränk bei der Mahlzeit, und besonders deshalb, weil sie gleich zu Anfange genossen wird. Ein oder zwei Teller voll müssen den ganzen Vorrath von Magensäften sowohl gleich anfangs im Magen, als auch, weil sie ihrer Flüssigkeit wegen bald weiter geht, in den dünnen Gedärmen verdünnen und größtentheils verschlingen. Kommen nun nach einiger Zeit die festen Speisen hinterdrein, so fehlt es an Magensäften, weil die Suppe größtentheils mit denselben davon gegangen ist, und ihre auflösende Kraft geschwächt hat. Die Speisen können daher nicht gehörig verdauet werden; es giebt Unverdaulichkeiten, und deren frühere und spätere Folgen. Soll nun aber einmal Suppe genossen werden, dann wäre es doch aus diesem Grunde weit besser, wenn sie ganz zuletzt genossen würde. Ein zweiter Nachtheil der Suppe ist dieser, daß mit ihr der beste Appetit größtentheils fort ist. Die übrigen Speisen sind nun einmal da, und

von allen muß denn doch genossen werden; man würde ja sonst nicht satt, und es wäre auch Schade, wenn etwas ungekostet stehen bliebe. Nun giebt es Ueberladungen des Magens. Der dritte Nachtheil der Suppe ist, weil sie gemeiniglich in zu großer Menge und warm genossen wird, beides dehnt den Magen aus, schwächt seine Spannkraft und erschlafft sein Ganzes. Die Folge davon ist Mangel an Kraft auf feste Speisen gehörig wirken, sie in Verbindung der guten Verdauungssäfte innigst mischen und auflösen zu können. Hieraus entstehen Unverdaulichkeiten, schlechter Nahrungssaft, und schwache Gesundheit. Personen, die in Hinsicht auf die Verdauungswerkzeuge schwach sind, haben sich also vor dem Mißbrauche eines jeden Getränks bei der Mahlzeit sehr in Acht zu nehmen. Es können inzwischen Fälle geben, die aber nur ein einsichtsvoller Arzt einsehen und bestimmen kann, wo irgend Eines der genannten Getränke als eine zweckmäßige Arzney dienlich seyn kann. Diese Fälle kann ich hier nicht genau bestimmen. Der jedesmalige besondere Gesundheitszustand des Schwachen, Temperament, Alter, Gewohnheit, Lebensart, Klima ꝛc. müssen die Wegweiser seyn, welche den Arzt in jedem einzelnen Falle zu diesen oder jenen Vorschriften leiten und bestimmen.

Diesen hier aufgestellten ärztlichen Ansichten und Erfahrungen über die Getränke und deren Mißbrauch, ist bis jetzt noch nicht widersprochen worden; denn wenn gleich die Ansichten und Meinungen der Aerzte hierüber verschieden sind, so kommen sie doch in der Hauptsache überein: daß ein zu starker Genuß geistiger Flüssigkeiten, sowohl über Tische, wie auch als tägliches Getränk außer demselben, schädlich auf den Körper wirkt. Daß die Gewohnheit bei starken Naturen (alten Trinkern) zwar viel, ja Alles thut, sie minder schädlich zu machen, daß man sie aber jedem Schwächling widerrathen muß, und auch dem Starken das Uebermaaß, weil solches, fortgesetzt, leicht Gicht, Was-

sersucht und andere Krankheiten erzeugen kann, die Folgen von der Ausschweifung im Trinken sind, indem sie die Verdauung stören und eine Austrocknung der Säfte bewirken. Der mäßige Genuß dieser Flüssigkeiten, der nicht täglich Statt findet, sondern nur bei besonderen Gelegenheiten, oder wenn es täglich geschieht, wie beim Weine über Tische, doch nur in einzelnen Gläsern, schadet nicht, und kann sogar, unter Umständen, eine gute Wirkung hervorbringen; so auch der Punsch, dann und wann des Abends bei feuchter Witterung getrunken. Bier, wenn es gut bereitet worden, wird von den Aerzten als ein gutes und nährendes Getränk empfohlen; aber auch beim Genusse desselben, soll man Maaß halten, wie dieses selbst beim Wasser geschehen muß, wenn es dem Körper, so natürlich es auch ist, nicht Nachtheil bringen soll.

Trinken (Gesundheit=), s. oben, unter Trinken und Trinksucht an mehreren Stellen, und Th. 17, S. 817 u. f. — Man hat Gesundheiten in Versen und im Druck herausgegeben, damit man sie memoriren, und bei schicklichen Gelegenheiten ausbringen kann. Hier einige derselben als Muster:

Der Fürst, in dem sein Vaterland,
Stets einen milden Herrscher fand!

Unser Landesvater lebe!
Ihm sey dies volle Glas gebracht,
Der Wahrheit Genius umschwebe
Ihn, der uns frei und glücklich macht!

Auch uns're Landesmutter lebe!
Ihr sey dies volle Glas gebracht;
Der Tugend Vorbild, es erhebe
Der Frauen Stolz zu gleicher Macht!

Herr N. N. ist ein Biedermann,
Drum stoße jeder Tischkumpan
Auf dessen Wohl recht wacker an!

Ich, Du, Er — Wir, Ihr, Sie,
Hoch lebe die ganze Kompagnie!

Hoch lebe jeder kluge Gast,
Der weder Wein, noch Mädchen haßt!

Dies Glas, gefüllt mit Rebensaft,
Auf unſ're ew'ge Brüderſchaft!

Dem Helden ein Glas! dem Sieger zwei!
Dem Friedensſtifter aber drei!

Hoch lebe der Herr Großpapa
In saeculorum saecula!

Dem Krieger, der für Ehr' und Pflicht,
Als Held in fernen Landen ficht!

Dieſer Becher unſern Fahnen
Und gefall'ner Krieger Manen!

Der Held, auf den in mancher Schlacht
Freund Hain vergebens Jagd gemacht!

Dem Krieger, der mit Ruhm bedeckt,
Das Schwert nun in die Scheide ſteckt!

Dem Streiter für ſein Vaterland,
Der Ehre, Muth und Pflicht verband,
Und nie die Thräne ohne Noth
Vergießen ſah durch ſein Gebot!

Dem Tapfern, der des Lorbeers werth,
In unſern Kreis zurückgekehrt!

Herrn N. und deſſen Redlichkeit
Sei dieſes volle Glas geweiht!

Der holden Braut zu ehren,
Ein volles Glas zu leeren,
Das ſoll mir Niemand wehren!

Töne, wie Silberklang, lieblich und laut,
Gläschen voll Nektar der reizenden Braut!

Der ſey bei dieſem Glaſ' gemeint,
Der heut' im Bräutigamsſchmuck erſcheint!

Auf's Wohl des Bräut'gams ſtoß ich an!
Wer's nachthut iſt ein wack'rer Mann.

Laßt klingen hoch der Gläser Laut,
Es gilt dem Bräut'gam und der Braut!

Dem neuen Bürger unſ'rer Welt zu Ehren,
Laßt, Freunde, uns dies Glas gemeinſam leeren!

Dem luſtigſten Tag und der ſeligſten Nacht
Des glücklichſten Paars ſey dies Gläschen gebracht!

Auch den Waſſertrinkern wollen,
Iſt ihr Vorſatz gut und rein,
Wir ein volles Gläschen weih'n!

Den Dichtern, die den Wein,
Die Liebe ſtets beſingen,
Und dadurch, im Verein,
Der Rohheit Macht bezwingen;
Sey dieſes volle Glas geweiht!

Leben ſollen alle Schönen,
Die, von fremder Thorheit rein,
Nur des Vaterlandes Söhnen
Ihren keuſchen Buſen weih'n!

Deutſcher Redlichkeit und Treue,
Brüder! ſey dies Glas geleert!
Ihrer ſich der Deutſche freue,
An des Vaterlandes Heerd!

Unſer gute Wirth ſoll leben!
Leben ſoll der Ehrenmann,
Der uns dieſen Wein gegeben
Und noch welchen geben kann!

Brüder! unſer Bruder lebe!
Dieſer gute brave Wirth,
Der den edlen Saft der Reben
Heut nicht ſparſam geben wird!

Brüder! wen der Wein begeiſtert,
Der bedenk' des Weiſen Pflicht;
Denn wenn er uns übermeiſtert,
Zählt man uns zu Weiſen nicht!
Hoch! den Weiſen, die's verſteh'n,
Auch beim Zechen gerad' zu geh'n!

Hell klinge, als wär's Trompetengeſchmetter,
Der Gläſer Verein, auf Ihr Wohlſeyn, Herr Vetter!

Auf Ihre Gesundheit, meine liebe Frau Base,
Leer' ich den Wein aus dem klingenden Glase!

Laut tön's zu der Gläser harmonischem Klange:
Hoch lebe der Beste der Väter (die Beste der Mütter)
und — lange!

Ein Jahr erscheint, eins geht,
Das Glas zur Hand genommen:
Dem Alten ein Valet!
Dem Neuen ein Willkommen!

Oft kehr' zurück das Wiegenfest
Der Wirthin, die uns trinken läßt!

Damit Sie den Wein uns zum Spaße nicht geben,
Herr Wirth und Frau Wirthin, d'rum sollen Sie leben!

Es leb' der Greis, der noch entzückt,
Sein Haupt mit frischen Rosen schmückt,
Der Jugend froh zu seyn gebeut,
Sein sanftes Ende sey noch weit!

Hoch steige die Ehre der Weisheit empor!
Hoch lebe der Musen geschwisterlich Chor!
Hoch lebe der Handel, daß Fortgang und Segen,
Der Städter Gewerbe begünstigen mögen!
Hoch lebe der Landmann! Wenn Früchte gedeih'n,
Fühlt Alles sich glücklich, kann Alles sich freu'n!

Freunde! stoßet an!
Auch des Lebens Schöne,
Ist mit Noth vereint;
Es wird manche Thräne
Unter'm Mond geweint;
D'rum laßt die Gläser beben,
Alle Kranken sollen leben!

Freunde! stoßet an!
Allen Traurigen und Müden
Schenke Gott jetzt Lust und Frieden!

Trinken (Zu=), s. oben, unter **Trinken** und **Trink=sucht.**

Trinkenthaltsamkeits-Gesellschaft, Trinkenthaltsamkeits-Verein, Trinkenthaltsamkeits-Orden, Gesellschaften, Vereine oder Orden, welche sich in dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderte bildeten, um das nicht nur eingerissene, sondern fortdauernde starke Trinken durch ein Vorbild der Enthaltsamkeit oder Mäßigkeit zu mildern; den Trinkern durch gute Beispiele der Mäßigkeit im Trinken voranzugehen, und dadurch dem Trunke, der Völlerey, entgegen zu wirken; s. oben, unter Trinken und Trinksucht, S. 161 u. f. Das ganze achtzehnte Jahrhundert blieb ohne dergleichen Vereine, wenigstens waren die früher gestifteten längst verschwunden; nicht etwa, daß die Enthaltsamkeit in den spirituösen Getränken dazu beigetragen hätte; denn man trank auch jetzt noch wacker Wein, Bier und Branntwein, den Letzteren besonders stark in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts in den untern Volksklassen; feierte jetzt noch die fröhlichen und Trauergelage mit diesen Getränken, so wie überhaupt keine Lustbarkeit, kein Fest vorübergehen konnte, ohne nicht einem dieser Getränke reichlich zuzusprechen; indessen achtete man nicht auf das starke Trinken und die Trinker, nicht auf das zu Viel, wenn Einer der Trinker sich zu sehr übernommen, zu stark der Flasche zugesprochen hatte, ja man ging so weit, Betrunkene aus den niederen Volksklassen auf den Straßen sorgsam zu leiten, und befreiete sie von den sie neckenden Kindern. Man übte hierin die größte Nachsicht, und dieses geschah selbst von denjenigen, die keine Freunde spirituöser Getränke waren. Die Liebe zu diesen Getränken ging auch in das jetzige neunzehnte Jahrhundert über. Die Kriege, die Deutschlands Fluren zu Anfange dieses Jahrhunderts verheerten, und die mancherlei Zustände, die sich daraus entwickelten, hatten auch manchen Einfluß auf die Trinksucht, besonders der untern Volksklassen, und

um so mehr nach dem Befreiungskriege von 1813—15, indem der Branntwein durch das Brennen aus Kartoffeln, und durch die Anlegung der vielen Brennereyen von den Gutsbesitzern, bedeutend im Preise sank. Dieses Sinken der Preise vermehrte nun die Trinklust in den untern Volksklassen, die durch die früheren hohen Preise mehr in der Quantität zurückgehalten wurde, das nicht ohne Einfluß auf die Sitten und den häuslichen Zustand des Volkes blieb, obgleich dieses nicht überall in Deutschland Statt hatte, indem man in einer Gegend mehr, in der andern weniger diesem Getränke huldigte, doch wurde es im nördlichen Deutschland mehr, als im südlichen verehrt. Um nun diesem bei Vielen aus dem niederen Volke eingerissenen Hange zum Branntweine in der neuesten Zeit zu begegnen, ja die Leute von dem Branntweine wo möglich ganz abzubringen, haben sich hier und da in Deutschland Enthaltsamkeitsvereine, nach dem Muster dieser Vereine in den Nord-Amerikanischen Staaten und in England gebildet, so auch mehrere in Berlin von achtbaren Beamten und Bürgern. Aus den Statuten eines der ältesten von diesen in Berlin gestifteten Vereinen vom Jahre 1840, die hier unter Nr. I. mitgetheilt werden, und aus der gleichfalls unten folgenden Instruktion Nr. II. für die Agenten und Agentinnen des Vereins, wird man den Zweck aller dieser Vereine der neuesten Zeit kennen lernen.

I.

1) Der Zweck des Vereins geht zunächst dahin, dem Laster der Trunksucht entgegen zu wirken, und die Enthaltsamkeit von den in 2) bezeichneten Genußmitteln zur Förderung der Gesundheitspflege allgemein einzuführen. — 2) Mitglied ist, wes Geschlechts und Glaubens er sey, jeder, an dessen redlichem Entschlusse, den Zweck des Vereins zu fördern, man keinen Zweifel zu hegen Ursache hat, und der die folgende Erklä-

rung unterschreibt: „Ich trete hierdurch dem Vereine gegen die Alkoholvergiftung, zur Förderung der Gesundheitspflege als Mitglied bei, und verspreche als solches vor Gott durch mein redliches, mit Handschlag bekräftigtes Wort: daß ich mich des Genusses aller auf dem Wege der Destillation erzeugter, alkoholgifthaltiger Getränke, als da sind Branntwein, Rum, Arak, Cognac, Liquere, Punsch, Grog ꝛc., auch in allen ihren Zusammensetzungen als Genußmittel gänzlich enthalten, sie Niemanden verabreichen, noch zu ihrer Verabreichung beitragen, und bei Andern der Entsagung des Genusses derselben Eingang zu verschaffen, mich ernstlich befleißigen will. — 3) Die zur Aufnahme in den Verein sich meldenden Personen werden zunächst vorläufig notirt; die eigenhändige Unterschrift in das Vereinsbuch wird erst dann zugelassen, wenn man von der Zuverlässigkeit und Redlichkeit des Beitretenden Ueberzeugung erlangt hat. — 4) Der als Mitglied in den Verein Aufgenommene empfängt zum Ausweise über seinen Beitritt eine von dem Vorstande unterschriebene und mit dem Vereinssiegel bedruckte Urkunde. — 5) Jedem Mitgliede bleibt das Ausscheiden aus dem Vereine unbenommen; es muß jedoch seinen Entschluß dazu dem Vorstande anzeigen, der dann den Namen des Ausscheidenden in dem Vereinsbuche streicht. Wer vor seinem Ausscheiden sein nach 2) gegebenes Versprechen bricht, wird, wenn Ermahnungen nicht fruchten, in einer der nächsten öffentlichen Versammlungen des Vereins bekannt gemacht, und sein Name in dem Vereinsbuche gestrichen. Jeder Ausscheidende ist verpflichtet, die ihm nach 4) eingehändigte Urkunde dem Vorstande zurück zu geben. Im Falle der Verweigerung wird sie durch den Vorstand in den öffentlichen Blättern und den öffentlichen Versammlungen des Vereins für ungültig erklärt. — 6) Die Angelegenheiten des Vereins werden von einem Vorstande geleitet, der sich ursprünglich aus den Mitgliedern des Vereins selbst gebildet hat. Er besteht aus einem Vorsteher, einigen Secretairen, einem Kassenführer und mehreren Beisitzern. In den Vorstand kann man durch einstimmige Wahl der in Berlin woh-

nenden Vorstandsmitglieder aufgenommen werden. — 7) Zur Förderung der Vereinsangelegenheiten werden von Seiten des Vorstandes aus den Mitgliedern des Vereins Agenten und Agentinnen bestellt, deren Zahl von dem Bedürfnisse abhängt. Ihre Funktionen werden in einer von dem Vorstande besonders ertheilten Instruktion näher bestimmt. — 8) Der Vorstand versammelt sich so oft, als der Vorsteher es für nöthig erachtet, in der Regel einmal in jedem Monate. Bei den Beschlüssen in diesen Versammlungen entscheidet, wenn bei den möglichst zu vermeidenden Abstimmugen eine gleiche Theilung der Stimmen vorkommen sollte, die Stimme des Vorstehers. — Außerdem kommen in der Woche vor den öffentlichen Versammlungen des Vereins (9) die Vorstandsmitglieder, die Agenten und die Agentinnen zum Austausche der gemachten Erfahrungen und zur gemeinsamen Berathung über die Interessen des Vereins zusammen. — 9) Zur Belehrung und Aufmunterung der Mitglieder des Vereins wird in jedem Monate einmal an einem dazu von dem Vorstande zu bestimmenden Tage eine öffentliche Versammlung gehalten, in welcher zugleich die Aufnahme derjenigen Personen Statt findet, welche dem Verein hinzu zu treten wünschen. — 10) Der Verein wird sich bemühen, durch Beiträge und milde Gaben die Kosten zu decken, die ihm durch seine Einrichtung und durch Verbreitung geeigneter Schriften erwachsen. Am Jahresschlusse wird öffentlich mit dem zu erstattenden Jahresberichte, Rechnung abgelegt.

II.

1) Die Aufgabe der von dem Vorstande dieses Vereins erwählten Agenten und Agentinnen ist, die Sache der Alkoholgift-Enthaltsamkeit aus allen Kräften zu fördern. Sie werden daher stets bemühet seyn, dieser für das Wohl der Menschheit so wichtigen Angelegenheit weitere Verbreitung zu verschaffen, und jede Gelegenheit benutzen, dem Vereine durch ihre Wirksamkeit nützlich zu werden. — 2) Jedem von ihnen wird ein bestimmter Bezirk als besonderer Wirkungskreis angewiesen. Er hat die in demselben wohnen-

den Mitglieder des Vereins, von denen ihm ein Verzeichniß zugestellt wird, in Uebereinkunft mit ihnen zu beaufsichtigen, und insbesondere darüber zu wachen, daß sie ihren übernommenen Verpflichtungen den Statuten gemäß nachkommen. Die zur Aufnahme als Mitglieder sich meldenden, oder ihm überwiesenen Personen hat er zu besuchen, und genau zu prüfen, ob dieselben sich zur Aufnahme in den Verein eignen. — 3) Bei ihren Besuchen wollen die Agenten und Agentinnen schonend zu Werke gehen, mehr mit ernster Milde, als in Eifer zu überzeugen suchen, und auch selbst bei ungebührlichem Benehmen sich nicht aufbringen lassen, sondern nur im Geiste der Liebe und der Mäßigung verfahren. — 4) Sollte bei Jemanden ein größerer Einfluß von einem Agenten eines andern Bezirks zu erwarten seyn, so wird jeder Agent auf den Wunsch seiner Mitagenten, sich gewiß gern einem solchen Besuche in einem andern Bezirke unterziehen, so wie es überhaupt zu wünschen ist, daß sich die Agenten bei ihren Geschäften gegenseitig unterstützen. — 5) Ueber die Erfolge ihrer Arbeiten ist mit den Vorstandsmitgliedern Rücksprache zu nehmen. Zu diesem Zwecke findet immer acht Tage vor der öffentlichen Monatsversammlung eine Konferenz Statt, in welcher sich Jeder am bestimmten Orte und zur bestimmten Zeit einfinden wolle. — 6) In diesen Konferenzen werden auch die 2) gedachten Verzeichnisse durch Eintragung der neu hinzugetretenen Mitglieder vervollständiget, weshalb diese Verzeichnisse mitzubringen sind. Die durch Wohnungswechsel der Mitglieder eintretenden Veränderungen sind von den Agenten selbst in der betreffenden Rubrik zu vermerken. Die Ueberweisung der in andere Agenturbezirke gezogenen Mitglieder geschieht in den 7) erwähnten Agenten-Konferenzen. — 7) Zu einem erfolgreichen Wirken der Agenten erscheint es nöthig, daß dieselben in nähere Verbindung mit einander treten, und daß Konferenzen unter ihnen stattfinden, in welchen sie ihre gemachten Erfahrungen austauschen und sich zur Förderung des wichtigen Zweckes des Vereins ermuntern können. Sie haben sich zu diesem Behufe monatlich einmal an einem von

ihnen zu bestimmenden Orte zu versammeln. — 8) Die Verhandlungen in den Konferenzen der Agenten leitet ein von diesen aus ihrer Mitte gewählter, und von dem Vereins-Vorstande bestätigter Vorsteher, welcher auch dem Vorstande darüber Bericht erstattet. Der Vorstand prüft das zur Sprache Gebrachte und beschließt darüber. Besonders merkwürdige Fälle sind demselben schriftlich mitzutheilen. — 9) Es wird dringend empfohlen, die Agenten-Versammlungen, so wie die Konferenzen der Vorstandsmitglieder regelmäßig zu besuchen. Verhinderungen durch Krankheit oder andere Umstände müssen einem Mitagenten oder dem Vorstande angezeigt werden. Sollte ein Agent in den Vorstands-Versammlungen dreimal hintereinander, ohne vorherige Anzeige, ausbleiben, so wird angenommen, daß er als Agent ferner thätig zu seyn nicht gesonnen ist, und seine Entlassung als solcher wünscht. — 10) Zur Unterstützung der Agenten in ihrem Amte können Hülfsagenten bestellt werden, welche auch in Krankheits- oder anderen Verhinderungsfällen die Agenten vertreten. Dieselben werden von den Agenten in ihren Konferenzen aus der Zahl der Mitglieder gewählt, und dem Vereins-Vorstande angezeigt. Wenn sie Agenten vertreten, wohnen sie auch statt derselben den Vorstandsversammlungen bei. — 11) In den monatlichen Versammlungen des Vereins haben die Agenten zu wachen, daß Störungen irgend einer Art vermieden werden.

Die Mitgliederzahl dieses ältesten Vereins in Berlin gegen den Genuß des Branntweins und anderer gebrannten Getränke beläuft sich nach dem fünften von ihm gedruckt herausgegebenen Jahresberichte im July 1845 auf 1358, von denen 219 zum weiblichen Geschlechte gehören. An größeren und kleineren Schriften gegen den Branntweingenuß sind im verwichenen Jahre von diesem Vereine 10,938 ausgegeben worden, und die Einnahme desselben betrug 503, und die Ausgabe 502 Thaler. Seit seinem Bestehen bis zum dritten Jahresberichte 1843 hatte der

Verein schon 13,305 Schriften ausgegeben. Außer diesem Vereine bestehen noch drei andere Vereine in gleicher Absicht in Berlin.

Trinkenthaltsamkeits-Orden, s. den vorhergehenden Artikel.

Trinkenthaltsamkeits Verein, s. daselbst.

Trinker, Trinkerin, eine Person, welche trinkt, gemeiniglich nur im Scherze und in den engeren Bedeutungen. Ein schlechter Trinker, der wenig trinkt, nichts vertragen kann. Ein Wassertrinker, dessen gewöhnliches Getränk Wasser ist, und so auch Biertrinker, Weintrinker, Branntweintrinker, Kaffee- und Theetrinker ꝛc. Ingleichen in der zweiten engeren Bedeutung, eine Person, welche Fertigkeit im Trinken besitzt, welche starke Getränke über den Durst trinken kann, ohne üble Folgen davon zu empfinden, ein Zecher, in der niedrigen Sprechart, ein Säufer. Ein Mehreres über die Trinker, s. oben unter Trinken. — Auch ein Nachtfalter, der Trespenspinner, die Grasglucke, das Einhorn, führt den Namen Trinker (Gastropacha Potatoria). Er ist allenthalben in Deutschland anzutreffen, besonders im Juli, und ist unter Nachtfalter; Th. 100, übergangen worden. Die Fühler sind bräunlich und stark gekämmt, der Kopf und Rücken braun, der Hinterleib bräunlich-gelb. Die Flügel sind stumpfzähnig, die vorderen braungelb und dunkel schattirt, und haben in der Mitte einen weißen oder gelblichen nierenförmigen Flecken, und über diesem einen gleichfarbigen Punkt. Die Hinterflügel sind kupferbraun, mit einer verloschenen dunkleren Schattenbinde, und die untere Seite ist hellbraun. Das Weibchen ist durchaus hellgelb.

Trinkgarten. Kaffeegarten, ein Kaffeehaus, auch eine Tabagie, wobei sich ein Garten befindet, der im Sommer mit Tischen, Stühlen und Bänken besetzt

wird, um Kaffee, Bier ꝛc., bei schönem Wetter, darin zu trinken, das heißt, der Kaffeewirth oder Tabagist bewirthet darin seine ihn besuchenden Gäste mit den erwähnten Getränken. Dergleichen Gärten, die sich gewöhnlich vor den Thoren befinden, müssen nicht versteckt, sondern wo möglich frei an der Straße liegen, damit sie eine freie Aussicht auf die Straße gewähren, weil die Besucher dergleichen Gärten, besonders Frauen, gern so sitzen, daß sie die Straße im Auge haben, und das Gewühl darauf, auch die eintretenden Besucher des Gartens sehen können, und auch selbst gesehen werden. Denn man hat hier, bei dem Genusse des Getränkes, auch das Vergnügen die Spaziergänger zu beobachten, und seine Anmerkungen darüber zu machen. Auch muß der Garten selbst schöne lichte Parthien haben. Liegt das Gebäude (Kaffeehaus oder Tabagie) zur Seite des Gartens, um so besser, auch wenn es darin so liegt, daß es Face mit dem Garten macht, oder so tief darin liegt, daß vor demselben ein großer freier Raum bleibt, der zu einem Garten eingerichtet worden, jedoch nur mit solchen Bäumen besetzt ist, die keinen zu großen Schatten geben, und doch etwas Anziehendes haben, wie die Kugelakazien, die Ebereschen ꝛc.; zur Seite können dann einige Schatten gebende Bäume stehen, z. B. Linden, Kastanien ꝛc.; nur in der Mitte muß der Platz, so viel, als möglich, frei erhalten werden, damit die Sonne ihn beleuchten und erwärmen kann. Man sorge dann für schöne Grasparthien mit anderen Kräutern und Blumengewächsen vermischt. Damit auch die Gäste vor einfallendem Regen geschützt werden, so kann man zu den Seiten bedeckte Gallerien oder einen geschmackvoll errichteten Schauer ꝛc. anbringen, worunter man ein vorüberziehendes und sich entladendes Regengewölk abwarten kann, wenn in dem Wohngebäude kein hinlänglicher Platz zur Aufnahme seyn sollte. Ein sol-

cher Schauer muß die Größe haben, daß darunter auch Tische und Stühle gesetzt werden können, damit diejenigen Gäste, welche nicht gern ganz im Freien sitzen, weil es ihnen vielleicht zu kalt, windig, oder zu sehr zieht, zu viel Zugluft ist, darunter sitzen können. Besonders wird dieses oft vom weiblichen Geschlechte in mittleren Jahren gefühlt und gewünscht. Im Winter hat man zu diesem Zwecke Treibhäuser eingerichtet, damit man auch hier zwischen Treibhausgewächsen sitzen und Kaffee, Thee auch andere passende Getränke zu sich nehmen kann. Wenn man bei den Trinkgärten auch die Eleganz, so viel, als es angeht, berücksichtiget, welches auf das Publikum ankommt, das einspricht, so erhöhet dieses in so weit den Genuß, daß man mit dem scheinbar Ländlichen, auch das Großstädtische verbindet. Die Tische, die nicht zu groß sein dürfen, damit man sie überall leicht stellen kann, müssen dann mit einer guten weißen Oelfarbe angestrichen werden, und so auch die Bänke und Stühle. Geflochtene Stühle im Freien anzubringen, scheint nicht rathsam zu seyn, weil das Rohr bald vernichtet wird. Die hölzernen sind hier wegen der Dauer die besten. Auch die Säulen, die der Schauer oder die Gallerie tragen, müssen mit einer guten Oelfarbe angestrichen werden, wozu man eine röthliche, mehr ins Lila übergehende Farbe wählt, auch eine andere Modefarbe, die anspricht. Die Hinterwand beim Schauer kann man mit einer Landschaft mit Leimfarben dekoriren, wenn es eine massive Wand sein sollte, oder auch mit Oelfarben, wenn sie aus ineinander gefugten Brettern besteht, welche man dann erst mit Papier überziehen kann, damit sie recht glatt und eben wird, und sich die Dekoration darauf gut ausnimmt. Das Orchester für die Musici erhält seinen Platz in der Mitte des Gartens, oder doch so an einer Seite, daß sich der Schall gehörig verbreitet und nicht durch irgend einen

Gegenstand hierin gehindert wird. Wenn nun noch für aufmerksame Bedienung und gute Getränke gesorgt wird, so läßt ein solcher Garten wenig für den Besucher zu wünschen übrig. Es giebt sehr schöne Trink- oder Kaffeegärten in Berlin, Wien, Dresden, München ꝛc. ꝛc.

Trinkgast, Trinkgäste, diejenigen Personen, welche ein Trinkhaus oder einen Trinkgarten besuchen, sich gewöhnlich an gewissen Tagen oder auch alle Tage zu einer gewissen Zeit daselbst einfinden, um irgend eine Flüssigkeit zu trinken, und sich dabei mit den Anwesenden zu unterhalten. Diejenigen, die sich immer an einem solchen Orte zu diesem Zwecke einfinden oder ihre Besuche an gewissen Tagen oder täglich fortsetzen, werden Stammgäste genannt. S. auch unter Tabagie, Th. 179, S. 4, und die Art. Trinkhaus, und Gast, Th. 16, S. 407 u. f.

Trinkgefäß, s. Trinkgeschirr.

Trinkgefecht, eine Fehde im Trinken, welche durch das Trinken entschieden wird; eine Wettkampftrinkerey, wo derjenige überwunden worden, der beim Trinken durch das Vollmaaß unter den Tisch sinkt, sich nicht mehr beim Trinken aufrecht erhalten kann, sondern mit dem Glase zu Boden getrunken und also kampfunfähig wird. Eine Belustigung der alten Deutschen, s. oben unter Trinken und Trinksucht an verschiedene Stellen.

Trinkgelag, s. Trinkgesellschaft.

Trinkgeld, Trinkgelder, ein kleines Geschenk, welches man Dienstboten, Lehrlingen und andern zu geringen Arbeiten bestimmten Personen für eine geringe Bemühung giebt, um sich dadurch mit einem Trunke für die gehabte Bemühung zu erquicken; daher Jemanden ein Trinkgeld geben. Im gemeinen Leben auch Biergeld (s. Th. 5, S. 263); im mittleren Latein Biberagium, im Italienischen Bevera-

gio. In einigen Gegenden, z. B. in Franken, heißt das Trinkgeld, welches man einer Magd reicht, Nadelgeld. Man sagt hier: man wolle ihr etwas zu Stecknadeln geben; wenn sie dann bescheiden ist, so sperrt sie sich, und sagt: sie danke, sie finde deren so viel auf der Erde, als sie brauche. Dieses Nadelgeld ist aber von demjenigen, welches man vornehmen weiblichen Personen als eine Art Taschen- oder Spielgeld giebt, verschieden; s. unter Nadelgeld, Th. 100, S. 560.

Trinkgerste, wird in der Landwirthschaft diejenige Gerste genannt, die theils für den Wirthschafter und seine Frau, theils für das Gesinde, und theils zum Erndtebier von der gewonnenen Gerste abgezogen wird. Auf den Wirthschafter täglich zwei Quart und auf seine Frau oder auf die Wirthschafterin ein Quart gutes reines Tischbier, die Tonne zu einem Scheffel Gerstenmalz, zu rechnen, ist nicht überflüssig, aber auch nicht zu geringe; denn wenn dergleichen Leute bei den Dienstleuten und Gesinde das gehörige Ansehen behalten sollen, so müssen sie auch in ihrem Unterhalte von ihnen unterschieden seyn. Und wie oft kommt es nicht vor, daß ein Wirthschafter zum Nutzen seines Herren einem Fremden einen Krug Bier vorsetzen muß. Nach diesen Sätzen würden zu des Wirthschafters und seiner Frau eigenem Bedürfnisse zusammen ungefähr 9 Scheffel erforderlich seyn, und wenn man dasjenige Bier hinzu nimmt, welches der Wirthschafter zu seines Herren Vortheil an fremde Personen zu geben hat, so können 12 Scheffel nicht für unbillig gelten. In den gewöhnlichen und meisten landwirthschaftlichen Haushaltungen, wovon diejenigen ausgenommen bleiben, die einen sehr guten Boden, Weizenboden, besitzen, woselbst das Gesinde überall besser gehalten wird, bekommt ein jeder Knecht des Sonntags und an den Festtagen ein Quart, eine Magd

oder ein Junge nur ein halbes Quart Bier. Die übrige Zeit müssen sie sich mit dem sogenannten Kofent behelfen. Nach diesem geringen Bierausſatze würde auf einen Knecht kaum 1 Scheffel Gerste zu rechnen seyn. Da aber, wenn die Herrschaft, als welches bei allen Wirthschaftsausgaben vorausgesetzt wird, nicht selber gegenwärtig ist, für das Gesinde dennoch täglich ein schwaches Getränk ausgesetzt wird, so ist der in dem Brandenburgischen bis auf die neuere Zeit gewöhnliche Satz für jede Person ohne Unterschied des Geschlechtes 3 Scheffel Trinkgerste auszusetzen, sehr billig. Was das Erndtebier betrifft, so bekommt ein jeder Mäher täglich vier Quart. Nimmt man nun an, daß das Mähen, beides, im Winter- und Sommergetreide, zusammen vierundzwanzig Tage dauert, so kommt die Erndte hindurch auf jeden Mäher eine Tonne Bier oder anderthalb Scheffel Gerste, den Scheffel zu 16 Metzen gerechnet, als so viel zu einem guten Erndtetrunk auf eine Tonne hinlänglich ist. Werden die Tagelöhner auch in der Heuerndte zum Grasmähen gebraucht, so muß das ihnen bei dieser Arbeit gebührende Bier ebenfalls auf den vorhergehenden Fuß gerechnet werden. An den Orten, wo ein eigener Braukrug vorhanden ist, fällt die ganze Ausgabe für Bier und Trinkgerste, sowohl inner- als außerhalb der Erndte, gänzlich weg, indem vorausgesetzt wird, daß dabei das zur Wirthschaft nöthige Bier und Getränk übrig seyn müsse, welches auch in den meisten Taxordnungen ausdrücklich festgesetzt ist.

Trinkgeschirr, Trinkgefäß, ein Geschirr oder Gefäß, aus welchem man das gewöhnliche Getränk zu sich nimmt. Man versteht eigentlich unter Trinkgeschirr ein jedes Geschirr oder Gefäß, welches zum Trinken daraus benutzt wird, es werde nun zum Wein-, Bier- oder Branntweintrinken, oder zum Trinken der warmen Getränke, gebraucht. Im letztern Falle gehö-

ren hierher auch die Kaffee=, Thee= und Chokoladen=tassen; im erstern die Wein=, Bier= und Branntwein=gläser, die Pokale, Kelche, Becher, Krüge, Kannen ꝛc. von Glas, Metall, Thon und Holz, auch von Elfen=bein und Horn, welche Letztern jetzt nur noch als Zier=den des Alterthums in Kunstkammern ꝛc. vorkommen. Die Gläser sind von verschiedener Form, nach dem Gebrauche und der Mode, glatt, geschliffen oder ge=preßt; eben so die metallenen Trinkgeschirre, glatt oder mit getriebener oder gepreßter Arbeit. Sie kommen bei den Glashändlern, Gold= und Silberarbeitern, und die thönernen Trinkgefäße in den Porzellan=, Fayance= und andern Fabriken vor.

Trinkgesell, Trinkgesellen, wurden ehemals in Deutschland diejenigen genannt, welche tüchtig zechen konnten, und sich mit denen verbanden, welche ein gleiches Maaß vertragen konnten, um Trinkfehden, Trinkgefechte, zu veranstalten. Von dem sich Beigesel=len, um dergleichen Fehden im Trinken oder Zechen zu begehen, erhielten sie den Namen Trinkgesel=len. Uneigentlich führen auch noch jetzt, jedoch mehr im Scherze, diejenigen diesen Namen, die sich an öf=fentlichen Trinkorten, das heißt, in Weinhäusern, Branntweinläden ꝛc. fast täglich einfinden, um diese Getränke zu genießen. Man nennt dergleichen Trink=gesellen auch Trinkkumpane.

Trinkgesellschaft, Trinkverein, Trinkgelag, eine Gesellschaft, welche des Trinkens wegen zusammen=kommt, um einen fröhlichen Abend zu feiern; sey es nun bei einem Glase Wein, oder bei einer Bowle Punsch, Kardinal ꝛc., und solches im Winter einige Male in jedem Monate wiederholt; es wird dann vor=her eine Parthie Whist, Boston ꝛc. gespielt, und der Beschluß mit der Bowle ꝛc. gemacht, wobei auch hei=tere, dazu passende Lieder gesungen, oder auch andere

scherzhafte Vorträge gehalten werden, so daß der Abend heiter verfließt. — Dergleichen Vereine finden aber nur unter Männern Statt, weil bei der Bowle nicht immer die gehörige Behutsamkeit im Reden beobachtet wird, die man den Damen schuldig ist, und sich dergleichen Trinkgesellschaften daher nicht für Damen eignen.

Trinkgesetz, Trinkgesetze, Gesetze, die gegen das Trinken ehemals auf den Deutschen Reichstagen entworfen und publicirt worden sind; s. auch Trinkordnung, weiter unten.

Trinkglas, ein gläsernes Gefäß, um Wasser, Wein, Bier ꝛc. daraus zu trinken, welche Gläser sich nach den Getränken unterscheiden, die man daraus zu sich nimmt. So hat man verschiedene Bier-, Wein- und Branntweingläser, welche Verschiedenheit bei jeder Gattung aber nur in der Form besteht, wie z. B. beim Biere: Quart-, halbe Quart- ꝛc. Gläser; dann lange oder hohe, bauchige, und von anderer Gestalt, wozu auch die Seidel gehören, woraus man das Bayrische Bier trinkt; und so auch die verschiedenen Wein-, Punsch- und Branntweingläser, die man in allen Glashandlungen zu Gesicht bekommt; so auch die Pokale, Kelche, Becher ꝛc. von Glas mit geschliffenen oder gepreßten Verzierungen; auch die gefärbten Gläser, das heißt, die Trinkgläser in rother, grüner, blauer, violetter Farbe. Die Mannigfaltigkeit in den Trinkgläsern ist zu groß, um sie beschreiben zu können, auch sind sie zu bekannt, da immer die neuesten Formen in den modernen Wein- und Bierhäusern und in Privatgesellschaften vorkommen, indem man beim Einkaufe von Gläsern die neuesten Formen wählt. Freilich möchte man die mannigfaltigen Formen der alten Gläser mit ihren oft zierlichen Schleifereyen und Denk- und Trinksprüchen in den Glashandlungen jetzt vermissen, sie kommen nur noch

in den Kunstkammern, und als Schätze in alten Familien vor, wo sie noch als Reliquien der Vorzeit aufbewahrt werden; jedoch nur da, wo man noch eine gewisse Pietät für das Alte findet, woran sich so manche Erinnerungen der Vorzeit knüpfen, die sowohl angenehme, als wehmüthige Gefühle erregen; allein diese Schätze werden immer seltener in der jetzigen Zeit, da man die alte, abgesehen auch von ihren Mängeln, gewiß in vieler Beziehung ehrwürdige Vorzeit verlacht, und nichts sehnlicher zu thun hat, als das alte Erbe den Trödlern zu überliefern, damit man es nur als Ballast, als eine Unzierde gegen die jetzige Mode, aus dem Gesichte verliert. Man fängt zwar an, die Roccocosachen wieder einzuführen; allein sie scheinen sich mit den neuern Gegenständen der Mode nicht recht zu vereinigen; auch würde dadurch wieder manches Schöne der neuern Zeit verlieren, welches eine gewisse Abgeschlossenheit bedingt, um als etwas Gefälliges und Ansprechendes dazustehen. Freilich haben die Gläser von neuerer Form, besonders die Weingläser, mehr Ansprechendes, als die von älterer Form, das vielleicht auch nur in der momentanen Vergleichung im Anschauen liegt, und in der Gewöhnung an die neuere Form; allein zweckmäßiger scheinen die neuen Formen in dieser Gläsergattung doch zu seyn; denn die langen Weingläser, wenn gleich mit breiterem Fuße, waren doch viel eher umzuwerfen, da sie mit den Armen beim Langen nach diesem oder jenem Gegenstande über Tische leicht in Berührung kamen, welches mit den Stutzgläsern, überhaupt niedrigen Weingläsern, wie man sie jetzt hat, nicht so der Fall ist; auch wurden leicht die Füße durch das etwas starke Aufstoßen oder Aufstellen zerschellt, da das Glas derselben nur sehr dünn war. Ueber die Verfertigung der Trinkgläser, siehe den Artikel Glas, Th. 18, S. 612 u. f., in welchem Artikel, und in

den Art. Glasschleifen, Glasschneiden ꝛc. in dem erwähnten Theile, auch das Schleifen, Schneiden, Vergolden ꝛc. der Trinkgläser vorkommt; und unter Glasmalerey, daselbst, kann man auch erfahren, wie die Gläser bemalt werden; auch das Färben der Gläser kommt unter Glas vor.

Trinkgold, Aurum potabile, eine Goldauflösung, Goldtinktur, welche als Arzney Wunder thun sollte, und von den ältern Chemisten bereitet wurde; aber längst aus der Chemie und Arzneykunde verschwunden ist. Glauber bereitete dieses Gold auf folgende Weise. Er machte sich erst dazu ein Salz aus dem Kochsalze, welches er durch Feuer und Wasser von der überflüssigen Erde befreiete. Dieses gereinigten Salzes bediente sich nun Glauber, um aus dem Golde eine grasgrüne Tinktur zu ziehen. Um nun das trinkbare Gold zu erhalten, nehme man drei oder vier Theile von dem präparirten Salze, und einen Theil zerriebenen Goldes, bringe diese Mischung in eine stark beschlagene Glasretorte, lege solche in ein freies Feuer, welches stufenweise bis zum Glühen, jedoch langsam, regiert wird, und unterhalte das Glühen einige Stunden. Man zerschlage nun die kalt gewordene Retorte, trenne die Masse des Goldes und des Salzes von den Glasscherben, schütte alles Dunkelgrüne und Sublimat aus dem Retortenhalse in ein Glas, gieße dazu Regenwasser, und digerire es in gelinder Wärme, so bekommt man eine grasgrüne Auflösung, welche man durchseihet, und davon einen Theil des Wassers abzieht. Die grüne Flüssigkeit hat auf der Zunge gar keine Schärfe, schmeckt nur etwas harnhaft, und kann mit andern Hülfsmitteln eingenommen werden. Das Gold befindet sich noch im Salze zum künftigen Gebrauche. Die grüne Flüssigkeit diente nun zur Medizin und zur Alchymie. Zieht man nun alles Phlegma ab, und das grüne Salz mit einem

starken Weingeiste aus, so erhält dieser Weingeist eine angenehme Röthe, welches das Glauberſche Trinkgold aus Gold, Salz und Wein ist. — Diese Tinkturen sollten nun Wunder thun, Männer und Frauen fruchtbar machen, beide Geschlechter zur Liebe reizen, und was der Dinge mehr sind; besonders sollte man jungen Frauen, die alte Männer hätten, nur wenig davon reichen, damit sie keine zu große Reizung erhielten. — Man hat gefunden, daß die grüne Tinktur nicht aus dem Golde bestehe, sondern daß sie von dem darunter befindlichen Kupfer herrühre, ein Oxid desselben sey. Allein hierauf wollte sich Glauber nicht einlassen, sondern widerlegte den Einwurf, wie man in Glauber's jetzt selten gewordenen Schriften findet, da hier nicht der Ort ist, mehr darüber zu sagen, und auch das trinkbare Gold mit allen seinen vermeinten Wirkungen verschwunden ist.

Trinkgott, bei den Griechen und Römern, eine Benennung des Bacchus; s. auch den Art. Weingott, unter W.

Trinkhaus, ein Haus, wo man sich für Geld beim Trunke erheitert: Pred. 7, 3; Jer. 16, 8, wohin sowohl die Bier-, als Wein- und Branntweinhäuser gehören. Im gemeinen Leben die Schenke. Diejenigen Personen, welche dahin kommen, um zu trinken, werden Trinkgäste genannt. Ueberschreitet man das Maaß der Fröhlichkeit, so sind davon die Ausdrücke Saufhaus und Saufgäste üblich. — In den früheren Zeiten hatte man nur Weinschenken und Bierschenken, Letztere in den Brauhäusern; denn diejenigen, die sich mit der Bereitung des Weines und Bieres abgaben, hatten auch das Ausschenken dieser Getränke. So waren in den Brauereyen der Städte Zimmer oder Stuben eingerichtet, in denen die Gäste an langen Tischen das frisch vom Fasse gezapfte Bier aus steinernen, oder gebrannten

und glasurten thönernen, mit zinnernen Deckeln versehenen Krügen, oder aus dergleichen Kannen tranken. Eine solche Stube oder Trinksaal war nun mit drei oder vier Tischen und den dazu nöthigen Bänken oder Schemeln besetzt. Dasselbe war auch der Fall in den zum Weintrinken eingerichteten Weinschenken, nur daß man hier den Wein aus Bechern oder Gläsern trank. Von zierlich eingerichteten Zimmern wußte oder kannte man damals nichts. Die Trinksäle waren bloß übertüncht oder geweißt, die Tischplatten von abgehobeltem rohem Holze, wie man sie noch in den Schulzimmern antrifft, und so auch die Bänke und Schemel. Nur erst späterhin fing man an, manche Verzierungen und Verbesserungen in diesen Schenken vorzunehmen, doch waren diese nicht wesentlich zum Vortheile der Gäste; auch schien man auf Verzierungen dergleichen Zimmer in jenen Zeiten keinen Werth zu legen, wohl aber auf gutes Getränk; denn noch in dem achtzehnten Jahrhunderte fand man in den Schenkstuben der Brauereyen fast dieselbe Einrichtung, nur daß vielleicht einige Schildereyen unter Glas und Rahmen, oder ein altes Oelgemälde, die Wand zierten. In den Krügen oder Wirthshäusern auf dem Lande blieb sie noch länger. Bei der Einführung der warmen Getränke (des Kaffees, Thees, der Chokolade ꝛc.) im siebzehnten Jahrhunderte, änderte sich Manches, zwar nicht in den ursprünglichen Brauereyen oder Weinschenken, wohl aber, daß jetzt Kaffeehäuser und Tabagien in den großen Städten eingeführt wurden, deren Wirthe oder Inhaber jetzt schon mehr auf eine äußere Eleganz sahen, besonders da die Sitten und Gebräuche der Italiener und Franzosen nach dem dreißigjährigen Kriege nach Deutschland kamen. Die Kaffeezimmer wurden nun schon mit Tapeten ausgeschlagen, und dienten der Familie des Kaffeewirthes, außer der Zeit der Gäste, oder daß die

Gäste sich einfanden, zu Wohnzimmern; deshalb erschienen auch bald Gardinen vor den Fenstern, Spiegel und Schildereyen an den Wänden, auch angestrichene Tische und Stühle, denen späterhin mit Wachsleinwand überzogene Tische folgten; auch wurden die Zimmer, der Dauer wegen, mit dergleichen Leinwand tapeziert. In den Tabagien, da hier der um diese Zeit in Deutschland eingeführte Tabak aus Holländischen Thonpfeifen geraucht wurde, blieb die Eleganz der Zimmer noch dem Genusse untergeordnet; auch versammelten sich darin nur Individuen aus dem Mittelstande, Bürger aus der gewerbetreibenden Klasse, die noch entfernt von den Sitten des Auslandes waren, und erst späterhin, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, auch davon angesteckt wurden; denn nach der genannten Zeit fand man schon besser dekorirte Tabagien im nördlichen Deutschland; im südlichen blieb man, obgleich man den oben genannten Völkern, als Nachbarn, näher lag, doch noch der alten Gewohnheit treu, das heißt, man nahm die fremden Sitten, außer in Oesterreich (in Wien) nicht so gleich an; auch blieb die Bierstube oder Trinkstube noch lange bei den Brauereyen, und die Weinstube bei den Weinbereitern. In dem Ersten, dem nördlichen Deutschland, setzten sich neben den Brauereyen die Tabagien fest, und die Weinstuben wurden von den Weinhändlern gehalten, indem die Regierungen zur Betreibung dieser Gewerbe Concessionen ertheilten. In den Tabagien oder Bierhäusern wurden nun nicht bloß die Stadtbiere, sondern auch fremde Biere, und auch Branntweine gehalten, mithin zogen diese die anständigeren Gäste aus dem Mittelstande größtentheils an sich, und den Brauereyen blieb in den großen Städten nur die niedere Volksklasse, die Handarbeiter ꝛc., und auch diese verlor sich späterhin daraus, da auch Tanz und andere Vergnügungen mit den Tabagien

verbunden wurden; auch die schon längst Platz genommenen Freudenhäuser auch Trink- und Tanzsäle hielten. Die Weinhäuser oder Weinschenken blieben aber ihrem Charakter treu, nur Wein zu schenken; auch wurden sie damals noch nicht in die Nothwendigkeit versetzt, fremde Biere ꝛc. zu halten oder zu schenken. Auch die Gasthäuser und Ausspannungen hielten sich Biere, Weine und Branntweine, um die bei ihnen einkehrenden Fremden damit zu bewirthen. Bei dem steigenden Luxus, besonders in den Haupt-, Residenz- und Handelsstädten, in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts, unterließen auch die Kaffee-, Wein- und Bierwirthe nicht, diesem zu huldigen. Man findet in dieser Periode bis zum Ausgange jenes Jahrhunderts schon sehr elegante Kaffeehäuser, aber noch elegantere Tabagien. Die Wirthshäuser erhielten sich noch immer auf einem Mittelwege zwischen der neuen Eleganz und der früheren Einfachheit. Die Tabagien mit Tanzsälen wetteiferten aber schon in der zierlichen Ausstattung ihres Lokals. So findet man im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts schon Tanzsäle mit Säulen geschmückt, und dazwischen und darüber angebrachte Logen mit seidenen Gardinen und goldenen Verzierungen, bei einem weißen oder farbigen Anstriche, der lakkirt worden; Chöre, mit Gold und Silber verziert, für die Musici und Sänger, und für die komischen Vorträge, Puppenspiele ꝛc., um die Gäste anzulocken. So waren in Berlin zu dieser Zeit die Tabagien mit Tanzsälen von Berger, Justinius, Lange, der Silbersaal ꝛc. berühmte, und auch von Fremden viel besuchte Orte, wo man kalte und warme Getränke, Gebäckniſſe ꝛc. haben konnte. Man suchte das Vergnügen des Trinkens mit dem Tanze, dem Puppen- oder Marionettenspiele ꝛc. zu vereinigen. Die Trinkstuben verschwanden nach und nach aus den Brauhäusern in

den großen Städten in dem Grade, wie sich die Tabagien vermehrten, und gingen zuletzt ganz ein, weil die Brauer jetzt einen größeren Vortheil davon hatten, ihre Biere an die Tabagisten und Caffétiers abzusetzen (da die Letzteren auch anfingen, das Stadtbier eben so gut, wie die fremden Biere zu schenken), wobei sie ihr Lokal, welches sie zur Trinkstube oder zum Trinksaale eingerichtet hatten, vermiethen oder zu andern Zwecken benutzen konnten, ohne eine Schmälerung ihres Absatzes zu erfahren; nur in den Provinzial- oder andern kleinen Städten blieb den Brauereyen der Bierschank, auch noch in den damaligen Reichsstädten, als ein altes überkommenes Recht, worauf sie mit großer Strenge hielten. Auch die üblichen Trinkstuben der Weinkeller, von denen sich noch mehrere bis auf die neueste Zeit erhalten haben, wurden aus dem Dunkel an das Licht gezogen, das heißt, aus dem Souterrain in das Parterre hinaufgebracht, um hier, eleganter ausgestattet, die Weingäste aufzunehmen; und wenn sie auch noch in dieser Zeit beim bloßen Weinschank blieben, so hatten sich doch schon die Zugaben von Holländischem und Schweizer Käse mit einem mit Butter bestrichenen Milchbrode auch dahin verändert, daß man Austern, Caviar, Sardellensalat ꝛc. dazu genießen konnte, um so den Appetit zum Trinken zu vermehren. Auch die Italiener- und Materialwaarenhandlungen legten Weinstuben an, um beim Weintrinken auf Verlangen auch die eben erwähnten Artikel, die sie führten, gleich mit verabreichen zu können. Hier wurde nun den eigentlichen Weinschenkern schon der Absatz durch jene geschmälert, indem sie sich hier mit ihren Trinkstuben eindrängten, und wenn sie auch keinen Vorzug erhielten, indem man den eigentlichen Weinhandlungen doch in Hinsicht des Weines mehr Vertrauen schenkte, so konnten sie doch die andern Artikel billiger liefern,

und zogen dadurch manchen Gast an. So standen noch die Angelegenheiten mit den Trinkhäusern und Trinkstuben am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Jetzt fing eine neue Periode für die Trinkstuben an; denn die früheren Kaffeehäuser waren zwar geblieben, hatten aber einen Theil ihrer Gäste den Schweitzer- und andern Conditoren abgeben müssen, die jetzt auch Trinkstuben für warme Getränke eröffneten, indem sie zu diesen gleich das Backwerk mancherlei Art lieferten; dabei waren diese Zimmer sehr elegant und zweckmäßig eingerichtet, und um auch den Geist zu beschäftigen, weil hier das Politisiren bei der Tabakspfeife ausfiel, da nicht geraucht wurde, wurden die gelesensten politischen Deutschen, Englischen und Französischen Zeitungen und andere Flugblätter, Journale ꝛc. ausgelegt, welches viele Gäste anzog, und auch jetzt noch anzieht; wenn gleich keine so bedeutende Weltbegebenheiten, als die Jahre von 1789 bis 1815 und dann 1830 mit sich führten, das Publikum in Thätigkeit setzte, um die Conditoreyen und Kaffeehäuser zu besuchen. Auch die alten Kaffeehäuser mußten jetzt mit den Conditoreyen zu rivalisiren suchen, und so entstanden neue Kaffeehäuser mit glänzenden Namen, wie z. B. in Berlin die Kaffeehäuser Royal, National, de Commerce ꝛc., auf welchen man auch zu Mittage und Abende à la Carte speisete, und alle warmen Getränke erhielt; auch Weine, fremde Biere und Liqueure. In diesen Kaffeehäusern wurde in den Lesezimmern (wo man auch die oben erwähnten Blätter ausgelegt fand, nur nicht in der Anzahl wie bei den Conditoren) nicht geraucht, wozu eigene Zimmer bestimmt waren, in denen man auch Bier trank und sich unterhielt. Auch die Ausstattung der Zimmer war elegant, sowohl die Dekoration der Wände, als die daran aufgestellten Möbel, die Gemälde und Schildereyen unter Glas und Rah-

men, die Bildsäulen und Büsten ꝛc. Eine zweite Klasse von Kaffeehäusern war nicht so elegant eingerichtet, besaß keine Lesezimmer, sondern nur einige politische Zeitungen und mehrere beliebte Flugblätter wurden auf die Tische umher gelegt, und die Getränke bestanden in Stadt- und fremden Bieren, Branntweinen, und in Kaffee und andern warmen Getränken, die auf Verlangen verabreicht wurden; auch wurde daselbst zu Mittage und Abende à la Carte gegessen, auch einige Sorten Wein gehalten. Auf diese folgten nun die Tabagien oder eigentlichen Bierhäuser, auch modernisirt mit und ohne Tanzsaal, in denen man Bier und Branntwein trinkt und Tabak raucht, mit einer gewöhnlichen bürgerlichen Einrichtung der Zimmer. Auch in mehreren dieser Trinkhäuser wird des Mittags warm gespeiset, in den mehrsten jedoch des Abends à la Carte, oder bestimmte, den Gästen angekündigte Gerichte ohne Wahl; auch werden mit Schinken oder Braten belegte Butterbrode, Knoblauchwürste ꝛc., um die Trinklust zu vermehren, verabreicht. Die Weinschenken haben die Veränderung erfahren, daß sie genöthiget worden sind, bei dem starken Trinken der Lagerbiere, auch diese Biere zu halten, und auch mehrere beliebte warme Speisen, wie z. B. Beefsteaks, Wiener Würste ꝛc. zu verabreichen. Dieses findet jedoch nur in den großen Städten Statt, in den kleinern ist größtentheils das alte Verhältniß der Weinhändler oder Weinschenker zum Publikum geblieben; man macht hier weiter keine Ansprüche auf seine Küche, wohl aber auf seinen Keller, der auch zum Weine die oben schon angeführten Käsesorten liefert, welche zum Munden des Weines mit einem mit Butter bestrichenen Milchbrode eine angenehme Zugabe sind. So wie die Trinkhäuser und Trinkstuben sich nun zu Anfange dieses Jahrhunderts gestalteten, so sind sie bis auf die neueste Zeit geblieben, nur daß ein Gastwirth oder

Caffétier, Tabagist, Weinschenker ꝛc. es dem andern, sowohl in der Einrichtung seiner Gastzimmer, als auch seiner Getränke, zuvor zu thun sucht, um die Gäste anzuziehen, und daß man jetzt mit den Kaffeehäusern und Tabagien auch Konzerte, Maskenbälle, Feuerwerke ꝛc. verbunden hat, um das Vergnügen des Publikums beim Glase auch durch das Ergötzen des Auges und Ohrs zu erhöhen. Kaffeehäuser und Tabagien, welche die angeführten Vergnügungen eingeführt haben, besitzen auch Kaffeegärten, wo im Sommer die Konzerte, Feuerwerke ꝛc. gegeben werden, und im Winter in den Sälen Maskenbälle ꝛc. ꝛc.

Trinkheld, derjenige, der eine Fertigkeit im Trinken besitzt, und in einer Trinkfehde oder in einem Trinkgelage seinen Platz behauptet, nicht zu Boden getrunken wird. Ein Held im Trinken, der der Erste und Letzte bei der Bowle oder beim Glase ist.

Trinkkammer, eine Kammer oder ein Gemach, worin die Betrunkenen, die bei einem Kommerce, Trinkgelage, zu Boden gesunken sind, auf ein Strohlager gebracht werden, um den Rausch auszuschlafen. Diese Sitte war besonders auf mehreren Universitäten oder Hochschulen bei Kommercen üblich, und mag es auch noch hier und da seyn, wo man sich beim Glase belustiget.

Trinkkanne, ein Gefäß in der Gestalt einer Kaffeekanne, von Holz, Steingut, Porzellan, oder gebranntem und glasurtem Thone, mit einem zinnernen Deckel; auch von Zinn, Silber ꝛc., worin man das Getränk (Wein oder Bier) auf den Tisch bringt, um es in kleinere Gläser zu gießen, zum Tischtrunk. Auch in den Trinkstuben werden dergleichen Kannen in einigen Gegenden Deutschlands mit Wein oder Bier den Gästen vorgestellt. Die Kanne unterscheidet sich von dem Kruge, daß dieser eine kegelförmige Gestalt hat, jene aber eine bauchige mit einem Halse und ei-

ner Schneppe oder einem Schnabel; s. auch die Art. Kanne, Th. 34, S. 160 u. f., und Krug, Th. 54, S. 119 u. f.

Trinkkrug, s. den vorhergehenden Artikel.

Trinkland, eine Benennung Deutschlands von andern benachbarten Völkern, weil in demselben das Wein- und Biertrinken schon in den frühesten Zeiten leidenschaftlich geschah. S. oben, unter Trinken und Trinksucht.

Trinkliebe, die Liebe zum Trinken, der Genuß, den man im Trinken fühlt, und dadurch die Liebe zu diesem Genusse erweckt, woraus dann die Weinliebe, Bierliebe ꝛc. entsteht, das sehnliche Verlangen nach dem Genusse dieser Getränke.

Trinklied, ein erheiterndes, auf den Genuß des Trinkens Bezug habendes Lied, welches man beim Trinken von geistigen Flüssigkeiten, beim Weine, Biere und Punsche singt; wenn das Maaß der weisen Fröhlichkeit dabei überschritten wird, man lärmend singt, so heißt es ein Sauflied. — Trinklieder sind von mehreren, auch von den ersten oder vornehmsten, Dichtern der Deutschen Nation gedichtet worden: von Göthe, Schiller, Miller, Claudius, Hagedorn, Voß, Gleim, Tiedge, Blum, Hölty, Bürger, Lessing, Burmann, Müchler, Langbein, Seume, Arndt, Uhland, Körner ꝛc. ꝛc. Je mehr der Geist der Fröhlichkeit in diesen Liedern vorherrschend ist, je größer ist der Zauber im Singen beim gefüllten Glase, der die Trinker ergreift, und je höher der Genuß des Getränkes. Die Tafelfreuden können nur durch dergleichen Genüsse erhöhet werden. S. auch Tischlied, Th. 185, S. 296, und oben, unter Trinken und Trinksucht, S. 202.

Trinklust, das Verlangen nach Getränken mit einer Empfindung des Wohlbehagens im Genusse dersel-

ben; auch die angenehme Vorempfindung nach dem sich sehnenden Lieblingsgetränke.

Trinkmaaß, ein Maaß, womit Getränke gemessen werden, nicht bloß nach ihrer Menge, sondern auch nach ihrem Gehalte. Die Ersteren, nach der Menge, sind zinnerne und Eisenblechgefäße, von einem ganzen, halben, Viertel=, Achtel= ꝛc. Quarte Inhalt, womit man die Getränke beim Verkaufe mißt; die Letzteren, nach dem Gehalte, sind Prober, um die Stärke der Getränke, ihren geistigen Gehalt, nach Graden zu messen. Man hat Bier=, Wein= und Brauntweinprober von Elfenbein, Glas ꝛc., die man auch Wagen nennt. Es sind hohle, kugelartige kleine Gefäße mit einem Stiele oder einem langen Halse, die so in der Flüssigkeit schwimmen, daß der Stiel oder lange Hals derselben aus der Flüssigkeit hervorragt. Je leichter nun die Flüssigkeit ist, das heißt, je gehaltreicher der Brauntwein an Weingeiste ist, um so tiefer sinkt das Gefäß darin ein, je weniger ragt also der Hals daraus hervor; beim Wasser sinkt es nur so eben bis über die Kugel ein. Darnach versieht man den Hals mit Abtheilungen oder Graden, welche von jenem Wasserpunkte (Null Weingeist) anfangen, und sich hinaufwärts erstrecken. So ist es nun bei allen den genannten Probern oder Wagen. S. auch den Art. Maaß und Gewicht, Th. 85, und das daselbst angeführte Register der Maaße, S. 325 u. f.; und Prober, Th. 117, S. 498.

Trinkordnung, eine Hofordnung, nach welcher in früheren Zeiten bei den Deutschen Höfen das Trinken bei der Tafel Statt hatte, und wornach an einigen Höfen die Gesundheiten ausgebracht wurden, welche darin vorgeschrieben waren; s. oben, unter Trinken und Trinksucht, S. 174. Diese Trinkordnungen, die sich bloß auf das Gesundheitausbringen ꝛc. bei der Tafel bezogen, sind aber von den Trinkverordnungen,

Trinkverboten, Reichstrinkgesetzen verschieden, die sowohl die ehemaligen Deutschen Kaiser, als auch andere Deutsche Fürsten in ihren Landen gegen das zu starke Trinken geistiger Getränke, die Trinksucht und Völlerey, erließen, und besonders gegen das Zutrinken. S. oben, unter Trinken und Trinksucht, S. 157 u. f.

Trinkquelle, eine Quelle, deren Wasser zum Trinken bestimmt ist, wie die Quellen, welche zur Versorgung der Brunnen dienen, zum Unterschiede von den Quellen, welche die Flüsse und Seen vermehren. S. auch unter Quelle und Quellwasser, Th. 119.

Trinkschale, eine Schale, aus welcher man eine Flüssigkeit trinkt, mit welcher Benennung man jetzt die Tassen bezeichnet, aus welchen man Thee, Kaffee und Chocolade trinkt, und namentlich die Untertasse, die den Begriff der Schale am deutlichsten bezeichnet, weil sie die Form eines Hirnschädels hat. Die alten Deutschen tranken, wie Diodor und Tacitus bezeugt, aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde, welche Schädel sie dann Trinkschalen (Schola) nannten. Dergleichen nachgeahmte Schalen zur Erinnerung an den Muth und die Tapferkeit dieses alten Volkes, um ihre Gauen gegen feindliche Angriffe zu beschützen, findet man bei den geistigen kalten Getränken nicht mehr, wohl aber, wie schon angeführt worden, bei den warmen Getränken in der Gestalt der Untertassen, die einem Hirnschädel, wenn sie ovalrund sind, gleichen; sie zeigen auf die Kultur hin, worin wir uns jetzt befinden, die auf andere Trinkgeschirre hinweiset, die nicht nur bequemer sind, sondern auch den üblen Eindruck verwischen, sich der Schädel der Feinde dazu zu bedienen, und hier gleichsam als Kannibalen zu erscheinen. Daher weisen die jetzigen Trinkschalen der warmen Getränke auf die hoch gestiegene Kultur hin.

Trinkspruch, Trinksprüche, Sprüche oder Sentenzen, die sich auf irgend einen Gegenstand beziehen, der beim Trinken erhoben werden, und dessen dabei Erwähnung geschehen soll; sie kommen so ziemlich mit den Gesundheiten überein, nur daß sich diese mehr auf Personen beziehen, denen ein Lebehoch beim Trinken bei feierlichen Gelegenheiten gebracht wird, woran man nun noch manche Beziehung auf ihr Wirken hinzufügt, größtentheils in Reimen bestehend. Die Trinksprüche sind bloße Sentenzen, die beim Anstoßen hergesagt werden, oft ohne Beziehung auf einen Gegenstand und auf das Trinken. Hier einige dieser Trinksprüche, die besonders bei unsern Vorfahren bei fröhlichen Gelagen vorkamen.

Mein Herz soll keine Untreu' nähren,
Und dessen Treu' soll ewig währen.

Deiner holden Lichter Glanz,
Fesseln meine Seele ganz.

Meine Freundschaft bring' ich Dir,
Schenk auch Deine Freundschaft mir.

Liebste Seele, Dein Vergnügen,
Soll mir stets vor Augen liegen.

Was uns liebet und ergötzt,
Unser Herz in Flammen setzt;
Und indem es uns besiegt,
Triumphirend niederliegt.

Was eng' und nicht weit,
Auch den Mann erfreut,
Und kein Küßchen scheut,
Das thut mit Bescheid.

Ich lasse die Grillen ruh'n,
Und will heute fröhlich thun.

Gesundheit in Gedanken,
Das kurirt die Kranken;
Secundirt auch die Betrübten,
Und contentirt die Verliebten.

Es lebe, was mich treulich liebt,
Und sans façon ein Küßchen giebt.

Alles aus Liebe, nichts mit Gewalt,
Was man recht liebt, vergißt man nicht bald.

Auf's Erkennen, nicht auf's Schauen,
Muß man treue Freundſchaft bauen.

Wenig geredet und doch viel gedacht,
Hat oft manches Vergnügen gemacht.

Wahre Freunde muß man ehren,
Und ſich ſonſt an gar nichts kehren;
Denn ein wahrer Freund iſt werth,
Daß man ihn liebt, rühmt und ehrt.

Wer glücklich leben will, der lebe ſo, wie ich,
Er liebe Jedermann, und bleibe doch für ſich.

Das, was ich lieben ſoll, das darf kein And'rer wiſſen,
Wovon ein And'rer naſcht, verlang ich keinen Biſſen.

Es lebe, was charmant, und dabei nicht moquant,
Im Herzen ſtets getreu, ſich zeigt ohn' Heucheley.

Dieſes Gläschen bring' ich Dir,
Daß Dein Bräutchen lebe,
Und der Nachwelt bald von Dir,
Einen Abriß gebe!

Soll ein galantes Kind uns zu Gefallen lachen,
So muß der Beutel erſt viel Komplimente machen.

Wird einſt ein Tröpfchen Blut, mein Schatz, Dir ungetreu,
So ſtoß' mir dieſer Trunk das falſche Herz entzwei.

Allen, die in Weiberorden,
Nunmehr ſind verſetzt geworden!

Treuen Herzen nur allein,
Die erquicken und entzücken,
Soll dies zugetrunken ſeyn!

Hoffen und vergnügt ſeyn,
Iſt das Pflaſter aller Pein.

Ich wünſche der Braut zum Hochzeitslohn,
Ein liebliches Pärchen — Tochter und Sohn.

Ein Herz, das heimlich liebt, und doch nichts sagen will,
Hofft wenig, fordert nichts, wünscht aber dennoch viel.

Ein schönes Mädchen seh'n
Und ihrer nicht genießen,
Heißt bei der Quelle steh'n
Und dennoch dursten müssen.

Aller hübschen Mädchen Avantage,
Und Hunderttausend zur Mariage.

Das Glück soll mein Kompas, die Hoffnung Anker seyn,
So läuft mein Schiff gewiß in sichern Hafen ein.

Die mit Händ' und Füßen wehren,
Und doch in der That begehren,
Daß wir das, was sie nicht wollen,
Allezeit verrichten sollen.

Die Kehlen geschmiert, die Saiten gestimmt,
Eh' Jugend vergeht und Feuer verglimmt.

Wer im Freien wählt,
Wird zuletzt gequält.

Trinkstube, Trinkzimmer, eine Stube oder ein Zimmer, welches zum Ausschenken von Getränken für Geld bestimmt ist, zum Bier- oder Weintrinken. In den Rathhäusern sind dazu einige Zimmer in dem Souterrain bestimmt, welches Lokal dann den Namen **Rathskeller** führt, gewöhnlich sind die Keller unter den Rathhäusern an Weinhändler und Brauer vermiethet, welche ihre Weine und Biere darin lagern, und dann Stuben oder Zimmer zum Ausschenken dieser Getränke daselbst einrichten. In den ersten Zeiten der Benutzung dieser Keller zu dem erwähnten Zwecke, waren die Schenkzimmer darin für die Rathsherren, Beisitzer und andere Gerichts- und Magistratspersonen bestimmt, um bei langen Sitzungen sich durch einen Trunk Wein oder Bier laben oder erfrischen zu können; auch die abzuhörenden oder zur Vernehmung erschienenen Partheyen besuchten diese Trinkstuben.

Späterhin beschränkten sie sich nicht mehr auf die oben erwähnten Personen, sondern es wurden förmlich Gäste daselbst gesetzt, und Jeder aus der Stadt konnte zum Wein- oder Biertrinken hier einsprechen oder sie besuchen, und so sind denn die Rathskeller immer noch neben den andern Trinkhäusern oder Tabagien in den Städten geblieben, und wenn auch die Trinkstuben hier und da in den Rathhäusern wegen der Gelage, welche darin gehalten wurden, die nicht immer ohne Lärmen abliefen, aufgehoben wurden, so behielten die Besitzer dieser Stuben doch die Concession, und nannten ihr neues Trinklokal außerhalb des Rathhauses, Rathskeller, daher findet man oft in kleineren Städten, daß der Rathskeller nicht mit dem Rathhause verbunden ist, ja daß selbst ein Gasthaus diesen Namen führt, ohne eine Trinkstube im Keller zu besitzen. — In Frankreich, wo es dergleichen Stuben in allen Gerichtshöfen und Kollegien giebt, heißen sie Beuvettes. S. auch den Art. Trinkhaus.

Trinkstück, in der Malerey, ein Genrestück, Genregemälde, in welchem eine Trinkscene vorgestellt worden, entweder eine Trinkgesellschaft um einen Tisch bei einer Bowle Punsch, oder beim Weine Biere, Branntweine ꝛc. ꝛc., je nach den verschiedenen Ständen, die der Maler in diesem Akte der Belustigung und Fröhlichkeit hat darstellen und gruppiren wollen, oder einzelne Trinker in verschiedenen Stellungen des Rausches oder Räuschchens, z. B. Handwerker, Bauern, Soldaten ꝛc. in den Herbergen, Schenken, Feldlagern ꝛc.; dann auch aus anderen Ständen und an anderen Orten; z. B. Studenten, Schauspieler, Kaufleute, Jäger, Beamte ꝛc. ꝛc. in einem Trinkgelage begriffen, wobei es an lustigen Stellungen, überhaupt an komischen karrikaturmäßigen Geberden ꝛc. nicht fehlen darf, welche einer solchen Scene Leben und Interesse geben, in dem Beschauer eine hei-

tere Gemüthsstimmung erwecken, in ihm die Lachlust erregen. In dieser Gemäldegattung zeichnen sich vorzüglich die Niederländer aus, wie uns die Gemälde in dieser Art von Adr. Brouwer, Peter Breughel, Teniers (Vater und Sohn), M. Hemskerk, Vinkenbooms, Peter van Laar, Adr. van Ostade ꝛc. zeigen. Diese Trinkstücke umfassen nicht bloß Gemälde, sondern auch Kupferstiche, Holzschnitte und Lithographien. Unter den Ersteren zeichnen sich vorzüglich einige Trinkscenen von Hogarth aus, besonders die Punschgesellschaft.

Trinksucht, die Begierde oder das heftige Verlangen nach geistigen Getränken; überhaupt die eingewurzelte Gewohnheit, spirituöse Getränke im Uebermaaße zu genießen, ja sie gar nicht entbehren zu können. Wie nachtheilig diese Sucht auf den Körper ist, haben erfahrene Aerzte durch sorgfältige Beobachtungen bei dergleichen Trinkern zu beweisen gesucht; denn nach ihnen beschleunigen die hitzigen Getränke die Lebensconsumtion, erzeugen Schärfe, Hautkrankheiten, Steifigkeit und Trockenheit der Fasern, Husten, Engbrüstigkeit, Lungenkrankheiten, Wassersucht und Wahnsinn, so heilsam sie bei einem mäßigen Genusse und zur rechten Zeit seyn können. Sie stumpfen, im Uebermaaße genossen, das Gefühl ab, sowohl im Physischen, als Moralischen, so daß auf starke Trinker, besonders Branntweintrinker, zuletzt nichts mehr wirkt, sie ohne diesen Genuß zu allen Arbeiten unfähig werden, am ganzen Leibe zittern, und ihr Körper nur dann erst wieder durch den Geist in Thätigkeit gesetzt werden kann, wenn sie die nöthige Portion Flüssigkeit zu sich genommen haben. Arzneyen helfen bei den Krankheiten dieser Trinksüchtigen nichts, wenigstens nicht viel, weil ihre Wirkungen bei einem solchen abgestumpften reizlosen Körper zu schwach sind, sie nicht diejenigen Reize auf die Organe hervorbringen können, deren

Theile leiden, mithin ist hier alle Kunst verloren. Diät in den gewohnten scharfen Getränken wäre hier das einzige Mittel, wenn sie gehalten werden könnte; die scharfen Getränke gleich ganz aufgeben, würde tödtlich wirken, da das einzige Mittel das scharfe Getränk selbst bleibt, indem es immer mit mehr Einschränkung gegeben wird, und dabei dann andere diätetische Mittel mit angewendet werden, die einen Reiz auf den Magen äußern und dessen erloschene Thätigkeit wieder zu erwecken suchen, wozu selbst das Bier ein sehr gutes Mittel ist, weil es, gut bereitet, auch nährt.

Trinkverein, s. Trinkgesellschaft.

Trinkverordnung, s. Trinkordnung.

Trinkwasser, das Quellwasser, welches zum Trinken bestimmt ist, und auch aus gefaßten Quellen oder Brunnen geschöpft oder gepumpt wird, zum Unterschiede von dem Flußwasser oder dem fließenden Wasser in den Bächen, Flüssen, Seen ꝛc., welches nicht zum Trinken, aber zu vielen andern bürgerlichen Gewerben gebraucht wird, auch zur Wäsche. S. auch den Art. Wasser, unter W.

Trinkwasserheilanstalt, Trinkwasserheilanstalten, Anstalten bei den Bädern zum Trinken der Mineralwasser an der Quelle; s. den Artikel Gesundbrunnen, Th. 17, S. 744 u. f., und Trinkanstalt, oben, S. 99. — Die Anstalten zum Trinken künstlicher, oder auf chemischen Wegen bereiteter Mineralwasser, welche den verschiedenen natürlichen Mineralwassern künstlich nachgemacht worden, sind erst in neuester Zeit in Deutschland entstanden. Die Berliner Mineralwasser-Trinkanstalt wurde im Jahre 1823 von dem Doktor Struve und dem Apotheker und Hofrath Soltmann, welche sich Beide dazu verbanden, errichtet. Es wurde dazu ein großer Gartenplatz, oder vielmehr

zwei neben einander liegende Gartenplätze, auf der Louisenstadt (ehemals Köpenicker Vorstadt) in der Husarenstraße, von 1200 Fuß Länge und 220 Fuß Breite erkauft, und darauf die nöthigen Gebäude errichtet. Die Gärten, welche bis dahin zum Anbau von Gemüsen gedient hatten, wurden unter der Leitung des Königlichen Garten-Direktors Otto zu einem schönen mit Laubgängen und anderen Parthien versehenen Garten umgewandelt, der für die Kurgäste während des Brunnentrinkens zum Lustwandeln dient. Die Maschine zur Bereitung der künstlichen Wasser, auf welche die Unternehmer von dem Königlichen Ministerium des Handels und der Gewerbe ein Patent erhielten, wurde unter der besonderen Aufsicht des Doktors Struve, welcher auch die Trinkanstalt in Dresden schon früher gegründet hatte, von dem Inspektor Blochmann in Dresden angefertiget, und die übrigen Gebäude von den Raths-Mauer- und Zimmermeistern Einsiedler und Richter so rasch besorgt, daß die Anstalt, nachdem König Friedrich Wilhelm der Dritte sie am 1sten July des genannten Jahres in Augenschein genommen, schon am 2ten July dem Publikum eröffnet wurde, also in kaum drei Monaten nach dem Ankaufe der Gärten. Wenn nun auch noch im Publikum hin und wieder die Idee vorherrschend war, daß es unmöglich sey, die natürlichen Mineralwasser in gleicher Eigenschaft und Wirkung künstlich nachzumachen, so hatten doch die Unternehmer das Glück, im Publikum so viele Theilnehmer an ihren Bemühungen zu finden, daß bereits im Sommer 1823 mehr als vierhundert Kurgäste die Anstalt besuchten, und man eine Reihe von Equipagen vor dem Locale der Anstalt erblickte, die also auch auf ein vornehmes und gebildetes Publikum schließen ließen, wie solches auch die Kurliste ergab. Die befriedigsten Resultate, welche viele Kranke, darunter sich

auch mehrere Aerzte befanden, von dem Gebrauche dieser Mineralwasser erfuhren, erweckten Vertrauen, und schon am Schlusse der Trinkzeit konnte diese Anstalt als fest begründet angesehen werden. Schon im ersten Jahre wurden die verschiedenen Quellen von Karlsbad, Ems, Marienbad und Eger, der Sauerbrunnen von Pyrmont, der Selterser Brunnen, so wie der Schlesische Ober-Salzbrunnen gegeben. Zu diesen Brunnen kamen später Spaa, Cudowa und Kissingen. Von den 600 bis 700 Kurgästen, welche die Anstalt bis jetzt in jedem Jahre, nach den Listen, in welche jene selbst ihre Namen eintragen, besucht haben, gehören im Durchschnitt zwei Drittheile der Hauptstadt an, und ein Drittheil besteht aus Auswärtigen. Am meisten benutzt man die Brunnen von Karlsbad, Ems, Marienbad und Ober-Salzbrunnen; dann folgt der Eger-Franzensbrunnen, der Kissinger Ragotzi, Spaa, und nur in wenigen Fällen Cudowa. Püllna und Seidschütz werden selten als anhaltende Kur gebraucht, dagegen viel in Flaschen verabreicht, um dann und wann ein Glas davon zu trinken. Alle oben genannten künstlichen Mineralwasser werden auch in Flaschen versendet, und können, ohne eine Zersetzung zu erleiden, längere Zeit aufbewahrt werden. Zur Bequemlichkeit des Publikums ist die Einrichtung getroffen worden, daß das Abonnement nicht für eine ganze Kur, sondern nur auf sieben Tage oder eine Woche eingegangen werden kann; der Kurgast erhält sieben Marken, von denen er täglich eine abgiebt, und zahlt dafür, ohne Rücksicht auf die Menge der Becher oder Gläser, die er nimmt, fünf Thaler für den Brunnen von Karlsbad und Ems, und vier Thaler für alle Uebrigen. Ziegenmilch und dergleichen Molken werden, auf Verlangen, zugegeben. — Das Aeußere dieser Anstalt hat etwas Aehnliches mit den An-

stalten in den bekanntesten Badeörtern, wie z. B. zu Kissingen. Geradezu, auf der östlichen Seite, gewahrt man die Brunnenanstalt selbst, mit den durch die Namen bezeichneten verschiedenen Abtheilungen der verschiedenen Brunnen, welche sich mit ihrem Frontispice, welches durch eine Uhr verziert worden, sehr hübsch ausnimmt; rechts erblickt man die bedeckte, bis über die Hälfte des Gartens hinunterreichende, mit Bänken und andern Ruheplätzen versehene Gallerie, welche bei ungünstigem Wetter zum Spaziergange für die Kurgäste dient, und links das Orchester, welches eine Art Pavillon bildet. Rechts und links vor dem Brunnenlokale stehen zwei verzierte Postamente, zum Wegsetzen der Becher und Gläser. Das Ganze ist daher höchst bequem für die Gäste eingerichtet, wozu nun noch die schönen Gartenparthien kommen, die vorn einen Raum offen lassen, so daß man einen freien Aufblick zum Himmel genießt. Das Orchester wird von Seiten der Unternehmer unterhalten. Durch diese Anstalt ist in einer großen Residenz, die viele Fremde, reiche und vornehme Leute in sich schließt, einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen; indem es Vielen nicht vergönnt ist, eine entfernte Heilquelle zu besuchen, es die Geschäfte nicht zulassen; sie aber hier dasjenige finden, was sie an den Heilquellen suchen, und dann noch die Bequemlichkeiten einer eigenen Wirthschaft. Daß aber dergleichen Anstalten nur in großen Städten ins Leben zu rufen sind, ist sehr natürlich, da die Anlagen kostspielig sind, und sich auch hier, wie schon angeführt worden, der Zweck herausstellt, warum sie hier gleichsam ein Bedürfniß werden. Ueber die Wasser selbst und deren Zubereitung hier etwas zu berichten, ist nicht der Ort, da dieses unter die verschiedenen mineralischen Wasser hingehört, und auch schon in dem Artikel: Mineralisches Wasser, Th. 91, S. 42 u. f., Einiges über die künstlichen

Mineralwasser gesagt worden. — Hier wird es nun nöthig seyn, auch der Trinkwasser-Heilanstalt des Landmanns Vincenz Prießnitz in Oesterreichisch Schlesien zu erwähnen, die bei ihrem Entstehen so viel Aufsehen machte, ja einige Zeit darauf eine solche Berühmtheit erhielt, daß Vornehme und Geringe, Reiche und Arme zu derselben wallfahrteten, um Heilung von ihren Uebeln zu finden. Der Ort selbst ist ein kleines Dörfchen im Troppauer Kreise, nahe am Städtchen Freiwaldau, von vierzehn Wohnungen, welches den Namen Gräfenberg, von dem Berge Gräfenberg, an und auf dem es erbaut ist, führt. Die Umgegend ist ein sehr schönes fruchtbares Waldgebirge, reich an Bächen und Quellen, welche den Boden bewässern und Menschen, Vieh und Pflanzen erquicken. In diesem Dörfchen lebt nun Prießnitz von der Ackerwirthschaft; er ist Gatte und Vater, und ein hoher Vierziger. Er bebauet seinen Acker mit eigenen Händen. Sein Gemüth wird als lauter, sein Charakter edel, und sein Wesen stillbescheiden geschildert, so daß er zwar wenig Worte macht, aber viel denkt und handelt. In seinem Hause waltet Ordnung, Sparsamkeit, Sittlichkeit und ländliche Einfachheit. Diesem Landmanne verdankt man nun die Wiedergeburt des frischen Wassertrinkens, welches zwar von alten Zeiten her nie ganz aufgehört hatte, und dem im verwichenen Jahrhunderte der General-Chirurgus Theden wieder durch den eigenen Gebrauch ein neues Ansehen gab, indem dieser mehr als achtzigjährige Greis, sein hohes Alter dem täglichen Genusse von 7 bis 8 Quart (20 bis 24 Pfd.) frischen Wassers zuschreibt; allein man achtete es doch zu geringe gegen die andern Getränke, und dieses wollte Prießnitz nicht gelten lassen; er trank daher fleißig das frische Quellwasser und es bekam ihm vortrefflich. Als ob ihn der

Höchste durchs Wasser begeistert hätte, kam es ihm in den Sinn, daß das Wasser, welches so erquickend auf ihn einwirkte, ein Gesundheitsmittel fur die Menschen seyn müsse. So wie nun die Pflanze durch das Wasser belebt wird, und schöner aufblühet; eben so müßte es doch auch mit dem Menschen seyn, der doch auch eine Pflanze im Garten Gottes sey. Zweierlei unterstützte ihn, diese Idee zu verfolgen und endlich zu verwirklichen. Er hatte nämlich zuerst beobachtet, daß Thiere, wenn sie krank sind, wie z. B. der Hirsch, ins Wasser gehen und gesund wurden. Der Instinkt sagt es diesen Thieren, und Instinkt der Thiere ist nichts anderes, als das, was der Verstand des Menschen ist. Die Thiere handeln stets recht, weil sie ihren Instinkt nicht verderben, aber der Mensch handelt sehr oft falsch, weil er leider immer seinen Verstand abstumpft, und das Richtige zuletzt nicht mehr findet. Demnach können wir bei Thieren viel reinere Beobachtungen machen, als bei den Menschen. Prießnitz säumte daher nicht an kranken Thieren, z. B. Kühen ꝛc. Versuche mit kaltem Wasser zu machen, namentlich frische und alte Wunden zu heilen, was ihm vollkommen gelang. Zweitens erinnerte er sich, schon als Knabe an sich selbst eine Probe mit kaltem Wasser gemacht zu haben: Er hatte nämlich als Knabe eine Rippe gebrochen, und da der herzugerufene Wundarzt zu viel Umstände machte, schickte er ihn fort. Durch eine ruhige und schickliche Lage, durch Trinken und Umschläge von kaltem Wasser heilte er sich vollkommen. Schon damals hatte diese Kur Aufsehen gemacht, und er selbst betrachtete es später als einen Wink der Vorsehung, das kalte Wasser, diese zauberische Gabe Gottes, als Heilmittel für Thiere und Menschen zu empfehlen. Fort, dachte er, mit allen Scharfrichterpflastern, fort mit den Sprüchen elender abergläubi-

scher Menschen, fort mit dem Versprechen und den Betriegereyen alter Weiber, fort mit allen den erbärmlichen Uringuckern, fort überhaupt mit allem Aberglauben, im Wasser allein liegt die wahre, die heilende, die göttliche Kraft. „Frisches Wasser mein Lebelang allen Kranken," war sein Wahlspruch, nach dem er zu handeln sich vornahm. Er verordnete daher das Wasser von nun an nicht nur bei Wunden der Menschen und äußeren Schäden, sondern auch gegen innere Leiden, und zwar mit so viel Glück an, daß von allen Seiten Kranke zu ihm kamen, um sich der Kaltwasserkur zu unterwerfen, so daß er bald in den Ruf eines Wunderdoktors kam, ja man ging so weit zu glauben, daß eine Zauberey hier im Spiele sey. Man sah indessen die natürlichen Wunder, die er mit dem kalten Wasser verrichtete, und fing daher bald an, ihn, wie er's verdiente, einen Wasserdoktor zu nennen; ja einige Aufgeklärte und vollkommen Belehrte, nannten ihn einen Naturarzt, das heißt, einen Arzt, der, wie die Natur es will, heilt. — Die Anzahl der Kranken, als sie Zutrauen zu dem Wasserdoktor erhielt, wuchs von nun an mächtig. Aus der Nähe und Ferne kamen sieche Menschen zu ihm, um durch seine Kur, das Wasser, ihre Gesundheit wieder zu erhalten. Da nun bekanntlich Niemand in wohl polizirten Staaten kuriren, oder Niemand einem Kranken ein Mittel geben darf, der nicht dazu berechtiget, also nicht geprüfter Arzt ist, so wurde endlich die Obrigkeit und die hohe Behörde aufmerksam, und untersuchte das Verfahren von Prießnitz. Es mochten auch wohl neidische Menschen, welche sein aufkeimdes Glück durch die Wasserkuren sahen, falsche Gerüchte über sein Verfahren verbreitet haben; allein die Untersuchung ergab, daß er sich durchaus keines andern Mittels, als des frischen Wassers bediente, und deshalb wollte

man ihm seine Handlung nicht untersagen, oder wehren. Da nun bei dieser hohen Erlaubniß, sein angefangenes Werk mit den Wasserkuren fortzusetzen, sich die Kranken täglich mehrten, so wurde auch eine bedeutende Erweiterung seiner Anstalt nöthig, um sie Alle unterbringen zu können. Auch erhielt Prießnitz hohe Gönner und Fürsprecher, so daß derselbe höchsten Orts die Erlaubniß erhielt, in seinem Hause zu Gräfenberg eine Badeanstalt anzulegen. Es wurden daher mehrere schöne Gebäude, um hinreichenden Raum für seine Kurgäste zu erhalten, aufgeführt. Gelungene Kuren verbreiteten immer mehr seinen Ruf nach allen Richtungen hin, und die angesehensten Badegäste kamen von nahe und fern aus den Städten und Dörfern aller angrenzenden Länder. Ein Arzt, der Doktor Graf sagt:*) „Sein Glück war groß. Alle Umstände vereinigten sich, seinen Ruf zu verbreiten, und das Licht, welches die Wasserheilkunde gab, nicht unter dem Scheffel leuchten zu lassen. Obwohl nun auch mitten unter den Lobeserhebungen er sich auch oft nicht unbedeutenden Anfeindungen ausgesetzt sah, so ging er doch seinen Gang ruhig fort, und erfreute sich einer immer größeren Anzahl von Kurgästen, unter denen nicht selten Erlauchte Personen, Fürsten waren, die ihrer Gesundheit wegen seine Anstalt besuchten, auch wohl nur bloß kamen, um den schlichten Bauer als großen Arzt kennen zu lernen. — Sein Haushalt vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, sein Wohlstand ward Reichthum, seine Badeanstalt großartig. Das neue Kurhaus erhebt sich wie ein Pallast auf den weit umschauenden heitern Höhen des schönen sonnigen Gräfenbergs, und der durch das Bild des allverehrten Monarchen Oesterreichs Kaiser Ferdi-

*) Vincenz Prießnitz oder der Wassergeist. Grimma. S. 16.

nand I. prachtvoll gezierte Kursaal ist in Hinsicht des hohen Ranges der Gäste einer der berühmtesten Salons in Europa geworden. Gräfenberg gehört jetzt zu den anerkannten Kurorten, und hat seine besondere Königlich-Kaiserliche Kurdirektion. Der Gründer und Fürst dieser Anstalt ist der schlichte Bauersmann Vincenz Priessnitz, dessen Unterhaltung Könige und Fürsten nicht selten gesucht haben." — Die völlige Wasserkur, wie sie der Landmann Vincenz Prießnitz erfunden hat, ist eine ganz eigenthümliche Art zu heilen, welche die ganze Umsicht eines geschickten Wasserarztes erfordert; auch erfordert sie von Seiten des Kranken viel Muth, viel Kraft, und viel Ausdauer, um durch Leiden zu Freuden zu gelangen, darum ist auch Mancher von dieser Kur aus Schwachheit und Hang zu seiner früheren Lebensart zurückgekehrt, und hat auch seine alten Uebel mitgenommen. Wer aber die Wasserkur aushält, der trägt, wenn er nicht einen sogenannten organischen Fehler, der ganz unheilbar ist, hat, einen sicheren Lohn davon, welchen schon Hunderte der Menschen durch ihre Ausdauer davon getragen haben. Elende, gebrechliche Menschen, die nur den Tod hofften, sind gesunde kräftige Leute geworden; Andere, die dagegen den Muth verloren, sind es nicht geworden. Kurz, wer in der Wasserkur aushält, wird ein neuer Mensch, bekommt eine neue Lebenslust, und eine Sehnsucht nach dem Wasser, daß er nichts anderes mehr, als den labenden Quell des reinen frischen Wassers zu genießen wünscht. Der schon oben angeführte Arzt sagt an dem angeführten Orte, S. 18, in einer Anmerkung: „Hiermit soll nicht etwa gesagt seyn, daß der gesunde Mensch nicht zuweilen auch ein Glas Wein, Bier, auch wohl ein wenig guten Schnaps trinken solle. Mit Maaß kann man der Gaben Gottes alle genießen, nur werden sie leichter vertragen und schaden

nicht, wenn man die Wasserdiät dabei hält, das heißt, mit andern Worten, wenn man alle Tage das reine frische Quellwasser trinkt, und somit diese Genüsse durch Wasser verdünnt, damit sie besser verdaut werden, nicht im Körper bleiben, ihn aufschwellen, sondern auf den natürlichen Wegen wieder fortgehen. So machen es z. B. heut zu Tage viele Leute, daß sie neben der Weinflasche auch eine Flasche schönes frisches Wasser stehen haben, und nach dem Weine Wasser trinken. Solche Leute befinden sich den andern Tag wohl, wo mancher Andere vor Uebelkeiten und Kopfschmerzen sich kaum lassen kann." — Prießnitz theilt die Menschen auf eine eigenthümliche Weise ein, nämlich in drei Klassen, in wirklich gesunde; denn er glaubt nach seiner Meinung, daß es nur wenige unter den kultivirten Völkern giebt, viele aber noch unter den Wilden; sodann in halb Gesunde, das heißt, in solche, welche sich gesund glauben, es aber nicht sind, denen es, obwohl sie nicht zum Liegen kommen, bald da, bald dort fehlt. Einmal haben sie Kopfschmerz, das andere Mal Magenweh, das dritte Mal Bauchgrimmen und Durchfall ꝛc. Diese Klasse nennt unser Bauer halbgesund, rechnet sie aber zu den schwer Erkrankten; denn es ist, nach seiner Meinung, ein Krankheitsstoff in ihnen, der früher einmal unterdrückt worden ist, jetzt nicht heraus kann, und deshalb sie nicht ganz gesund werden läßt, wohl auch dem Grabe früher zuführt. Eine dritte Klasse sind die offenbaren Kranken, welche entweder das Bett hüten müssen, oder wenigstens zu Beschäftigungen ganz untauglich sind. Gesund, nach Prießnitz, kann nur der Mensch seyn: a) welcher weder durch schädliche Speisen oder gefährlichen Trank Krankheitsstoff in sich bringt, b) noch seine Haut so verzärtelt, daß er sich immer und ewig erkältet oder vielmehr erkälten muß, wenn er an ein kaltes Lüftchen kommt, endlich c) seinem Körper die gehörige

Bewegung angedeihen läßt; denn Leute, die viel sitzen müssen, können sich eigentlich nicht wohl befinden. Wer daher als gesunder Mensch leben will, muß eine einfache, aber nahrhafte Kost genießen, die Wasserdiät halten, das heißt, tagtäglich seine Portion frisches kaltes Wasser trinken, dabei aber jedes spirituöse Getränk vermeiden, es mag Wein, Bier, Branntwein oder anders heißen, wenigstens darf er es nur ganz mäßig genießen, und muß desto mehr Wasser trinken; ferner muß er durch tägliches Waschen oder Baden seine Haut so kräftigen, daß sie den äußeren Einflüssen, somit den Erkältungen widersteht; endlich muß er sich häufig an frischer Luft bewegen und seine Muskelkraft üben. Dieses wären nun die Bedingungen, welche Prießnitz stellt, um sich einen gesunden Körper zu erhalten; da nun unter den Landleuten viele auf diese Weise leben, so findet man auch unter denselben noch die gesündesten Menschen. Das schönste Beispiel geben aber die Naturmenschen, die wir mit dem Namen Wilde belegen, und die Thiere, die in der Wildniß leben. Die wilden Menschen sind ein Muster von Gesundheit; sie können unter freiem Himmel übernachten, sich dem Regen aussetzen, sich warm in den Fluß stürzen, und es schadet ihnen nichts; sie wissen nichts von Sodbrennen, Magenweh, Reissen, Gicht und andern Schmerzen, von denen wir Kulturmenschen immer geplagt werden, und dieses, weil sie naturgemäß leben, und gerade so, wie es Prießnitz haben will; dabei erreichen sie ein hohes Alter. Nur die Wilden oder Naturmenschen, zu denen der Branntwein gelangt ist, die also einen Vorgeschmack von der Kultur erhalten haben, sind nicht mehr in diesem Gesundheitszustande. Prießnitz's Ansichten sind demnach: Wer nicht so lebt, sondern durch Speise und Trank sich schadet, wer seine Haut mit Wasser nicht wäscht, noch badet, damit sie abgehärtet, gereiniget, und mithin von dem anklebenden Schmutze

befreit, und nicht verhindert werde, frei auszudünsten, ohne daß wir es merken, die schlechten Stoffe, die sie nicht mehr braucht, von sich zu geben; wer endlich die Bewegung und die freie Luft meidet, der wird krank; und wohl ihm, wenn die gütige Natur auf einmal mittelst eines hitzigen Fiebers und Schmerz den Krankheitsstoff wieder heraustreibt, und den Körper gesund macht. Wird nun aber dieses Fieber durch schlechte Behandlung, und namentlich, wie Prießnitz sagt, dadurch, daß man nicht die gehörige Menge Wasser trinkt, um der Natur den Krankheitsstoff auflösen zu helfen, nicht beseitiget, so bleibt der Krankheitsstoff zurück. Das hitzige Fieber und der Schmerz vermindern sich zwar, aber es entsteht daraus eine langwierige Krankheit, die oft Monate, ja Jahre dauert, und einen frühen Tod veranlaßt. Der zurückgebliebene Krankheitsstoff peiniget zwar in dieser Zeit dann und wann einmal wieder, indem er herauswill, das heißt, die Natur macht einen Versuch den Körper noch zu retten. Dieser Versuch der Natur wird aber gleich wieder durch Aderlassen und andere zweckwidrige Handlungen unterdrückt, und so kann der Krankheitsstoff immer nicht heraus; er schlummert wieder, und der Kranke denkt, er sey nun wieder gesund geworden. Daß diese Halbgesunden mit der Zeit immer mehr geschwächt, frühzeitig alt werden, und bald sterben müssen, ist daher nicht zu verwundern. Prießnitz sagt nun weiter: Wer von einem solchen unterdrückten Krankheitsstoffe gepeiniget wird, mithin an einer langwierigen Krankheit leidet, oder ein sogenannter Halbgesunder ist, kann weder durch Medizin, noch etwas Anderes, außer durch Wasser, gesund werden. Bei solchen Menschen ist nämlich die Natur zu schwach, sie kann den Krankheitsstoff nicht heraustreiben. Da muß nun das Wasser den Menschen und seine Natur erst recht kräftigen, damit sie den Kampf mit dem Krankheitsstoffe aufnehmen

und ohne Gefahr heraustreiben kann. Dabei muß das Wasser den Krankheitsstoff auflösen und auf irgend einem Wege aus dem Körper führen, z.B. durch Schweiß, Durchfall ꝛc. Wenn dieses Herausführen des Krankheitsstoffes nun geschieht, so ist die Zeit der Schmerzen, aber auch die Zeit der Entscheidung oder Genesung (Krisis) da, und der Mensch wird dann in kurzer Zeit, in einigen Wochen, ja einigen Tagen, oft gesund, nachdem er vorher vielleicht viele Monate, ohne besondere Veränderung seiner Gesundheit, die Wasserkur gebraucht hatte. Die Wege, auf denen das Wasser endlich den Krankheitsstoff herausführt, sind verschieden, nämlich entweder durch Brechen, oder durch Durchfall, oder durch den Urin, oder durch die Haut. Auf der Haut zeigt es sich nun als Schweiß, als Ausschlag, als Eiterbeulen, oder als Geschwüre. Es darf sich aber Niemand vor diesen Eiterbeulen und Geschwüren fürchten, sie heilen, wenn der Krankheitsstoff heraus ist, bald wieder zu, und geben dem Kranken eine solche dauernde Gesundheit, wie er sie vielleicht Jahre lang nicht hatte. Wenn daher ein solcher Kranker zu dem Landmanne auf dem Gräfenberge in die Kur kommt, so braucht er das Wasser vielleicht Monate lang, ohne Erfolg, bis seine Natur zur Austreibung des Krankheitsstoffes fähig oder kräftig ist. So kam ein Mann zu Prießnitz in die Kur, der Jahre lang am Magen gelitten, immerwährendes Aufstoßen, Magendrücken und Brechen gehabt hatte. Schon mehrere Monate war er geduldig, ohne Erfolg, auf dem Gräfenberge bei Prießnitz in der Kur gewesen, und beinahe des Lebens müde. Dieser tröstete ihn, wie gewöhnlich, mit wenigen Worten: „Die Entscheidung muß bald kommen.“ Und sie kam auch nach einigen Tagen. Der Mann brach eine ganze Woche, Tag und Nacht, Unmassen von Schleim aus, worin der Krankheits-

stoff lag. Aber wie die Zeit der Schmerzen und Entscheidung vorüber war, so hatte der Mann seine vollkommene Gesundheit wieder erlangt; er konnte essen, wie er es nie vorher gekonnt hatte, wußte nichts mehr vom Drücken und Aufstoßen, und hatte eine Lebenslust, einen frohen Muth bekommen, der seines Gleichen suchte. Seinen Retter, dem Landmanne, dankend, kehrte er als völlig Geheilter zu den Seinigen zurück. — Nach den Ansichten Prießnitz kann der Gesunde seine Gesundheit nur dadurch erhalten, daß er, außer der geeigneten Speise, die dem Körper nöthige Menge frischen Wassers trinkt, und, wo möglich, gar nichts Anderes, so wie täglich seinen Körper ebenfalls mit frischem, kaltem Wasser wäscht oder badet, und sich häufig in frischer Luft bewegt. Jeder Kranke aber kann nur durch Wasser vollkommen genesen, indem das Wasser a) das einzige Mittel ist, den kranken, schlaffen Körper zu beleben; b) solchen zum Ueberstehen der Krankheit kräftiger zu machen; c) den Krankheitsstoff aufzulösen, und d) auf einem passenden Wege aus dem Körper zu führen, damit er nicht mehr am Körper hause, und Schmerzen und Siechthum verursache. Hieraus geht hervor, warum Prießnitz in langwierigen Krankheiten so lange Wasser in den Körper füllt, bis der Krankheitsstoff aufgelöset ist, und nun auf einmal herauskommt. Prießnitz soll überhaupt nur meist Leute zu behandeln gehabt haben, die an langwierigen Krankheiten litten, und wie man im Volke spricht, von den Aerzten aufgegeben waren. Die wohlthätige Wirkung des Wassers geschieht nämlich durch seine Auflösungskraft und Frische, und hier mag nun dasjenige noch stehen, was der schon oben, S. 300, angeführte Arzt in seinem Werke, S. 30, darüber sagt: „Niemand kann ohne Wasser etwas auflösen, kein Chemiker kann ohne Wasser etwas machen, keine Unreinigkeit kann

ohne Wasser hinweg genommen werden, in der ganzen Welt kann nichts ohne Wasser geschehen und bestehen, darum auch nicht der Mensch. Das Wasser ist, um mit des wackern Dr. Hahn gediegenen Worten zu sprechen, unter allen flüssigen Körpern am Geschicktesten, sich in die feinsten Aederchen, Fäserchen und Nervchen des menschlichen Leibes, ja in die kaum durchs Vergrößerungsglas sichtbaren Gefäßchen und Fiebern der Haut, Nägel und Knochen hinein zu begeben, und darin zu bewegen; und da diese insgesammt beständig einen Zugang von flüssigen Sachen von nöthen haben, wenn sie nicht austrocknen und zusammenfallen sollen, so ist das Wasser dasjenige, dessen wir uns am füglichsten zur Ausfüllung unseres Körpers, und Erhaltung seines natürlichen Zustandes, ja bei jungen Leuten auch zum Wachsthume vor andern bedienen können und sollen. Ein anderer Arzt sagt Folgendes: „Es wirkt auflösend und zertheilend, und verhütet und vertreibt eben dadurch jene Anschuppungen und Verstopfungen, die als Folge sitzender Lebensart, allzu nahrhafter Diät, und nach dem Genusse fetter und unverdaulicher Speisen entstehen. Es nimmt endlich jenen scharfen Säften ihre verheerende Kraft, die sich als Folge von Ausschweifungen, des Genusses ungesunder, hitziger Getränke, und im verderblichen Sinnenrausche der Geschlechtslust entwickeln. Die auflösende und verdünnende Kraft allein würde aber diese Wirkungen nicht vollbringen können, wenn das Wasser durch seine Frische nicht auch belebend, erquickend und stärkend seine Wirkung zeigte. Das frische Wasser giebt dem Blute, der Quelle des Lebens, einen geregelten Umlauf, und dem Körper selbst eine Thätigkeit, die sich durch wohlthätige Wärme verkündet. Während die übermäßige Hitze des Körpers gemindert wird, wird durch solches die natürliche Wärme nicht geschwächt, sondern erhal-

ten und befördert. Das reine und gesunde Wasser soll frisch, hell, geruch- und geschmacklos, kalt, nicht zu hart, nicht zu weich seyn, und nicht erst durch Röhren laufen, sondern gleich, wo es quillt, geschöpft werden. Das reinste und erquickendste Wasser ist dasjenige, welches an und auf den Höhen entspringt; denn das Flußwasser ist in der Regel wärmer, und mit erdigen Theilen mehr vermischt. Unter den Bergwassern ist wieder dasjenige das beste, welches auf Felsen entspringt, und sein Genuß an der Quelle selbst der wohlthätigste." — Ohne über die Kur, Wasserkur, hier weiter etwas zu sagen, da solche unter Wasserkur, in W., vorkommen wird, wo auch zugleich die mancherlei Krankheiten angeführt werden, in denen das Wasser (Trinken und Baden) seine heilsamen Kräfte beweiset, auch bei den Thieren, so möge hier nur noch Einiges stehen, was sich auf Nebensachen bezieht, die aber doch den Geist der Anstalt des Landmanns Vincenz Prießnitz charakterisiren. — Des Morgens, nach dem Trinken und Baden, wird in der Anstalt des genannten Wasserarztes zum Frühstück geschritten, welches in Milch, Butter und Brod besteht. Nachdem es eingenommen worden, geht der Kranke, in Gesellschaft anderer Badegäste, eine Viertelstunde weit den Gräfenberg hinauf zum Sturzbade. Es kommt nämlich von einer gewissen Höhe des Berges Wasser herab gestürzt, unter das sich der Kranke, nachdem er seine Lunge abgekühlt, und sich weiter entkleidet hat, eine kurze Zeit stellen, und den Wasserstrahl auf sich stürzen lassen muß. Dieses Bad belebt auf eine merkwürdige und zauberische Weise, ja es belebt manchmal den Kranken fast zu sehr, so, daß nur schwache Personen sich durchs Wasser überhaupt erst kräftigen und stärken müssen, ehe sie unter das Sturzbad gehen dürfen, oder sie bekommen ein milderes Bad, das sogenannte Regenbad, welches wie ein mil-

der Regen auf sie herabströmt. Kranke, die nicht so weit oder gar nicht gehen können, genießen ein ähnliches Sturzbad in der Badewohnung, indem Wasser über sie hinweg gegossen wird. Auf das Sturzbad folgt ein Spaziergang, welcher in jener Gegend sehr schön und angenehm ist, und den Appetit des nunmehr folgenden Mittagsmahls sehr vermehrt. Dasselbe beginnt um ein Uhr im allgemeinen Speisesaale, wo in der Regel an sechs bis acht Tafeln einige hundert Kurgäste speisen. An der Spitze sitzt der Landmann und Wasserarzt Vincenz Priessnitz, und theilt hier und da gute Rathschläge aus. Aufgetragen wird, aber nie zu warm, sondern bloß lau, Suppe, dann Fleisch, mit Gemüsen oder Braten, wohl auch Mehlspeisen, und zuletzt Pfefferkuchen. Jeder kann sich satt essen, hat aber dabei die Verpflichtung, dem Hochheimer Wasser, nicht aber dem Hochheimer Weine tüchtig zuzusprechen. Hier genießt ein Jeder die natürliche Gottesgabe, das Wasser, ohne sie zu verachten, wie es vorher geschehen. Jeder soll aber nach der Angabe des Landmannes nur so viel davon genießen, als er, seinen Durst zu stillen, nöthig hat, oder als es der Durst verlangt. Nur Einzelne, mit denen er eine besondere Kur vor hat, müssen sehr viel Wasser trinken, ja über das Maaß des Durstes. Der Nachmittag vergeht in geselliger Unterhaltung und auf schönen Spaziergängen. Nur Einzelne, deren Krankheit es erfordert, müssen Nachmittags noch einmal schwitzen, und ins Bad gehen, so wie noch Andere Umschläge (Leinwand in Wasser getaucht), oder eins von den noch zu erwähnenden sogenannten örtlichen Bädern nehmen müssen. Dieses sind Bäder, die bloß an einer Stelle des Körpers, z. B. an den Füßen, genommen werden. Das Abendmahl besteht wieder aus köstlicher Milch oder Buttermilch, Brod, Butter, Pfefferkuchen, und Hochheimer Brunnen; auch steht Jedem reifes

Obst zu Gebote. Keine Speise ist gewürzt, sondern Alles ganz einfach zubereitet. — Diese Lebensart mit der Kur: dem Wassertrinken, Baden, Umschlagen ꝛc., vereint, geschieht nun einen Tag, wie den andern, bis endlich, und das ist das Wichtigste, die Entscheidung kommt, das heißt, der Krankheitsstoff, wenn er nicht schon durch Schwitzen herausgebracht worden, auf einmal alle zu Tage kommt, welches keine angenehme Zeit ist; denn der Eine übergiebt sich unaufhörlich, der Andere laxirt den ganzen Tag so, daß er denkt, die Eingeweide gehen mit fort, der Dritte kann nicht genug Wasser lassen, der Vierte schlägt am ganzen Körper aus, der Fünfte bekommt Eiterbeulen, der Sechste Geschwüre ꝛc.; aber Alles dieses zu seinem Heile; denn der Krankheitsstoff, den das Wasser erweicht hatte, kommt heraus; die Eiterbeulen und Geschwüre heilen bald zu, und der Mensch ist wie neu geboren. Die Entscheidung kommt bei dem Einen eher, als bei dem Andern; so viel steht aber fest: wem es daran liegt, gesund zu werden, muß die Kur bis zur Entscheidung durchmachen; auch zu Hause das Wasser fortbrauchen, was in der Regel Jeder aus Liebe, die er zum Wasser gewonnen, und aus Sehnsucht darnach, gern und willig thut. Auf diese Weise kurirt nun der Landmann Vincenz Prießnitz, der große Wasserarzt, seine Kranken, und nach ihm haben sich alle andere Wasserdoktoren gebildet.

Der Doktor Otto Graf macht nun noch in seinem oben, S. 300, in der Note angeführten Werke, folgenden Vorschlag, unter der Bemerkung: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, sagt die heilige Schrift. Mancher wird wollen, aber um das Vollbringen wird es traurig aussehen. Zur Erleichterung für Alle, welche in der Folge gesonnen sind, das Wasser zu brauchen, Folgendes:

Wer sich dem Wassergebrauche ergeben will, muß zuvor den festen Entschluß fassen, nur ganz mäßig Bier oder Wein zu trinken, den Branntwein aber ganz zu vermeiden. Er mache sich nichts aus den Spottreden derer, die sich darüber aufhalten, wenn er in einer Schenke oder an andern öffentlichen Orten ein Glas Zuckerwasser anstatt Bier trinkt. Es ist unrecht von solchen Leuten, welche Andere durch Spötteln von dem Vorsatze, Wasser zu trinken, abzubringen suchen; denn sie erwerben sich dadurch kein Verdienst. Es wird mir Jeder zugeben, daß man oft nicht um zu Trinken eine Schenke besucht, sondern um Gesellschaft und Unterhaltung zu finden. Deswegen brauche ich aber nicht allemal viel Bier zu trinken, sondern ich kann, um dem Wirthe etwas zuzuwenden, eben so gut bei einem Glase Zuckerwasser mich unterhalten und vergnügt seyn. Was ist das für eine Sitte und Mode unserer Zeit, daß man verspottet wird, wenn man so lebt, wie es Gott und unsere Gesundheit verlangt, wenn man nämlich Wasser trinkt? Was ist dies für eine Unart, daß man sogar gelobt wird, wenn man recht viel Bier und Schnaps trinkt, und damit gerade das thut, was wider Gottes Willen und unserer Gesundheit nachtheilig ist? Ihr, die Ihr Euch entschließen wollt, Bier und Wein ganz mäßig, Schnaps aber nicht den Tropfen, dafür aber das frische Wasser zu trinken, bildet einen Mäßigkeitsverein, und laßt die Thoren spotten. Lacht sie aber dafür aus, wenn sie krank und elend sind, spottet ihrer, wenn sie vom Spiritus so gedunsen sind, daß sie wie aufgeblasen erscheinen, und bedauert sie, wenn Ihr seht, wie sie sich zu Grunde richten, wie sie auch an der Seele leiden, und schlechte Menschen werden, bejammert sie, wenn sie durch eigene Schuld den frühen Tod starben, schuldbeladen und an der Seele krank vor dem ewigen Richter Rede und Antwort stehen müssen. — Früh nach dem Aufstehen muß ein Glas Wasser das Erste seyn, was man thut, und das Zweite eine Waschung des Körpers, oder ein Bad des Letzteren, wenn man es haben kann. Die ganze Waschung, so auch das Bad,

darf nur einige Minuten dauern. — Man trinke den Tag über, so oft man Durst empfindet, Wasser, und ein an Wasser gewöhnter Magen verspürt oft Durst; denn er hat Feuer, und will abgekühlt seyn. Doch suche man, wo es angeht, das Wasser stets frisch, wo möglich aber von der Quelle oder dem Brunnen, wegzutrinken, Das Letzte, was man Abends vorm Schlafengehen thut, muß dasselbe seyn, was früh das Erste war, ein Glas frisches Wasser in den Magen. Namentlich trinke man aber bei jeder Mahlzeit frisches Wasser. — Man esse sich satt, doch nicht übermäßig; indessen hat ein Wassermagen immer einen sehr guten Appetit. — Um den Nutzen des Wassers zu erhöhen, arbeite man, und der, welcher eine ruhige sitzende Lebensweise führen muß, benutze wenigstens einige Zeit täglich zum Gehen. Gleich nach dem Essen arbeite oder gehe man jedoch ruhig; denn da muß der Magen arbeiten, und doppelte Arbeit ist für den Körper zu viel. — Den Tag über kann man auch, wenn man Gelegenheit hat, Flußbäder nehmen, die sehr erquicken. — Man lasse sich jedoch weder im Bade, noch beim Trinken des kalten Wassers, sehr vom Froste einnehmen. Tritt im Bade heftiger Frost ein, so gehe man heraus; eben so höre man mit Trinken auf, wenn sich Frost einstellt, und trinke nicht eher weiter, als bis die gehörige Wärme vorhanden ist. Ueberhaupt ist stets zu berücksichtigen, daß man das Wasser auf keine Weise, ohne die gehörige Wärme zu haben, brauchen darf. — Wenn in einem Orte Mehrere oder gar Viele sind, so mögen sie sich vereinigen, und diese Vereinigung Mäßigkeitsverein nennen, wie es solcher Vereine in allen Ländern giebt. Dieser Mäßigkeitsverein sollte nun folgende Gesetze haben: 1) Kein Mitglied darf Schnaps trinken; guten Wein, Bier und Kaffee nur mäßig, andere hitzige Getränke und Thee gar nicht. — 2) Das gewöhnliche Getränk muß frisches Wasser seyn. Die Mitglieder können sich des Abends an einem Orte versammeln, wo sie für ein Glas frisches Wasser eine Kleinigkeit geben, damit der Wirth etwas verdiene, und können sich dabei eben so gut unterhal-

ten, als beim Schnapsglase. — 3) Jedes Mitglied muß sich verbindlich machen, seinen Körper wöchentlich mehrere Male mit frischem Wasser durchs Bad oder durch Waschung zu reinigen. Zu diesem Zwecke muß der Verein eine Kasse anlegen, damit, außer andern Ausgaben, eine Badstube zum allgemeinen Gebrauche eingerichtet werden kann, was nicht viel kosten würde, damit die, welche zu Hause sich nicht baden können, auch Gelegenheit finden, es zu thun. — 4) Die Kasse wird durch wöchentliche Beiträge gestiftet. Das, was Einer z. B. früher in Schnaps vertrank, legt er in die Kasse. So wird bald eine schöne Summe Geldes zusammen kommen. — 5) Aus dieser Kasse wird wo möglich ein Arzt besoldet, der die Wasserheilkunde gut studirt hat, um den Kranken beizustehen. — 6) Aus der Kasse könnte man auch arme Kranke, die zweckmäßiger in einer Anstalt kurirt würden, mit Geld unterstützen. — 7) Mäßigkeit im Genusse der Speisen ist ebenfalls Bedingung. Der Mensch soll essen, nicht fressen. — 8) Hauptgesetz ist christlicher Lebenswandel, welches man aus der heiligen Schrift und in der Kirche alle Sonntage erfahren kann. — 9) Wer eines dieser Gesetze übertritt, wird aus dem Vereine gestoßen. — 10) Der Verein kann sich wöchentlich versammeln, und über Dieses oder Jenes berathschlagen, z. B. ob Jemand auch würdig ist, dem Vereine anzugehören.

Kaltwasserheilanstalten nach der oben angeführten Art des Prießnitz findet man dreizehn in Oesterreich, fünf in Preußen, drei in Bayern, fünf in Sachsen, überhaupt schon über dreißig in Deutschland. In Rußland ist der erste Stifter einer solchen Anstalt, ein Deutscher, von dem Kaiser in den Adelstand erhoben worden; in Amerika sind schon mehr als dreißig solcher Anstalten. Die Eine derselben kann 1200 Patienten aufnehmen. Die Oberaufsicht hat der Doktor Reih, und außer demselben sind noch vierundzwanzig Aerzte da, und jeder dieser Aerzte hat noch

einige Medizinstudirende bei sich, die ihm, um zu lernen, beistehen. — Folgende Schriften kann man über die kalten Wasserkuren zu Gräfenberg nachsehen:

Vincenz Prießnitz oder der Wassergeist. Ein Helfer für Preßhafte und Kranke, ein Rathgeber für gesunde Menschen, nebst Wasserbuch zur Behandlung kranker Thiere, von Dr. med. Otto Graf. Grimma.

J. H. Rausse, der Geist der Gräfenberger Wasserkur. 2te mehrfach berichtigte Aufl. Zeitz. — Desselben Wasser thut's freilich! Miscellen zur Gräfenberger Wasserkur. Daselbst.

C. Munde, genaue Beschreibung der Gräfenberger Wasserheilanstalt, und der Prießnitzischen Curmethode. Nebst einer Anweisung über siebzig der am häufigsten vorkommenden Krankheiten durch Anwendung des kalten Wassers mit Schwitzen, nach der Gräfenberger Curmethode gründlich zu heilen. 3te vermehrte Aufl. Leipzig.

Rud. v. Falkenstein, meine Erfahrungen in Bezug auf Wasserheilanstalten, den Betrieb der Kur und die Behandlung der verschiedenen Krankheiten in denselben. Gesammelt während meines langen Aufenthaltes zu Gräfenberg. Dresden.

Dr. Alex. Weiß, ein Wort über die herrschende Wasserkurmethode für Freunde und Feinde derselben. Wien, 1838.

Dr. E. V. Dietrich, Gräfenberg, wie es ist, oder die Wasserheilanstalten des Herrn Vincenz Prießnitz zu Gräfenberg, und des Herrn Jos. Weiß zu Freywaldau, nach den neuesten Beobachtungen und Nachrichten, und wahr dargestellt. Neiße und Rawicz, 1840.

Die neuesten Erfahrungen in der Anwendung und Heilkraft des kalten Wassers bei mehr als hundert verschiedenen Krankheiten, besonders auch bei acuten Hautkrankheiten, als: Blattern, Masern und Scharlachfieber. Mit einer getreuen Darstellung

der Gräfenberger und der in Sachsen befindlichen Wasserheilanstalten. Von einem Königl. Preuß. Oberarzte a. D. Leipzig, 1840.

Trinundinum, bei den Römern, eine Zeit von dreimal neun, also siebenundzwanzig Tagen, während welcher Zeit ein Gesetz zur Untersuchung ausgehängt wurde, ehe es gegeben werden konnte. Dieses geschah daher, weil die auf dem Lande sich aufhaltenden Römischen Bürger gemeiniglich an den Nundinis, welche von neun zu neun Tagen, woher sie auch den Namen haben, einfielen, nach Rom kamen, sich die Gesetze, und darnach ihre Suffragia oder Stimmen einrichten konnten. Ein solches Trinundinum mußte aber auch bei der Erwählung der obrigkeitlichen Personen beobachtet werden, damit sowohl das Volk Zeit zur Ueberlegung gewinnen, und auch ein Kandidat sich besser bei demselben empfehlen konnte. Es geschah dann auch, wenn Einer vor dem Volke verklagt und von diesem verurtheilt werden sollte. Man darf aber nicht annehmen, daß diese Gegenstände an den dritten Nundinis vorgenommen worden, sondern diese mußten völlig vorüber seyn, und also wenigstens achtundzwanzig Tage dazu genommen werden.

Trio, in der Musik. Das Trio ist 1) ein Musikstück, welches für drei Instrumente geschrieben ist, und von ihnen ausgeführt wird. Dadurch unterscheidet es sich vom Terzett (vergl. diesen Art. Th. 182, S. 158), das für drei Singstimmen eingerichtet ist. Die zur Ausführung des Trio bestimmten Instrumente haben entweder alle drei obligate, d. h. wesentlich nothwendige, melodieführende Stimmen (Hauptstimmen), oder nur zwei, zuweilen sogar nur eines derselben, in welchem Falle die übrigen nur begleitende Stimmen haben. Am häufigsten werden Trios für eine Violine, eine Flöte und ein Violoncello geschrieben. An die

Stelle der Flöte tritt aber auch die Viola. Noch eine andere Art Trio ist für Pianoforte, Flöte (oder Violine) und Violoncello componirt. Dem Kunstzweck entspricht am meisten das Trio, bei welchem jedes Instrument eine obligate Stimme führt. Solche hat besonders Beethoven, der Prinz Louis Ferdinand und Ries geschrieben; es befinden sich darunter Arbeiten von höchstem musikalischen Werthe. Obschon es der Name vermuthen ließe, braucht das Trio doch nicht bloß nach den Gesetzen des dreistimmigen Satzes geschrieben zu sein, wie es denn auch daraus hervorgeht, daß das Pianoforte oder die Harfe, sofern sie beim Trio verwendet werden, allein schon einen mehrstimmigen Satz erfordern. Das Trio kann in der größeren oder kleinern Rondoform, in der Sonatenform, auch wohl in der Form einer Phantasie oder einer Symphonie geschrieben sein, und in solcher aus mehreren, gewöhnlich drei oder vier Theilen, Sätzen, bestehen, die sich durch das Tempo und meist auch durch die Tonart von einander unterscheiden, und von denen jeder einen besondern Charakter hat. Es gelten also dafür dieselben Gesetze, wie für das Rondo, die Sonate ꝛc. Der mittlere Theil oder Satz bewegt hiernach sich meist in langsamerem Tempo als der erste und letzte Satz, und bildet so gleichsam einen Ruhepunkt, einen Moment zur innern Sammlung zwischen den andern. Er wird durch Andante, Adagio, Largo ꝛc. bezeichnet. In manchen Fällen unterscheidet sich der Mittelsatz von den beiden andern nicht sowohl durch ein langsameres Tempo, wie z. B. der Mittelsatz der F-dur-Sonate von Beethoven, Op. 10, Menuetto Alegretto überschrieben, sondern vielmehr nur durch Ruhe und Gleichmäßigkeit des Rhythmus, der Melodie und Modulation. Die Rückkehr zur schnelleren, lebendigern, ja leidenschaftlicheren Bewe-

gung im letzten Satze, welcher also dem ersten Satze entspricht, ist zur Vollendung der künstlerischen Form nothwendig; denn nur so wird ein in sich gerundetes Ganze geliefert werden können. Der zweite langsamere Satz erhält auch eine andere Tonart, als der der erste Satz, während der dritte, gewöhnlich das Finale genannt, wieder zu der Tonart des ersten zurückkehrt, so daß diese nun als Hauptton des ganzen Werkes einheitsvoll abschließt, und also auch in Hinsicht auf die Modulation neben dem Wechsel die Einheit des Ganzen festgehalten wird. Zuweilen schließt das Musikstück, wenn der erste Satz in einer Molltonart gehalten war, in der Durtonart, und erhält dadurch einen kräftigeren, das Gefühl mehr befriedigenden Charakter. Welche Tonart der Mittelsatz erhalten soll, läßt sich nur nach dem Sinn des ganzen Musikstückes bestimmen. Zuweilen genügt es, blos das Geschlecht der Tonart zu wechseln, das heißt, das Dur in Moll zu verwandeln, meistentheils aber wählt man die nächstverwandte Tonart. War der erste Satz z. B. in F-dur geschrieben, so kann der zweite Satz in die Unterdominante B-dur, oder ni die, dem F-dur entsprechenden parallelen Molltonart D-moll, oder endlich in die Oberdominante C-dur übergehen, in letztere jedoch seltener, weil sie schon in dem ersten Satze meistentheils stark zur Geltung gekommen sein wird, und also kein entschiedener Gegensatz gebildet werden würde. Dieses Bedenken fällt aber bei leichteren oder sanfteren Compositionen dieser Gattung weg. Statt der nächst verwandten Tonart wählt man auch wohl die hinter dieser zunächst folgende; nach C-moll z. B. die Unterdominante von Es-dur, also As-dur, die zugleich auch die Paralleltonart der Unterdominante von C-moll ist. Noch entlegenere Beziehungen, als die eben angeführten, finden sich ebenfalls. Das Adagio,

der Es-dur-Sonate von Haydn ist sogar in E-dur geschrieben, in dem der Hauptton des ersten Satzes Es als Dis, also als die nach E-dur leitende Terz des Dominanten-Accords von E-dur (als sogenannter Leitton) erscheint und eine überraschende aber doch vertraut ansprechende Wendung gewährt. Willkühr kann aber bei der Wahl der ausweichenden Tonart des zweiten Satzes nie herrschen, es muß immer eine innere, aus dem Charakter des Tonstückes hervorgehende und durch denselben bedingte Nothwendigkeit dazu vorhanden sein, weil der Effect, der dadurch hervorgebracht werden soll, nicht bloß Befremden und Zerstreuen ist, sondern wahrhaft künstlerischer Reiz. — Außer durch das Tempo und durch die Tonart unterscheiden sich die einzelnen Sätze des Trios, wie der Sonaten, Rondo's und Phantasieen, auch durch den Tact. Fast niemals sind alle Sätze, oder auch nur zwei auf einanderfolgende in gleichem Tact geschrieben, der Gliederung nach würden sie wenigstens unterschieden sein und z. B. auf den Sechsachteltact, einer zweitheiligen Tactordnung mit dreitheiliger Gliederung, eine zweitheilige Ordnung folgen lassen müssen, die zwei- oder viergliedrig zerfiele, z. B. den Zweivierteltact. Der erste Satz, der gewöhnlich eine frischere Energie athmet, hat auch eine breitere, mannichfaltiger accentuirte Tactart; der zweite, langsamer bewegte Satz, ein engeres Tactmaaß, der dritte, welcher dem Ende zueilt, wird dieses schon in der Wahl des Tactes fühlbar machen müssen und daher in zweitheiliger Tactordnung, gewöhnlich in der Alla-breve-Bewegung gedacht und gehalten sein. Der wesentlichste Unterschied der drei Sätze liegt aber in der gewählten Kunstform. Es läßt sich bei der nothwendigen Freiheit des künstlerischen Schaffens keine Regel ein für allemal dafür geben, die unumstößlich, und außerhalb welcher kein Heil zu finden wäre. Je-

des Kunstwerk giebt hier seine eigenen Gesetze. Der erste Satz wird aber gewöhnlich kaum eine andere Form als die Sonatenform haben. Es gilt hier dem Reichthum und der Vertiefung des schöpferischen Geistes einen günstigen Schauplatz zu eröffnen. Marx sagt hierüber in seiner Compositionslehre: „Hier ist eine den Rondoformen gleichkommende oder überlegene Satzerfindung, eine an Einheit nur von der Fuge übertroffene, an Mannichfaltigkeit sie übertreffende Durchführung der Gedanken, innerhalb welcher sogar die Fugenform selbst noch Zutritt findet, eine ausgebreitete und doch sinnvoll gehaltene Modulation — kurz nach allen Seiten der günstigste Spielraum für alle Kräfte des Componisten geboten."—Der Mittelsatz ist zuweilen schon in der bloßen Liedform gehalten, wenn er sich auch mit der engen Begränzung dieser Form nicht begnügt, sondern nur mit dem Gedanken, mit dem Character derselben; eine zweite Kunstform für diesen Satz ist die Variationenform, eine dritte die kleine Rondoform, eine vierte sogar die Sonatenform. Beispiele jeder Art finden sich bei unseren größten Meistern. Der dritte Satz, das Finale, hat meist Rondoform oder sonatenartige Rondoform. Dem Inhalte nach unterscheiden sich die verschiedenen Sätze eines Trio, daß jeder ein anderes Motiv, einen anderen Gedanken durchführt und zu einer in sich vollendeten musikalischen Periode ausarbeitet. Form und Inhalt müssen sich auch hier, wie bei jedem Kunstwerke, entsprechen und die Form nur der Körper, die Verwirklichung und Offenbarung des innewohnenden Gedankens sein. Im Finale wird die modulatorische Construction zusammengehaltener sein, der Gang der Melodie oder vielmehr aller Stimmen wird ruhiger, gleichmäßiger in Tonfolge und Rhythmus und weniger kühn und anstrebend sein müssen, als der erste Satz, denn das Finale soll zur Ruhe führen. Wie

sehr aber sich die einzelnen Sätze von einander in diesen wesentlichen Punkten unterscheiden, müssen sie dem Hörer dennoch nicht den Eindruck einer Einheit stören, sondern sich nur als organische Theile eines Ganzen ausweisen. Es muß eine Idee darin walten. Hierüber läßt sich nun keine Lehre geben. Wenn ein Trio mehr als drei Sätze hat, so heißt der neu hinzukommende, ebenso wie beim Quartett: Menuett oder Scherzo; er hatte früher bei Haydn seine Stelle nach dem langsamen Mittelsatz und bildete gegen den Ernst und die düstere Schattirung desselben einen wohlthuenden Gegeneffect. Seit Beethoven tritt er auch wohl vor den Mittelsatz, je nach Idee und Bedürfniß des Werkes. Man verwechsele die Benennung Menuett nicht mit dem Tanzstücke gleichen Namens, mit welchem es sehr oft nicht die mindeste Aehnlichkeit, nicht einmal in der äußeren Form hat, da hier das Menuett vielmehr die erste oder zweite Rondoform annimmt. Außer diesem vierten Satz wird auch wohl noch eine Einleitung hinzugefügt; doch kommt dies beim Trio weniger vor, als bei der eigentlichen Sonate. Die Einleitung findet sich nicht bloß bei dem ersten, sondern auch bei den übrigen Sätzen. — So viel etwa gehört hierher über das Wesen des Trio in seiner ersten Bedeutung. Ehedem gab es auch sogenannte Kirchentrio's, im strengen gebundenen Kirchenstyle gesetzt. Sie enthielten förmliche Fugen. Sie wurden von zwei Violinen und einem Baßinstrumente executirt. — Cammertrio's sind Trio's im Cammerstyle oder für Cammermusik gesetzt. Nach den für sie eigenthümlichen Regeln wurde ein melodischer Satz zum Thema genommen und dieses dann in den verschiedenen Stimmen mit größter Einheit ausgeführt. — Trio heißt 2) auch der zweite Satz kleinerer Tonstücke, z. B. des Menuetts, des Walzers, der Polonaise u. a., welcher dem Hauptsatz angehängt ist, mit

ihm abwechselt und dem Character desselben vollkommen und zwar dergestalt entspricht, daß er gewissermaßen einen geschlechtsartigen Gegensatz, einer Antwort vergleichbar bildet. Daher kommt auch der sonst gebräuchliche Name Alternative. Bei den alten Componisten gab es z. B. ein Menuetto alternative, was nichts anderes bedeutet, als das Trio des Menuetts. Früher wurde das Trio, wie auch sein Name andeutet, dreistimmig gesetzt, später hat man sich aber nicht mehr daran gebunden. Um den Gegensatz, den das Trio zu dem Haupttonstück bildet, zu charakterisiren, wird es gewöhnlich in einer andern Tonart geschrieben, gerade wie das Adagio in der Sonate, im Quartett und Trio (s. oben), also in der nächst verwandten oder parallelen Tonart der Unterdominante, der Oberdominante oder den Moll- und Durtonarten, die denen im Hauptmusikstück parallel sind.

H.

Triobolus, bei den Griechen, eine Silbermünze, welche drei Obolen hielt, und da ein Obolus oder eine Obole der sechste Theil einer Drachme war, diese aber nach unserm Gelde auf 3 Gr. gerechnet ward, so betrug eine Triobole 18 Pfennige. Zu Athen bekam ein Heliast oder oberster Richter für sein gefälltes Urtheil eine Triobole, in früheren Zeiten nur eine Obole oder 6 Pfennige nach unserem Gelde, da diese Richter anfangs nichts erhielten.

Triodie, Triodia, eine Pflanzengattung, welche zur Familie der Gräser, und nach dem Linnéischen Pflanzensysteme in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) dieses Systems gehört. Diese Gattung unterscheidet sich von dem Schwingel (Festuca Linn.) hauptsächlich dadurch, daß die äußere oder untere Korollenklappe (Spelze) drei Zähne hat, davon der mittlere straff, und grannen- oder mukronenartig ist, übrigens wie bei Festuca und Poa, s. unter

Schwingel, Festuca Linn., Th. 151, S. 596, und unter Viehgras, in V., wohin das Rispengras, Poa Linn., verwiesen worden. — Von den bekannten Triodien ist hier nur die niederliegende Triodie, Triodia decumbens P. de Beauv., zu erwähnen, weil sie in ganz Europa auf Bergwiesen und Viehtriften angetroffen wird. Aus der perennirenden Wurzel entspringen 1 — 2 Fuß lange, fest zusammengedrückte, steife, niederliegende Halme, die Rasen bilden. Die Blätter sind linienförmig, langgespitzt, etwas steif, keilförmig, die Scheiden behaart, vorzüglich an der Rückseite, und haben ein behaartes Blatthäutchen. Die Rispe ist fast einfach, zusammengezogen, wenig blumig; die Kelchklappen ey-lanzettförmig, langgespitzt, am Rande mit weißen, bei einer Varietät mit purpurrothen Haaren gefranzt. Die Korollenklappen sind ey-lanzettförmig, am Grunde an beiden Seiten mit Haarbüscheln versehen, an der Spitze zweispaltig. Dieses Gras wächst in Europa auf Bergwiesen und Viehtriften, und wird von den Schafen gern gefressen; es dient daher als Futtergras. Die übrigen hier nicht erwähnten Arten sind größtentheils in Neuholland und Mexiko zu Hause, und verlangen, wenn sie perennirend sind, eine Stelle im Glashause, sonst wird der Same von denselben ins Mistbeet gesäet.

Triodium, ein Buch in der Griechischen Kirche, worin enthalten ist, wie der Gottesdienst in der Fastenzeit gehalten werden soll, außer an den Sonn- und andern dazwischen einfallenden Festtagen. Die Lieder darin sind größtentheils von dem heiligen Cosmus, und da sie aus drei Sätzen bestehen, so haben sowohl sie, als das Buch, den erwähnten Namen erhalten.

Triolen, in der Musik, Noten in laufenden Figuren, wovon drei, die zusammen gehören, von einerlei Werth, z. B. Achteln, in so viel Zeit gesungen oder gespielt

werden müssen, als sonst erforderlich ist zu zwei Noten des nämlichen Werthes; z. B. zu zwei Achteln.

Triolett, Triolet, in der Verskunst, ein Ringelgedicht von acht Zeilen, wobei nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die beiden ersten wiederholt werden. Diese Gedichtgattung oder dieser Versbau ist bei den Franzosen beliebt gewesen. Die Deutschen haben sie zwar nachgeahmt, aber nur als eine Spielerey angesehen, und sich wenig darin versucht; sie kommt daher nur bei einigen älteren und neueren Dichtern aus der Periode vor und nach 1770 vor. Nach dieser Zeit haben sich auch einige Dichter aus der jetzigen neuesten Zeit darin versucht. Hagedorn hat das Triolett: „der erste May" von Ranchin im Deutschen nachzuahmen versucht, welches hier, mit noch einigen anderen der erwähnten Zeiten, als Muster dieser Dichtungsart stehen mag:

Der erste Tag im Monat May
Ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich, und gestand Dir frei,
Den ersten Tag im Monat May,
Daß Dir mein Herz ergeben sey.
Wenn mein Geständniß Dir gefallen;
So ist der erste Tag im May
Für mich der glücklichste von allen.

(Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus heureux de ma vie.
Le beau projet que je formai
Le premier jour du mois de Mai.
Je vous vis et je vous aimai,
Si ce dessein vous plut, Sylvie,
Le premier jour du mois de Mai,
Fut le plus heureux de ma vie.)

Eine andere Nachbildung eines Französischen Triolets von K— l'Aveu, das Geständniß, ist folgende:

Holde Schweſtern, welcher von Drei'n,
Soll ich mein Herz gefangen geben?
Noch iſt es frei, doch ſoll es ſeyn,
Holde Schweſtern, daß von Euch Drei'n
Der Einen es ſoll eigen ſeyn,
So wird's der Treu'ſten ſich ergeben.
Holde Schweſtern, welcher von Drei'n
Kann anders ſich mein Herz ergeben?

(Aimables soeurs, entre vous trois,
A qui mon coeur doit-il se rendre?
Il n'a fait encore aucun choix,
Aimables soeurs, entre vous trois;
Mais il se donneroit, je crois,
A la moins fière, à la plus tendre.
Aimables soeurs, entre vous trois,
A qui mon coeur doit il se rendre?)

Trioletts von Th. Abel (Almanach und Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen; herausgegeben von G. W. Becker, 1800), Nr. 1., und von H. Stieglitz (Berliner Muſen-Almanach für das Jahr 1830), Nr. 2.

1.

Freund, hoffe nicht zu viel hienieden;
Denn ach! das Leben täuſcht ſo oft!
Erſehneſt Du Dir ſüßen Frieden,
O hoffe nicht zu viel hienieden!
Oft flieht, was wir uns ſelbſt beſchieden,
Und wird uns, was wir nicht gehofft!
Freund, hoffe nicht zu viel hienieden;
Denn ach! das Leben täuſcht ſo oft!

2.

Zum ſüßen Spiel der Liebe ſchuf
Das Triolett der Chor der Muſen,
Sonſt warſt, Sonett, du, das mein Buſen
Zum ſüßen Spiel der Liebe ſchuf,
Doch ſchöpft ich jetzt bei Arethuſen,
Mir tönte ſicherlich der Ruf:
Zum ſüßen Spiel der Liebe ſchuf
Das Triolett der Chor der Muſen.

Diese Gedichtsgattung, des Versbaues wegen, als eine Spielerey anzusehen, wäre zu hart, da sie sich sehr gut als ein kleines Miniaturgemälde gedankenreicher Gegenstände, besonders aber auf Liebe und Freundschaft und zarte Tändeleyen bezogen, wie die oben angeführten Muster beweisen, in diesen Rahmen fassen läßt, wie das Sonett, Rondeau, Madrigal ꝛc. Die Trioletts stammen aus einer Periode, wo in Frankreich der Rittergeist wieder auftauchte, oder wo man wenigstens bewies, daß man dem zarten Geschlechte einige Rücksicht schuldet, und daher in der Galanterie oder feinen Lebensart gegen dasselbe nie zu weit gehen zu können glaubte, und deshalb findet man auch in dieser Dichtungsart bei den Franzosen die Anklänge derselben; daß man aber auch andere Lebensbetrachtungen darein kleiden kann, beweiset das Triolett Nr. 1. Wie sehr die Franzosen von den Trioletts eingenommen waren, beweiset Menage, welcher das oben zuerst angeführte Triolett: le premier Mai, in den Menagiana, Tom. II., p. 350, so anziehend findet, daß er es: König der Trioletts nennt; und ein anderer Schriftsteller findet nichts so einfach, edel und zart, als das genannte Triolett; auch seyen alle Schlußreime sehr glücklich in einander verwebt, eben so müsse man auch das Natürliche in der Mitte so großer Schwierigkeiten bewundern. Wenn nun auch dieses Lob etwas übertrieben ist, so kann man doch die Leichtigkeit des Versbaues in dem Geständnisse der glücklich gewählten aufgestellten Miniature der Liebe beider Französischen Trioletts, als sehr gelungen nennen. Daß sich aber auch der Deutsche Versbau zu dieser Gattung von Gedichten sehr gut eignet, beweisen nicht nur die Deutschen Nachbildungen der eben angeführten Französischen Trioletts, sondern auch die Deutschen Originale, man wird darin eben so wenig die Leichtigkeit in dem Versbaue vermissen, als die

glückliche Wahl in den Gegenständen. Dieses ist auch die Veranlassung, die eben angeführten Trioletts als Muster hier aufgestellt zu finden, da sie bei den Deutschen in der neueren Epoche der Dichtkunst zerstreuet in Musenalmanachen und Taschenbüchern stehen, und nur bei wenigen Dichtern in der Sammlung und Herausgabe ihrer Gedichte gefunden werden. Auch scheinen alle die oben angeführten Dichtungsarten, außer dem Sonette, bei den neueren Dichtern wenig Anklang zu finden, und dieses vielleicht bei dem Triolette, weil es Uebung erfordert, einen phantasiereichen Gegenstand in fünf Zeilen so auszumalen, daß die drei sich wiederholenden Zeilen, welche den Vers aus acht Zeilen bilden, so geschickt mit den übrigen verwebt werden, daß sich keine Härte des Ausdrucks bemerkbar macht, sondern die Wiederholungen mit dem Hauptgedanken, gleichsam spielend, zu einem Ganzen verbunden werden.

Triomphante, in der Seidenweberey oder Seidenwirkerey, ein seidener Zeug, welcher Gros du Tourgrund und Blumen wie Damast hat, jetzt aber, als nicht modern, nicht mehr vorkommt. Er wird mit einem Zampel und Harnisch, und Schaft und Fußtritten gewebt. Die Kettenfäden der Damastblumen werden in die Harnischletzen eingelesen und mit dem Zampel beim Weben gezogen, die Grundkettenfäden werden aber in vier oder acht Schäfte eingelesen, und diese machen beim Weben den Gros du Tourgrund. S. auch unter Seidenwirkerey, Th. 152.

Triomphe, s. Triumph.

Triopium, bei den alten Griechen, eine ordentliche Versammlung von sechs Griechischen Kolonien in Klein-Asien, um sich wegen gemeinschaftlicher Gegenstände zu berathschlagen, wohin auch das Panionium und Amphictyonium gehören.

Triopteris, Dreiflügel, Triopteris Linn., eine

Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der zehnten Klasse (Decandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Malpighien gehört. Diese Gattung soll mit Banisteria, Hiraea und Tetrapteris zunächst verwandt seyn, sich aber von der Letzteren durch die Honiglöcher am Kelche, durch nicht gefranzte Kronenblätter und durch die Frucht, von den Ersteren aber durch die dreiflügligen Samen, welche bei jener nur an der Spitze einfach geflügelt sind, unterscheiden. Der Charakter der Pflanzengattung Triopteris ist ein fünftheiliger Kelch, der außerhalb an der Basis zwei Honiglöcher hat; fünf rundliche, mit Nägeln versehene Kronenblätter, zehn Staubfäden, welche an der Basis zusammenhangen, drei bis sechs Narben. Von den drei einsamigen Flügelfrüchten ist jeder Same mit drei Flügeln versehen. Die hierzu gehörenden Arten sind größtentheils Schlingsträucher und in Westindien zu Hause, daher sie anfangs nur in Treibhäusern gezogen werden können. Die glänzende Triopteris, der glänzende Dreiflügel, Triopteris lucida, zeichnet sich besonders durch die niedlichen blaßvioletten Blumen aus, welche in Trauben gesammelt sind und reiche Rispen bilden, und hinsichtlich ihrer Größe denen des Prunus Padus gleichen. Das Vaterland ist die Insel Cuba, wo dieser Schlingstrauch im März und April blühet. Die übrigen Arten müssen hier übergangen werden, da man sie nur in Treibhäusern erzieht. — Zu Linnés Zeiten kannte man nur eine Art, die Triopteris Jamaicensis, und seit dieser Zeit sind noch sieben Arten hinzugekommen. S. Dietrichs Lexicon der Gärtnerey und Botanik, Th. 10, S. 189 u. f., und Nachträge dazu, Th. 9, S. 282 u. f.

Triosteum, Dreistein, Triosteum, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzen-

systems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch ist fünfspaltig, ungefähr so lang, als die einblättrige, röhrige, fünflappige, fast gleiche Blumenkrone; fünf Staubfäden und einen Griffel; die Beere ist dreifächerig, dreisamig, und steht über der Blume. Von den bekannten Arten verdient hier folgende eine nähere Beschreibung.

Das breitblättrige Triosteum, der breitblättrige Dreistein, das Amerikanische staudige Geisblatt, die Fieberwurzel, Bleichwurzel, der Knochenkern, das Tinkarskraut, Triosteum perfoliatum, floribus verticillatis sessilibus. Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 250. Fr. Triosteum perfolié. Die Wurzel dieser Pflanze ist dick, ästig, und die sich daraus erhebenden aufrechten, 1 bis 2 Fuß hohen Stengel sind mit lanzettförmigen, an der Basis verwachsenen und gleichsam vom Stengel durchbohrten, und an demselben einander gegenüberstehenden Blättern besetzt. Die dunkelrothen Blumen stehen quirlförmig beisammen und hinterlassen dreifächerige Beeren; in jedem Fache derselben liegt ein harter Same. Das Vaterland dieser Pflanze ist Nordamerika. Sie dauert sehr gut in Deutschlands Gärten im Freien, und blüht im Sommer. Man kann sie durch Samen und durch Zertheilen der Wurzeln vermehren. Der Boden muß etwas locker und feucht seyn. Die gepulverte Wurzel, welche einen bittern Geschmack hat und Erbrechen erregt, hat man zur Heilung der Wechselfieber empfohlen. Die beiden andern Arten: das schmalblättrige und das dreiblüthige Triosteum (Dreistein), Triosteum angustifolium et trifforum, zeichnen sich nicht besonders aus, und haben auch keinen weitern Nutzen, als die Blumenflor zu vermehren.

Trip, s. Tripp.

Tripatinum, bei den Gelagen der Alten ein Gang oder Aufsatz von dreierley Fischen: Neunaugen, Hech-

ten und Schleimaalen, welcher Gang für das delikateste Gericht damals gehalten wurde.

Tripel, Trippel, gemeiner Tripel, Tripelerde, Erde von Tripolis, Terra tripolitana, Fr. Terre de Tripoli, eine gelblichgraue, ins Gelbe und Weiße, auch Aschgraue und Ochergelbe, übergehende Weichsteinart, die sehr mürbe, mager, und etwas rauh anzufühlen, ziemlich abfärbend, nicht an der Zunge hängend, von Gypshärte, auch darüber oder darunter, derb und von erdigem Bruche ist. Im Großen ist sie oft etwas schiefrig, dabei matt und undurchsichtig. Das Gewicht ist = 2, nach Klaproth 1,807, nach Buchholz von 1,850, und die Bestandtheile sind: 90 Prozent Kieselerde, 7 Prozent Thonerde, und 3 Prozent Eisenerde. Sie wird wegen ihres starken Gehaltes an Kieselerde, auch zur Sippschaft dieser Erde gezählt. Klaproth fand den Haupt- und Längenbruch schiefrig, den Querbruch uneben und groberdig, und wenn der Tripel sehr eisenschüssig ist, soll er auch eine röthlichbraune Farbe haben; auch grünlich und röthlichweiß soll er vorkommen; indessen ist die gelblichgraue Farbe diejenige, die man am meisten bei ihm findet, und die natürlich manchen Schimmer, mehr ins Gelbe, mehr ins Aschgraue oder Silbergraue erblicken läßt. S. auch unter Stein, Th. 171, S. 411. — Haase in Erlangen hat mit dem Tripel aus der Gegend von Schillingsfürst, im Hohenlohischen in Bayern, wo er unweit dem Tauberflusse in mächtigen Lagen unter der Dammerde bricht, folgende Versuche angestellt:

Es wurde von diesem Tripel, der eine blaßochergelbe, auch weißliche Farbe hat, und dessen Theile so fest zusammenhängen, daß sie durch bloßes Erweichen im Wasser nicht auseinander gehen, sondern man sie durch Zerstoßen von einander zu bringen suchen mußte, 1 Pfund zu 12 Unzen genommen, in Stücke zerschla-

gen, und mit Wasser übergossen, welches sehr begierig von dem Tripel eingeschluckt wurde; dann wurde er in einem Mörser von Serpentinstein vorsichtig zerdrückt, das Wasser mit den darin schwimmenden Erdtheilchen von Zeit zu Zeit abgegossen, und diese Arbeit bei mehrerem Zugießen von reinem Wasser so lange fortgesetzt, bis das zugegossene Wasser bei dem Reiben hell blieb, und sich gar nichts mehr durchs Abschwemmen absondern ließ. Beide Erden, sowohl die zurückgebliebene, als die durchs Schwemmen erhaltene feine, wurden an der Sonne getrocknet, da dann die feine 10 Unzen 2 Drachmen, die gröbere aber 1 Unze 2 Drachm. und 20 Gran wog. Es waren also 3 Drachmen 40 Gran verloren gegangen. Die gröbere schien von eben der Art, wie die feine, zu seyn, und war, dem Anscheine nach, durchaus nicht mit einem gewöhnlichen Sande zu vergleichen. — Von der durchs Abschwemmen erhaltenen blauen Erde wurde 1 Unze mit 2 Unzen Wasser und 2 Drachmen rectificirter Schwefelsäure übergossen, wobei kein Aufbrausen zu bemerken war; durch die Digestion, welche zuletzt bis zum Kochen verstärkt worden, wurde die Tripelerde ganz weiß. Nach dem Erkalten wurde die Mischung auf's Filtrum gebracht, die zurückgebliebene weiße Erde ausgesüßt, und die filtrirte Flüssigkeit abgeraucht, und um zu sehen, ob sich Krystalle bilden möchten, eine Zeitlang an einen kühlen Ort gestellt; es kamen aber keine zum Vorschein; daher wurde die Auflösung mit weinsteinsaurem Kali (Weinsteinsalz, Sal tartari) niedergeschlagen. Dieser Niederschlag war von gelbbrauner Farbe, und wog nach dem Aussüßen und Trocknen 32 Gran. Auf die nach der ersten Auflösung zurückgebliebenen weißen Erde wurde noch einmal Schwefelsäure gegossen, und in Allem, wie vorher, verfahren, dadurch aber nach geschehener Niederschlagung und Aussüßung nicht mehr als 4½ Gran einer sehr feinen, der ersten fast an Farbe gleichen, nur etwas ins Weiße fallenden Erde erhalten. Die unaufgelöste Erde wurde von Neuem mit Wasser gekocht, um alle, etwa noch darin befindliche, Schwefelsäure auszuziehen. Das Wasser wurde während des Kochens ganz weiß

gefärbt, als wenn man einige Tropfen Milch hätte hineinfallen lassen. Diese Farbe behielt das Wasser noch nach dem Filtriren. Nach einigen Tagen wurde es aber hell, und es setzte sich ein wenig Erde ab. Diese Erde, mit Schwefelsäure gekocht, blieb ganz unverändert, und wurde daher zu der im Filtrum gebliebenen Erde gebracht, die jetzt eine ganz weiße Farbe bekommen hatte, und zusammen 7 Drachmen 7 Gran wog. Die bei dem ersten Niederschlage erhaltene Erde, am Gewichte 32 Gran, wurde nun mit Blutlauge auf Eisen versucht. Zu dem Ende wurden 2 Unzen wohlgesättigte Blutlauge (welche aus drei Theilen getrockneten Blutes und einem Theile weinsteinsaures Kali bereitet worden) über die 32 Gran Erde gegossen, die Mischung eine Zeitlang digerirt, und darauf noch sechs Stunden gekocht. Es ließ sich aber auf keine Weise eine Auflösung der Eisenerde in der Blutlauge bewirken; daher wurde diese Lauge, nachdem sich die Erde vollkommen gesetzt hatte, ab- und an deren Statt wiederum frische darüber gegossen. Aber auch bei diesem zweiten Versuche konnte man noch keine Veränderung der Farbe, also keine Abnahme der darin befindlichen Eisenerde beobachten. Diese wurde daher auch ab- und zu der Ersteren gegossen; dann wurde in die Blutlauge so viele Schwefelsäure getröpfelt, bis sie ganz damit gesättiget zu seyn schien, und kein Aufbrausen mehr erfolgte. Hierbei verspürte man einen starken Geruch, dem gleich vom brennenden Schwefel. Der davon erhaltene Niederschlag war dunkelblau, aber so wenig, daß es nicht der Mühe werth war, ihn von der Flüssigkeit abzusondern. Auf die durch die zweite Auflösung mit der Schwefelsäure und dem Niederschlage mit dem Alkali erhaltene 4½ Gran Erde wurde ebenfalls eine verhältnißmäßige Quantität Blutlauge gegossen, und damit wie oben verfahren. Man bemerkte hier, daß diese Erde die Farbe etwas verlor und blasser wurde. — Man nahm hierauf wieder eine Unze von der durchs Abschwemmen erhaltenen klaren Tripelerde, und kochte sie mit Vitriolgeist, warf aber dieses Mal die Erde in kleinen Stückchen in den Vitriolgeist, wobei kleine

Bläschen in ziemlicher Menge aufstiegen, welche Erscheinung man doch nicht eigentlich für ein Aufbrausen halten konnte, sondern vielmehr größtentheils für die Wirkung der durch die eindringende Feuchtigkeit ausgetriebenen atmosphärischen Luft ansah. Da nachher die Mischung zu sieden aufgehört hatte, und Alles kalt geworden war, hatte sich das darüber stehende Auflösungsmittel, welches ganz hell und durchsichtig war, etwas gelb gefärbt. Dieses wurde abgegossen, wieder 2 Unzen frischen Vitriolgeist darüber gegossen, und wie vorher verfahren; man goß nun dieses, nebst dem Aussüßwasser zu der Ersten. Jetzt wurde versucht, ob man nicht eine Scheidung der in dem Auflösungsmittel zu vermuthenden verschiedenen Erdarten durch den Niederschlag bewerkstelligen könnte. Zu dem Ende ließ man die alkalische Lauge mit größter Vorsicht nur Tropfenweise in die Auflösung fallen, und setzte das Hineintröpfeln unter fleißigem Umschütteln so lange fort, bis sich die erste Spur eines Niederschlags zeigte, und sobald dieses bemerkt wurde, unterließ man alles fernere Hineintröpfeln der Lauge. Als sich nun Alles auf den Boden des Glases gesetzt hatte, und die Flüssigkeit ganz hell geworden war, so hatte dieser Niederschlag eine weit dunklere Farbe, als die bei dem ersten Prozesse erhaltene. Um nun zu erfahren, ob noch mehr von dieser Erde in der Flüssigkeit enthalten sey, goß man etwas Weniges davon in ein anderes reines Glas, und tröpfelte von der alkalischen Lauge etwas darein. Die erste Spur des Niederschlages erschien aber ganz weiß, woraus man schloß, daß nichts mehr von der bereits daraus niedergeschlagenen Erde in der Auflösung enthalten war. Man goß nun alle Flüssigkeit von dem Niederschlage ab, und süßte denselben mit Wasser aus. Der hierauf getrocknete Niederschlag wog 16½ Gran. Die Auflösung wurde nun gänzlich mit der alkalischen Lauge niedergeschlagen, wobei sie eine den Molken ähnliche Farbe erhielt, und einen thonartigen Geruch von sich gab. Der Niederschlag war fast ganz weiß, erschien, nachdem er sich etwas zu Boden gesetzt hatte, wie eine Wolke, halbdurchsichtig, und war von außerordentlicher Zartheit.

Als sich nun nach wiederholten Versuchen nichts mehr aus der Flüssigkeit niederschlagen ließ, so wurde der Niederschlag ausgesüßt und getrocknet, da er dann 20 Gran wog. — Der zuletzt erhaltene dunkelbraune Niederschlag, am Gewichte 16½ Gran, wurde im Vitriolgeiste aufgelöset. Die Auflösung gab mit dem Aufgusse von Galläpfeln eine vollkommene schwarze Farbe, woraus hinlänglich erhellt, daß es eine wahre Eisenerde war. Die übrige Auflösung wurde abgeraucht, und zur Krystallisation an einen kalten Ort gestellt. Da aber die Schwefelsäure das Uebergewicht hatte, so ging die Krystallisation nicht recht von Statten, doch zeigten sich endlich Krystalle, die aber undurchsichtig waren. Nach einiger Zeit erschienen auch einige völlig durchsichtige, und mit dem gemeinen Eisenvitriol mehr übereinkommende Krystalle. Weil nun die sich zuerst ansetzenden Krystalle nicht das gewöhnliche Ansehen eines schwefelsauren Eisens hatten, so wurde etwas davon im Wasser aufgelöset, und einige Tropfen Galläpfelaufguß hinzugethan, wovon die Mischung sogleich eine schwarze Farbe erhielt, wie von einem gemeinen Eisenvitriole, woraus denn der Schluß gezogen wurde, daß diese weißen Krystalle nichts anderes, als ein gemeiner Eisenvitriol seyn könnten. — Die andere weiße Erde, welche 20 Gran im Gewichte enthielt, wurde ebenfalls wieder in Schwefelsäure aufgelöset. Nachdem das Aufbrausen vorüber war, fand sich auf dem Boden des Glases ein weißer Satz, welcher das Ansehen von sehr zarten Krystallen hatte. Um nun diese Krystalle wieder gänzlich aufzulösen, setzte man das Glas in einen ziemlichen Grad von Hitze; es erfolgte aber keine Auflösung derselben; man erhielt daher die Mischung eine Stunde lang kochend, und der Satz befand sich hierauf gleichwohl noch unaufgelöset. Es wurde nun die darüber stehende durchsichtige Flüssigkeit ab-, und an deren Stelle etwas Wasser darauf gegossen und noch einmal gekocht, wodurch sich dann die Quantität dieses weißen Satzes etwas vermindert zu haben schien, aber keinesweges gänzlich aufgelöset worden war. Die ganze Menge desselben erlaubte nicht, seine Natur durch Versuche zu erfor-

schen. Allem Anscheine nach war es nur Selenit. Wenn sich nun dieses so verhält, so enthält auch der Tripel etwas Weniges von einer Kalkerde. Man goß wiederum Alles zusammen in ein Gefäß, und tröpfelte flüssiges, flüchtiges, aus Salmiak bereitetes alkalisches Salz dazu, worauf ein heftiges Aufbrausen entstand. Diese Mischung wurde nun eine Zeitlang gekocht, ohne daß an dem weißen Bodensatze eine Veränderung oder Auflösung bemerkt werden konnte. Die Flüssigkeit wurde nun abgegossen, filtrirt, so weit abgeraucht, bis zu vermuthen war, daß sie zur Krystalisation geschickt seyn würde, und dann an einen kalten Ort gesetzt, wo sich einige große und mehrere kleine Krystalle erzeugten, die herausgenommen und getrocknet wurden. Die Gestalt dieser Krystalle war den Alaunkrystallen aufs Genaueste ähnlich; auch war ihr Geschmack eben so sauer und zusammenziehend. Von diesen Krystallen wurde etwas im Wasser aufgelöset, und mit einem Aufgusse von Blauholz vermischt, welcher von demselben, so wie vom gemeinen Alaun, eine violette Farbe bekam. Das Gewicht der oben erwähnten zurückgebliebenen weißen unauflöslichen Erde betrug 7 Drachmen 13 Gran. Durch diesen Versuch wurde also

1 Unze Schillingsfürster Tripel in			
—	16½	Gran	reine Eisenerde,
—	20	=	Alaunerde und
7 Drachm.	13	=	unauflösl. Erde zerlegt
7 Drachm.	49½	Gran,	und es sind demnach

10½ Gran während der Arbeit verloren gegangen. In 100 Theilen fand man:

90	Gran	Kieselerde,
7	=	Alaunerde,
3	=	Eisen.
100.		

Von dieser weißen unauflöslichen Erde wurden 10 Gr. mit 5 Gran Borax vermischt, auf eine Kohle gethan, und mit dem Löthrohre an der Flamme eines Lichtes zusammengeblasen, es konnte aber nicht vollkommen in Fluß gebracht werden, sondern es blieb größtentheils ungeschmolzen und zerreiblich, nur auf der Oberfläche

hatte es ein glasartiges Ansehen bekommen. Diese weiße Erde behielt für beständig das dem Tripel eigene Vermögen, die Metalle zu poliren, ohne daß selbiges durch die Behandlung mit der Schwefelsäure im Geringsten vermindert worden. Zwei Theile dieser Erde wurden mit einem Theile reinen Laugensalzes vermischt, und in einem Schmelztiegel von Porzellanerde viertehalb Stunden lang vor dem Gebläse in einer Schmiedeesse bei starkem Feuer geschmolzen. Nachdem Alles kalt und der Tiegel geöffnet worden war, so fand sich, daß der größte Theil der Masse in ein gelbliches halbdurchsichtiges Glas zusammengeschmolzen war, welches, wenn die Hitze noch länger hätte unterhalten werden können, ganz durchsichtig geworden seyn würde. Dieser unauflösliche Bestandtheil des Tripels ist demnach wahre Kieselerde. — Auch mit Salz- und Salpetersäure behandelte Haase seinen Tripel auf die vorher angeführte Weise, wovon aber das Weitere hier übergangen werden muß. (Der Hallesche Naturforscher, St. XVII.)

Buchholz fand in 100 Theilen des Tripels von Ronneburg:

Kieselerde	81,00
Alaunerde	1,50
Wasser	4,55
Eisenoxid	8,00
Schwefelsäure	3,45
	98,50

Den letzten Bestandtheil hält er für zufällig durch Infiltration hineingerathen (Journal für Chemie und Phys. Bd. VIII, S. 176) — der Tripel kommt nicht allein in der Gegend von Tripolis in Syrien vor (nicht wie Th. 171, S. 411, angeführt worden, von Tripolis in Afrika), von welcher Stadt er den Namen erhalten hat, weil er in jener Gegend zuerst gefunden seyn soll, sondern auch auf Corfu; in Frankreich von Poligny im Departement des Jura, Mennat bei Riom im Departement des Puy de Dome; in der

Schweiz im Kanton Luzern; im Königreiche Neapel; in Ungarn; in Deutschland, in Böhmen, bei Amberg in Bayern, bei Ronneburg in Sachsen, bei Pforzheim in Baden, bei Abtsgmünd und Mehrstetten in Würtemberg, im Herzogthume Bremen, im Fürstenthume Halberstadt, im Saalfeldischen, und an andern Orten. — Pallas fand einen weißen, ziemlich festen, aber nicht sehr feinen Tripel in würfligen Stücken in einer horizontalen 1 Fuß dicken Lage in Daurien an dem Bache Altan; auch in anderen Gegenden des Russischen Reichs. In dem Handel erhalten wir den feinen Tripel aus der Levante über Venedig und Triest; er wird immer noch für den besten gehalten, weil er etwas fettig ist; er fällt ins Gelbliche, ist selten blättrig, aber zuweilen ziemlich hart. Auch der Böhmische, Sächsische und Halberstädtische Tripel, der in den Handel kommt, wird geschätzt; der Neapolitanische Tripel soll die Deutschen und Französischen Tripelarten aber noch übertreffen, jener soll als der vorzüglichste von dem in Europa vorkommenden Tripelarten gelten. Ein guter Tripel muß fein, zart, gar nicht spröde, oder doch nur in einem geringen Grade, und mit keinem Sande oder Unrathe vermischt seyn. In den Gewerben wird er von Steinschneidern, Gold- und Silberarbeitern, Spiegelmachern, Beckenschlägern, Messing- und Kupferarbeitern ꝛc. gebraucht. Man benutzt ihn hier zum Poliren der Metalle, der vergoldeten und messingnen Geräthschaften, der Steine ꝛc. Mit Rotheisenstein verbunden dient er zur Politur optischer Gläser, auch zu kleinen Formen, um manche Metallwaren darin zu gießen. Reibt man den Tripel an Metallen, so nimmt er die Farben derselben an. — Zum Poliren der Spiegel wird der Tripel auf folgende Weise bereitet: Man wähle hierzu den leichtesten, zerreibe ihn ganz fein mit Kornbranntwein oder weißen Wein, und thue von diesem Tripel

eine gewisse Menge in ein gut verschlossenes gläsernes Gefäß. Nach Verlauf von vier bis fünf Monaten wird er sehr zart; man nimmt dann eine beliebige Menge davon heraus, bildet daraus Kugeln, und läßt sie im Schatten trocknen. Man bedient sich nun dieses getrockneten Tripels zum Poliren der Spiegel; man könnte ihn auch dazu anwenden, so wie er aus dem Glase herauskommt, ohne erst diese Prozedur mit ihm vorzunehmen. Man kann auch übereinander lutirte Tiegel mit Tripel anfüllen, und das Lutum im Schatten trocknen lassen, damit es keine Risse bekommt. Man setze nun diese Tiegel in einem Backofen mitten in die Kohlen, und lasse sie wenigstens zwei Tage darin stehen, so erhält man einen brauchbaren Tripel, den man trocken und naß verarbeiten kann. Man kann den Tripel zum Putzen und Poliren auch trocken anwenden, wenn man ihn fein pulvert, und mit einem Leder aufträgt. Man wählt dazu dann den geschieferten Stückentripel. Vermuthet man, daß er Sand bei sich haben könnte, so schlemme man ihn vorher, das heißt, man reibe ihn vorher mit Wasser ab, lasse das Wasser in einem Gefäße darüber eine Nacht stehen, gieße es dann in ein anderes Gefäß davon ab, und lasse den Satz trocknen, so wird man die Unreinigkeit, wenn man den getrockneten Tripel herausnimmt, unten als Satz finden, den man dann abkrazzen oder abreiben kann. So wie man überhaupt beim Schlemmen mehrere Male die aufgelöfete Masse tüchtig umrühren muß, damit sie sich gehörig auflösen, und die darin sich befindende Unreinigkeit gut ausscheiden und absetzen kann; denn sie fällt, da sie schwerer, als der Tripel ist, zuerst zu Boden, oder, was sich an Unreinigkeit leichter darin befindet, bleibt auf dem Wasser schwimmen, und kann dann abgenommen werden. — Von dem Gebrauche des Tripels und dessen Zubereitung zum Formen, um ge-

schnittene Edelsteine und Münzen in eine Glasmasse oder einen Glasteig abzudrucken; s. unter Glaspaste, Th. 18, S. 709 u. f. Die Benutzung des Tripels zu Feuergeschirren, s. unter Schmelztiegel, Th. 146, S. 681 u. f.

Tripel, ein nur in einigen Zusammensetzungen übliches, und aus dem Lateinischen triplus entlehntes Wort, welches dreifach, dreimal so viel, dreimal mehr bedeutet. Die Tripelallianee oder Tripleallianee, ein unter drei Mächten aufgerichtetes oder geschlossenes Bündniß, und der deshalb abgeschlossene Vertrag, das Instrument oder Dokument dazu, wird Tripelalliancetraktat genannt. Ein dergleichen Bündniß wurde im Jahre 1668 zwischen England, Schweden und Holland wider Frankreich geschlossen, als dasselbe plötzlich einen Einfall in die Franche-Comté gethan hatte. Dann 1673 zwischen dem Kaiser Leopold dem Ersten, dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, und den Holländern, gegen Frankreich; 1683 zwischen dem Kaiser Leopold dem Ersten, dem Könige von Polen, Johann Sobiesky, und der Republik Venedig, gegen die Türken; 1733 zwischen dem Könige von Frankreich, Ludwig dem Funfzehnten, Spanien und Sardinien, wider den Kaiser Karl den Sechsten ꝛc. ꝛc. — In der Landwirthschaft ist die Tripelhufe in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, eine dreifache Hufe, welche aus drei Hakenhufen oder fünfundvierzig Morgen besteht. — In der Musik ist der Tripeltakt ein Takt von drei Gliedern, wo also jeder Takt aus drei Viertelnoten besteht, und der durch $\frac{3}{4}$ bezeichnet wird. Zum Tripeltakte zählt man keine gerade getheilte Zahl, sondern die Zahlen sind allemal ungerade oder ungleich getheilt.

Tripel (gemeiner), s. oben, S. 329 u. f.

— (Perl-), s. unter Stein, Th. 171, S. 412.

Tripel (Silber=), s. unter Stein, Th. 171, S. 412.
— (Tuff=), s. unter Stein, Th. 171, S. 412.
Tripelalliance, s. oben, unter Tripel, S. 338.
Tripelerde, s. daselbst, S. 329.
Tripelhufe, s. das., S. 338.
Tripeliren, in der Zeugmanufaktur, wenn leichte wollene Zeuge, z. B. Krepp, gewebt werden, und die Wolle sehr reißt, so sucht der Weber das Reißen der Kettenfäden dadurch zu hindern, daß er nicht die Fäden in zwei Schäfte, wie bei dem leinwandartigen Zeuge gewöhnlich ist, einpassirt, sondern in vier, und auch das Weben mit vier Fußtritten verrichtet, damit die Fäden der Kette weitläufiger bei dem Weben spielen, und sich nicht so scheuern. Die Kettenfäden werden dann in die vier Schäfte auf folgende Weise eingezogen: Der erste Faden wird in den ersten vordersten Schaft, der zweite in den vierten oder hintersten Schaft, der dritte in den zweiten Schaft, und der vierte in den dritten Schaft eingezogen. Alle vier Schäfte werden in ihrer natürlichen Ordnung mit den vier Fußtritten vereiniget. Wenn nun der Weber Fach zum Einschließen machen will, so sollte er billig zwei Fußtritte zugleich treten, weil die Kette zur Hälfte Fach machen soll, da der Zeug Leinwandgrund enthält. Im Grunde tritt er auch zwei Fußtritte, aber erst den einen, und kurz darauf den andern; dann den ersten, und dann den vierten; wenn beide getreten sind, hat die Kette zur Hälfte Fach gemacht, und der Einschluß wird eingeschossen. Auf dieselbe Weise tritt er hernach den zweiten, und gleich darauf den dritten. Da nun durch dieses einzelne Treten nur allemal ein Viertel der Kettenfäden gezogen wird, so können sie sich nicht sehr scheuern und zerreißen, welches man tripeliren heißt. Ein Mehreres hierüber wird unter Zeugmanufaktur, in Z., vorkommen.

Tripelkalkstein, ein zerfallener Kalk, der als Tripel benutzt wird; s. unter Kalk, Th. 32.

Tripelschiefer, s. Polierschiefer, Th. 114, S. 142 u. f.

Tripeltakt, s. oben, unter Tripel, S. 338.

Tripelthon, loser Thon, eine Thonart, welche ihre Verbindungstheile verloren hat, das heißt, diejenigen fetten oder klebrigen Theile, welche sie zusammenhalten, damit sie nicht zerfällt. Man kann diesen Thon, wenn er angefeuchtet wird, zwar zu verschiedenen Bildungen gebrauchen, wie die andern Thonarten; allein wenn er ausgetrocknet ist, erscheint er mehlartig und wenig zusammenhängend; daher steht er den andern Thonarten nach.

Triphan, s. unter Stein, Th. 171, S. 426 u. f.

Triphasie, Triphasia, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Argumen gehört. Die bekannte Art: Triphasia aurantiola, ist ein kleiner, fünf Fuß hoher Baum, mit vielen abstehenden, gedrehten, fast getheilten Aesten, wechselnden, dreizähligen Blättern, winkelständigen geraden Dornen, einzelnen winkelständigen weißen Blumen, und rothen Beeren, welche denen des gemeinen Kaffeebaumes gleichen, aber doppelt kleiner sind. Das Vaterland ist China und Cochinchina.

Triphon, in der Musik, ein Saiteninstrument, in der Form eines aufrechtstehenden Flügels gebaut. Statt der Tasten hat es bloße Holzstäbe. Diese werden beim Spielen nicht angeschlagen, sondern nur gegen den Spieler zu gestrichen. Zu diesem Behufe zieht derselbe lederne Handschuh an, deren Fingerspitzen mit Colophonium bestrichen sind. Die Saiten geben durch diese Behandlung einen angenehmen Ton, welcher dem der Flöte an Wohllaut gleich kommt, von

sich. Aus der Art dieses Spielverfahrens geht schon hervor, daß nur solche Musikstücke darauf gespielt werden, die im langsamen Tempo geschrieben sind und einen geringen Umfang haben, wie z. B. Choräle, Adagios ꝛc. So hat denn das Instrument auch wegen dieser, durch seine Technik bedingten Einseitigkeit, nur wenig Verbreitung finden können, und nur wenig Aufmerksamkeit im musikalischen Publikum erregt. Die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung vom Jahre 1810 liefert eine genaue Beschreibung nebst den dazu gehörenden Zeichnungen. Der Erfinder des Instrumentes hieß Weidner. Er lebte zur Zeit der Erfindung 1810 in Fraustadt. H.

Triphonspath, s. Th. 171, S. 541.

Tripinnarie, Tripinnaria Persoon Syn. plant. 2. p. 137, eine Baumgattung, welche in die zweite Ordnung der vierzehnten Klasse (Didynamia Angiospermia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und Cochinchina zum Vaterlande hat. Die bekannte Art, die Cochinchinesische Tripinnarie, Tripinnaria Cochinchinensis, ist ein ziemlich großer Baum mit abstehenden Aesten, dreifach gefiederten Blättern, eyförmig langgespitzten Blättchen, und gelbrothen, in Endtrauben gesammelten Blumen. In Hinsicht seiner Kultur pflanzt man ihn in Dammerde von verfaulten Vegetabilien, die mit etwas guter Grabelanderde oder lehmigem Erdreiche vermischt seyn kann, und stellt ihn in die zweite Abtheilung eines Treibhauses. Den Samen säet man ins Mistbeet, oder in Blumentöpfe, und setzt solche an einen warmen Ort, z. B. in ein Lohbeet. Wenn die Pflänzchen zum Versetzen stark genug sind, so werden sie einzeln in Blumentöpfe gepflanzt.

Tripinnatum, in der Botanik, dreifach gefiedert, wenn ein gemeinschaftlicher Stiel doppelt gefiederte Blätter trägt.

Triplaris, Triplaris, Dreiling, eine Baumgattung, die in die achte Ordnung der zweiundzwanzigsten Klasse (Dioecia Octandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgenden Gattungscharakter hat: Die männliche Blume hat einen dreitheiligen Kelch, eine dreiblättrige Krone, und neun Staubfäden. Die weibliche Blume besteht gleichfalls aus einem dreitheiligen Kelche und einer dreiblättrigen Krone; sie enthält aber einen Fruchtknoten mit drei Griffeln. Die Kapsel ist einsamig und dreiklappig. Die beiden bekannten Arten sind folgende:

1) Die Amerikanische Triplaris, der Amerikanische Dreiling, Triplaris Americana L.; Triplaris pyramidalis Jacq. amer. 13. t. 173. f. 5. Triplaris caule arboreo geniculato. Rottb. diss. plant. rar. surin. 5. t. 3. Dieser Baum wächst in den Wäldern von Carthagena und Gujana ungefähr vierzig Fuß hoch; er hat einen pyramidenförmigen Wuchs, und scharfeckige, knotige Aeste. Die Blätter sind länglich, spitzig, ganzrandig, unbehaart, etwa eine Spanne lang, und stehen wechselsweise auf kurzen, halbrunden Stielen; die Afterblätter sind groß und lanzettförmig; die Blumen bilden Endtrauben. Die männlichen Blumen sind fast ungestielt; sie haben einen glockenförmigen, dreitheiligen Kelch, drei kürzere, lanzettförmige weiße Kronenblätter, neun fadenförmige, aufrechte, mit gelben Antheren gekrönte Staubfäden, und einen angenehmen Geruch. Die weiblichen Blumen sind kurz gestielt, rosenroth, geruchlos, und mit eyförmigen, bleibenden, außerhalb behaarten Nebenblättchen versehen. Der Kelch ist dreitheilig, mit eyförmiger Röhre, und lanzettförmigen, zwei Zoll langen, auswendig behaarten Einschnitten; die Krone ist dreiblättrig, blaßgrün, so lang, als die Röhre des Kelches; der Fruchtknoten dreiseitig, an der Kelchröhre eingeschlossen, und mit drei kurzen Griffeln

gekrönt. Die einfächerige, dreiseitige, dreiklappige Kapsel enthält mehrere eyrunde dreiseitige Samen.

2) Die winkelblättrige Triplaris, der winkelblättrige Dreiling, Triplaris ramiflora. Vahl. symb. 2. p. 100. Diese Art hat eyförmige, unbehaarte Blätter, und winkelständige, einzelne oder gehäufte Blumentrauben. Sie wächst in den Wäldern von Carthagena. Beide Arten sind in warmen Ländern einheimisch, und verlangen daher eine Stelle in unsern Treibhäusern. Die dazu nöthige Erde ist dieselbe, wie sie bei dem vorhergehenden Baume: Tripinnaria Cochinchinensis angezeigt worden. Da diese Bäume in ihrem Vaterlande vierzig und mehrere Fuß Höhe erreichen, so soll man sie in ein Erdbeet, welches im Treibhause angelegt worden, setzen. Die Aussaat des Saamens kann wie bei der schon angeführten vorhergehenden Baumart geschehen. (Dietrichs Lexikon der Gärtnerei und Botanik, Th. 10, S. 193.

Triplasie, Triplasia P. Beauv., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und zur Familie der Gräser. Sie soll sich, nach Dietrich, von der Triodie, Triodia Brown, nur durch eine lange Borste zwischen den Zähnen unterscheiden, und deshalb nicht aufgestellt zu werden verdienen. Es ist nur eine Art bekannt, die in Nord-Amerika vorkommt, und ein gutes Futter für das Vieh abgiebt.

Triple dreifach; tripliren, dreifach nehmen; s. Tripel und die Zusammensetzungen damit.

Triplik, dritte Gegenantwort; die Beantwortung der in der Duplik gemachten Einwürfe; daher auch tripliciren. Wenn nämlich über peremtorische Exceptionen gehandelt wird, so wird gemeiniglich die Duplik noch einmal dem Gegentheile zur Triplik, und diese

wieder dem Beklagten zur Quadruplik mitgetheilt, und erst mit diesen Sätzen beschlossen.

Triplit, in der Mineralogie, eine Verbindung von Manganoxidul, Eisenoxidul und Phosphorsäure zu gleichen Theilen; sie ist schwarz, auch braun und grünlich, fettglänzend, und härter, als Opalit. Das Gewicht ist gleich 3,4 — 3,7. Man findet dieses Erz zu Bodenmais in Bayern, Limoyes in Frankreich, und in Pensylvanien.

Triplo, in, in dreimaliger Abschrift.

Triplum, das Dreifache.

Tripmadame, zurückgebogenes Sedum, Sedum reflexum, s. das kleine weiße Hauslaub, Th. 22, S. 392 u.

Tripoli, Tripolis, Staat in der Berberey, der von einem Dey, gleichsam unter Türkischer Oberherrschaft, regiert wird. Dieser Staat grenzt nördlich an das Mittelländische Meer, östlich an Barka, südlich an die Wüste Sahara, und westlich an Tunis, zwischen der großen und kleinen Syrte. Nach Einigen wird die Größe auf 7000, nach Andern auf 8837 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen angegeben. Der Boden ist an der Küste ziemlich fruchtbar, und erhöhet sich bis zum Fissato- und Gharian-Gebirge, eine Fortsetzung des Atlas. Jenseits dieses Gebirges besteht das Land aus unwirthsamen Sandwüsten, worin man nur hin und wieder fruchtbare Oasen antrifft. Flüsse findet man nicht, nur Bäche und Quellen, und die 140 Meilen lange Küste ist sehr gefährlich wegen der Stömungen, Brandungen und heftigen Winde. — Das Klima ist durch die Seewinde sehr gemäßigt, und da es den Sommer über nur selten regnet, so ist das Land sehr dürre; dagegen machen die häufigen Regen im Winter das Land fruchtbar, welche Fruchtbarkeit sich in dieser Jahreszeit steigern würde, wenn man den Anbau fleißiger betriebe. — Produkte: Getreide, Mandeln,

Datteln, Oliven und andere Südfrüchte, Wein, Sennesblätter, Galläpfel, Safran, Salz, Baumwolle, Wachs, Gold, Perlen; Hausthiere, vorzüglich große Hammel, schöne Pferde, Kameele, Büffel, Bienen ꝛc.; ferner Löwen, Tiger, Strauße, Schlangen ꝛc. ꝛc. — Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 2 Millionen; sie besteht aus Arabern, Berbern, Türken, Negern, Juden und auch einigen Christen. Der größte Theil der Bewohner von Tripoli, außer in den Städten, sind Nomaden und Raubhorden. Die vornehmste Stadt und Hauptstadt des Landes ist Tripoli oder Tripoli di Barbaria, am Mittelländischen Meere, acht und dreißig Stunden westlich vom Vorgebirge Messurat; sie ist eine Meile groß, hat zwei Thore, einen guten Hafen, und 20,000 Einwohner, worunter über 2000 Juden und mehrere Franken. Die Stadt liegt unter dem 11° 8′ 30″ östlicher Länge von der Pariser Sternwarte, und unter dem 32° 56′ 39″ nördlicher Breite. Die Einwohner, das heißt, die Einheimischen, nennen die Stadt Tarables; sie hat ziemlich breite Straßen, und ziemlich regelmäßige und wohlgebauete Häuser, die alle einen fast blendend weißen Abputz haben. Auf diese Stadt concentrirt sich fast Alles, was einem Staate Leben und Ansehen giebt: Gewerbe, Künste, Handel ꝛc.; also ist auch nur hier Wohlhabenheit und Reichthum zu finden; denn der größte Theil des Landes ist eine Wüste und nur von einer kleinen Anzahl armer Araber bewohnt, und da es der Landesregierung an Kraft fehlt, diese im Zaume zu erhalten, so kann auch Niemand Reisen im Lande unternehmen, als nur diese Araber, welche hin und her ziehen; denn jeder Andere würde sich, ohne eine starke Eskorte bei sich zu haben, oder sich an eine Caravane anzuschließen, wenn gerade eine solche durch das Land zieht, der Plünderung, ja auch der Ermordung aussetzen; denn an sonst einen Schutz ist hier

nicht zu denken. Der Hafen von Tripoli, welcher durch Batterien gedeckt ist, hat keinen hinlänglich tiefen Meeresgrund für große Kriegsschiffe, und ist den Nordostwinden ausgesetz. Die Bauart der Häuser in Tripoli ist mehr Europäisch, als Arabisch, und die Portale sind größtentheils im Toskanischen Style. Die Höfe haben steinerne Säulen, und völlig runde, statt der spitzig zulaufenden, Bögen, wie man sie in Marokko antrifft. Die steinernen Gebäude findet man häufig, ja sogar Höfe, Portale, Treppen und Moscheen von Marmor; auch haben die Häuser auf die Straße gehende, jedoch immer mit dichten Jalousien versehene Fenster, welches man in Marokko nicht antrifft, da man sonst große Aehnlichkeit im Baue der Häuser und deren Verzierungen ꝛc. in den Städten der Berberey findet. Noch eine sonderbare Einrichtung in den Häusern von Tripoli muß hier angeführt werden. Fast in allen Zimmern, die gewöhnlich lang und schmal sind, findet man eine von Brettern errichtete, etwa vier Fuß hohe Estrade, auf welche man durch enge Stufen gelangt. Diese Estraden haben ein Geländer und einige Verzierungen von Holz, und den Zweck, daß in jedem Zimmer die ganze Haushaltung einer Frau untergebracht werden kann; denn auf der einen Estrade steht das Bett, auf der andern sind die Kinder und die Kleidungsstücke; unter der einen verwahrt man das erforderliche Tischgeschirr, und unter der andern die übrigen Hausgeräthschaften. Durch diese Eintheilung bleibt in der Mitte des Zimmers Raum für die Besuche, die man erhält, und wenn man drei oder vier solche Zimmer hat, so kann man mit Bequemlichkeit drei oder vier Frauen, die von einander getrennt sind, unterhalten, ohne daß sie in ihrem Hauswesen sich einander stören. Man geht unter die Estraden vermittelst einer kleinen Thür. Der Pascha oder Dey des Landes hat seine Resi-

denz im Kastel aufgeschlagen. — Da Tripoli keine Springbrunnen hat, und auch kein Fluß daran vorbei fließt, so müssen sich die Einwohner mit Regenwasser zum Trinken behelfen, welches in Cisternen, die in allen Häusern vorhanden sind, gesammelt wird; zu den Bädern, den Abwaschungen, und zum sonstigen Gebrauche nimmt man das Wasser aus Brunnen, welches aber salzig ist; sonst hat die Stadt auch öffentliche warme Bäder. Die Zahl der Moscheen beläuft sich auf zwölf, von denen sechs kleinere oder Nebenmoscheen sind. Von den sechs Hauptmoscheen mit ihren Minarets hat die große Moschee eine schöne Bauart. Das Dach derselben besteht aus lauter kleinen Kuppeln, und ruht auf sechzehn gut construirten Dorischen Säulen von grauem Marmor, welche sich von einem christlichen Gebäude herschreiben sollen. Ueberhaupt haben alle Hauptmoscheen in ihrem Umrisse etwas Erhabenes, und in allen sind, wie in den Europäischen Kirchen, Emporkirchen für Sänger angebracht. Sie sind mit Teppichen belegt. Die Minarets sind hohe runde Thürme, um welche oben ein zirkelförmiger Altan herumläuft, aus dessen Mittelpunkte sich wieder ein kleiner Thurm erhebt. Von diesem Altane aus ruft der Mudden die Einwohner zu den bestimmten Stunden zum Gebete. Die Christen haben eine Kapelle, bei welcher vier Römische Mönche die gottesdienstlichen Handlungen verrichten. Die Juden haben drei Synagogen. Die Stadt hat auch drei Gefängnisse, eines für die Türken, und die beiden andern für die Mauren; sie sind aber schlecht unterhalten; denn die Gefangenen müssen entweder auf ihre eigenen Kosten, oder von Almosen leben. Nicht weit von der Stadt liegt das Dorf Neutripoli oder Misisieh, mit vielen Lusthäusern und Gärten; die Stadt Tagiura (Tadschura) mit 3000 Einwohnern, Juden und Mauren, deren Gewerbe größtentheils in

Barankenweben und Palmenmattenflechten besteht. — Zoara hat Salzwerke. — Der Flecken Mesurata am Meerbusen Sidra; der Flecken Kapes oder Gaps am Flusse gleichen Namens, der so warmes Wasser hat, daß man es erst eine Stunde stehen lassen muß, ehe man es trinken kann. — Zehn Stunden westwärts von Tripoli liegt Alt-Tripoli, ein nur für kleinere Fahrzeuge brauchbarer Hafen. Vierundzwanzig Stunden davon ist die Rhede Souara. Traboucca liegt auf der äußersten östlichen Spitze der Küste; zwölf Stunden westwärts ist die Rhede Bomba mit einem guten Ankerplatze; acht Stunden weiter der Hafen Rasatian, in welchen nur kleine Fahrzeuge, die gewöhnlich Salz daselbst laden, einlaufen können. Dann sind noch zur Befrachtung von Schiffen Derna, Bengassi in Barka ꝛc. zu bemerken; die Insel Gerbi oder Dscherbi, mit 30,000 Einwohnern, welche Tücher und Shawls fabriciren, Sidra ꝛc. Dann stehen noch unter dem Dey von Tripoli die Landschaft Fezzan oder Fessan und die Wüste Barka; s. weiter unten. — Was die Abkunft der Einwohner betrifft, so bestehen diese ursprünglich aus Mauren oder Arabern, das heißt, so weit die Civilisation in einer neuern Zeit eingegriffen hat; denn von den Carthaginensern, Römern ꝛc. kann hier nicht die Rede seyn. Seit 1551 eroberten die Türken Tripoli, und machten das Reich zu einer Türkischen Provinz, und so haben denn die Araber und Türken Antheil an der Bevölkerung; Christen und Juden sind bloß Schutzverwandte; die meisten Einwohner sind aber Araber und Nomaden, die in der Wüste umherziehen. Ueber ihre Erziehung und Bildung zu den Wissenschaften und Künsten läßt sich hier nicht viel sagen, weil den Europäern noch zu wenige Einblicke hierin vergönnt sind, indem der nähere Umgang mit den Mauren und Türken fehlt. Nach Ali-

Bey*) soll sich die Civilisation unter der ehemaligen Türkischen Regierung sehr gehoben haben, ja sie hat einen höheren Grad, als zu Marokko, erreicht; auch geht ein nicht unbedeutender Grad der Erziehung und Bildung daraus hervor, daß die Einwohner von Tripoli meistentheils verschiedene Europäische Sprachen sprechen, selbst der damalige Pascha oder Dey von Tripoli, Sidi Youssouf, sprach Italienisch. Auch der Luxus, der sich immer im Gefolge der Kultur zeigt, zeigt sich auch hier; denn man kleidet sich in Seide und trägt Gold und Silber auf den Kleidern. Ihre Baukunst zeigt Geschmack, welches einen Beweis giebt, daß es ihnen an Kunstsinn nicht fehlt; obgleich sie von der andern Seite auch wieder wirkliche Denkmäler der Kunst verfallen lassen. So steht bei dem Hause des Französischen Konsuls in Tripoli ein schöner von den Römern erbaueter Triumphbogen, der aus einer achteckigen Kuppel, welche auf vier Bogen und eben so vielen Pfeilern ruht, besteht. Er ist ganz aus ungeheueren Steinmassen, die sich durch ihre eigene Schwere in ihrer Lage erhalten, ohne Kalk erbauet. Dieses Denkmal war mit vieler Bildhauerarbeit, halberhabenen Figuren, Festons, Trophäen von innen und außen verziert; der größte Theil davon ist aber gegenwärtig zerstört; es sind nur noch einzelne unzusammenhängende Bruchstücke übrig, die aber noch jetzt von der ehemaligen Schönheit dieses Denkmals urtheilen lassen. Auf der Nord- und Westseite erblickt man noch die Ueberbleibsel einer Inschrift, die auf einer wie der andern einerlei gewesen zu seyn scheint. Auch ist die Gegend um Tripoli sehr reich an alten Denkmälern der Kunst. So findet man zwanzig Stun-

---

*) S. dessen Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 — 1807. Aus dem Französischen. 1ste Abtheil. Weimar, 1816. S. 225.

den von Tripoli die Ruinen des alten Leptis oder Lebda, wo man viele Säulen, Kapitäler und andere Bruchstücke gewahrt. In der Entfernung von einigen Tagereisen findet man noch großartigere Ruinen von andern alten Städten, mit Katakomben, Statüen und Ueberbleibseln von Gebäuden aller Art. Für die Archeologen und Künstler würde hier noch manche reiche Ausbeute zu machen seyn; so bleiben diese Gegenstände aber unbenutzt und verfallen immer mehr, da sich Niemand darum bekümmert. — Was die Religion anbetrifft, so ist die Mohamedanische die herrschende. Der Mufti ist das Oberhaupt der Religion und der Ausleger des Gesetzes; unter ihm stehen zwei Kadis, der Eine für die Anhänger des Ritus Hhanefi, und der Andere für die Anhänger des Ritus Maleki. Das Gesetz erkennt nämlich vier Ritus als orthodox an. Die Türken befolgen den Ritus Hhanefi, die abendländischen Araber den Ritus Maleki; die übrigen beiden Ritus Schafi und Hhanbeli werden im Oriente befolgt, jedoch sind die Kadis nur für die Gesetze bestimmt, für das Richteramt; für die Kirche, die Imams oder Prediger, und die Mudden rufen die Einwohner zu den bestimmten Stunden des Tages zum Gebete. — Der Mufti und die Kadis sollen Männer von unbestechlicher Redlichkeit seyn, und alle unter ihnen stehende Beamten werden von den Einkünften der Moscheen besoldet. Der Gottesdienst nimmt am Freitage des Mittags seinen Anfang, indem mehrere Sänger Verse aus dem Koran anstimmen. Der Imam geht auf seine eigene Tribüne, die aus einer bloßen steinernen Treppe besteht. Er spricht mit leiser Stimme ein Gebet gegen die Mauer der Moschee; dann wendet er sich gegen die versammelte Gemeinde und singt eine Predigt mit eben solchen Trillern oder Cadenzen ab, wie sie bei gewissen Spanischen Gesängen gewöhnlich, und unter der Benennung

Polo andalous bekannt sind. Ein Theil der Predigt hängt von der Willkühr des Imams und den Veränderungen, die er anzubringen für gut findet, ab; er singt denselben nach dem vor sich habenden Manuscripte; der andere Theil bleibt zu jeder Zeit unverändert derselbe, und wird, so wie einige Gebete und andere gebräuchliche Formeln, gleichfalls auswendig abgesungen. Am Ende der Predigt wendet sich der Imam gegen den Mehereb oder die rechts von ihm befindliche Nische, und singt ein Gebet in einem höheren Tone ab; dann drehet er sich links und wiederholt das nämliche Gebet; er steigt dann zwei oder drei Stufen von der Treppe seiner Tribüne herab, und verrichtet für den Sultan und die Gemeinde einige Gebete, und beim Schlusse eines jeden derselben antworten die Anwesenden: Amin. Während des Gesanges des Chors steigt der Imam zum Mehereb herab, und spricht mit der versammelten Gemeinde das vorgeschriebene Gebet. Das Rufen oder Schreien von den Minarets, um die Einwohner zum Gebete zu versammeln, ist in Tripoli nicht so heftig und auffallend, als in andern Mohamedanischen Staaten; denn bei einigen Moscheen verwalten sogar Kinder das Amt des Mudens, welches die Andacht eben nicht sehr anfeuern soll. Während des Ramadans werden in den Nächten die Altane der Minarets illuminirt, und die Mudens singen lange Gebete ab. Uebrigens sind auch hier, wie in den andern Mohamedanischen Staaten: Glauben, Gebete, Reinigungen und Fasten die wesentlichsten Stücke der Religion, obgleich sie nicht von Allen in der Strenge ausgeübt werden, als es das Gesetz vorschreibt; auch üben die Imams keine Herrschaft über die Gewissen aus; sie halten aber, so wie alle Mohamedaner, die Verbreitung ihres Glaubens für ein sehr verdienstliches Werk, und daher sieht man es auch hier gern, wenn Christen zum Islam übergehen, ja sie

werden nach ihrem Uebergange sogar zu hohen Staatsämtern befördert, wenn sie Geschicklichkeit und Umsicht zeigen, das heißt, gewandte Köpfe sind; so war der Admiral oder oberste Befehlshaber der Tripolitanischen Marine, zu Anfange dieses Jahrhunderts, ein Engländer von Geburt, und hatte eine Anverwandte des Paschas geheirathet; auch werden die Christensklaven gut gehalten und dürfen in die Dienste von Privatleuten gehen, nur müssen sie einen Theil ihres Lohns oder Verdienstes an die Regierung abgeben. — Die Moscheen besitzen Einkünfte von Häusern und Grundstücken, die ihnen durch freiwillige Geschenke zugefallen sind. Diese Einkünfte werden zum Unterhalte der in den Moscheen fungirenden Personen verwendet. Zwei Stunden südöstlich von Tripoli hat der größte Heilige oder Marabout im Lande seinen Wohnsitz; ein mit Mauern umgebenes Dorf, worin sich eine Moschee befindet. Man nennt ihn den Löwen; seine Heiligkeit ist ihm als Erbschaft zugefallen, und sein Dorf ist eine unverletzliche Freistätte für Verbrecher, von welcher Art sie es auch seyn mögen. Da es hierbei auf ein Forterben ankommt, so ist auch bei der Heiligkeit der Person kein Alter bestimmt, doch scheint man über das Jünglingsalter hinaus seyn zu müssen, um zu diesem Ansehen zu gelangen.—Die schon oben erwähnte christliche Kapelle wird von zufälligen Einnahmen, von Schenkungen, und mittelst einer Pension unterhalten, die von Rom aus bezahlt wird; auch ist hier ein Franziskanerkloster mit einem Hospitale für kranke Christensklaven. — Die Juden unterhalten ihre Synagoge und sonstigen Institute aus eigenen Mitteln. — Zum Vergnügen und zur Erholung der Einwohner giebt es Kaffeehäuser, worauf sich Kaufleute und Personen, die kein bestimmtes Geschäft haben, versammeln. Auch giebt es geringere Kaffeehäuser für die niedrigen Volksklassen; in beiden Arten

von Kaffeehäusern trinkt man den Kaffee ohne Zucker. Auch Wein- und Branntweinschenken findet man in Tripoli, deren Wirthe Muselmänner sind, die sich kein Gewissen daraus machen, gegen das Gesetz ihres Propheten zu sündigen und Wein zu trinken. Die Regierung bekümmert sich darum nicht; auch scheint man wohl die Gründe zu kennen, warum der Verbot des Weintrinkens gegeben worden, der Völlerey wegen, und daß diese Getränke, mäßig genossen, keinen Schaden thun. Während des Aufenthalts des schon oben erwähnten Ali-Bey in Tripoli, war dieses Gewerbe für hunderttausend Franken verpachtet; man gewahrt hieraus, was es einbringen muß. Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse sind freier und ungezwungener, als in den andern Staaten der Berberey. Gegenseitige Besuche von Europäern und Muselmännern fallen hier nicht auf; auch findet man hier Großhändler, Schiffbaumeister, Aerzte, Uhrmacher ꝛc., welche Europäer sind. — Die Industrie der Einwohner besteht 1) im Acker- oder Feld- und Gartenbaue, jedoch nur dürftig und für den eigenen Gebrauch. Einige Artikel machen jedoch eine Ausnahme, wie die Kultur der Oliven zum Oele, der Datteln und anderer Südfrüchte, des Safrans, des Krapps, der Lotusbohnen, Kassobsamen, des Flachses ꝛc. Da es kein Quellwasser giebt, so werden die Gärten mit dem salzigen Wasser aus den Brunnen begossen, welches man mittelst Maschinen, die von Maulthieren getrieben werden, herausschafft. Diese Maschinen bestehen aus einem mit einer Rolle versehenen Hebezeuge, an welchem sich ein Strick mit einem ledernen Eymer befindet. Die Grundstücke gehören z. B. in Tripoli, wie in Marokko, Niemanden ausschließlich, wenn sie nicht auf irgend eine Art eingezäunt sind; so besitzen einige Einwohner funfzehn bis zwanzig geschlossene Meiereygüter, und der Pascha besitzt ein sehr schönes solches

Gut. Die Datteln dienen dem untern Volke als Nahrungsmittel, besonders den Arabern, welche in den Gebirgen wohnen, wie z. B. denjenigen in dem Gebirge Gharian, die auch dem Dey ihren Zins in Datteln und Oliven liefern. Aus den Lotusfrüchten bereitet man Mehl und backt daraus eine Art kleiner Kuchen, welche unseren Honigkuchen gleichen und auch einen ähnlichen Geschmack haben. Auch macht man aus Mehl und Wasser den sogenannten Couscoussou, eine Art von Sago, der sowohl von den Armen in Wasser mit Butter gekocht, von den Reichen und Wohlhabenden aber auch mit Fleisch und Geflügel zur Speise bereitet wird. Auch der Weinbau wird betrieben. — 2) In der Viehzucht tritt besonders die Schaf- und Rindviehzucht hervor. Von der Ersteren wird die Wolle, und von der Letzteren die Butter, ja selbst Kühe nach Malta und anderen Gegenden ausgeführt. Dann folgt die Pferde- und Eselzucht, und von beiden die Zucht der Maulthiere, die Ziegenzucht, und die Zucht der Kameele und Dromedare, die Letztere besonders zum eigenen Gebrauche. Die Federviehzucht wird nicht stark betrieben, dagegen giebt es viele wilde Tauben, Rebhühner und anderes Geflügel, worauf Jagd gemacht wird, besonders auch auf Strauße, wegen der Federn; auch wird auf wilde und reißende Thiere Jagd gemacht, theils wegen der schönen Felle, theils auch wegen des Fleisches zur Speise; zu den Letzteren gehören Hasen, Kaninchen, Hirsche, Antilopen ꝛc. — Von Insekten wird die Bienenzucht wegen des Honigs und Wachses stark betrieben. Von schädlichen Insekten kommen besonders die Heuschrecken vor, die oft in großen Schaaren, als eine fürchterliche Landplage erscheinen, aber auch als Speise dienen, indem die Araber sie gekocht, auch geröstet, verspeisen. — Im Meere wird der Seefischfang und die Korallenfischerey, der Schildkrö-

tenfang ꝛc. betrieben. — 3) In der Waldnutzung, sowohl in Beziehung auf die Jagd, als auch auf die Baumnutzung, besonders in Gewinnung der Galläpfel und mehrerer Gummiarten, als auch der Potasche. Von Bäumen kommen vor: Cedern, Palmen, Eichen, Sennen oder Sennesblätterbäume, von denen die Sennesblätter, welche in den Apotheken vorkommen, gesammelt werden, und mehrere andere Baumarten, von denen auch das Holz als Ausfuhrartikel zu Möbeln ꝛc. dient. — 4) Im Bergbaue oder vielmehr aus dem Mineralreiche kommen vor: mehrere Salzarten, als See- oder Bay-, Quell- und Sodasalz oder Natron, Borax, Goldstaub, Eisen, Salpeter, Schwefel ꝛc. — 5) In Manufakturen und Fabriken zeichnet sich Tripoli, auch mehrere andere Städte, aus. Es gehen daraus hervor: Segeltücher, seidene und wollene Zeuge, besonders Kamelote, gefärbte Felle oder Corduan, Gold- und Silberwaaren, Seife, Fußdecken und andere Geflechte aus Binsen und Palmenblättern ꝛc. — Der Handel, sowohl der See- als der Karavanen- oder Landhandel, ist für diesen Staat sehr wichtig, indem die Billanz sich für ihn günstig zeigt, das heißt, die Ausfuhr den Werth der Einfuhr um ein Drittheil übersteigt; allein der Handel mit der Levante und dem innern Afrika gleicht die Vortheile, welche Tripoli aus den Europäischen Handelsverhältnissen zieht, wieder aus. Der Haupthandel ist in den Händen der Juden, Franken, Mauren und Türken, und der bedeutendste Zweig desselben, durch den auch der Verkehr mit Europa und der Levante größtentheils seine Nahrung erhält, ist der mit dem Innern von Afrika durch die Karavanen von Fezzan und Gudde-mes. Durch diese Karavanen werden jährlich ungefähr 1500 Neger, 10,000 Mitacali (zu 21 Gran) Goldstaub, 700 Ctr. Natrum, 1600 Ctr. Sennesblätter, für 16,000 Piaster Straußfedern, und etwas

Elfenbein eingeführt. Die Ausfuhr der eigenen Artikel besteht in Wolle, Safran, Sennesblättern in Körben aus Binsen und Palmenblättern, Honig, Wachs, Butter, Veilchenwurzeln, Potasche, Korduan, Krapp, Olivenöl, Datteln, Perlen, Goldstaub, Kupfer, Soda, Meersalz, Borax, Gummi, Elfenbein, Straußfedern, getrockneten Früchten, wozu auch Weintrauben gehören, Segeltuch von Aegyptischem Flachse, Fußdecken von Mesurata, Fellen, Lotusbohnen, Kassobsamen, Schafen, Kühen, Geflügel ꝛc. ꝛc. Alle diese Waaren werden auf Schiffen oder Kameelen fortgeschafft; die ungleich schneller gehenden Dromedare werden nur zu Botschaften gebraucht. So werden zu Derne Schiffe für Alexandrien mit Butter, Wachs, Wolle befrachtet, welche Waaren man gegen Baumwolle und Reis austauscht. In dem Hafen von Bengassi, welcher nur für kleine Fahrzeuge zugänglich ist, werden viele Geschäfte in Wolle, Butter, Honig, Wachs und Straußfedern mit Marseille, Livorno, Venedig, Malta und Tripoli gemacht; in der Rhede des Vorgebirges Messurat ladet man Datteln nach Bengassi. In dem Hafen von Tripoli werden Schiffe mit Wolle, Datteln, Safran, Krapp oder Färberröthe, Potasche, Sennesblättern, Pelzwaaren, Straußfedern, Negerinnen für die schon erwähnten Europäischen Seehäfen und für die Levante befrachtet. In dem Hafen von Alttripoli für kleine Fahrzeuge, wird Potasche für Tripoli geladen, und in der Rhede von Souara holen kleine Fahrzeuge Salz und eingesalzene Fische für die ganze Küste. — Die Einfuhr besteht in Tüchern, seidenen Zeugen, Nesseltuch, Glasperlen, Korallen, Messing- und Eisendraht, Gewehren und Munition, Zucker und Kaffee, Gewürzen, Holz, Eisen, Stahl, Pech, Theer ꝛc. ꝛc. Fast alle nach Afrika handelnden Europäischen Nationen haben in Tripoli ihren Konsul. Durch die Seeräubereyen, womit sich die Einwohner des Tripolitanischen Staats

beschäftigen, wurde den Europäischen Handelsvölkern ein ansehnlicher Schaden verursacht; denn noch in den Jahren 1818 — 22 hatten die Korsaren des Pascha von Tripoli 44 Schiffe und 34 Schiffsladungen genommen, obgleich der Dey in einem Credenzbriefe vom 28sten November 1818 durch seine Minister an den im Mittelländischen Meere befehligten Englischen Admiral Maitland erklärte, nach dem Wunsche des Prinz Regenten von England mit sämmtlichen verbündeten Mächten Frieden zu schließen und auch versprach, bis zum Abschlusse der Verträge alle Feindseligkeiten einzustellen und seinen Unterthanen keinen Kreuzzug gegen irgend eine christliche Nation zu gestatten. Auch in der Convention mit dem Pabste vom Jahre 1819, gestand der Dey den Römischen Staaten gleiche Rechte mit den begünstigten Nationen zu, ohne dafür einen Tribut zu verlangen. — Im Innern sind die Marktplätze in den Städten, besonders in Tripoli, ziemlich gut mit Allem versehen, auch sind die Lebensmittel nicht zu theuer, Brod und Fleisch sind vortrefflich, das Gemüse ist dagegen sehr mittelmäßig. — Die Münzen sollen sämmtlich sehr schlecht beschaffen seyn, besonders die silbernen, welche nur aus versilbertem Kupfer bestehen; auch ist ihr Cours sehr wandelbar, und hängt von veränderlichen, schnell wechselnden zufälligen Umständen ab. Gewichte und Maaße sollen eben so unzuverlässig und mangelhaft, als zu Marokko, seyn; denn sie sind nicht nur unförmlich, sondern es fehlt ihnen auch an einem Ur- oder Mustermaaße.

Was den Wohlstand des Volkes und dessen Abgaben betrifft, so kann der Erstere hier nur bei einzelnen Individuen in den Städten, hauptsächlich in Tripoli, gesucht werden, im Ganzen ist das Volk arm, und erhält sich größtentheils nur durch Räubereyen, die es in den Gebirgen, auf den Landstraßen, auf dem

Meere ꝛc. verübt, und die nomadisirenden Araber durch ihre Herden, die Jagd, Fischerey ꝛc. In der Stadt Tripoli ist der Europäische Handel fast ganz in den Händen der Juden, und man soll an dreißig ziemlich reiche darunter zählen können. Von den Mauri-schen Kaufleuten, zu denen auch der erste Minister des Paschas oder Deys, Sidi Mohamed Degaiz, in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts, gezählt ward, soll dieser 1 Million Franken im Umlaufe haben. Alle diese reichen und wohlhabenden Individuen sind größtentheils Kaufleute, in den übrigen Gewerben ist Wohlhabenheit seltener anzutreffen. Die Abgaben an die Regierung bestehen: aus den Tributen der Beys und der Arabischen Stämme im Innern, den Abgaben der Kaufleute und Juden, der Verwilligung jährlicher Monopole, den Abgaben von der Ein- und Ausfuhr, den Erpressungen, den Geschenken oder Tribut von einigen nach der Berberey handelnden Nationen, wie z. B. von den Dänen, den Schweden, und von der Beute der Seeräuber, welche zusammen an 90,000 Spanische Piaster betrugen, ohne die Geschenke der Arabischen, Mauri-schen und Jüdischen Kaufleute hinzuzurechnen; dann von den in Geldbuße verwandelten Strafen, in dem confiscirten Eigenthume aller angeblichen Verräther in der Beute von den Seeräubern, 10 Prozent von allem Landertrage ꝛc. Nach Blaquière belaufen sich die Einkünfte auf 308,750 Gulden, nach Andern auf 750,000 Guld. Sollten sie sich wirklich so hoch belaufen haben, so sind sie jetzt aber sehr herunter gekommen, indem die Kaperey zur See fast gänzlich eingestellt worden ist, oder doch nicht mehr offen betrieben werden darf; eine Angabe von 1 Million Franken kommt der ersten Angabe am nächsten und ist wohl die richtigere. Das in Umlauf gesetzte Geld wird im Kastell aus alten metallenen Kanonen geschlagen, und mit Hülfe der Zoll-

einnehmer und jüdischen Mäkler gegen Zechinen und Piaster umgewechselt, und im Schatze (Hashar) niedergelegt. Ein Theil der Abgaben wird auch in Viktualien geleistet, z. B. die Abgaben der Bergvölker, in Datteln und Oliven. Alle Bedürfnisse des Paschas werden durch Tausch oder Erpressung herbeigeschafft. — Die Vertheidigungsmittel des Landes bestehen in einer Land- und Seemacht. Die Landmacht ist jedoch ganz irregulair, und soll bei der stärksten willkührlichen Aushebung nie über 15,000 Mann betragen. Die Reiterey soll gut geübt und beritten seyn. Nach dem schon oben angeführten Ali-Bey besteht die Leibgarde des Paschas aus 300 Türken und 100 Mamelucken zu Pferde, und außer dieser Garde soll der Pascha keine andern regelmäßigen Truppen im wirklichen Dienste haben; nur wenn derselbe einen Krieg führen muß, wozu größere Streitkräfte erfordert werden, so soll er die Arabischen Stämme zu sich entbieten, die sich mit ihren Panieren oder Fahnen an der Spitze einstellen, und diese entbotene Macht soll dann aus 10,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk bestehen. Nach Andern soll die stehende Macht 3000 Mann betragen, aber selten Sold erhalten. — Die Seemacht besteht nach Einigen aus 11, nach Andern aus 13 Kriegsfahrzeugen mit etwa 130 bis 150 Kanonen. Ueberhaupt wird die Seemacht sehr verschieden angegeben. Nach Einigen besteht sie aus 2 Corvetten, 6 Schebecken, 3 Polaccas, und 3 bewaffneten Nachen; nach Andern (1821) aus einer Fregatte von 28, 1 Schebecke von 12 Artillerie-Stücken und 12 Kanonierschaluppen, und außer diesen waren noch 11 andere kleine Fahrzeuge in der Ausbesserung begriffen, und 2 Schaluppen und 1 kleiner Schoner auf dem Werfte. Die Kaper sind alle Eigenthum des Paschas, und dieser daher auch der alleinige Theil-

haber der Prisen der Seeräuber unter Ottomanischer Flagge gegen Sicilische, Sardinische und Griechische Fahrzeuge; zuweilen auch gegen Oesterreichische und Spanische Schiffe. Für die Neapolitanischen vom Dey ausgelieferten Sklaven erhielt dieser nach der Uebereinkunft vom Jahre 1816 50,000 Piaster, so wie 4000 Piaster bei jeder Anstellung eines Neapolitanischen Konsul zu Tripoli. Das Lösegeld für jeden gefangenen Neapolitaner betrug 300 Dollars. Alle diese Erpressungen durch die Kaper sollen durch Englands Vermittelung für alle handeltreibende Nationen, wie auch schon oben angeführt worden, aufgehört haben; allein es läßt sich nicht vermuthen, daß die Kaperey gänzlich eingestellt worden, es müßte denn durch die Einnahme von Algier von den Franzosen 1830 geschehen seyn, welche Furcht unter die übrigen beiden Deys von Tripoli und Tunis gebracht hat; allein dagegen haben die Engländer gewirkt, um diese Reiche der Pforte zu erhalten; s. weiter unten. — Die Staatsverfassung ist rein despotisch, die Regierung geschieht durch einen Dey, Bey oder Pascha, der unter der Oberherrschaft des Türkischen Kaisers steht, und durch einen Firman desselben bestätiget wird. Er regiert an der Spitze eines Divans. Dieser besteht aus den vornehmsten Beamten: aus dem Hasnadar oder Schatzmeister, dem Guardian-Bachi oder Ober-Hofintendanten, dem Kiahia oder Lieutenant des Pascha, welcher im Vorsaale einen prachtvollen Sopha hat, dem zweiten Kiahia, und fünf Ministern, die an der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige stehen, dem Aga der Türken, und dem Generale der Arabischen Reiterey. Die Entwickelung dieser Regierungsform ist kürzlich folgende: Nachdem dieses Reich eine Zeitlang unter der Botmäßigkeit der Araber gestanden hatte, auch eine kurze Zeit in der Gewalt der Sicilischen Normänner und

der Genueser gewesen war, so eroberte Don Pedro von Navarra, ein Befehlshaber des Königs Ferdinand des Katholischen im Jahre 1503 die Hauptstadt, und führte den Arabischen Lehnsfürsten nebst den Einwohnern nach Palermo. Kaiser Karl der Fünfte erlaubte diesem Fürsten seine bis auf das Schloß zerstörte Hauptstadt wieder aufzubauen, die er auch bis 1535 besaß, als Scheredin (Hareaden), der Bruder des berühmten oder berüchtigten Seeräubers Horuc Barbarossa sie ihm abnahm. Kaiser Karl der Fünfte eroberte sie zum zweiten Male und übergab sie den Maltheserrittern; aber im Jahre 1551 kam eine Türkische Flotte vereinigt mit dem berüchtigten Seeräuber Dragut vor Tripoli und belagerten die Stadt, welche durch Verrätherey zweier Franzosen, von denen der Eine der Kommandant Caspar Jambale, selbst war, an die Feinde überging. Tripoli wurde nun eine Türkische Provinz, obgleich König Philipp der Zweite von Spanien Alles versuchte, um es wieder zu erobern, so litt doch seine Flotte 1560 bei der am Eingange des Meerbuses von Tripoli liegenden Insel Gerbe, welche die Spanier erobert hatten, einen großen Verlust, und die Eroberung mußte dadurch aufgegeben werden. Im Jahre 1598 wollte ein Arabischer Marabout die Stadt und das Land wieder in die Hände der Christen bringen; allein sein Anschlag, der von den Christen nicht unterstützt wurde, schlug fehl. Die Pforte regierte nun den Staat von Tripoli durch einen Sandschak oder Distriktsverwalter, der von dem Pascha in Tunis abhängig war. Der Sandschak Mahmed Beg, ein Griechischer Renegat, aus dem Geschlechte der Justiniani, der 1600 zum Sandschak von Tripoli erhoben wurde, machte sich späterhin unabhängig von dem Pascha von Tunis, obgleich Tripoli abhängig von der Pforte blieb, und dieses Verhältniß dauerte nun ab-

wechselnd fort, bis auf die neuere Zeit; auch erhielt von der Zeit an der Sandschak die Paschawürde, wie der Pascha von Tunis, unter dem er vorher stand. Da nun dieses Land von einem alle drei Jahre vom Großherrn abgeschickten Pascha regiert wurde, so betrachteten diese nur auf kurze Zeit von der Pforte kommenden Befehlshaber die großherrlichen Bestallungsfirmane als ein Privilegium die Einwohner ungestraft plündern zu dürfen. Dieses empörte nun zuletzt die Einwohner dieses Reichs, und sie brachten daher in einem Aufstande den letzten von der Pforte abgesandten Pascha zu Anfange des vergangenen Jahrhunderts um, und seit dieser Zeit wählten sich die Landeseingeborenen einen Fürsten in der Person des Sidi Hyamel Caramanli, aus der Provinz Karamanien gebürtig, welcher der Stifter der neuen Dynastie der Tripolitanischen Deys oder Paschas geworden ist. Ein Abkömmling von ihm, Sidi Youssouf oder Jussuf, oder Herr Joseph, regierte diesen Staat zu Anfange dieses Jahrhunderts als der oben angeführte Ali-Bey Tripoli durchreisete. Nach dem Urtheile dieses Schriftstellers war dieser Pascha ein stattlicher vierzigjähriger Mann, nicht ohne Europäische Kultur, auch sprach er ziemlich geläufig Italienisch, liebte Kunst und Pracht, und besaß Haltung und Würde, ohne stolz und anmaßend zu seyn; auch sollen seine Unterthanen mit ihm sehr zufrieden gewesen seyn. Nach diesen angeführten Vorgängen hatte sich Tripoli von der Pforte losgerissen, obgleich der Dey scheinbar die Oberherrschaft der Pforte anerkannte, um vielleicht deren Schutz nicht zu verlieren. Dieser Zustand des Staats dauerte bis zum Jahre 1835, wo derselbe wiederum eine Umwälzung erlitten, indem dieser Deystaat wieder in ein Paschalik des Türkischen Reichs verwandelt wurde. Nämlich der Dey Joussouf Pascha wurde durch die Forde-

rungen seiner Englischen Gläubiger, welche von dem Konsul dieser Nation, dem Obersten Warrington, sehr nachdrücklich unterstützt wurden, gedrängt, und suchte sich durch Erpressungen zu helfen, in Folge derselben brach ein Aufstand aus, der den alten Jouffouf Pascha nöthigte, da er demselben nicht widerstehen konnte, zu Gunsten seines Sohnes Sidi Ali abzudanken. Gegen diesen, der sich durch Grausamkeit und Geiz schon verhaßt gemacht hatte, dauerte die Empörung fort, und sein Neffe Emhammed, trat, wie es schien, aus fremdem Antriebe dazu vermocht, an die Spitze. Der Krieg zog sich in die Länge, Warrington begünstigte sichtlich die Empörer, schon dadurch, daß er ihnen Gelegenheit gab, sich aus Malta Kriegszufuhr zu verschaffen. Sidi Ali sah sich endlich genöthiget, sich an den Sultan um Beistand zu wenden; und es erschien hierauf eine Türkische Flotte im May 1835; der Regent, Sidi Ali, ward hinterlistigerweise auf eins der Schiffe gelockt, und daselbst gefangen gehalten, während der Türkische Befehlshaber sich, als vom Sultan beauftragt, erklärte, die Regierung zu übernehmen. Auch im Lager Emhammed's brach ein Aufruhr aus, dieser mußte entfliehn, und tödtete sich selbst. Auch die Person des Paschas ist seit der Zeit schon mehrere Male geändert worden, indem man mit der Herrschaft derselben nicht zufrieden zu seyn schien. Auch scheinen die Vorgänge in Algier mit den Franzosen, und die Proklamationen Abdel Kaders, um die Araber zu insurgiren, Einfluß auf die Stimmung der Arber in Tripoli zu äußern; denn es brachen sehr ernstliche Aufstände der Arabischen Bevölkerung aus, gegen die auch die nachgesandten Türkischen Verstärkungen nichts ausrichteten, und die im Jahre 1838 mit einem Vertrage endeten, welcher die Arabischen Stämme, wenn auch nicht den Worten, so doch der That nach, als unabhängig an-

erkannte, mithin hat Tripoli jetzt eine mehr republikanische Verfassung erhalten. Die Türkische Herrschaft besteht nur in einigen besetzten Küstenpunkten, wobei sich jedoch die Araber so feindlich gesinnt zeigen sollen, daß sie selbst den Verkehr mit denselben vermeiden; man glaubt daher, daß von der Anarchie, die jetzt in Tripoli herrscht, so wie von dem Auflehnen der Araber gegen die Türkische Herrschaft, eine wichtige Veränderung für diesen Staat zu erwarten steht. Unter der Regierung des Joussouf, als letzter unabhängiger Herrscher von Tripoli, ist hier noch zu erwähnen: daß derselbe zwei Frauen hatte, eine weiße, die seine Base war, und mit welcher er drei Söhne und drei Töchter, und eine schwarze, mit der er einen Sohn und zwei Töchter gezeugt hatte; auch besaß er mehrere Negersklavinnen — aber keine weißen. Den größten Aufwand und die größte Pracht verwandte er auf den Anzug seiner Frauen und auf die Verzierung ihrer Zimmer. Der innere Thürsteher vom Pallaste des Pascha war ein schwarzer Sklave; allein in den Gemächern hatte er mehr als vierzig Christensklaven, lauter Italiener, zur Aufwartung. Der älteste Sohn führt als Thronerbe den Namen Bey, und Ali Bey, auch Joussouf, war der Thronerbe. Hofämter giebt es hier aber keine, als die schon oben, S. 360, angeführten, und die Pallastsoldaten machen die schon daselbst, S. 359, erwähnte Garde aus. Einen Orden zur Belohnung des Verdienstes hat dieser Staat nicht. Der genannte Pascha hielt auch ein Orchester, welches aus vierundzwanzig Personen bestand. Der Empfang von Fremden geschah in seinem Pallaste. — Was die Rechte und Verhältnisse der Staatsbürger anbetrifft, so existirt hier kein Unterschied in der Geburt, wie in der Türkey; jeder Staatsbürger, der sich auszeichnet oder ein hohes Amt zu verwalten versteht, kann, wenn er wirklich Musel-

mann ist, dazu berufen werden; nur die Verschiedenheit der Aemter bestimmt die Verschiedenheit des Ranges. Auch hier genießen die Geistlichen und Wissenschafter die größte Verehrung. Die übrigen nicht zur Türkischen Religion gehörigen Einwohner genießen eine vollkommene Duldung, und können Handel und Gewerbe treiben; auch, wenn sie zum Islam übergehen, zu den höchsten Stellen gelangen, wie es schon oben angeführt worden. In der Kleidung zeichnen sich diese vor den Muselmännern dadurch aus, daß sie einen blauen Turban und schwarze Mützen und Pantoffeln tragen, sonst aber eben so, wie diese, gekleidet gehen. — In Hinsicht der auswärtigen Verhältnisse, so reguliren sich diese nach der Pforte, und nach ihren eigenen Handelsverhältnissen. In neuester Zeit hat England einen großen Einfluß auf Tripoli. Was die Staatsverwaltung anbetrifft, so ist auch hier der Divan die höchste Stelle des Reiches. Die Zusammensetzung desselben ist schon oben, S. 360, angeführt worden. Außer diesem wirken die Minister für die verschiedenen Verwaltungszweige des Reichs. Der Mufti und die Ulemas und Kadis verwalten die Angelegenheiten der Religion und der Justiz. — Die Provinzialverwaltung führen Unterstatthalter oder Beys mit den nöthigen Beamten für die Religion, Rechtspflege, Finanzen ꝛc. — Die Schutzstaaten von Tripoli, das heißt, die gleichsam unter der Oberherrschaft der Regierung von Tripoli stehen, sind Fezzan und Barka. Das erstere Land steht unter einem Scherif oder Bey aus dem Stamme der über Marokko herrschenden Scherifs, der dem Pascha von Tripoli jährlich einen Tribut von Sklaven und Goldstaub entrichtetet, wofür er von diesem als Scheik von Fezzan anerkannt wird.. Das Land bildet eine große von kahlen Gebirgen eingeschlossene Ebene, in welcher eine glühende

Hitze herrscht, welche von keinem Regen abgekühlt wird, da es in diesen Ebenen nie regnet; allein diesen Mangel ersetzen reichliche Quellen, welche das Land oder den Boden bewässern und fruchtbar machen. Die Produkte bestehen in Mais, Südfrüchten, Datteln (fast das einzige Nahrungsmittel der Bewohner), Kameelen (theils die schnell trabenden und zum Reiten gebrauchten Maherrie oder Herrie, die neun Englische Meilen in einer Stunde zurücklegen, und solches mehrere Stunden aushalten, theils lasttragende, die mit 3 bis 400 Pfd. beladen werden), Pferden, Schafen, Straußen, Antilopen, mehreren wilden und reißenden Thieren, Salz, Natron, ꝛc. Die Einwohner sind Halbneger und ihre Zahl beläuft sich auf 70,000; sie sprechen ein verderbtes Arabisch, sind Mohamedaner, treiben Viehzucht, Ackerbau und Handel fast nach allen Gegenden von Afrika und nach Asien. Auch sind viele arme Fezzaner in der Stadt Tripoli; sie sind gutmüthig und lassen sich daselbst zu den geringsten Dienstleistungen gebrauchen, z. B. zu Lastträgern, in den Bäckereyen, und zu Addeckern. Die Karavanen der Einwohner von Fezzan gehen nach Tripoli mit Straußfedern, Sennesblättern, Goldkörnern, Natrum, Wachs, Elfenbein, Krapp, Schwämmen, Kameelen und Sklaven, welche sie von den Bewohnern des inneren Afrika einhandeln, so auch die übrigen Waaren, wogegen sie von Tripoli kurze Waaren, rohe und verarbeitete Seide und Wolle, Conventionsthaler, Kupfer und Messing mit zurücknehmen, womit sie nach Burnu ziehen; auch nehmen sie Gurunüsse (zur Verbesserung des Wassers) mit. Für diese Waaren tauschen sie Sklaven, Goldkörner, Zibeth ꝛc. ein; dann geht eine Karavane über Kairo nach Mekka. — Der Scheik oder Scherif von Fezzan hat 5000 Krieger zur Vertheidigung des Landes, die aber erst durch eine Aufforderung erscheinen; denn es sind Araber aus der Wüste,

und der umliegenden Gegend. Die Einkünfte des Scheiks bestehen in Abgaben von Dattelbäumen, Ein- und Durchfuhrzöllen, Räubereyen von Menschen und Vieh in den südlich liegenden Negerstaaten, und betragen jährlich 50,000 Piaster, wovon er jährlich 15,000 an den Dey von Tripoli zahlt. Die Hauptstadt und Residenz des Scheiks ist Murzuk oder Motzouk, welches 120 deutsche Meilen von Tripoli liegt, und mit einer Mauer umgeben ist; sie zählt nur 2500 Einwohner, und ist der jährliche Sammelplatz der Karavanen von eilf oder zwölf verschiedenen Richtungen. Dann sind noch bemerkenswerth die Städte: Tessuwa, Temissa, Hoon, und Wadan; in den beiden letztern werden Strauße, der Federn wegen, gewissermaßen als Hausthiere gehalten, indem man von ihnen alle zwei Jahre drei Federlesen hat, die schöne weiße Federn geben, da die von den wilden Straußen gewöhnlich sehr beschädiget sind. — In dem Lande Barka, welches von Berbern, Tuariks, Kabylen, Araber und Türken bewohnt wird, 4150 Quadratmeilen enthält, und in das Küsten- und innere Land getheilt wird, giebt es mehrere Beys, welche unter Tripoli stehen, und einen Tribut an diesen Staat entrichten. So ist das Küstenland eine Türkische Provinz, die unter einem Sandschaken steht, der seine Residenz in der Stadt Barka hat. Hier ist auch Tolometa (Ptolemais) mit Ruinen von einem Portikus und Tempel mit Griechischen Inschriften. Die Gebirge von Derne stehen unter einem Bey, der über 30,000 Familien gebietet, vom Dey von Tripoli ernannt wird, und ihm einen jährlichen Tribut von 6000 Piastern zahlt. Die kleine Stadt Derne hat ein Kastell und einen Hafen, und 6000 Einwohner, welche Mohamedaner sind. Der Bey der Stadt Bengassi (sonst Berenice), die über 5000 Einwohner zählt, von dem die Hälfte Juden sind, wird auch vom Dey von Tri-

poli eingesetzt; ihm gehören auch die Stadt Kurru (einst Cyrene) mit einem Felsenschlosse, und die Häfen an dem 100 Deutsche Meilen langen Golf von Sidra, besonders Tajonne. Im Innern des Landes steht Augila, ein kleines republikanisches Gebiet, unter Oberherrschaft von Tripoli. Die Kaufleute der Städte Augila und Mojabra dieser Republik treiben Handel zwischen Aegypten und Fessan. Die Republik Schiwah, welche unter vier oder fünf vom Volke beschränkten Scheiks steht, die den Türkischen Kaiser für ihren Oberherrn erkennt, und seit 1819 10,000 Dollars und einen jährlichen Tribut von 300 Kameellasten oder 6000 Ctr. Datteln an den Pascha von Aegypten zahlt. Die Hauptstadt Schiwa (das alte Ammonium) hat über 6000 Einwohner, welche einen starken Dattelhandel treiben. Anderthalb Englische Meilen davon ist die Oase des Jupiter Ammon, dessen Tempeltrümmern, Umebéda genannt, zu dem Bau eines auch schon zum Theil verfallenen Tempels und zu dem Aufbaue der Häuser eines Dorfes verwendet worden sind, mit der schon vom Herodot angeführten Quelle, die früh und Abends warm, um Mitternacht sehr heiß, und um Mittag kalt fließt. Diese Oase ist von einer Bergkette umschlossen, in welcher der Kalkstein vorherrscht, und in der man Versteinerungen von Schnecken, Muscheln, Seesternen, Austern, Holz und großen Gypsstücken, in größter Unordnung durcheinander geworfen, überall gewahrt. Auch wird sie von Bächen nach allen Richtungen hin durchströmt, die sich in kleinen Seen verlieren. Die Vegetation ist sehr üppig und es wechseln Wiesen, Palmenwäldchen, Gebüsche von Sträuchen, Gärten und Saatfelder mit einander ab. Die ganze Bevölkerung soll 8000 Köpfe betragen, worunter 3000 Männer. Sie ist in sechs Stämme getheilt, die sich einander bekriegen. Rassim, mit versteiner-

tem Holze, Obstbäumen, Thieren und Menschen. — Außer dem schon oben angeführten Werke von Ali-Bey, sehe man nach: Narrative of a ten year's residence at Tripoli etc. (von der Schwägerin des Brittischen Konsuls in Tripoli, Rich. Tully. 2te Aufl. London, 1818.). — Della Cella Reise von Tripolis an die Grenzen von Aegypten. Aus dem Italienischen. Weimar, 1821. (Voyage à Tripoli etc. trad. de l'Anglais p. J. Mac. Carthy. 2 Thle. Paris, 1819.

Tripotage, in der Kochkunst, verschiedene Speisen untereinder gekocht, die einzelne Gerichte abgeben können. Hierher gehören die Salmigondi, mehrere Potagen ꝛc.; s. diese Artikel in der Encyklopädie.

Tripp, Trip, in der Wollmanufaktur, ein sammetartiger kurz geschorener Zeug, der wie Samet oder Plüsch (s. diese Artikel, Th. 113, und 135) eingerichtet und gewebt wird. Der Grund ist gewöhnlich leinen Garn, die Pohle besteht aber aus roher Seide oder auch aus ganz feiner Merinowolle, auch aus Ziegenhaaren. Man hat ihn glatt, gestreift, gedruckt ꝛc., auch nach verschiedenen Mustern gewürfelt, von verschiedenen Farben, einfarbig und geblümt, die alle wie die verschiedenen Arten von Sammet gemacht werden. Er ist nicht völlig $\frac{3}{4}$ Ellen breit, und wird in Deutschland: in Berlin, Wien, Hamburg, Leipzig ꝛc.; dann in Frankreich, Belgien, Holland ꝛc. gemacht. In den zuletzt angeführten Staaten wurde der Tripp vorzüglich schön gemacht; allein auch in Deutschland ist man darin nicht zurückgeblieben, nur ist er in jetziger Zeit nicht mehr so gesucht, als noch zu Anfange dieses Jahrhunderts, da ihn die wollenen Zeuge verdrängt haben. Man bediente sich desselben besonders zum Ausschlagen der Kutschen und Beziehen der Sopha, Stühle ꝛc. — Dann führt auch der

Turmalin oder Aschenzieher, eine Steinart, diesen Namen; s. Turmalin.

Trippel, s. Tripel und Trüppel.

Trippeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, viele und kleine Schritte machen, sowohl im Gehen, als auch die Füße im Stehen kurz und oft aufheben, ohne von der Stelle zu kommen. Wie er dahin trippelt, dahin mit kurzen Schritten läuft. Dieses Trippeln geschieht besonders im Winter, bei strengem Froste, weil man dadurch gleichsam sich erwärmt, wenn man mit den Füßen kurz auftritt, gleichsam auf den Boden stößt, und dadurch das Blut mehr in Thätigkeit setzt. Das im Deutschen nicht ganz unbekannte trippen, ist das Verkleinerungswort von trappen, wovon trippeln wieder das Iterativum ist.

Tripper, Gonorrhoe, Gonorrhoea, der Name einer Krankheit, welche aus unreinem Beischlafe durch Ansteckung entspringt. Der Name kommt von dem anhaltenden Tröpfeln einer eiter- oder samenähnlichen Feuchtigkeit aus der Harnröhre her, nachdem die Ansteckung erfolgt ist. Nach Adelung stammt das Wort aus dem Niederdeutschen her, wo diese Krankheit Drupper heißt, von druppen, tropfen, daher das Wort richtiger Trüpper geschrieben und gesprochen werden soll; indessen haben auch das Dänische Drippert, der Tripper, und das Angelsächsische drypan, tropfen, ein i. Im Schwedischen heißt er Dröppel; die Holländer nennen ihn Druipert; die Engländer in der Volkssprache Clap; bei den Franzosen heißt er Chaude pisse, und bei den Italienern Calda pissa. Auch Aerzte haben sich hier und da bemühet, für Gonorrhoea (Samenfluß), andere Benennungen einzuführen, wie Leucorrhoea, Medorhoea, Blennorr-

hagia, Phallorrhoea (von Priaps Götzenbilde und dem Phallusdienste), Purroia ꝛc., die aber die schon längst üblichen Namen nicht verdrängt haben. — Diese Krankheit theilt sich in den gutartigen und bösartigen Tripper; s. unter Franzosen der Menschen, Th. 14, S. 752 u. f., und unter Samenfluß, Th. 135, S. 359. — Hier nun noch Einiges über diese Krankheit, als Zusatz oder Ergänzung des am angeführten Orte darüber schon Gesagten; hauptsächlich, was die Geschichte derselben betrifft, und dann den Ausbruch oder die Zeichen der Ansteckung, um demselben so schnell als möglich zu begegnen, das Verhalten dabei zu ordnen, und die dienlichsten Mittel zur Hebung des Uebels anzuwenden, damit es keinen entzündlichen Charakter annimmt; sollte sich der Tripper aber im Verlaufe sehr schmerzhaft zeigen, so ist es am Besten, sich gleich an einen geschickten Arzt zu wenden. Die eigentliche Entstehung des Trippers, das heißt, seinen Ursprung, als ansteckende Krankheit oder Seuche, kennt man nicht genau, eben so wenig, wie weit er in die Geschichte hinauf reicht. Daß er zu Moses Zeiten schon da gewesen ist, sucht man aus der Bibel zu beweisen; denn im 15ten Kapitel des 3ten Buches heißt es vom 2ten Verse an: Daß wenn ein Mann an seinem Fleische einen Fluß hat, und derselbe eitert oder verstopft ist, so ist er unrein, wobei zugleich gewarnt wird, daß sich Niemand da halten soll, wo er gesessen hat, sey es Lager, oder Sattel auf dem Pferde; auch soll ein Jeder, der sein Fleisch anrührt, oder von seinem Speichel getroffen wird, sich mit Wasser baden und seine Kleider waschen; selbst die Gefäße, die er anrührt, sollen, wenn es thönerne sind, zerbrochen, sind es hölzerne, rein gewaschen werden ꝛc. Diese Stellen scheinen auch auf den Tripper zu deuten, und

dieses um so mehr, da, wie bekannt, alle morgenländischen Völker sehr wollüstig sind, und dieser Krankheit wegen, überhaupt wegen der Krankheiten, die aus dem unreinen Beischlafe entspringen und anstecken, ist auch die Beschneidung bei den Juden eingeführt; wohl nicht, wie man vorgiebt, wegen der talgartigen Feuchtigkeit, die sich zwischen der Eichel und Vorhaut aus einigen Drüsen sammelt, allein; denn diese hat in ihrem natürlichen Zustande nichts Fressendes und Bösartiges an sich, sie dient gleichsam hier als Schmiere, damit keine Reibung zwischen den beiden genannten Theilen entsteht, wohl aber wegen eines unreinen Ausflusses aus der Röhre, von welchem sich der Eiter oder die scharfe Flüssigkeit unter die Vorhaut ziehen kann. Auch ist deshalb die Beschneidung bei den Mohamedanern eingeführt. — Auch den Griechen war diese Krankheit bekannt; dieses beweiset der Name Gonorrhoe, Samenfluß, worunter man nicht den wahren Samenfluß verstanden wissen will, sondern den durch Ansteckung hervorgebrachten, obgleich die alten Griechischen Aerzte, besonders Hippocrates, den Letzteren nicht geradezu nennen, sondern diese Krankheit in ihren bis auf uns gekommenen Werken nur gleichsam umschreibend andeuten. Actuarius, ein berühmter Griechischer Arzt des dreizehnten Jahrhunderts, erwähnt sie wenigstens sehr deutlich in seiner speciellen Therapie, welche im Jahre 1554, von Mathisius übersetzt, zu Venedig unter dem Titel: Methodi medendi, Libri VI., in Quart erschien; denn er sagt darin, daß sich im Innern der männlichen Ruthe Puskeln erzeugen, welche, indem sie zerplatzen, ein wenig reines Blut fahren lassen ꝛc., woraus doch eine Ansteckung der Harnröhre hervorgeht. Auch Nicolaus Myrepsis*) hat ein Gegengift

*) Dessen Arzneybuch von Fuchs ins Lateinische über-

für diejenigen, welche in der Blase und in dem männlichen Gliede Geschwüre haben. Auch noch bei andern Griechischen Aerzten finden sich Stellen, welche auf diese Krankheit hindeuten, indessen läßt ihre Undeutlichkeit, indem sie Mittel gegen den Ausfluß aus der Scheide empfehlen, auch im Zweifel, ob es nicht der gewöhnliche weiße Fluß ist. — Bei den Römern kommen wenige Anzeigen der Kenntniß dieser Krankheit vor, doch scheint sie Celsus gekannt zu haben, wenigstens deuten ein paar Stellen seines Werkes darauf hin. Mehr als bei den Römern kommen Anzeigen der Kenntniß dieser Krankheit bei den Arabern vor, indem die Wissenschaften, nach dem Verfall des Weströmischen Reiches, bei ihnen aufblühten. Es sind hier nur Buhahylyha, Bingezla, Isaac, Mesue, Rhazes, Haly Abbas und Avicenna zu nennen, welche in ihren Werken den Tripper ziemlich genau charakterisiren. Von den Arabern kehrten die Wissenschaften wieder nach Italien zurück, und erhielten eine sorgsamere Pflege in den christlichen Klöstern von den Mönchen; besonders legten sich diese auf das Studium der Medizin, wozu der damalige häufige Verkehr mit dem Oriente noch mehr Veranlassung gab, indem daher verschiedene ansteckende Krankheiten nach Europa kamen, die Aufsehen machten, und die Mönche veranlaßten, dem Grunde derselben nachzuspüren, und Mittel dagegen aufzufinden. Auch finden wir schon bei diesen Schriftstellern, daß sie auf die Mittheilung dieser Krankheit durch den Beischlaf aufmerksam machen. Mehrere Mitglieder der Salernischen Schule, welche zu Ende des neunten Jahrhunderts von Mönchen gestiftet wurde, beschreiben diese Krankheit deutlich genug; unter An-

---

setzt im Jahre 1549 unter dem Titel Medicamentorum Opus zu Leyden erschien.

dem Rogerius, ein Salernitanischer Arzt des zwölften Jahrhunderts, in seiner Pract. magistri Rogerii Tract. I. c. 56., wo er in Lateinischer Sprache von dem Ausflusse aus der Ruthe handelt (de reumatizatione virgae); er sagt hier: daß aus den Röhren der männlichen Ruthen Feuchtigkeiten flössen, welche darin Pusteln und Geschwüre erzeugten, die einen hitzigen Ursprung hätten, und an der Hitze, den Stichen, der Röthe und der Entzündung des Gliedes zu erkennen wären; sey der Ausfluß aber ein kalter, so würde er an dem Nichtvorhandenseyn der Stiche, Schärfe und Röthe erkannt; in beiden Fällen aber an dem schweren Harnen. Bei dem Lanfrancus, der ein berühmter Arzt des dreizehnten Jahrhunderts und Schüler des Wilhelm de Salicet war, kommt schon die durch den unterdrückten Tripper entstandene Hodenentzündung vor; und Constantinus Africanus, ein berühmter Arzt und Mönch aus dem eilften Jahrhunderte, empfiehlt in seinem Kapitel von der Strangurie (de Stranguria — de morb. cognoscend. et cur. I. V., 21), daß wenn sich eine Geschwulst mit einem Ausflusse bildet, so sey sie durch Umschläge und durch Klystiere von Frauenmilch und Gerstenwasser in die Ruthe zu heben, und so findet man noch mehrere Aerzte bis zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angeführt, welche diese Krankheit gekannt, und Mittel dagegen vorgeschlagen haben, wie Michael Scotus, der Leibarzt Kaiser Friedrichs des Zweiten, Petrus Hispanus, welcher mit dem Pabste Johannes dem Zweiundzwanzigsten eine Person seyn soll, Joannes Ardern, Guido de Cauliaco, Joannes de Gaddesden, Valesius de Tharanta, Joannes Arculanus ꝛc. ꝛc. Bekett fand in einer Handschrift von 1390 ein Rezept gegen das Brennen in der männlichen Ruthe, und in einer funfzig Jahre

später geschriebenen Handschrift findet sich ein Rezept gegen das Brennen in den weiblichen Geschlechtstheilen *). — Auch mehrere medizinisch-polizeiliche Verordnungen aus jenen Zeiten, setzen das Ansteckungsvermögen ähnlicher Krankheiten der Geschlechtstheile außer Zweifel. Die älteste Verordnung dieser Art theilt Bekett mit; sie ist von dem Bischofe von Winchester für die Bordelle von Soutwark vom Jahre 1162; sie bestand schon früher, und wurde nur erneuert. Sie verbietet den Bordellwirthen Mädchen zu halten, welche die gefährliche Krankheit des Verbrennens haben. (Now Stewholder to keep any Woman, that hath the perilous infirmity of burning). Unter der Krankheit des Verbrennens soll der Tripper verstanden werden. — Eine zweite solche Verordnung hat Doglioni in seiner Kronik: Cose notabili di Venetia, 1675, aufbewahrt. Es wurde nämlich zu Venedig im Jahre 1302 ein Gesetz gegeben, daß wer einem Andern den Vermocane, eine Krankheit, mittheilt, 20 Soldi Strafe zahlen soll. Wenn gleich die Krankheit unter dem genannten Namen nicht aufzufinden ist, so soll die geringe Strafe (ungefähr 15 Kreuzer oder 5 Gr. Cour.), die auf die Mittheilung derselben durch Ansteckung gesetzt ist, auf den Tripper vermuthen lassen, weil man überall Beweise findet, daß derselbe in Italien, wie in allen warmen Ländern, sehr leicht verläuft. — Die dritte, von Astruc aufbewahrte Verordnung, der sie in der provenzalen Originalsprache in seinem Werke abdrucken ließ, ist von der Königin beider Sicilien, Johanna, 1347 für ein Bordell zu Avignon gegeben. Im 4ten Paragraphen heißt es

---

*) Siehe darüber John Howard in seinen practical observations on the natural history and cure of the venereal disease. Lond., 1787.

darin, daß die Aufseherin alle Samstage mit einem von der Regierung angestellten Wundarzte die Mädchen untersuchen solle; und wenn sich Eine durch Beischlaf eine Krankheit zugezogen habe, so solle sie von den Andern getrennt werden, damit sie ihr Uebel nicht verbreite, und damit Krankheiten vorgebeugt werden, welche Jünglingen mitgetheilt werden könnten. — Die vierte und letzte bekannte Verordnung dieser Art ist gleichfalls von Bekett mitgetheilt worden, der sie als Manuscript fand. Hierin heißt es nun in einem der Artikel: Von denjenigen, welche Mädchen halten, die mit einer abscheulichen Krankheit behaftet sind (De his qui custodiunt mulieres habentes nefandam infirmitatem): daß der Bordellwirth, welcher Mädchen in seinem Hause hält, die an irgend einer Krankheit des Brennens leiden, hundert Schillinge Strafe zahlen soll. Auch diese Verordnung fand Bekett in der Verwahrung des Bischofs von Winchester in einem auf Pergament geschriebenen Buche, welches Verordnungen, Vorschriften ꝛc. zur Beförderung des Seelenheils und zur Verhütung mancher Unglücksfälle und Nachtheile, welche täglich vorfallen, oder dem Menschen begegnen, ꝛc. enthielt. — Diese kurze Uebersicht von dem Zustande dieser Krankheit, vor dem eigentlichen Ausbruche der Lustseuche, als Epidemie, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts (1494), zu welcher Zeit diese allgemein in Europa bekannt wurde*), liefert den Beweis, daß die Aerzte jener Zeit schon einen akuten und chemischen Schleimfluß der Geschlechtstheile kannten, und beide mehr oder weniger deutlich beschrieben, wenigstens läßt das so häufig dabei erwähnte Harnbrennen, wel-

---

*) Gruners Almanach für Aerzte und Nichtärzte auf das Jahr 1783: „Geschichte der Lustseuche," S. 285 u. f.

ches auch aus den eben angeführten Bordellverordnungen hervorgeht, keinen Zweifel über die Natur der Krankheit übrig. Der Doktor Eisenmann *), dem ich hier bei der Abfassung dieses Artikels größtentheils gefolgt bin, sagt im ersten Bande seines unten in der Note angeführten Werkes, S. 70 u. f., in Hinsicht der früheren Erscheinung des Trippers, Folgendes:

Daß aber mehrere Autoren (jener Zeit) eine innere und äußere Ursache annehmen, muß uns belehren, daß man damals, eben so gut, wie jetzt, einen primären Tripper und sekundäre Blennorrhöe, zu unterscheiden wußte. Nicht kümmern darf uns der Umstand, daß man so viel von den Verderbnissen des Samens sprach, und denselben die krankhaften Erscheinungen an den Geschlechtstheilen aufrechnete; hat man ja noch viel später die beim Tripper ausfließende Materie für syphilitisch verdorbenen Samen gehalten; eben so verhält es sich mit den vermeintlichen Apostemen und Geschwüren in der Harnröhre, über welche erst die neuere Zeit einiges Licht verbreitet hat. Was den Einwurf betrifft, daß der von Moses bemerkte Samenfluß, so wie jene im Mittelalter bekannten Schleimflüsse, leprose Erscheinungen gewesen seyen, so sey hier bemerkt, daß eine solche Verwandtschaft beider Krankheiten den älteren Aerzten gewiß nicht entgangen wäre, welche aber ganz still davon sind, und daß es für Bordellwirthe jener Zeit gewiß keines Verbotes bedurft hätte, leprose Mädchen aufzunehmen, da sie sich bei solchen Schönen wenig Besuch ihrer Anstalt zu versprechen gehabt hätten. Uebrigens wollen wir dadurch nicht im Allgemeinen absprechen, daß die Lepra eben so gut wie Gicht, Herpes, Hämorrhoiden, einen sekundären Schleimfluß der Geschlechtstheile er-

*) Der Tripper in allen seinen Formen und in allen seinen Folgen, von Doktor Eisenmann. 2 Bde. Erlangen, 1830.

zeugen könne. Sehr für unsere Meinung spricht auch die Mittheilung Beketts, daß damals die Auswüchse auf der Schleimhaut der Arethra sehr häufig vorkamen, was er den häufigeren Einspritzungen von erweichenden öligen Mitteln zuschreibt. So erzählt uns Johannes Ardern ein Beispiel, daß einem Kranken Fleisch, wie eine Warze, in der Ruthe wuchs, und sagt, daß sich dieses oft zutrage. Ein Anderer hat nach seiner Aussage einen solchen Auswuchs gehabt, so groß, als eine Erbse. — Aber so häufig bei den ältern Aerzten die Stellen sind, welche sich ohne allen Zwang auf den Tripper beziehen lassen, so selten geschieht dieser Krankheit beim Ausbruche der Lustseuche Erwähnung. Die neueren Aerzte suchten sich diese Erscheinung auf eine doppelte Weise zu erklären; die Einen nämlich, welche die syphilitische Natur des Trippers verfochten, glaubten mit Astruc, daß der Tripper erst später als ein Symptom der Lustseuche entstanden sey. Aber was fangen wir in diesem Falle mit dem früher beschriebenen Tripper an, und wenn wir ihn als eine andere Krankheitsform betrachten wollen, als unsern jetzigen Tripper, so bleibt immer die Frage: warum schwand diese eigene Krankheitsform zur Zeit des Lustseucheausbruches, oder warum erwähnten die Schriftsteller ihrer nicht mehr? Andere Aerzte, wie Autenrieth, halten den Tripper mit der Lepra näher verwandt, als mit der Syphilis, und da bekanntlich ein feindliches Verhältniß zwischen beiden Krankheiten herrscht, so finden sie es natürlich, daß zu einer Zeit, wo die Syphilis in der höchsten Blüthe der Entwickelung stand, ihr Antoganist, die Lepra, und mit ihr der Tripper, verdrängt wurde. Diese Sache ließe sich aber noch von einer dritten Seite, und zwar von folgender, betrachten: Bei der epidemisch contagiösen Entwickelung der Syphilis, waren die Erscheinungen dieser Krankheit der Art, daß sie die Aufmerksamkeit der Aerzte zu sehr in Anspruch nahmen, um sich viel mit einer Krankheitsform zu beschäftigen, die man als längst bekannt voraussetzte, und der man auch keine Verwandtschaft mit der eben herrschenden Epidemie zudachte, was aus

den Schriften späterer Aerzte, besonders des Musa Brasavolus, ganz deutlich hervorgeht. Daß aber der Tripper doch zu jener Zeit, nehmlich zu Ende des 15ten, und am Anfange des 16ten Jahrhunderts, beobachtet wurde, und nicht erst 1550 als Gnadenquell zu fließen begann, um die Bösartigkeit der Syphilis zu mildern, wie dieses Astruc und Friend behaupten; dafür finden sich bei den Schriftstellern jener Zeit, wenn auch wenige, doch so deutliche Stellen, daß man sich wundern muß, wie der sonst so gelehrte Astruc dieselben übersehen konnte oder wollte.

Von den Schriftstellern, welche zu Ende des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den Tripper beobachteten, werden Marcellus Cumanus, Alexander Benedictus oder Benedetti, und Johannes da Vigo angeführt, welcher Letztere den Tripper nicht für syphilitisch hält. Jakob von Bethencourt führt deutlich einen vom Beischlafe erhaltenen Tripper in seinem 1527 zu Paris erschienenen Werke von der Franzosenkrankheit an. Paracelsus, welcher im Jahre 1528 oder 1529 auftrat, soll den Tripper zuerst für syphilitisch gehalten haben. Fracastorius läßt die Gonorrhöe um das Jahr 1526 auftreten, und Musa Brasavolus, der Lehrer des Fallopius, setzt die erste Erscheinung des Trippers in das Jahr 1531. Gabriel Fallopius unterscheidet zuerst genau einen syphilitischen und nicht syphilitischen Tripper. Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde die Gonorrhöe, wenn auch nicht häufiger beobachtet, doch häufiger beschrieben. Von den Schriftstellern dieser Zeit sind hier zu nennen: Vidus Vidius, Marianus Sanctus, und Franciscus Diaz. Seit jener Periode verschwand der Tripper, nach Eisenmann, als selbstständige Krankheit aus den

nosologisch-therapeutischen Handbüchern, und wurde darin nur als Symptom der Syphilis aufgeführt; und so wurde auf einmal, sagt der oben erwähnte Schriftsteller, eine Meinung aufgestellt, die sich, trotz der allgemeinen Wandelbarkeit medizinischer Theorien, eine mehr als zweihundertjährige Herrschaft und Unantastbarkeit erwarb. Der Schotte Cockburne war der Erste (1715), welcher die syphilitische Natur des Trippers läugnete. Nach ihm war es Fabre, welcher den venerischen Charakter des Trippers in Zweifel zog; dann Balfour, welcher Syphilis und Tripper als zwei verschiedene Krankheiten bezeichnete. Für diese Meinung erklärte sich auch der Engländer Hales (1770) und Ellis (1771) in fliegenden Schriften. — Diese Streitfrage blieb ohne großes Interesse, bis Tode 1774 mit seinem Werke: „Vom Tripper in Ansehung seiner Natur und Geschichte" auftrat, und 1777 seine „nöthige Erinnerungen für Aerzte und Kranke, die den Tripper heilen wollen," herausgab, in welchen er durch triftige Gründe die Meinung Balfours zu beweisen, und die Nichtigkeit der älteren Theorie von der syphilitischen Natur des Trippers darzuthun suchte. Diese Werke erregten nun einen Meinungsstreit, und die Partheyen reiheten oder scharten sich zu beiden Seiten. Für Tode erklärten sich Weickard, Cappel und Closius, welche die Unabhängigkeit des Trippers von der Syphilis verfochten. Gegen Tode traten John Andree, Baldinger, William Harrison, Cirillo, Richter, John Hunter, Swediaur, Monteggia, Jesse Foot und Metzger auf, wobei dieser Streit nicht wissenschaftlich erörtert und geführt wurde, welches nur von Einigen geschah, sondern in die gemeinsten Zänkereyen ausartete, wobei jede Parthey die Gründe für ihre Meinung aufstellte. Zu diesen beiden Partheyen gesellte sich nun

noch eine dritte, welche zwar die syphilitische Natur des Trippers im Ganzen annahm, dagegen aber versichert zu seyn glaubte, daß dessen Ansteckung so ermäßiget und milde sey, daß sie für sich selten venerische Geschwüre oder die allgemeine Lustseuche erzeugen könne. Die Repräsentanten dieser Meinung sind: Bell, Duncan, Girtanner, Hecker, Reil, Peter Frank, und Saint Marie. Nach Selle, in der fünften Ausgabe seiner Medicina clinica, soll es zwei Arten des Trippers geben, die eine von scrophulöser Schärfe, und die andere von wirklicher venerischer. Auch in der neuern Zeit fing man wieder allgemein an, an die venerische Natur des Trippers zu glauben, wie dieses die meisten Handbücher über diese Krankheit beweisen, und auch mehrere Aerzte, wie Fretau, Lisfranc, Terras, Reiche ꝛc., suchten die Identität des Tripper- und Schankergiftes als unbezweifelbar in Journalaufsätzen zu beweisen. Dagegen aber zeigte Matthey durch Untersuchungen, daß sich zwischen beiden Krankheiten ein Unterschied befinde; eben so Hernandez und Lafont-Gouzi. Auch hat Astley Cooper durch seine Impfversuche, Autenrieth und Ritter durch ihre Beobachtungen über die von der Lustseuche so verschiedenen Folgekrankheiten des Trippers (Trippersеuche) für die Balfour-Tode'sche Ansicht einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. — Uebrigens ist das Tripper-Contagium jetzt über die ganze bekannte Erde verbreitet, jedoch hat das Klima sowohl auf das Contagium selbst, so wie auf den Verlauf der Krankheit, Einfluß. In den wärmeren Zonen verläuft diese Krankheit sehr gutartig und schnell, wie z. B. in Griechenland, Italien, Spanien; etwas schlimmer ist diese Krankheit in nördlichen Ländern, wo die Entzündung oft einen bedenklichen Grad erreicht; noch hartnäckiger und zu Folgekrankheiten geneigt ist sie in feuchten Ge-

genden, wie z. B. in Holland; sehr bösartig soll sie, nach Desportes, auf St. Domingo seyn, wo sie leicht Scirrhus und Cachexie erzeugt, die sich mit erschöpfenden Diarrhoen oder Hydrops endigen. Selbst der durch unmäßigen Genuß des Bieres entstehende Schleimfluß der Harnröhre soll dort einen bösartigen Charakter annehmen, und schwer zu heilen seyn. Nach Dazille soll der Tripper in Westindien, z. B. auf Cayenne und Isle de France, viel gefährlicher und mit heftigeren Zufällen begleitet seyn, als bei uns. Ueberhaupt sollen atmosphärische und klimatische Einflüsse auf die Bösartigkeit dieser Krankheit mehr oder weniger Einfluß haben; auch wohl der Geschlechtsverkehr der Europäer mit Indianerinnen.

Was den Sitz des Trippers anbetrifft, so war man darin eben so im Dunkeln, wie über die Ansteckung, Qualität des Ausflusses, und Behandlung dieser Krankheit. Die älteste Meinung, daß der Tripper verdorbener Samen sey, brachte den Sitz dieser Krankheit auch auf die Samen absondernden und aufbewahrenden Organe, auf die Samengefäße (Hoden und Samenbläschen); später war die Prostata und die Cooper'schen Drüsen ihr Aufenthalt, und erst am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fand man ihren Sitz in der Harnröhre; denn bei Menschen, welche, während sie mit einem Tripper behaftet waren, starben, fand man nur Spuren der Entzündung in der Harnröhre und in den Schleimdrüsen derselben. Laurentius Terraneus, ein Italiener, war der Erste, welcher solches im Jahre 1709 bekannt machte. Einige Jahre später zeigte der Schotte William Cockburne, daß der Tripper eine Krankheit der Morgagnischen Schleimdrüsen sey, und seit dieser Zeit ist der Sitz dieser Krankheit daselbst allgemeiner angenommen. — Ueber den Sitz dieser Krankheit bei den Frauen, waren die Meinungen selbst berühmter

Aerzte noch in neuerer Zeit abweichend; denn man will dieselbe in der weiblichen Harnröhre finden, wodurch hier der Tripper vom weißen Flusse zu unterscheiden sey; allein schon Charleton bestimmte denselben 1685 in seiner Schrift: **de causis catameniorum etc.**, im vordern Theile der Mutterscheide. — Auch über die Eigenschaft des Ausflusses war man verschiedener Meinung, indem viele Aerzte den Ausfluß für verdorbenen Samen hielten, bis man dahin gelangte, den in der Harnröhre abgesonderten Schleim für den Beherberger des Ansteckungsstoffes zu halten. Schon Martineng stellte im Jahre 1730 in einer gerichtlichen medicinischen Untersuchung die Behauptung auf, daß der Ausfluß beim Tripper Schleim sey, und Einspritzungen die sicherste Kurmethode gewährten; allein er konnte seine Zeitgenossen von der Irrigkeit der bisher bestandenen Meinung nicht überzeugen. Besser gelang es dem Engländer Thomas Gataker, einem Schüler Hunters; denn er zeigte in seinen 1754 erschienenen „Observations on venereal complaints," daß der Gonorrhoe kein Geschwür zum Grunde liege, da oft Nasen, Augenlieder, Lungen eine dem Trippersschleime ganz ähnliche Materie aussondern; und da durch Hodenentzündung der Ausfluß oft schnell verschwinde, so erklärte er den Ausfluß nicht für Eiter, sondern für Schleim. Morgagni, der 1761 sein Werk: „de sedibus et causis Morborum etc." herausgab, vertheidiget durch seine Sections-Resultate diese Meinung, welche dann von Stoll, Foart Simon, Plenk, Desault ꝛc. angenommen und bald die allgemein gültige wurde. — Es müssen hier die verschiedenen Arten der Schleimflüsse aus den Geschlechtstheilen, die man mit dem Namen des Trippers sehr unpassend belegt, übergangen werden, indem hier nur von dem wahren Tripper (Gonorrhoea virulenta), als ansteckende Krankheit, die

Rede seyn kann. — Die Ursachen dieser ansteckenden Krankheit liegen freilich in dem Chemismus des Ansteckungsstoffes verborgen; indessen erfordert sie auch, wie jede andere Krankheit, eine Aufnahmsfähigkeit des besonderen Organismus, wenn sie sich in ihm entwickeln soll. Diese Prädisposition ist aber sehr allgemein verbreitet; denn es schützt kein Alter gegen die Ansteckung. Nach Stoll soll sie sogar bei Kindern vorkommen, und es sind Greise vorgekommen, die bis an ihr Ende daran litten. Auch Castraten oder Verschnittene haben durch Ansteckung diese Krankheit erhalten. Das Geschlecht soll aber, nach Eisenmann, in Hinsicht der Prädisposition zu dieser Krankheit einen kleinen Unterschied erzeugen; indem die Harnröhren-Schleimhaut bei Männern in der Regel eine solche Empfänglichkeit in einem hohen Grade besitzt, dagegen scheint die weibliche Scheide dazu weniger prädisponirt; so wie überhaupt zwischen der Empfindlichkeit der männlichen Harnröhre und der weiblichen Scheideschleimhaut eine große Differenz Statt findet. Aber auch unter Männern scheint, nach der Erfahrung, ein verschiedener Grad von Prädisposition für diese Krankheit zu bestehen, da bei mehreren Männern, die zu gleicher Zeit ein und dasselbe unreine Mädchen besuchten, häufig die Folgen sehr verschieden waren, indem Einige angesteckt wurden, Andere nicht, und es sich ermittelte, daß das Mädchen angesteckt war. Es soll sogar einzelne Individuen geben, auf welche die Ansteckung nicht einwirkt. So erzählt Benkoe (Ephem. meteorologico-medicae, ann. 1780—93, Vol. V.), daß er bei einem Menschen siebenmal Trippermaterie in die Harnröhre brachte, ohne daß diese Krankheit entstand; selbst die Vorkehrung, daß er, vor der Einbringung der Materie, die Harnröhre mit kaustischen Mitteln reizte, damit sie das Gift um so leichter aufnehme, führte nicht zum Zweck. Diejenigen

Männer, welche ein sehr reizbares Nervensystem besitzen, und von schwächlicher Constitution sind, sollen dieser Krankheit mehr unterworfen seyn. Auch sind diejenigen, welche diese Krankheit überstanden haben, weit empfänglicher für eine wiederkehrende Ansteckung dadurch gemacht, indem die Geschlechtstheile geschwächt worden. Ob übrigens die empfindbaren Frauenzimmer diesem Uebel weniger unterworfen sind, wie man vorgiebt, bedarf noch einer genaueren Untersuchung. Uebrigens kommen Tripper beim weiblichen Geschlechte viel seltener zur Behandlung vor, als beim männlichen. Martens hat unter beinahe dreihundert syphilitischen Kranken nur sieben tripperkranke Frauenzimmer beobachtet. Auch bei andern Aerzten und auf syphilitischen Stationen in den Krankenhäusern sind gleiche Beobachtungen gemacht worden, obgleich syphilitische Formen bei diesem Geschlechte nicht selten waren. Man glaubt, daß viele Frauenzimmer durch Scham zurückgehalten werden, sich dem Arzte zu vertrauen, besonders bei leichten Ansteckungen dieser Art, die durch Diät und fleißiges Waschen oder Baden der Geschlechtstheile oft ohne Arzt gehoben werden können. Auch soll ein tripperkrankes Mädchen wohl zehn und noch mehr Männer anstecken können, was aber nicht umgekehrt der Fall ist. Auch sind die vielen Aussonderungen von Schleim in der weiblichen Scham oder Scheide wohl geeignet, weniger zur Einsaugung der mitgetheilten Trippermaterie beizutragen, indem sie dadurch umhüllt und leicht wieder durch Urin oder beim Waschen oder Baden dieser Theile ausgesondert wird, ohne sich einzuziehen und anzustecken, aber diese Materie bleibt dennoch geeignet im Beischlafe den Mann anzustecken. — Die Gelegenheitsursache für diese Krankheit ist das Tripper-Contagium, das, wie jedes Contagium, ein belebter Körper ist. Harnröhre und Vaginalschleim sind der materielle Theil

desselben. Wenn man den Tripperschleim durch das Mikroskop betrachtet, so entdeckt man davon nichts anderes, als was man bei jedem andern, nicht contagiösen Schleime auch findet, nämlich die bekannten Schleimkügelchen. Die Farbe der Ansteckungsmaterie hat verschiedene Schattirungen, welche sich vom Weißen ins Grünlichweiße, Grüngelbe und Gelbe ziehen, dabei ist die Materie so consistent, wie eine dicke Milch, sie wird aber gegen die Zeit der Krise weit dicker, und zieht sich in Fäden. Der Geruch ist fade und, nach Tode, zwischen Eiter- und Bocksgeruch. Man hat angenommen, daß der Tripperschleim saurer Natur sey, und die blauen Pflanzenfarben roth färbe; allein, nach Eisenmann, ist er kalinischer Natur; er färbt das Curcumeypapier braunroth, und das Lackmuspapier apfelgrün; auch soll das Vermögen kalinisch zu reagiren kein Gesetz für seine Dauer erkennen; denn er fand es im kronischen Tripper eben so gut, als im akuten; nur im Nachtripper entdeckte er keine Spur mehr davon. Der genannte Schriftsteller glaubt daher, daß wenn er eine rothe Farbe hervorgebracht habe, so sey dieses wahrscheinlich durch ein Paar Tropfen Harn geschehen, die dem Tripperschleime beigemischt waren. Die Tripperseuche ist in der Intensität ihres Chemismus verschieden, und daher ist auch ihre Wirkung, die sie auf zartere Theile des Organismus in chemischer Hinsicht äußert, nicht immer dieselbe; denn oft wirkt sie nicht ätzend, und oft ist sie wieder sehr fressend, was der bei Frauen vorkommende, die Schenkel aufätzende, scharfe Ausfluß und der die Wangen wund machende bei der Ophthalmia gonorrhoica abgesonderte Schleim zur Genüge beweiset. Auch wirkt die Tripper-Ansteckung nicht immer mit gleicher Kraft, sondern modificirt sich nach den Organen und Temperamenten. Bei längerer Fortpflanzung unter einem Volksstamme soll sich diese Krankheit immer

mehr mit dem menschlichen Körper assimiliren und sehr mild werden; dagegen soll sie zur vollen Heftigkeit wieder aufgeregt werden können, wenn Menschen von verschiedenen Zonen sich dieselbe mittheilen, wie es zum Beispiele mit dem schwarzen Tripper der Russen der Fall sey, der keine Eigenthümlichkeit dieses Volkes, sondern nur durch den Geschlechtsverkehr mit südlichen Nationen erzeugt worden ist. Die Deutschen und Franzosen hätten daher an dieser heftigen Krankheit eben so viel Antheil, als die Russen. Wie lange die Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheit dauert, ist noch nicht ermittelt worden, da Versuche mit dem Ansteckungsstoffe schwerer anzustellen sind, als mit der Pockenlymphe. Nach Schönlein sollen die Stoffe, in denen das Contagium aufbewahrt wird, einigen Einfluß auf die Dauer desselben haben, und daher sollen auch die elektrischen Körper, wie Seide, Haare, Wolle, als schlechte Wärmeleiter, geeigneter seyn, den Ansteckungsstoff länger zu erhalten, als die nicht elektrischen Körper, z. B. Metalle, als Wärmeleiter. Säuren, besonders Mineralsäuren, und unter diesen vorzüglich das Chlor, ferner die kaustischen Kalien, sollen das Leben des Contagiums schnell zerstören; eben so ist auch ein hoher Grad von Wärme der längeren Existenz dieses Contagiums nicht günstig. — Das Trippergift äußert, allen Erfahrungen zu Folge, nur seine specifike Wirkung auf Menschen, nicht auf Thiere, und wo eine Ansteckung durch Impfung dieses Giftes bei Thieren erfolgte, so geschah dieses nur durch den Chemismus. Hunter hat Versuche dieserhalb gemacht, und Eiter von einem Tripper in die Mutterscheide von Hündinnen und Eselinnen ohne einigen Erfolg der Ansteckung gebracht; auch hat er denselben unter die Vorhaut der Hunde gesteckt, und keine schlimme Folgen davon beobachtet. Hunter machte Einschnitte, und brachte auf diese Weise das Gift unter

die Haut; allein es entstand bloß ein gemeines Geschwür ohne weitere Ansteckung; und die Versuche an Eseln gaben dasselbe Resultat. Die Versuche, die Attenhofer mit diesem Gifte bei einem Hunde gemacht hat, dem er es in die Harnröhre strich, gaben einen, wenige Tage dauernden trippерähnlichen Ausfluß, und nach diesem Schriftsteller soll der Eiter in eine Wunde gebracht, die Heilung derselben beschleunigen. — Wie schon oben, S. 371, angeführt worden, kennt man die Entstehung des Trippers nicht genau, daß er aber oft genuin entstehe, soll nicht in Zweifel zu ziehen seyn. Viele ältere Aerzte haben die monatliche Reinigung der Weiber als Entstehungsgrund in Verdacht gehabt, indem sie diese für höchst schädlich und giftig in Hinsicht der Wirkung auf den männlichen Körper, ja auch auf andere Körper, z. B. auf Thiere und Pflanzen, hielten; auch hat sich die Meinung von deren Schädlichkeit bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt. Auch die Polizey in Italien verwendet hierauf ihre Aufmerksamkeit, indem es in den Bordellen größerer Städte Gesetz ist, die Zimmer derjenigen Mädchen, welche ihre Reinigung haben, von außen zu bezeichnen oder zu verschließen, damit Niemand hineingehe. Daß übrigens der specifike Geruch dieses Blutes schon die seuchenartige Natur desselben anzeige, muß doch wohl in Zweifel gezogen werden, da es bei jungen gesunden, kräftigen, reinlichen und keuschen Mädchen fast gar keinen oder doch nur sehr wenigen Geruch hat, dagegen ist der Geruch desselben bei ausschweifenden und unreinlichen Frauenzimmern, und dann auch, wenn sie schon ein gewisses Alter erreicht haben, allerdings oft unangenehm, und läßt auf etwas Miasmatisches schließen. Indessen bedürfen diese Beobachtungen immer noch der unausgesetzten Forschungen von Seiten der Aerzte, Chemisten und Naturforscher, um hierin aufs Reine zu kommen, ob die

Ausscheidung des monatlichen Geblüts bei den Frauen wirklich etwas Ansteckendes besitze. Eisenmann sagt: „Wenn sich aber im weiblichen Genital, vielleicht selbst mit Beihülfe des Chemismus, ein solcher Ansteckungsstoff gebildet hat, so ist er noch keineswegs das vollendete Trippergift, sondern dieses Contagium vervollkommnet sich erst während seines Durchganges durch den männlichen Organismus; da es auch von andern Contagien bekannt ist, daß sie bei ihrer genuinen Entwickelung nicht so fürchterlich auftreten, als wenn sie durch Mittheilung sich zur höchsten Selbstständigkeit entwickelt haben. Diese genuin entstandenen Stoffe können daher nicht Contagien genannt werden; denn es sind eher Miasmen, indem sie sich noch gar nicht bestimmt aussprechen, und es bedarf der hierzu geeigneten Individualität des männlichen Organismus, um sie aufzunehmen und zum Tripper-Contagium zu entwickeln. Daher mag es zum Theil auch kommen, daß Mehrere, die dasselbe Mädchen besuchten, mit verschiedenem Glücke durchkamen; auch mag daher der öfter bemerkte Fall kommen, daß Ehemänner von ihren Frauen nicht angesteckt werden, während Andere, die mit ihnen Umgang haben — vielleicht wegen der größeren Zuneigung von Seiten des Weibes und der dadurch sehr erhöheten Vitalität im Genital — unreine Folgen bemerken." — Hierdurch ist aber immer noch nicht ermittelt, wie sich diese Krankheit bildet, obgleich es gewiß zu seyn scheint, daß sie sich zuerst in dem weiblichen Zeugungstheile entwickelt, und also in diesem ihren Ursprung hat, nicht aber in dem männlichen; denn diesem wird sie erst durch die Ansteckung während des Beischlafes mitgetheilt, und deshalb kann man auch mit Gewißheit annehmen, daß sie durch Unreinlichkeit in dem weiblichen Zeugungstheile entsteht. Ob nun die Menstruation dazu mit Veranlassung giebt, oder ob

gewisse Schärfen, die durch den männlichen Samen verschiedener Individuen im Beischlafe dem weiblichen Genital mitgetheilt werden, und eine üble Beschaffenheit in den weiblichen Zeugungstheilen annehmen, wenn hier keine gehörige Reinigung erfolgt, dazu beitragen, unterliegt genaueren Beobachtungen, die aber hierin schwer anzustellen seyn mögen, und daher wird man wohl sobald nicht auf den Grund der Erzeugung des Trippers kommen. — Die Verbreitung des Trippers geschieht nur durch den Beischlaf; wie aber der Ansteckungsstoff in die Harnröhre des männlichen Gliedes gelangt, darüber sind die Meinungen verschieden. Nach Cruikschank soll der Tripperschleim von der Oberfläche der Harnröhre aufgesaugt, und auf die Harnröhre wieder abgesetzt werden. Nach Nisbet soll während des Beischlafs ein Theil des auszuspritzenden Samens an der Harnröhre zurückbleiben, sich mit dem unreinen Schleime der weiblichen Scheide vermischen, und bei der Erschlaffung des Gliedes in die Harnröhre zurücktreten, welche Meinung aber für unrichtig gehalten wird, weil man Beweise hat, daß die Ansteckung schon vor der Samenergießung geschehen ist. Nach Weickard soll die Harnröhre durch die ihr eigene Contraction oder Zusammenziehung den im Beischlafe aufgenommenen Stoff bis zur Fossa navicularis oder kahnartigen Grube gleichsam zurückschieben, welche Meinung auch das für sich haben soll, daß die Harnröhre wirklich eine ähnliche, das Zurückbringen eingebrachter Substanzen möglich machende Contraction äußert. — Hunter, Closius und Ritter wollen, daß die Ansteckung an der Mündung der Harnröhre geschehe. Dann wird noch angeführt, daß die in dem Vaginalschleime bei Frauenzimmern eingehüllte Schärfe durch die Friktion beim Beischlafe frei gemacht werde und sich als Gas entwickele. In dieser Gasgestalt dringe nun das Gift in die Harnröhre

ein, und diese Meinung hat das Meiste für sich; denn sowohl durch die mechanische Reibung während des Beischlafs, als auch durch den sich entwickelnden Hitzegrad, sowie auch durch die beim Beischlafe gesteigerte Vitalität des Genitals, welche diese Hitze hervorbringt, löset sich das Miasma auf, wird liquider, und dringt in Gasgestalt in die Harnröhre, sowie überhaupt leichter in die geöffneten Poren ein. Auch Cruikschanks oben angeführte Meinung hat viel für sich; denn man gewahrt, daß auch das schnelle Aufsaugen des Trippergiftes, auch das schnelle Waschen nach dem Beischlafe, nämlich bei einem verdächtigen Frauenzimmer, überhaupt bei einem Freudenmädchen, nicht immer gegen Ansteckung sichert. Mehr soll es vor dem Beischlafe Citronensäure thun, wenn man damit das Glied bestreicht, besonders an der Eichel herum, weil durch die Säure im Beischlafe bei einem Freudenmädchen ꝛc. leicht die Ansteckung entdeckt wird, wenn sie nämlich bei dem Frauenzimmer schon zur Ausbildung gekommen ist, durch den Schmerz, den die Säure bei einer wunden Stelle erzeugt. — Was den Zeitraum zwischen der Ansteckung und dem Ausbruche des Trippers anbetrifft, so soll sich diese nicht mit Gewißheit bestimmen lassen; vor den ersten vier und zwanzig Stunden nach der Ansteckung sollen noch keine durch das Gift erzeugte Erscheinungen bemerkt worden seyn. Soviel soll übrigens gewiß seyn, daß die Qualität des Contagiums selbst, vorzüglich aber die Individualität und das Temperament des Angesteckten, auf die Zeit des Keimens einen großen Einfluß hat. — Bretschneider, welcher über den Zeitraum, der zwischen der Ansteckung und dem Ausbruche des Trippers verläuft, bei seinen Beobachtungen eine genaue Tabelle geführt hat, hat bei 195 Kranken folgende Zeitverhältnisse hinsichtlich des Ausbruchs der Krankheit gefunden:

Am 1sten Tage nach der Ansteckung erschien der Tripper bei	1	Individuum,
am 2ten bei	1	=
am 3ten bei	80	=
am 4ten bei	30	=
am 5ten bei	21	=
am 7ten bei	25	=
am 10ten bei	19	=
am 14ten bei	9	=
Nicht genau zu bestimmen war die Zeit bei	9	=
	195	Individuen.

Uebrigens will er ein unbezweifeltes Beispiel beobachtet haben, wo der Tripper erst fünf Wochen nach dem Beischlafe entstand. Duncan, und nach ihm Swediaur, erzählt, daß ein junger Mann, der mit anscheinend guter Gesundheit von London nach Ostindien abgereiset war, als er nach der Fahrt von vier Monaten sich dem heißen Klima näherte, ehe er noch den Fuß ans Land setzte, einen bedeutenden venerischen Tripper bekam. Da nun eine Ansteckung während der Reise unmöglich war, so muß solche doch vor der Abreise erfolgt seyn, also hat das Trippergift über vier Monate bis zur Entdeckung verborgen gelegen. Andere Aerzte wollen dieses aber nicht zugeben, und wenn sich eine solche Krankheit in dieser Zeit bemerkbar mache, so sey sie nur rheumatischer Natur, oder vielleicht durch die zu sehr gesalzenen Speisen auf Schiffen erzeugt, mit einer Prädisposition zu einem Ausflusse aus der Harnröhre. — Im Allgemeinen soll sich der Tripper zwischen dem 3ten und 7ten Tage nach der Ansteckung zeigen; krankhafte Ausflüsse aus der Harnröhre, die nach vierzehn Tagen eintreten, sollen ihr Daseyn von einer andern Ursache haben, oder der Kranke hat sich in Hinsicht der Zeit getäuscht.

Was nun die Zeichen der Ansteckung betrifft, so ist ein wesentliches Aufmerken darauf besonders nöthig, um gleich von einer Ansteckung überzeugt zu seyn. Wie schon oben, S. 382, angeführt worden, hat der Tripper bei Männern seinen Sitz in der Harnröhre, aber hier nicht bloß in der Schleimhaut, sondern auch in den Schleimhöhlen und in den Morgagnischen Drüsen derselben; bei den Frauen sitzt er in der Vaginalschleimhaut, besonders an ihrer hintern Wand, und in den Drüsen dieses Organs; er ergreift aber die Harnröhre häufig consensuell, was aus dem Harnbrennen hervorgeht. Wenn nun diese Theile von einer Ansteckung ergriffen worden, das heißt, wenn der ansteckende Stoff von der Frau dem Manne, oder umgekehrt, mitgetheilt worden, und die Wirkung auf den Organismus beginnt, so zeigt sich diese nicht selten durch eine fieberhafte Aufregung. Dieses ist ein sicheres Zeichen von der Auffaugung des Giftes, daß es sich in den Organen befinde und die Nerven und Gefäße anrege. Um hier nicht weitläuftig zu werden, da man den Tripper in drei Perioden theilt, nämlich in die der Evolution oder der Entwickelung, in die der Blüte, und in die der Involution oder Krise, und die zweite Periode wieder in drei Abtheilungen bringt, nämlich in den erethischen, synochalen und erisypelatosen Tripper (s. weiter unten, am Schlusse der verschiedenen Tripper), so sollen hier nur die Symptome oder Zeichen bei dieser Krankheit im Allgemeinen zusammengefaßt werden, ohne die Stadien im Einzelnen weiter durchzugehen. Die Zeichen der Ansteckung bei Männern und deren Verlauf sind: Kitzel in der Eichel, ohne unangenehmes Gefühl, und eine erhöhete Neigung zum Beischlafe, als erste Erscheinungen; häufige Erectionen und nächtliche Pollutionen, häufigeres Uriniren, als gewöhnlich. Nach dreien Tagen ändert sich das vorher nicht unangenehm

gewesene Gefühl in Schmerz, der besonders die Harnröhre und in dieser die kahnförmige Grube einnimmt; Brennen und Schmerzen beim Harnlassen, Spannung in der Harnröhre; die Lippen der Harnröhren-Mündung röthen sich, schwellen an, werden empfindlich, ja die Mündung selbst wird zuweilen mit einer Kruste oder Borke verschlossen; dabei sondert sich ein wässeriger, milchiger Schleim in der Eichel ab, der im Verlaufe der Krankheit dicker wird, und einen grünlichen Ton annimmt; auch zuweilen ins Gelbgrüne spielt, und besonders des Morgens häufiger fließt, zuweilen Geschwulst, angelaufene Leistendrüsen, im Samenstrange und in den Hoden eine Art Krampf. Im Verlaufe der Krankheit werden auch die Erectionen und Pollutionen schmerzhafter, die Nächte bringt der Kranke unruhig hin; durch die Anschwellung der Harnröhre entsteht eine Verengung derselben, die zu großen Urinbeschwerden und Krümmung des Gliedes Veranlassung giebt; zuweilen bildet sich hinter einer solchen Verengung ein kleiner Sack, welchen der darin vorhandene Harn immer mehr ausdehnt, zuweilen auch entzündet und in Eiterung setzt. Die Schmerzen ziehen sich zuweilen von dem Mittelfleische bis über die Oeffnung des Afters hinaus, auch an die Lenden hin. Wenn nun der Tripper zwischen drei und vier Tagen, auch wohl noch länger, nach der ersten Erscheinung desselben, wo er sich zwischen dem dritten und siebenten Tage entwickelt, den Culminationspunkt seines Verlaufs durchwandert hat, das heißt, die höchste Blüte seines Entzündungsprozesses; so fängt dieser allmählig an, sich zu mildern, die Geschwulst der Eichel, der Vorhaut, der Drüsen, läßt nach, die consensuellen Erscheinungen nehmen ab, oder verlieren sich, obgleich die Harnröhre noch nicht ganz schmerzfrei ist; auch geht der Urin noch nicht ohne Brennen ab. Der Ausfluß verliert aber den grünen Ton in seiner Farbe,

und seinen specifiken Geruch, wird dick, gallertartig, so daß er sich in Fäden ziehen läßt; er hört auf kalinisch zu reagiren; verändert, unter steter Abnahme der unangenehmen Empfindung, seine Quantität oder Menge, und bleibt zuletzt ganz aus. Bei diesem Abnahmeprozesse der Krankheit sind die Lippen der Harnröhren-Mündung, nach Louvier, besonders zu beobachten, indem sie als diagnostisches Zeichen von Werth sind; denn der Tripper ist so lange seiner Heilung nicht nahe, als diese Lippen noch angelaufen und geröthet sind. Dieses ist die letzte Periode der Krankheit, der Krise für den Organismus. Der kritische Ausfluß in dieser Periode darf, nach Eisenmann, nicht unterdrückt, sondern muß befördert werden; denn was der kritische Schweiß, Harn ꝛc. für das akute Fieber ist, das ist hier die Ausscheidung des immer dicker werdenden Schleimes für den Tripper; denn dieser Schleim verhält sich, abgesehen von seiner Contagiosität, zum Genital, wie der kritische Auswurf nach Pneumonien zur Lunge. Sind die kritischen Bemühungen zu schwach, oder werden sie gestört, so entstehen mannigfaltige Folgekrankheiten. Finden sich in der Reconvalescenz Diätfehler, besonders Erkältungen, so entsteht oft ein Rückfall des Trippers; denn man kennt mehrere Beispiele, daß Tripper-Reconvalescenten von neuem mit einem heftigen Harnröhrenflusse befallen wurden, welche bei einer kühlen Jahreszeit ihr Wasser auf der Straße ließen, und sich dadurch eine Erkältung zuzogen, wie dieses ja auch mit dem Schnupfen der Fall ist. — Bei dem Tripper der Weiber findet im Ganzen das vorher Gesagte eben so Statt, wie bei dem männlichen Tripper. Die dabei vorkommenden Modifikationen sind bedingt: 1) durch den Umstand, daß das Genital- und Harnsystem bei Frauen nicht so eng verbunden sind, als bei Männern, und 2) in dem Unterschiede, der in Hin-

ſicht des organiſchen Baues und der Empfindlichkeit zwiſchen der männlichen Urethra oder Harnröhre und der Vagina oder Scheide der Weiber Statt findet. Das einmal entwickelte Contagium iſt daſſelbe, der Verlauf ähnlich, nur die Metaſtaſen bieten einige Verſchiedenheit, theils wegen der Organe, die nur einem Geſchlechte zukommen, theils aus andern noch unbekannten Gründen. Die erſte Periode des Trippers bei Weibern zeigt ſich, wie bei Männern, durch Reitzung, Kitzel der Scheide, Anſchwellen der Lefzen und der Schleimhaut, und vermehrten Drang zum Beiſchlafe. Unter dieſen Umſtänden wird die Scheide heiß, erweitert ſich unten, wird empfindlich gegen Berührung, und ſondert eine ähnliche, eiterartige Materie ab, wie bei den Männern der Tripper in der erſten Periode. In der zweiten vermehrt ſich die Entzündung nach den verſchiedenen Charakteren des Trippers. Die Scheide wird in dieſem Zeitraume mehr oder weniger ſchmerzhaft, die Entzündung verbreitet ſich nicht ſelten auf das Osteum cutaneum Urethrae, welches ſich röthet, empfindlich und ſchmerzhaft wird, dadurch Harnbrennen verurſacht, welches in heftigen Fällen wegen der Kürze des Kanals oft gänzliche Hemmung des Urinabganges erzeugt; auch ſondert die Scheidenſchleimhaut, im Verhältniſſe zu ihrem Flächenraume, eine weit größere Menge des ſtarkriechenden weißgrünen Schleimes ab, als die Harnröhre der Männer, welcher, wenn auch nicht immer, doch öfters eine ätzende Eigenſchaft annimmt, Scheide, Schamlefzen, Schenkel, und bei ſeinem Abfluſſe in der Rückenlage ſelbſt das Ende des Maſtdarmes zerfrißt, wobei meiſtens Spannung und Schmerz in der Leiſtengegend erſcheint, auch wird das Mittelfleiſch häufig ſchmerzlich ergriffen, ſelten tritt die Harnblaſe in Mitleidenſchaft. Tritt die monatliche Reinigung in die-

ser Periode ein, die bei dieser Krankheit nicht ausbleibt, so vermehren sich sämmtliche synochale Erscheinungen. Fieber ist öfters zugegen, und nach dem Charakter der Krankheit verschieden. In der dritten Periode zeigt sich eben so, wie bei Männern, eine allmählige Abnahme sämmtlicher Symptome, ein Dicker-Seltenwerden des Ausflusses; allein zur vollkommenen Krise sind die Genitalorgane bei Frauen zu schwach, und der Organismus bedarf einer ärztlichen Hülfe; nur bei sehr kräftigen Frauen kann oft die Unterstützung von Seiten der Kunst unterbleiben. Der Tripper bei Frauen erreicht nie den Grad der Heftigkeit, wie bei Männern, dagegen ist aber auch der Verlauf desselben viel schleichender, als der des männlichen, und schon Boerhave sagt: daß der Frauentripper zwar weniger beschwerlich, aber desto langwieriger und hartnäckiger sey. — Die Dauer des Trippers läßt sich nicht genau bestimmen, da diese von dem Contagium, von der Individualität des Kranken, und von dem Klima abhängt; daher hängt auch die Annahme, daß sich derselbe, selbst überlassen, genau in einundzwanzig Tagen verlaufe, wohl nicht von dieser genauen Bestimmung der Zeit, sondern von jenen Verhältnissen ab. Im Durchschnitte währt diese Krankheit zwischen vierzehn und einundzwanzig Tagen, doch kann sie leicht durch ein zweckmäßiges Verfahren um mehrere Tage früher geheilt werden. Dauert sie länger, so gehört sie nicht mehr der akuten, sondern der kronischen Form an. In dieser Form bleibt immer noch ein fortbestehender mäßiger Reiz, und ein geringes Harnbrennen, bei welchem immer noch Tripperschleim abgesondert wird, statt bei der Ersteren der Tripper in eine vollkommene Genesung unter Abnahme aller schmerzhaften Gefühle ꝛc., übergeht. — Besondere Folgekrankheiten des Trippers entstehen noch: 1) Wenn der Harnröhrenfluß

durch innere oder äußere Ursachen unterdrückt wird. 2) Wenn ein Nachtripper entsteht. 3) Wenn sich ein gonorrhoisches Geschwür in der Harnröhre bildet. 4) Wenn örtliche Folgekrankheiten entweder das Genital oder den Geschlechtstheil als solches, oder einen Theil desselben befallen. Unter die erstere Gattung gehört das Schwinden der Hoden, geschwächte Energie im männlichen Zeugungstheile, öfters beobachtete Unfruchtbarkeit im weiblichen. Unter die zweite Gattung gehört: eine fortbestehende Aufregung der Genitalnerven, die chronische Chorde, und die bekannten Auswüchse, die außerhalb an der Eichel und Vorhaut, bei Frauen an den Schamlippen, in seltenen Fällen an der Urethra selbst ihren Sitz haben. 5) Verschiedene Formen der Tripperseuche, als Tripperflechten, Trippergeschwüre und Tripperskropheln. 6) In Zerstörung des Lebens durch Brand des Zeugungstheiles, hauptsächlich aber durch Brand der Blase oder andere böse Ausgänge der Entzündung dieses Organs.

Was nun die Behandlung des Trippers anbetrifft, so kann hier nur dasjenige über das Heilverfahren bei dieser Krankheit angeführt werden, was sich mehr auf die eigene oder Selbstkur bezieht, wenn diese bei dem gutartigen Erscheinen dieser Krankheit noch möglich ist, weil sonst ein Arzt zu Rathe gezogen werden muß, wie auch schon oben, S. 371, angeführt worden. Sobald sich Zeichen wahrnehmen lassen, daß man angesteckt worden, und man solches auch aus dem Umgange mit einem Frauenzimmer von nicht gutem Rufe, welchen man vorher gehabt, vermuthen muß, so richte man sogleich seine Lebensweise darnach ein. Man muß sehr diät leben, kein Fleisch und keine Fleischsuppen essen, auch keine Eyerspeisen, weder Bier, noch Branntwein, oder Wein, überhaupt keine erhitzenden Getränke trinken, sondern nur dünne schleimige Kost genießen, und viel Milch,

Hafergrütze oder Gerstenschleim trinken, welche letztern Schleimarten mit Zucker versüßt werden können. In Frankreich trinkt man bei dieser Krankheit ziemlich allgemein kalten Leinsamenthee, ohne, oder mit einem Zusatze von Mandelsyrub; auch wissen daselbst, besonders in Paris, die Layen von allen Ständen mit der Behandlung dieser Krankheit sehr gut Bescheid; sie brauchen Tisane mit etwas Salpeter, und bei ihrem einfachen Verlaufe kommt sie daher selten zur Kenntniß des Arztes. Man kann auch in dieser Krankheit Mandelmilch, Zuckerwasser, Milch und Wasser, Gerstenschleim, Eybischthee und Orgeade trinken. Auch die trinkbaren Schwefelwasser, wie z. B. das Nenndorfer, lindern das Harnbrennen. Man kann auch Milch in die Harnröhre spritzen, auch Molken mit Veilchensyrub oder Gerstenwasser mit Honig. Man bedient sich zur Einspritzung besonderer kleiner Trippersprützen von Elfenbein. Vogel bediente sich dazu eines kleinen runden Beutels von elastischem Harze, woran eine feine elfenbeinerne Röhre befestigt ist. Vermittelst dieses Instruments soll sich die Milch oder jeder andere Liquor bequem und ohne Hinderniß, ohne Gefahr einer Verletzung, sanft in die Harnröhre bringen lassen. Da aber hierbei oft Mißbrauch entsteht, so haben mehrere Aerzte diese Methode verworfen, und wollen dafür Klystiere in der Entzündungsperiode von bloßem lauem Wasser oder Seifenwasser empfehlen, welche weit nützlicher seyn, und wesentlich zur Minderung der entzündlichen Reizung beitragen sollen. — Zum Einspritzen bedient man sich auch des Althee- oder Salapdekocts oder auch eines Leinsamenaufgusses, der mit Opium gehörig abgerieben und durchgeseihet worden. Man nimmt 1 bis 2 Skrupel Opium auf 4 bis 6 Unzen Flüssigkeit. Die Einspritzungen müssen alle zwei Stunden wiederholt werden. Auch kann man, ist der größte Schmerz et-

was besänftiget worden, oder ist die Entzündung schon etwas älter, einen bis zwei Tropfen Bleyextrakt unter die einzuspritzende Feuchtigkeit mischen. Auch Einspritzungen von verdünntem Chlor werden empfohlen. Man gießt ungefähr einen Theil Chlor zu sechs Theilen lauwarmen Wassers, welche Mischung bei jedem Gebrauche neu bereitet werden muß, weil sich das Chlor leicht verflüchtiget Diese Säure wird daher in einem gut verkorkten Glase aufbewahrt, wobei man das Glas in einen mit kaltem Wasser angefüllten Topf stellt. Man kann das Chlor zum Einspritzen auch mit einem schleimigen Dekoct verbinden. Auch das sogenannte blaue Wasser wird von einigen Aerzten zur Einspritzung empfohlen. Siedendes Wasser wird nämlich in einem großen Kessel mit birkenen Ruthen gepeitscht, daß es nicht zum Aufbrausen kommt, bis es eine blaue Farbe erhält. Bei der Einspritzung hebt man das männliche Glied mit der linken Hand in die Höhe, und faßt die gefüllte Spritze mit der rechten Hand so, daß man den untern Theil derselben so nah, als möglich, an die Mündung mit dem Daumen und Mittelfinger hält, und den Zeigefinger auf den Stempel der Spritze setzt, mit welchem man denselben niederdrückt. Diese Art des Haltens der Spritze zum Einspritzen der Flüssigkeit in die Harnröhre soll die geeignetste seyn, um sich nicht wehe zu thun. Sobald die Spritze in die Harnröhre entladen ist, so hält man die Mündung der Harnröhre mit den Fingern zu, senkt das Glied, damit die Flüssigkeit die schiffförmige Grube einige Zeit bespüle, und läßt dann das Eingespritzte wieder auslaufen. Dieses Verfahren soll man auch einige Male hintereinander wiederholen können. Da aber oft die Empfindlichkeit der entzündeten Harnröhre so groß ist, daß sie auch die sanftesten Einspritzungen nicht leidet, so muß davon abgestanden werden, wie schon vorher

bemerkt worden; man muß sich dann bloß mit den übrigen äußeren Mitteln behelfen. Der Erectismus wird im Allgemeinen durch laue Bäder oder örtliche Milchbäder gemildert; eben so durch das Baden des Gliedes in warmem Baum- oder Mohnöl. Der Kranke füllt nämlich ein langes irdenes Gefäß mit Baum- oder Mohnöl an, läßt es gelinde erwärmen, und bähet damit das Glied so oft und lange, als es ihm die Zeit erlaubt. Es sollen sich dadurch die Schmerzen und krampfhaften Zufälle zusehends vermindern. Auch das Einhüllen des kranken Gliedes in weiche Leinwand, die an der Stelle, wo sie die Mündung der Harnröhre berührt, mit Oel angefeuchtet, oder auch ganz in Oliven- oder Mohnöl getaucht worden, lindert das Harnbrennen. Auch Umschläge aus Leinsamen, Schierling, Bilsenkraut, Opium ꝛc. (die Letzteren kommen bei der ärztlichen Behandlung vor), so auch Blutausleerungen, wo es nöthig erscheint, um den Entzündungsstoff zu vermindern. Auch leisten in der ersten Periode des Trippers kalte örtliche Bäder, anhaltend und fleißig angewendet, oft die schnellste Hülfe. Man hüte sich ferner vor Verkältung, lasse bei kaltem Wetter den Urin nicht auf der Straße oder sonst an kalten Orten, weil dadurch der Krankheitsverlauf entweder in seiner Heftigkeit gesteigert oder von der Harnröhre ganz verdrängt wird. Auch muß sich der Kranke eines Suspensoriums bedienen, damit die Hoden nicht so leicht in Mitleidenschaft gezogen werden; denn Penny *) hat die Beobachtung gemacht, daß unter acht Tripperkranken Bergschotten fünf Hodengeschwülste bekamen, und schreibt diese Erscheinung dem Mangel an Beinkleidern zu, welche bei den übrigen Europäern zum Theil den Tragbeutel ersetzen. — In der letzten Periode, wenn der Tripper

*) A Treatise on the venereal Discase. Lond., 1782.

abzunehmen anfängt, der Schmerz sich verliert, und das Harnbrennen geringer wird, so bleibt es eine Aufgabe des Arztes, wenn dieser nämlich einzuschreiten genöthigt worden, die schädlichen Einflüsse abzuhalten, und die Krise zu unterstützen: Salmiak, Senegawurzel, Gummi ammoniacum, Terpentin, Copaivbalsam, Peruvianischen und Canadaischen Balsam, Cubeben, schwarzer Pfeffer und das Ferrum ammoniacale bilden eine Reihefolge von Mitteln, welche hier angewendet werden können, die aber in Hinsicht der Quantität und der Wahl unter diesen Mitteln hinsichtlich ihrer Intensität, mit der noch vorhandenen Reizbarkeit im umgekehrten Verhältnisse stehen. Auch kann man hier noch jene Narcotica zusetzen, welche die Reizbarkeit am Genitalsysteme beschränken, z. B. Extractum cicutae, Lactucarium, auch Kampher ꝛc. Eisenmann fand hier den Salmiak als ein vorzügliches Mittel. Er gab denselben zu einer Drachme mit einem schleimigen Dekoct von 5 bis 6 Unzen mit oder ohne Narcoticis, und ließ dann alle Stunden einen Eßlöffel voll nehmen. Naht der Tripper bei dieser Behandlung seinem Ende, ist das Harnbrennen beinahe verschwunden, dann gab er den Copaivbalsam in folgender Mischung:

℞ Balsam. copaivae ℥ß
Ol. Menthae pip. gtt. jv.
— cariophyl. gtt. j.
Tincturae opii Spl. ℥jj
D. S. des Tages dreimal 30 Tropfen auf Zucker zu nehmen.

Diese Mischung mit dem Balsam ist darum hier angeführt worden, weil derselbe, für sich gegeben, sehr nachtheilig auf die Verdauung wirkt, und häufige Durchfälle macht. — Bei weniger Reizbarkeit und größerer Unthätigkeit der Natur, welche sich besonders durch einen mehr dünnflüssigen Ausfluß zu erkennen

giebt, soll man mit den Mitteln hinsichtlich ihrer Quantität steigen, oder es werden folgende Substanzen gewählt:

℞ Ferr. amoniac gr. v.
℥ Gummi ammoniac. gr. jjj.
— rad. polyg. Seneg. gr. v.
— succi rad. liquir. ℈j.
M. fiat pulvis D. tales Dos. XII.
S. Alle 3 — 4 Stunden ein Pulver zu nehmen.

Auch die Cubeben zu einer halben bis ganzen Drachme pro Dosi dreimal des Tages genommen, sollen hier von guter Wirkung seyn. Doch zieht Eisenmann den Balsam den Cubeben vor. Was das Verhalten des Kranken in diesem letzten Stadium anbetrifft, so muß derselbe Acht auf den Temperaturwechsel haben, weil die Krisen durch kaltes und feuchtes Wetter leicht unterdrückt oder verzögert werden, auch zuweilen heftige Recidive entstehen; denn mancher Tripper geht trotz aller Aufmerksamkeit des Arztes in den kronischen Verlauf über, weil der Kranke durch sein Verhalten alle Bemühungen des Arztes vereitelt. Die Diät kann in diesem Zeitraume etwas nahrhafter seyn; alle geistigen Getränke sind aber noch zu vermeiden, so auch die ermüdenden Anstrengungen, besonders auch Gemüthsbewegungen. — Gegen den Nachtripper, den Schleimfluß aus der Harnröhre, der, nach gehobener Entzündung, oft mehrere Monate lang schmerzhaft fortdauert, wird starker Wachholderbeerthee zu trinken empfohlen. Auch Wachholderbeermus, zwei Eßlöffel voll auf eine Bouteille Wasser, theilt dem Urine die Eigenschaft mit, den brennenden Schmerz zu mildern. Cubeben in Pulver, dreimal des Tages zu einem halben Eßlöffel voll genommen, macht oft, daß der Ausfluß schon nach

drei bis vier Tagen vergeht; auch soll der Harn davon den Geruch annehmen, das heißt, den Geruch der Cubeben. Einige Purganzen aus Magnesia und Rhabarber leisten zur Heilung des Nachtrippers oft mehr, als alle balsamischen Mittel. Die zurückgebliebenen dumpfen Schmerzen in der ganzen hypogastrischen Gegend, am Damm und andern Theilen, werden durch Dampfbäder sehr vermindert, welche man am leichtesten bereitet, indem man ein Gefäß mit kochendem Wasser und Kamillenblumen in den Nachtstuhl stellen läßt, worauf sich der Patient, als wenn er zu Stuhle gehen wollte, setzt, und diese warmen Dämpfe an das Mittelfleisch ziehen läßt. Diese Dampfbäder müssen oft wiederholt werden. Zur Abkürzung eines sehr langwierigen Schleimflusses, empfiehlt man in England das Reiten, kalte Flußbäder, und örtliche kalte Bäder. Besonders das fleißige Waschen des Mittelfleisches und Hodensackes, indem man sich über ein Becken mit kaltem Wasser hockt, und so das kalte Wasser mit der hohlen Hand an das Mittelfleisch und die übrigen Theile spült. — Nach Heyfelder soll der Copaivbalsam allein, oder mit bittern Tropfen, zu 12 bis 15 derselben gemischt, gleich beim Anfange des Trippers gebraucht, dieses Uebel sehr abkürzen, und die heftigen Schmerzen lindern. Dann thut ein Glas Wein, neben nahrhafter Fleischkost und Bewegung in der freien Luft bei trockenem, heiterm Wetter, zur Abkürzung des Nachtrippers gute Dienste. Man versäume übrigens in dieser Krankheit nicht, den Leib offen zu erhalten, aber nicht mit Salzen, sondern mit erweichenden Klystieren, Calomel, Magnesia ꝛc.; dann muß Alles innerlich und äußerlich vermieden werden, was das Glied drückt, zu sehr erwärmt, reizt, erhitzt, und Erectionen veranlaßt; deshalb sind zu

warme Bedeckungen, auch alle eigentlich sogenannten Diuretica und Salpeter, gährende Getränke ꝛc. hier nachtheilig. — Diese Behandlungsart des Trippers gehört eigentlich für die Männer, da aber die Behandlungsart des Weiber- oder Frauentrippers in vielen Stücken mit jener übereinkommt, so kann auch das oben angegebene Verfahren mit Berücksichtigung der weiblichen Natur hier Anwendung finden. Auch hier ist Reinigung der Genitalien nach dem Beischlafe zu empfehlen, besonders Einspritzungen mit verdünnter übersaurer Salzsäure. Der erste Zeitraum verläuft bei Weibern fast eben so, wie bei Männern, ohne ärztliche Hülfe, auch bleibt hier, die Einspritzung mit Chlor vielleicht ausgenommen, nichts zu thun übrig. In der zweiten Periode ist das Heilverfahren sehr analog mit dem beim männlichen Tripper, lauwarme Waschungen und Bäder, warme Dämpfe von Emollientiis und Narcoticis, die mittelst eines Schwammes angebracht werden können; Einspritzungen von Eibischdekoct oder lauem Wasser mit Chlor ꝛc. Innerlich die Salzsäure mit einem schleimigen Dekoct, dabei schleimige ölige Getränke, Mandelmilch, Hanfsamendekoct; auch kann man bei Frauen Salpeter geben, und bei großer Entzündung Blutegel ins Mittelfleisch setzen. Man sorge ferner für Offenhaltung des Unterleibes durch die oben angeführten Mittel; auch ist hier Reinlichkeit ein vorzügliches Bedürfniß, damit der Tripperschleim nicht ätzend auf die übrigen Theile einwirke; denn es ist häufig der Fall, daß der abfließende Schleim Mittelfleisch und Schenkel aufätzt, und zuweilen Geschwüre erzeugt, die mit syphilitischen verwechselt werden. Zum Theil schützen gegen ein solches Aufätzen die Einspritzungen mit Chlor, weil dadurch der Schleim neutralisirt wird. Man kann aber auch die Schenkel und andere nahe

gelegenen Theile gegen solche Verletzungen durch eine von Swediaur empfohlene Salbe verwahren, die aus einer Unze Hammelfett und zwei Unzen eines süßen Oels besteht, welche eingerieben wird. Das Verhalten bei der Kur ist Ruhe und Aufenthalt im Bette, damit der Temperaturwechsel darauf keinen Einfluß hat, welcher hier schadet. In der dritten Periode wird hier ein eingreifenderes Verfahren, wie bei den Männern, nöthig, damit sich hier kein chronischer Tripper einschleiche; daher gebe man sogleich, wenn die Schmerzen sich verlieren, und der Ausfluß dicker wird, das Gummi Ammoniac. mit Rad. polygal. Senega und Ferrum ammoniacale; auch die oben angegebene Form des Copaivbalsams, mit Pfeffermünzöl, Gewürznelkenöl und Opium, leisten gute Dienste. Nach Eisenmann soll der Eisensalmiak, mit andern passenden Mitteln verbunden, hier noch besser wirken. Man kann auch Einspritzungen von Salmiak und Eibischdekoct machen lassen. Auch in dieser Periode ist Reinlichkeit sehr zu empfehlen. Der Nachtripper ist bei Frauen noch schwieriger zu behandeln, als bei Männern, besonders sind hier diejenigen Arzneyen zu empfehlen, welche erregend auf das weibliche Genital wirken: Ferrum ammoniacale, Zimmet, Gummi ammoniacum, Galbanum, Olibanum, Myrrhen, dabei Einspritzungen von Zincum Sulphur. ꝛc.; vorzüglich aber sind die eisenhaltigen Mineralquellen, und die damit verbundenen Douchen heilsam. In Hinsicht der Diät ist dasjenige zu empfehlen, was oben bei dem Tripper der Männer, S. 398, angeführt worden. — Außer dem wahren Tripper bei Männern und Frauen, und dem Nachtripper, die oben abgehandelt worden, kommen noch mehrere Arten dieser Krankheit vor, die aber alle von dem wahren Tripper resultiren;

denn es ist bloß eine unmittelbare Uebertragung des Trippersch leimes auf andere Organe, und eine Sichausbildung einer tripperähnlichen Krankheit, und daher hat man einen Eichel=, Augen=, Nasen=, Ohren=, Lungen=, Mastdarm= ꝛc. Tripper. Wird nämlich absichtlich (um Versuche zu machen, oder aus andern Ursachen von Kranken selbst) oder durch Unvorsichtigkeit, von der aus der Harnröhre ausfließenden Trippermaterie, etwas an das Auge, an die Nase, an den Mastdarm ꝛc. des schon am Tripper leidenden Kranken gebracht, so entsteht eine Entzündung dieser Schleimhäute mit darauf erfolgender Absonderung eines Schleimes, den man nicht vom Trippersch leime zu unterscheiden vermag. Man hat, nach Eisenmann, die Beobachtung gemacht, daß durch ganz gewöhnliche Reize erzeugte Augenkrankheiten bei Tripperkranken zuweilen den tripperhaften Charakter annehmen; ein Zeichen, daß die Neigung, Trippergift abzusondern, im ganzen Körper verbreitet ist, und daß es nur eines stark genug eingreifenden Reizes bedarf, um die Absonderung auch in andern Schleimhäuten, als der der Harnröhre, wirklich hervorzurufen, welche Zufälle, die durch unmittelbare Uebertragung des Trippergiftes entstanden sind, aber nicht mit Metastasen des Trippers verwechselt werden dürfen, die unter ganz ähnlichen Erscheinungen Augen und Nase ꝛc. befallen, sich aber durch ihr Verhältniß zum Verlaufe des Trippers auf der Harnröhren=, oder Scheiden=Schleimhaut, und durch ihre größere Heftigkeit deutlich unterscheiden. Diese übertragenen Tripper haben eine ähnliche Bedeutung und einen ähnlichen Verlauf wie der Tripper der Harnröhre oder der Scheide. Auch die Behandlung ist bei diesen Formen, nur bei den Augen ausgenommen, im Ganzen dieselbe. Hier kann darüber weiter nichts gesagt werden. Die oben, S. 393, erwähnten Tripper=

arten, sind nur gesteigerte Grade des wahren Trippers. So ist der erethische Tripper der unterste Grad, also der gelindeste Verlauf des wahren Trippers; es ist die Grundform, die ohne ärztliche Hülfe, bei einem gehörigen Verhalten, gehöriger Diät, dünnen schleimigen Getränken, wie oben angeführt worden, verläuft. Nimmt diese Art einen mehr entzündlichen Charakter an, so tritt der synochale Tripper ein, bei dem schon der Arzt nöthig ist, da seine Behandlung weit complicirter ist, auch blutausleerende Mittel gebraucht werden müssen, auch warme Dämpfe von erweichenden und narkotischen Kräutern durch einen Nachtstuhl an die Geschlechtstheile geleitet ꝛc. Bei dieser Form des Trippers kommen die meisten und heftigsten sekundären Erscheinungen, als Phimosis, Paraphimosis, Chorda, Anschwellung der Leistendrüsen und der Hoden, Harnverhaltung ꝛc. vor. Der erisypelatose Tripper offenbart sich durch den Rothlauf; er hat eine rothläufige Complikation, die erst bei der Behandlung beseitigt werden muß; denn ist diese entfernt, so hat man es nur mit dem gemeinen Tripper zu thun. — Der Lungentripper kann nur durch einen unterdrückten Tripper entstehen, der sich auf die Lungen wirft; nämlich durch eine mittelst Einspritzungen von Goulard'schem Wasser bewirkte Unterdrückung kann oft eine Entzündung der Lungen entstehen, wie solches Forcade (Annales de la société de médecine pratique de Montpellier, 1806, Bd. 7, Februar) beobachtet hat. Diese Entzündung wich nicht der antiphlogistischen Methode; allein auf Einspritzungen von einer Auflösung des flüchtigen Laugensalzes in die Harnröhre, wodurch der Tripper wieder hergestellt wurde, verschwand sie in acht Tagen. Also auch durch jede andere Unterdrükkung oder Stopfung dieses ansteckenden Schleimflusses. Die Dauer des Lungentrippers richtet sich nach

der Behandlung, da er ohne Einschreiten der Kunst, also des Arztes, einen kronischen Verlauf annimmt, und mit der Phthysis verwechselt werden kann. — Der schwarze Tripper soll schon, nach Eisenmann, im siebzehnten Jahrhunderte vorgekommen seyn; denn Valentin Andreas Moellenbrock sagt schon 1688 vom Tripper: Materia colorem ostendit interdum nigricantem. Von dieser Zeit an hörte man nichts mehr von demselben bis auf Tode, der nur beiläufig denselben erwähnt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1798) ließ ein praktischer Arzt in Hannover in die medizinische Nationalzeitung für Deutschland (Jahrgang 1, S. 29) eine Anfrage an Hamburgs Aerzte, den schwarzen Tripper betreffend, einrücken, der nach Aussage eines Layen in Hamburg häufig vorkommen sollte; allein die Angabe war falsch; denn die Hamburger Aerzte wollten keinen schwarzen Tripper beobachtet haben. Im Jahre 1807 kommt diese Krankheit wieder in Hufelands Journal, Bd. 26, St. 4, S. 79, vor. Der Professor Hecker theilt nämlich darin mit: „Unter die pathologischen Seltenheiten, die wir während des letzten Jahres hier gesehen haben, gehört denn auch der sogenannte schwarze Tripper, von welchem man vor mehreren Jahren allerlei seltsame Sagen verbreitete. Auch hier erzählte man sich, wie das Uebel, das in der Farbe der Unschuld schon schlimm genug ist, nun gar in der Livrée des Teufels erscheine. Was an der Sache, die ich sehr genau untersucht habe, wahr ist, ist Folgendes: Entweder nimmt der gelbgrüne Ausfluß, wenn er sich mehrere Tage lang in der schmutzigen Wäsche sammelt und trocknet, wirklich eine schwärzliche Farbe an, besonders wenn ihm etwas Blut beigemischt war, oder die kranken Theile entzünden sich von einem zu oft wiederholten brutalen Beischlafe bis zu dem Grade, daß sie dunkelroth bley-

farbig aussehen, und daß wirklich eine braun-schwärzliche Jauche ausfließt. Wenn junge, der Ausschweifung überhaupt, oder doch der höhern Grade noch ungewohnte Mädchen, vom Abende bis zum Morgen einem wilden Haufen zur Befriedigung des brutalen Geschlechtstriebes dienen, dann bekommen sie unfehlbar, selbst ohne alle venerische Ansteckung, einen solchen schwarzen Tripper. Bei Mannspersonen kann dieser Fall nur bei der heftigsten Entzündung der Eichel und der Vorhaut eintreten; ein Ausfluß von dunkler Farbe ist daher eben nicht selten bei einer vernachlässigten Phimosis oder Paraphimosis." — Seit dem genannten Jahre 1807 kam der schwarze Tripper wieder in Vergessenheit, bis man ihn im Jahre 1813 bis 1814 wieder gesehen haben wollte, wo er aus Rußland gekommen, und der Armee bis Paris über Berlin gefolgt seyn soll; indessen ist darüber nichts Bestimmtes bekannt geworden, und daher soll dasjenige, was Hecker oben darüber mittheilt, wohl das Gewissere über diese Erscheinung seyn. Mit Rußland oder dem Russischen Klima hat aber dieser Tripper nichts gemein; denn er kann überall vorkommen, besonders in Kriegeszeiten, wo sich große Armeen in Ländern aufhalten, und die Soldaten mancherlei ausschweifungen begehen, besonders dem Geschlechtsgenusse übermäßig opfern. — Der kronische Tripper. Er entsteht, wenn der akute Tripper die zu seiner Entscheidung nöthigen örtlichen Krisen nicht durchführen kann, wenn der ausfließende Schleim nicht sehr dick und consistent wird, und unter Ausbleiben der übrigen Trippersymptome allmählig ganz verschwindet, so geht die akute Form des Trippers in eine kronische über. Es ist also ein Stehenbleiben des Tripperprozesses im dritten Stadium seines akuten Verlaufes. Der Ausfluß verhält sich bei dieser Form sehr verschieden, und giebt daher kein diagnostisches Zei-

chen; denn bald behält er eine grünliche Farbe, bald ist er gelb oder weiß. Eben so verhält es sich mit der Consistenz und der Quantität, welche Letztere oft so unbedeutend ist, daß der Kranke nur des Morgens die Spuren dieser abnormen Secretion noch findet. Anders dagegen verhält es sich mit den übrigen Erscheinungen, die sich gewöhnlich beim Tripper finden, welche aber mit geringer Intensität bei dieser kronischen Form fortwähren. Der Kranke fühlt, besonders beim Urinlassen, an einer oder mehreren Stellen der Harnröhre ein Brennen, ähnlich dem, welches im akuten Verlaufe die Urinaussonderung schmerzlich macht. Zuweilen stellen sich auch des Nachts Erectionen ein, welche die Kranken diesem Leiden zuschreiben. Diese Symptome sind sich aber nicht zu jeder Zeit an Intensität gleich; denn öfters bewirken äußere Einflüsse eine größere Aufregung des leidenden Theils, dagegen tritt wieder bei Ruhe und zweckmäßiger Diät eine bedeutende Verminderung des Uebels ein. Junge Leute werden seltener mit diesem kronischen Tripper befallen, mehr ältere; besonders aber diejenigen, welche an Cachexie jeder Art und an Scropheln leiden; dann auch Personen, die schon öfter am Tripper gelitten haben, und deren Geschlechtstheile geschwächt sind. Die Gelegenheits-Ursachen sind eine zu weit ausgedehnte Antiphlogose während des entzündlichen Stadiums, und von Seiten des Kranken ein unzweckmäßiges Verhalten zur Zeit der Krisen, wodurch die Bemühungen der Natur zur Heilung der Krankheit wohl nicht ganz unterdrückt, aber doch gestört werden. Besonders gehört hierher die Verkältung der Geschlechtstheile, vorzüglich bei Frauenzimmern, bei denen sich diese Krankheit leicht in die Länge zieht. Wenn nun diese Krankheit auch nicht lebensgefährlich ist, so ist sie doch oft sehr hartnäckig, und schwächt die Kräfte des Kranken noch mehr, besonders bei langer Dauer.

Diese Letztere läßt sich nicht bestimmen, da sie, wenn auch die Krankheit der Natur überlassen bleibt, sehr verschieden ist, und von dem Verhalten des Kranken und von seiner Constitution abhängt. Man hat Fälle, wo diese Krankheit über ein Jahr, ja einige, wo sie sechs bis sieben Jahre gedauert hat. — Die Behandlung ist fast dieselbe, die oben, bei dem wahren Tripper, angeführt worden. Eine geregelte Diät, leichte nährende Speisen, nicht erhitzende Getränke, und als Arzneymittel: Nux vomica in Pulver mit Salmiak, später mit Gummi ammoniaci. Bei Männern kann man zum Copaivbalsam, Terpentin, Cubeben und schwarzen Pfeffer in hartnäckigen Fällen seine Zuflucht nehmen. Bei Weibern, wo das Genital nicht mit dem Harnsysteme in so inniger Verbindung steht, nützen die Balsame weniger. Hier kann gegeben werden: Nux vomica mit Ferrum ammon., und Gummi olibanum, Gummi galbanum, Myrrhae ꝛc.; auch soll hier zuweilen das Extractum taxus baccatae am rechten Orte seyn. Eisenmann hat auf diese Art viele kronische Tripper, die schon mehrere Monate gedauert hatten, in kurzer Zeit, im Durchschnitt in nicht ganz vierzehn Tagen, gründlich geheilt. Die übrigen Tripperarten, wie der Hämorrhoidal-, consensuelle, arthritische, scrophulöse, leprose, kritische, catarrhalische ꝛc. Tripper, müssen hier übergangen werden.

Ueber diese Krankheit sehe man an Schriften, außer den schon oben angeführten, nach:

Albr. Conr. Horn, Diss. de gonorrhoea maligna. Halae, 1759.

Raynal, Méthode resolutive de guérir la vérole et les gonorrhées virulentes etc. Paris, 1763.

De Lafont, Exposé méthodique ou essai sur le gonorrhées virulentes. Paris, 1766.

F. Balfour, Diss. de gonorrhoea virulcant. Edinb., 1767.
William Ellis, an essay on the cure of venereal gonorrhoea. Lond., 1771.
William Rowley, an Essay on the cure of the gonorrhoea etc. Lond., 1771.
John Warren, nouvelle Méthode, également prompte et facile pour guérir la Gonorrhoe virulente et pour s'en garantir. Amsterdam, 1771. Auch Engliſch. 1771.
Thom. Bayford, The effects of injections into the urethra etc. Lond., 1773.
Joh. Clemens Tode, vom Tripper in Anſehung ſeiner Natur und Geſchichte. Kopenhagen, 1774. — Deſſen nöthige Erinnerungen für Aerzte, die den Tripper heilen wollen. Kopenhagen, 1777. — Deſſen erleichterte Kenntniß und Heilung des Trippers. 1790. Dritte Ausgabe.
Vom Einſpritzen, als ein Mittel zur Verkürzung der Cur des Trippers. In Abhandlungen und Beobachtungen aus der Arzneygelahrtheit, von einer Geſellſchaft von Aerzten in Hamburg. Hamburg, 1776.
John Andree, an essay on the theory and cure of the venereal Gonorrhoea etc. Lond., 1777. Ins Teutſche überſetzt. Leipzig, 1781.
Cookburn, the symptome, nature, cause of a gonorrhoea and the diseases, which happen in consequence of that disordre. Lond., 1774.
Joh. Chriſt. Ehrmann, Beiträge zur Aufklärung des Trippers. Frankfurt, 1780. — Deſſen Unterſuchung der Frage: Ob der Tripper eine Krankheit eigener Art, oder ein veneriſcher Zufall ſey? Frankfurt, 1808.
Samuel Foart Simmons, Observations on the cure of Gonorrhoea, and some other effects of the venereal virus. Lond., 1730. Deutſch. Schweinfurt, 1785.
Guerin, Traité sur les gonorrhées. Paris, 1780.
Ueber die Behandlung der Gonorrhoe, und über die

Ursachen eines Theils ihrer Folgen. Augsburg, 1781.

Ch. Armstrong, an Essay on the symptoms and cure of the virulent gonorrhoea in females. London, 1783.

A. Fr. Hecker, Theoret. pract. Abhandlung über den Tripper. Leipzig, 1787. — Dessen deutliche Anweisung, die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Erf., 1802.

Macquart, Mémoire sur le traitement de la gonorrhoe virulente. Dans l histoire de la societé royale de médecine. Année, 1782. Paris, 1787.

Kurze Anweisung, wie man sich ohne Beihülfe eines Arztes vom Tripper befreien könne. Jena, 1789.

Rudolph Vetter, neue Curart aller venerischen Krankheiten ꝛc. Wien, 1793.

Valentin Müller, kurze Anleitung den männlichen und Frauenzimmer-Tripper ꝛc. sicher zu heilen. Frankf., 1796.

Christ. Girtanner, Abhandlung über die venerischen Krankheiten. Göttingen, 1797. Dritte Ausgabe.

Hülfe und Rath für Alle, welche in der Liebe ausgeschweift haben, und an dem venerischen Tripper leiden. Berlin, 1801.

H. Ch. Handel, leichte und sichere Heilungsart des bösartigen Trippers. Hadamar, 1801.

Fr. Teytaud, Abhandlung über den Tripper und über die Krankheiten der Urinwege. Aus dem Französischen nach der dritten Ausgabe von Hinze. Liegnitz, 1801.

Faerber, de injectionibus in gonorrhoea. Goetting., 1802.

Schmidt, die Kurart des Trippers, in Hufelands Journal, Bd. XIII., St. 12, S. 185.

Willkinson, neue Methode den Tripper zu heilen ꝛc. Aus dem Englischen von Töpelmann, Leipzig, 1803.

Dr. Schönemann, Unterricht über die ersten und

ursprünglichen Zufälle einer venerischen Ansteckung. Berlin, 1804.
Ideler, über Einsaugung und Absetzung des Trippergiftes, in Hufelands Journal. XVII., 3.
F. H. Martens, Abbildung und Beschreibung der venerischen Krankheiten; mit 24 kolorirten Kupfern. Leipzig. — Dessen Handbuch zur Kenntniß und Kur der venerischen Krankheiten. Daselbst.
Joh. Küttel, kurze Anleitung die Lustseuche zu verhüten, und den venerischen Tripper bei Männern auf eine neue Art zu heilen. Pesth, 1807.
Wilh. Töpelmann, neue Erfahrungen über zweckmäßige Behandlung venerischer Schleimausflüsse ꝛc. Leipzig, 1809.
Lafont-Gouzi, sur la Gonorrhée, dans le Journal de méd. continué 1810, Nov. 1812, May.
Dr. Reich, über den Tripper und eine neue Behandlungsart desselben. Hufelands Journal. 1811, Novbr.
Winchenbach, über die Erkenntniß und Heilung des Trippers. Stralsund, 1814.
Cullerier, Abhandlungen über Tripper, Nachtripper und Bubonen; aus dem Dictionnaire des sciences médicales übersetzt, und mit vielen Zusätzen versehen von Dr. Penard. Mainz, 1815.
Joh. Wendt, die Lustseuche in allen ihren Richtungen und in allen ihren Gestalten. Breslau, 1816. Zweite Ausg. 1819.
Swediaur, Traité complet sur les symptomes, les effets, la nature et le traitement des maladies syphilitiques. Paris, 1817. Dieses Werk erschien 1784 in Englischer Sprache, und dieses ist die siebente Ausgabe.
Crawfurd, on the effects of the piper cubeba in curing gonorrhoea; in Edinb. Med. and Surg. Journ. Jan. 1818. p. 32. — In demselben Journale (Jan. 1819) hat auch Adams einen kurzen Bericht über die Cubeben als ein Mittel gegen den Tripper gegeben.
Gumprecht, über Behandlung des Trippers, in den

Rheinischen Jahrbüchern für Medizin von Harleß. IV. 1. 1821. — Derselbe, über die Anwendung der Oelbähungen beim akuten Stadium des Trippers, an dem angeführten Orte. Bd. IV., St. 1., S. 206. (1821.)

Ueber den Gebrauch der Cubeben bei dem Tripper haben mehrere Schriftsteller in verschiedenen medizinischen Journalen geschrieben, wie Klatsch in Rust's Magazin, Bd. XII., H. 2, S. 271. (1822). — Krause, daselbst, Bd. XV, H. 1, S. 57. (1823.) — Michaelis, in von Gr. u. v. W. Journal, Bd. V., H. 2, S. 370. (1823.) — Adams, daselbst, Bd. VI, H. 1, S. 184. (1824.)

Delpech, Mémoire sur l'emploi du piper cubeba dans le traitement de la Gonorrhoea; Revue médicale. Mai, 1822, pag. 1, et Juin, 1822, p. 129.

J. M. Churchill, Bemerkungen über die Verschiedenheit in der Behandlung des Trippers. Im London Medical' Repository, now edited by Copland. Vol. XVIII, 1822. Septb.

v. Wedekind, Bemerkungen über das Wesen und das diagnostische Merkmal des ächten Trippers. Rust's Magazin, Bd. 16, S. 336.

Büchon, Beobachtungen über den Tripper beim männlichen Geschlechte, zunächst zur Beleuchtung eines neuen Criteriums zwischen dem ächten und unächten Tripper angestellt, nebst Folgerungen über das eigenthümliche Wesen des Trippers überhaupt, zur Begründung einer sichern Heilmethode dieses Uebels. In Harleß rhein. westphäl. Jahrb. Bd. X, St. 3, S. 27. (1825.)

Morel, der Selbstarzt in allen galanten Krankheiten, aus dem Französischen von Reinhard. Ilmenau, 1826.

Kopp, Copaiva-Balsam im Tripper specifisch. Hufelands Journal, 1827, St. 4, April, S. 82.

J. Thorn, Observations on the treatment of gonorrhoea by a new preparation from the balsam of copaiva, with illustrative cases. London, 1827.

Malenfout, Heilung langwieriger Tripper durch ein

Blasenpflaster im Mittelfleische (Archives générales, 1827).
Fr. Alex. Simon jun. Vom Tripper, seiner Natur und seinen Tücken ꝛc. Hamburg, 1828.

Eine große Anzahl von älteren, so wie von neueren Werken über den Tripper ꝛc. findet man in Eisenmann's „Tripper in allen seinen Formen" (s. oben, S. 377), Bd. 1, S. 1 — 32, Bd. 2, S. 1 u. f., angeführt.

Tripper (Augen=), s. oben, unter Tripper, S. 407.
— (Eichel=), s. daselbst.
— (erethischer), s. das., S. 393 und 408 u. f.
— (erisypelatoser), s. das., S. 393 und 408 u. f.
— (Frauen=), s. Tripper (Weiber=).
— (kronischer), s. daselbst, S. 410 u. f.
— (Lungen=), s. oben, S. 407, 408.
— (Männer=), s. daselbst, S. 393 u. f., und S. 398 u. f.
— (Mastdarm=), s. das., S. 407.
— (Nach=), s. das., S. 403 u. f.
— (Nasen=), s. das., S. 407.
— (Ohren=), s. daselbst.
— (schwarzer), s. das., S. 387 und 409 u. f.
— (synochaler), s. das., S. 393 und 408.
— (wahrer), s. das., S. 383 und 406.
— (Weiber=), Frauentripper, s. das., S. 395 u. f., und S. 405 u. f.

Trippercontagium, Tripperseuche, der ansteckende Stoff einer Krankheit, die sich im oder durch den Beischlaf erzeugt, und sich bei Männern in der Harnröhre und bei Weibern in der Scheide entwickelt und solches in dem sich absondernden Schleime dieser Geschlechtstheile. S. oben, unter Tripper, und unter Tripperseuche, weiter unten.

Tripperflechte, Tripperflechten, kleine Bläschen, welche auf kreisrunden, von der Haut wenig unterschiedenen, rosenrothen, zuweilen auch mehr bläulich gefärbten Inseln, von der Größe eines Kreuzers bis zu der eines Groschens, erscheinen, etwas jucken, zeitig platzen, eine scharfe wässerige Feuchtigkeit ausschwitzen, und schnell eine gelbe, stark hervorragende glänzende, selten schuppige, Kruste bilden, die mehr oder weniger tiefe Risse hat, aus denen noch immer eine scharfe, jauchigte, kalinisch reagirende Feuchtigkeit ausschwitzt, die oft ein unerträgliches Jucken erregt. Diese Flechten erscheinen an verschiedenenen Stellen des Körpers, besonders an den Extremitäten. Man hat sie an den Schenkeln, den Beinen, dem Hintern, und an den Rücken der Hände gefunden, und wenn gleich einige Aerzte vorgeben, daß Brust und Gesicht davon verschont bleiben sollen, so haben andere sie doch am Kinn beobachtet, wo sie, wegen des Bartes, noch hartnäckiger, als an andern Stellen seyn sollen, indem sich hier mehrere Borken zu einer großen Kruste vereinigen, welche das Gesicht entstellt. Wenn die Extremitäten von den Tripperflechten befallen werden, so schwellen zuweilen die ergriffenen Theile bedeutend an; auch selbst Anschwellungen der Leisten- und Achseldrüsen hat man in ihrem Gefolge beobachtet. Diese Flechten entstehen bald kürzere, bald längere Zeit nach dem Aufhören des kronischen Trippers, aber auch während des Tripperverlaufs können sie erscheinen. Die Dauer dieser Krankheit ist nicht zu bestimmen, sie kann viele Jahre, oft lebenslänglich dauern, und wenn es ja der Kunst gelingt, sie zu verscheuchen, so ist diese Hülfe nicht von Dauer, da die Flechten meist im Frühjahre wiederkehren, und verlieren sie sich wirklich, so kommen sie unter einer andern Gestalt wieder hervor, z. B. als Gelenkgeschwulst, oder als Geschwüre; denn

es ist hier gleichsam ein Auswurf, an den sich die Natur im Körper gewöhnt hat, ihn immer wieder an derselben Stelle in gleicher Gestalt, oder unter einer andern an einer andern Stelle auszutreiben. Die Kur, wenn sie möglich ist, bleibt einem Arzte überlassen. Man soll hier alle Mercurialia, alle Caustica vermeiden, und nur erweichende Umschläge oder das Emplastrum emolliens anwenden. Innerlich wird von Eisenmann Arsenik in sehr kleinen Dosen zu einem 20stel Gran früh und Abends, und eine concentrirte Ptisane von Sassaparille und Guajak empfohlen; auch noch einige andere Mittel werden von andern Aerzten hier empfohlen. S. auch den Art. Tripperseuche, weiter unten.

Trippergicht, Gelenkschmerzen, welche Folge des Trippers sind. Diese Gicht erscheint unter verschiedenen Formen, die man in dem oben, S. 377, angeführten Werke von Eisenmann, Bd. 2, S. 191, aufgezeichnet findet. Diejenige Form, welche der wandelbaren Tripperseuche angehört, wird durch die Wiederherstellung des Trippers nicht geheilt, und hat, wenn sie verschwindet, wieder eine andere Form der angeführten Seuche zur Folge. Die Form der Tripperseuche befällt seltener das Sprung-, meistens das Kniegelenk, und zum Unterschiede von der metastatischen Form, nur ein Knie, während dort zuweilen beide Knien ergriffen werden; nur selten wählt diese Krankheit den Ellenbogen zur Verlaufsstelle. Befällt sie das Knie, welches gewöhnlich geschieht, so entstehen darin plötzlich Schmerzen, die zuweilen weniger heftig, häufig aber mit fürchterlicher Intensität auftreten; denn das Gelenk schwillt mehr oder weniger an, ohne daß dadurch der Schmerz gemildert würde Der Schmerz selbst ist anhaltend, macht kaum eine Remission; die Geschwulst droht oft in Eiterung überzuge-

hen, und zeigt mitunter Spuren heftiger Bewegung. Die äußere Haut ist normal, Fieber ist nicht zugegen. Die Ausgänge dieser Krankheit, wenn sie nicht durch die Kunst radikal gehoben wird, sind folgende: 1) die Schmerzen mindern sich, die Geschwulst fällt ein, und es tritt eine andere Form der Tripperseuche auf, deren Entwickelung mit dem Verschwinden der Trippergicht in geradem Verhältnisse steht. 2) Bildet sich wirklicher Eiter, und der Knochen wird necrotisch. 3) Geht die Entzündung in Desorganisation der Gelenkköpfe und Bänder über, und es entsteht die weiße Kniegeschwulst. Die ärztliche Behandlung bei dieser Krankheit beschränkt sich auf Blutegel, erweichende narkotische Umschläge, besonders warme Bäder; innerlich auf Arsenik und Holztränke. S. Tripperseuche, weiter unten.

Trippergift, ein nur dem Menschen eigenes oder sich bei ihm entwickelndes Gift von einer eigenthümlichen Natur, welches sich durch den Beischlaf erzeugt, aber nicht angeführt werden kann, auf welche Art diese Krankheit entsteht. Der unreine Beischlaf ist jetzt die Entstehungsursache der Ansteckung bei Andern, oder vielmehr die Ursache der jetzigen Fortpflanzung, indem das Gift gleichsam durch angesteckten Schleim in der Harnröhre bei Männern und in der Scheide bei Weibern auf eben diese Theile bei andern unangesteckten Personen geimpft wird. Da dieses Gift entzündlicher Natur ist, ein heftiges Brennen in der Harnröhre bei Männern erzeugt, so scheint es, wie die meisten thierischen Gifte, durch eine Ueberreitzung der Genitalien im Beischlafe entstanden zu seyn, oder vielmehr durch eine gleichsam wüthende Begierde nach langer Enthaltsamkeit bei sehr wollüstigen, ja viehischen Menschen, in deren Körper schon mancherlei Unreinigkeiten, durch andere Ausschweifungen erzeugt, versteckt liegen, und die hier gleichsam in der Begat-

tungswuth sich mit entwickeln, und sich auf diesen in Aktion befindlichen Theil werfen, es ist ein modifizirtes Wuthgift; denn so wie sich dieses durch Speichel mittheilt, und die fürchterlichsten Destruktionen im Körper verursacht, so auch dieses Gift durch die Schleimabsonderung, und in so fern wäre dieses Gift schon längst in Europa vorhanden gewesen, und wahrscheinlich aus Asien und andern warmen Ländern den Europäern überkommen, wenn es sich nicht auch bei den südlichen Europäern schon erzeugte, wie dieses aus der oben, unter Tripper, schon angeführten Geschichte des Trippers hervorgeht, wohin ich verweise, da dort die weiteren Beobachtungen der Entwickelung dieses Giftes in verschiedenen Perioden beschrieben worden.

Trippergeschwür, Geschwüre, welche sich bei längerem Anhalten des Trippers in der Harnröhre und Scheide erzeugen, also beim kronischen Tripper. Bei Männern war man in Zweifel über diese Geschwüre, ja man läugnete ihr Daseyn in der neueren Zeit ganz ab, indem sie Hunter, Gataker und Morgagni bei Sectionen nicht gefunden haben; dagegen wollen sie John Andree, Bayfort und Foart Simmons gesehen haben. Diese Geschwüre entstehen häufiger bei Frauenzimmern, als bei Männern. Sie entstehen bei den Ersteren in der Scheide, an den Schamlippen, im Mittelfleische, und selbst im After, sind flach, zuweilen auch hoch aufgelaufen, nicht in die Tiefe fressend, und unterscheiden sich von den syphilitischen Geschwüren durch ein verschiedenartiges Aussehen und durch ihre Hartnäckigkeit, mit der sie der Anwendung eines gegen antisyphilitischen Apparats trotzen. Die Harnröhren-Geschwüre der Männer unterscheiden sich von jeder andern Krankheit der Urethra durch den äußerst spärlichen Ausfluß, durch dessen eiterähnliches, oft gauchigtes Ansehen, durch das bei-

gemischte Blut, und durch die Untersuchung vermittelst der Sonde, da sie auf ein Hinderniß stößt. Die ärztliche Behandlung bei diesen Geschwüren soll schwer seyn, da sich wegen der Ungewißheit über ihre Natur keine sichere Kurmethode aufstellen läßt. Eisenmann giebt einige Kurversuche in seinem oben, S. 377, angeführten Werke, Bd. 2, S. 341, 342, an.

Trippermetastasen, der Uebergang des Trippergiftes im Körper zu andern Organen, um andere Krankheiten zu bilden; oder daß, durch die Ansteckung, andere Organe in Mitleidenschaft treten. Ueber die Art der Mittheilung des Trippergiftes, um Metastasen hervorzubringen, sind die Aerzte nicht einig; denn Einige wollen sie durch Consens, Andere durch Auffaugung des Trippergiftes und Absetzung desselben aufs Auge, und wieder Andere durch unmittelbare Uebertragung des Tripperschleims auf die Conjunctiva entstehen lassen. Man will den Grund dieser großen Meinungsverschiedenheit darin finden, daß einzelne akute Folgekrankheiten des Trippers auf eine doppelte Art sich entwickeln können, nämlich durch Metastase, und durch unmittelbare Uebertragung des Trippergiftes, wie dieses z. B. bei der Augenentzündung vom Tripper der Fall ist. Es giebt keine Krankheit, die so viele verschiedene Krankheitsformen in ihren Prozeß verwickeln kann, als der Tripper; denn das Gefäß- und Nervensystem, die Oberhaut, die Schleim-, serösen und fibrösen Häute, die Drüsen und drüsigen Gebilde, Gelenke und Knochen, Herz und Lunge können in diese Krankheit mit hineingezogen werden. Wie jede einzelne Krankheitsform, so haben auch die Trippermetastasen innere oder prädisponirende, und äußere oder Gelegenheitsursachen. Zu den Ersteren gehört in gewisser Beziehung das Geschlecht, da bei Männern die Trippermetastasen viel häufiger vorkommen, als bei den Frauen. Autenrieth giebt

das Verhältniß wie 23 : 7 an, nach den Beobachtungen anderer Aerzte sollen diese Metastasen bei Frauen noch seltener vorkommen. Die Letzteren oder Gelegenheitsursachen beziehen sich auf alle jene Einflüsse, welche den Tripperprozeß von der Harnröhre verscheuchen können. Das Heilverfahren der Metastasen beruhet auf zwei Indikationen, nämlich den Tripperfluß auf der Genitalsschleimhaut wieder herzustellen, und die Metastase nach ihrem Charakter und mit Rücksicht des ergriffenen Organs zu behandeln. Die einzelnen Arten von Trippermetastasen sind: 1) Metastasen aufs Nervensystem; 2) aufs Gefäßsystem; 3) auf Schleimhäute; 4) auf seröse Häute; 5) auf fibröse Häute und Gebilde; 6) auf Drüsen und drüsige Organe; 7) auf parenchymatöse Gebilde. So gehören z. B. zu den Trippermetastasen auf das Nervensystem, die Neurosen; zu den Trippermetastasen auf das Gefäßsystem, die Arterienentzündungen; zu den Trippermetastasen auf die Schleimhäute, der Mastdarm-, Lungen-, Augen-, Nasen-, Ohren- ꝛc. Tripper ꝛc. Ein Mehreres über die Trippermetastasen, s. das oben, S. 377, angeführte Werk von Eisenmann, Bd. 2, S. 17 u. f.

Tripperneurosen, die Nervenleiden durch den Tripper, wenn nämlich derselbe unterdrückt worden; man will sie aber häufiger als eine Wirkung der Tripperdyscrasie ansehen, wo sie dann eine Form der wandelbaren Tripperseuche bilden; auch gehen sie nicht selten in andere Erscheinungen der wandelbaren Tripperseuche über. Hierbei kann aber nun das ganze Nervensystem leiden; denn durch Dyscrasien wird entweder nur ein Nervencirkus in den krankhaften Prozeß besonders verwickelt, oder nur eine physiologische Sphäre dieses Systems alienirt. Eisenmann führt hier (Bd. 2, S. 195, seines oben angeführten Wer-

kes) an: „So wie schon im gesunden Zustande die Geschlechtsfunktion mit dem Gangliensysteme im innigsten Nexus steht, und die Folgen von Excessen im Geschlechtsgenusse besonders dieses System treffen, so treten auch beim Tripper vorzüglich jene Nerven in pathischer Thätigkeit auf, die dem gangliösen Systeme angehören, welche Meinung durch den Umstand unterstützt wird, daß so häufig beim Tripper und seinen Folgekrankheiten jene Stimmung des Gemüths beobachtet wird, welche die Aerzte durch eine Affektion des Gangliensystems bedingt glauben. So wie aber die Leiden des Ganglienſystems sich überhaupt leicht auf andere Nervenpartien verbreiten oder sich in andern Nerven reflectiren, so mag dieses auch bei den Tripperneurosen der Fall seyn, und es ist denkbar, daß die im Ganglienſysteme angesammelte gonorrhoeische Reizbarkeit, entstanden durch gehinderte Entladung vermittelst tripperhafter Absonderungen, sich auf andere Nerven verbreitend, dort jene Erscheinungen hervorrufe, die man von mehreren Aerzten aufgezeichnet findet ꝛc." — Die Störungen im Nervensysteme durch Veranlassung eines unterdrückten Trippers, findet man in dem oben angeführten Werke, Bd. 2, S. 197 u. f., beschrieben, wohin ich verweisen muß, und dann auf den unten folgenden Artikel Tripperseuche.

Tripperschleim, der nach der Ansteckung im Beischlafe aus der Harnröhre und der weiblichen Scheide ausfließende erst weiße, und dann grünlich-gelbliche Schleim, der den Ansteckungsstoff enthält. S. oben, unter Tripper.

Tripperscropheln, eine Benennung der Trippertuberkeln, s. diesen Artikel, weiter unten.

Tripperseuche, alle chemischen Krankheiten, welche nach einem vernachläßigten oder schlecht behandelten Tripper auftreten, im Gegensatze zu den Trippermetastasen, die zu den akuten Tripperformen gezählt werden

müssen. Der kronische Tripper ist daher die Quelle der Tripperseuche. Dieser Tripper braucht nicht unterdrückt zu werden, um eine oder die andere Form der Tripperseuche hervorzurufen; denn mannigfache Beobachtungen, unter diesen besonders jene von Ritter über die Entstehung der von ihm sogenannten Tripperseuche, und jene von Ducamp über die Entwickelung der Harnröhrenstrikturen, setzen es außer allem Zweifel, daß der Tripper, sobald er kronisch geworden ist, auch sein Gift auf den Gesammtorganismus verbreitet, er mag nun örtlich unterdrückt werden oder nicht. Das bloße, von Ritter sogenannte, Verschleppen des Trippers ist hinreichend, die mannigfachen, zum Theil heillosen Krankheitserscheinungen zu begründen, zu deren Entwickelung es keiner Verkältung, keiner adstringirenden Einspritzungen bedarf; nur der Umstand, daß der Kranke oder der Arzt, häufig aus Ungeduld, zu örtlichen Mitteln bei der Behandlung des Trippers ihre Zuflucht nehmen, hat zu dem Glauben Veranlassung gegeben, als entwickele sich die Tripperseuche auf dem Wege der Metastase. Ritter giebt für die Entwickelung der Tripperseuche zwei Fälle an, indem er sagt: „sie entsteht durch Einsaugung am Ende der Entzündungsperiode eines Trippers, der durch verkehrtes Verhalten oder schädliche Mittel in die Länge gezogen, verschleppt worden ist, von der Oberfläche der Harnröhre, die sich im Zustande kronischer Entzündung befindet, und dieses ist der geringste und unbedeutendste Grad, oder sie entsteht aus sogenannten Trippergeschwüren in der Harnröhre ꝛc.“ — Zur Bildung der Tripperseuche können auch klimatische und endemische Einflüsse mitwirken; auch vorhandene krankhafte Stimmung eines Organs kann das Trippergift anziehen oder wenigstens sehr geneigt zur Aufnahme machen. Alle sekundären Erscheinungen bilden sich aber sehr langsam und oft erst

nach Jahren aus, und widerstehen äußerst hartnäckig allen Arzneymitteln. Schon Fabre führt in seinem: „Traité des maladies vénériennes“ hartnäckige Flechten, Schmerzen in den Gelenken, hartnäckige Augenentzündungen, angeschwollene lympatische Drüsen, Schwindel- und Quartanfieber als Tripperformen mit diesen Bemerkungen auf. Man kann die Tripperseuche theilen: 1) in die erworbene, welche auf einen in demselben Organismus verlaufenen Tripper folgt; 2) in die angeborene, die durch die Ansteckung bei der Geburt erzeugt wird; und 3) in die ererbte, wenn sich die Tripper-Dyscrasie von den Eltern auf die Kinder forterbt. Sonst theilt man auch die Tripperseuche in die wandelbare und in die fixe Seuche. Die wandelbare hat den Namen daher, weil sie in einem und demselben Individuum bald Flechten und Geschwüre, bald Gelenkschmerzen, bald Neurosen und selbst Vereiterung und Desorganisation innerer Organe zu Tage bringt, während die fixe Tripperseuche das einmal befallene Organ nicht wieder verläßt. Die wandelbare Tripperseuche entsteht immer aus dem kronischen Tripper, wenigstens ist bis jetzt kein Beispiel bekannt, daß sie schon als solche von einem Individuum auf ein anderes durch Ansteckung übertragen worden sey. Die wandelbare Tripperseuche tritt unter den schon oben angedeuteten Krankheitsformen auf. Es läßt sich keine Ordnung feststellen, in welcher diese einzelnen Krankheitserscheinungen zu Tage kommen oder sich ablösen. Gewöhnlich fangen die Flechten an; allein es sind auch Fälle bekannt, wo Neurosen und Trippergicht unmittelbar, wenn auch nach einiger Zeit, auf das Verschwinden des kronischen Trippers folgten. — Was das Heilverfahren bei dieser Seuche anbetrifft, so beruht dieses auf einer genauen Kenntniß dieser Krankheit, ob dieser nämlich ein ähnliches Gift zum Grunde

liegt, als der Syphilis, und wenn dieses der Fall ist, so muß man gegen dieselbe ein ähnliches Specifikum suchen, wie man es gegen die Syphilis gefunden hat. Ein solches ist aber bis jetzt noch nicht gelungen. Alle bisher eingeschlagenen Kurmethoden der wandelbaren Tripperseuche sind entweder bloß empirisch, oder bezwecken theils die Wiederherstellung des Trippers auf der Genitalschleimhaut, theils Ausstoßung des Giftes durch forcirte Krisen durch Haut und Nieren. Autenrieth, welcher unter allen Aerzten, nach dem Urtheile des Doktors Eisenmann, die über die verschiedenen Formen der wandelbaren Tripperseuche Beobachtungen angestellt und mitgetheilt haben, die meiste Autorität hat, scheint durch erzwungene starke Schweiße und durch Hervorrufung eines Schleimflusses auf der Genitalmucosa, durch den Gebrauch solcher Mittel, die vom Magen aus wirken, noch einigermaßen seinen Heilplan erreicht zu haben. Er empfiehlt besonders die Schwefelbäder, und wo diese nicht zu Gebote stehen, folgende Formel:

℞ Baryt. Muriat. ℈j
Laud. liquid. Sydenh. ʒß
Aquae cinnam. vinos. ℥jß

M. D. S. Alle Stunden oder alle zwei Stunden vierzig Tropfen zu nehmen.

Auch von einem starken Sassaparilldekocte soll eine günstige Wirkung zu erwarten seyn. Er verband zuweilen die Diaphoretica mit den Diureticis, z. B. in folgender Formel:

℞ Balsam. copaivae ℈j
Naphtae vitrioli ʒjß
Syrup. altheae ℥jj
Baryt. Muriat. ℈ß

M. D. S. Alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll.

Dieser Mischung wurde noch zuweilen das Laudanum liquid. Sydenhami mit günstigem Erfolge beigesetzt. Er mußte aber zu dem erstgenannten aus salzsaurer Schwererde und Opiumtinktur bereiteten Diaphoreticum zurückkehren, um seinen Zweck zu erreichen. Die einzelnen Erscheinungen der wandelbaren Tripperseuche sind: Tripperflechten, Trippergeschwüre, Trippergicht, Tripperneurosen ꝛc., die schon oben in besonderen Artikeln abgehandelt worden. — Die fixe Tripperseuche hat, nach Eisenmann, die Genesis mit der wandelbaren gemein, unterscheidet sich aber von jener durch die schon im Namen angedeutete Beständigkeit der einmal erzeugten Produkte, welche zu jenen Krankheitsformen gerechnet werden dürfen, die man mit der Benennung organische Fehler bezeichnet. Die fixe Tripperseuche hat ferner noch die Eigenthümlichkeit, daß ihre Gebilde nur wenig Neigung zur Eiterbildung und Verschwärung zeigen, daß ihnen die Fähigkeit dafür von einigen Pathologen ganz abgesprochen wird. Zur fixen Tripperseuche gehören die Stenosen oder Verengerungen und die Tuberkeln. Die Ersteren betreffen die einzelnen mit Schleimhäuten ausgekleideten Kanäle, und sind, als die häufigsten kronischen Folgekrankheiten des Trippers, noch zu wenig in ihrer Entstehung, Fortbildung und Behandlung bekannt. Den Metastasen sollen sie nicht angehören, sondern der wahren Tripperseuche, indem ihnen die noch fortlebende Tripper-Dyscrasie zum Grunde liegt. Bei dieser Krankheit verdicken sich die Schleimhäute auf eine dem Scirrhus ähnliche Weise; das unter ihnen liegende Zellgewebe, und selbst die sie umgebende muskulöse Haut, ziehen sie mehr oder weniger in ihren Prozeß, und verengen auf diese Weise den Kanal, den sie auskleiden, so, daß dessen physiologische Funktion dadurch gestört oder ganz aufgehoben wird. Diese

scirrhöse Entartung soll aber eine andere bei jenen Kanälen seyn, welche dem Respirationssysteme angehören, eine andere dagegen bei dem des chylopoesischen Apparats; denn dort wird die Mucosa verdickt, hart bis zur knorpelichen Consistenz, wobei sich ein ziemlich gleichförmiges Gewebe zeigt, und eine geringe Richtung zum Schwären, obgleich diese nicht ganz fehlt. Im Schlund und Darmkanal nähert sich dagegen der pathische Prozeß mehr der Tuberkelbildung; und endiget häufig mit jauchigter krebsartiger Vereiterung. Uebrigens soll diesen Verengerungen, in welchem Kanale sie auch ihren Sitz haben, immer eine specifike, gonorrhoisch-catarrhöse Affektion der treffenden Schleimhaut vorangehen, wobei diese Membran entweder aus Mangel gehöriger Energie, oder wegen intensiver Beschaffenheit dieses catarrhösen Prozesses, nicht durch Krise sich in Integrum restituiren kann. Verengerungen, die sich an Schleimhäuten bilden, auf welchen der Tripper nicht den primären Verlauf macht, z. B. von der Schleimhaut des Larynx, der Trachea, des Oesophagus ꝛc., fordern zu ihrer Entwicklung eine vorhergehende Metastase. Der kronische Tripper muß durch nachtheilige Einflüsse von der Harnröhrenschleimhaut verscheucht worden seyn, ohne daß er radikal geheilt war, und dadurch nähern sich diese Folgekrankheiten scheinbar mehr den Metastasen; die Strikturen der Harnröhre haben dagegen mit den Metastasen gar nichts gemein, und nähern sich mehr der Tripperseuche, weil sie ohne Störung des Tripperverlaufes aus verschleppten, lange dauernden kronischen Trippern sich entwickeln. Die Strikturen der übrigen Kanäle entwickeln sich im Ganzen ähnlich wie jene der Harnröhre; nur muß der Tripper zuvor von der Urethralschleimhaut vertrieben seyn, was am häufigsten durch Injektionen bewirkt wird. In welchem Zeitraume der Tripper unterdrückt wird, ist hier nicht gleich, da im

entzündlichen Stadium durch Unterdrückung desselben die oben beschriebenen akuten Metastasen entstehen; nur wenn er zur Zeit der Krise gestört wird, wirft sich die krankhafte Schleimabsonderung, welche plötzlich in der Harnröhre aufhörte, auf einen andern, mit einer Schleimhaut ausgekleideten Kanal, und um so sicherer, wenn ein solcher durch irgend eine Veranlassung sich schon in einem Zustande der Aufregung befindet. Beim Mangel der Energie dauert die krankhafte Absonderung, ohne bedeutende Störungen zu verursachen, selbst ohne von Kranken bemerkt zu werden, kürzere oder längere Zeit, oft Jahre lang, fort, bis sie in den Zeitraum der Degeneration übergeht; finden sich aber im Organismus noch anderweitige Dyskrasien, so wird die ergriffene Schleimhaut auch für diese zum Focus, und es bilden sich gemischte Krankheitsprodukte, welche im carcinomatösen Geschwüren ihre Gegensätze ausgleichen. Unter diesen Umständen tritt öfters Degeneration ein, weil das leidende Organ relativ zu ohnmächtig ist, gegen die, durch ihre neue Verbindung intensiver gewordene Krankheit mit Erfolg zu reagieren, und daher soll es auch kommen, daß Strikturen des Larynx, der Trachea und des Oesophagus sich häufig und schnell nach einer vorangegangenen Durchnässung und Erkältung der Haut bemerklich machen, weil der durch zerstörte Hautfunktion neu erzeugte pathische Prozeß sich mit dem latenten Trippergifte verbindet, und in dem bereits afficirten Organe eine krankhafte Thätigkeit setzt, über welche die Naturkräfte des Organismus nicht mehr Herr werden können, während das nur noch schwach fortlebende Trippergift vielleicht längere Zeit als unbemerkbare Blennorrhoe allein fortbestanden hätte, oder durch eine zufällige energische Aufregung des leidenden Organs, z. B. durch ein Wechselfieber, ganz elimitirt worden wäre. Nach dieser Ansicht von der Natur und der Entwicklung der

Verengerungen, wäre die Behandlung derselben ungefähr folgende. Die Verengerungen, die an der primären Verlaufsstelle des Trippers entstehen, die Harnröhren-Verengerungen, fordern in ihrem ersten Stadium solche Mittel, welche eine erhöhete Vitalität in der Harnröhrenschleimhaut herbeiführen, und die kritischen Bemühungen der Natur unterstützen, dahin gehören Salmiak in großen Dosen, Eisensalmiak, ein saturirtes Dekoct aus Sassaparille und Guajak in großen Gaben und anhaltend gebraucht. Auch der örtliche Reiz, den die Bougie durch Druck erzeugt, reicht oft hin, die beginnende Entartung zu schmelzen, und eine Krise hervorzurufen. Im zweiten Stadium ist vor allem Entfernung der degenerirten Parthien nöthig; dann tritt die Behandlung des ersten Zeitraumes ein. Komplikationen müssen entfernt, die Hautkultur bethätiget werden. Die Verengerungen, die in anderen Kanälen ihren Sitz haben, wohin sie auf dem Wege der Metastase gelangten, fordern im Gange genau dieselbe Behandlung; ja man ist noch nicht einmal einig, ob Wiederhervorrufung des Trippers auf seine normale Verlaufsstelle nöthig ist; indessen soll doch jede Krankheit in jenen Organen dem normalsten und weniger gefährlichen Verlauf, nämlich für das Organ, machen, in welchem sie normal vorkommt, und so ist hier wohl die Wiederherstellung des Trippers nöthig. Im zweiten Stadium dieser Verengerung wird oft dem Arzte die Befriedigung der dringendsten Indikation, um nämlich die entarteten Parthien zu entfernen, oft unmöglich, wie solches bei Stenosen des Larynx und der Trachea der Fall ist, und aus diesem Grunde möchte im zweiten Zeitraume bei diesen Formen von Verengerungen von Heilung wohl nicht die Rede seyn. Die einzelnen Species der Verengerungen sind: 1) Harnröhrenverengerung, Urethro-Stenosis.

2) Verengerung des Kehlkopfs, Laryngo-Stenose; 3) Verengerung der Luftröhre, Tracheo-Stenose; 4) Schlundverengerung, Dysphagia gonorrhoica; 5) Mastdarmverengerung, Recto-Stenosis scirrhosa; 6) Kothbrechen, Enterostenosis Scirrhosa, Ileus; 7) Gastrostenosis, cardialgia scirrhosa. Sowohl die Kennzeichen, als die verschiedenen Behandlungen dieser Krankheiten, findet man in dem oben, S. 377, angeführten Werke des Dr. Eisenmann, Bd. 2, S. 230 — 340 beschrieben. — Die Trippertuberkeln, welche die zweite Gattung der fixen Tripperseuche bilden, sind auch unter den Namen Tripperscropheln und Tripperseuche bekannt. Die erstere Benennung nach Autenrieth, die zweite nach Ritter. Trippertuberkeln nennt sie Eisenmann, weil sie mit den Tuberkeln große Aehnlichkeit haben. Um die genauere Beobachtung und Mittheilung dieser Krankheit haben sich Morgagni, Desportes, Autenrieth und Ritter, also ein Italiener, ein Franzose und zwei Deutsche verdient gemacht, indem sie schon bei älteren Aerzten, einen Aetius, Laubius, Fontanus, Wharton ꝛc. vorkommt. Diese Tuberkeln sind knollige, bald mehr runde, bald mehr ovale Gebilde, von einer eigenen fibrösen Membrane. Die Substanz selbst zeigt nicht immer dieselbe Beschaffenheit, sowohl nach ihrer Farbe, als nach ihrer Consistenz. Morgagni sah sie theils weiß, theils röthlich und, von geronnenem Blute, auch schwarz, so daß sie mit dem Scirrhus der Weiberbrust von ihm verglichen wurden. Desportes Beschreibung trifft damit überein. Der erstere Schriftsteller fand sogar in den Zwischenräumen dieser Tuberkeln Jauche, Eiter; in anderen gelbes Serum; andere Pathologen bezweifeln dagegen die Fähigkeit zu vereitern bei diesen Tuberkeln. Authenrieth fand in diesen Gebilden viele

Zellen-Höhlen, die eine dicke, röthliche Flüssigkeit enthielten; abgewaschen erschien die Masse ganz weiß, grobfaserig, und an mehreren Stellen knollig, und was den Grad der Derbheit betrifft, in der Mitte stehend zwischen bloßer polypöser Gerinnung farbloser Lymphe und weichem Knorpel. Nach Ritter sind es speckige Concremente von weißlicher oder gelblicher Farbe, und bald derberer, bald weicherer und gallertartiger Consistenz, in Membrane eingeschlossen, von denen zuweilen eine oder die andere in Eiterung übergeht, wenn sie mehr unter der Haut liegen. Die Größe dieser Tuberkeln ist sehr verschieden; denn man findet sie von der Größe eines Nadelkopfes bis zu jener eines Mannskopfes und darüber; jedoch haben andere Aerzte die Beobachtung gemacht, daß, wenn die Krankheit, wie meistens, von den Hoden oder Eyerstöcken ausgeht, die Größe dieser Tuberkeln mit der Entfernung von ihrer ersten Entwicklungsstelle verhältnißmäßig abnimmt, so, daß man im Unterleibe Massen von 6 bis 10 Zoll im Durchmesser findet, während sie im Thorax nicht die Größe einer kleinen Wallnuß, und im Gehirne die eines Stecknadelknopfes oder einer Linse erreichen. Diese Tuberkeln besitzen ein eigenes Fortpflanzungs-Vermögen im kranken Individuum selbst, ähnlich den Knollengewächsen, z. B. der Gattung Orchis; denn in jenen Theilen, die mit einem solchen Knollen in Berührung kommen, erzeugen sich dieselben Tuberkeln. Sie kommen an allen Stellen und in allen Organen des Organismus vor; in den Hoden, in den Eyerstöcken, am Netze, am Gekröse, in der äußeren Haut der Gedärme, besonders des Dickdarms, in der Nierensubstanz, in der Leber, in der Milz, am Zwerchfelle, in der Lunge, auf der Pleura, in der Substanz des Herzens, besonders in der Gegend zwischen den Vorhöfen und Kammern, auf den Hirnhäuten, an und um den Gehirnnerven

und unter der Oberhaut. Die Trippertuberkeln kommen bei Männern öfterer vor, als bei Weibern. In Bezug auf das Lebensalter kommen sie in den kräftigern Jahren, die zum Tripper geneigt machen, vor. Ursache zu diesem Uebel ist der Tripperprozeß selbst, daß aber bei der großen Anzahl von Tripperkranken diese Krankheit verhältnißmäßig so selten ist, wird von Aerzten nicht angeführt Klimatische Verhältnisse sollen dazu Veranlassung geben, besonders eine feuchte Luft. Eine von den Eltern ererbte Tripper-Cachexie soll die Bildung dieser Tuberkeln sehr begünstigen. — Was die Heilmethode dieser Krankheit anbetrifft, so soll bis jetzt noch kein Mittel bekannt seyn, welches dem langsamen, aber sichern Fortschreiten der Krankheit Einhalt gethan hätte. Die äußeren Trippertuberkeln sollen, wenn gleich ominös, nicht so gefährlich seyn, als die in innern Theilen erzeugten, da ihre Entfernung durch Schneiden möglich ist; nicht so mit den inneren. Hier soll der Arsenik in Verbindung mit starken Abkochungen von Sassaparille und Guajak vielleicht den krankhaften Prozeß aufhalten; doch haben diese und ähnliche Mittel oft keinen günstigen Erfolg gehabt, und an einem Specifikum fehlt es bis jetzt gegen dieses Uebel. — Ein Mehreres hierüber s. Eisenmann, dessen Werk oben, S. 377, angeführt worden, Bd. 2, S. 340 u. f.

Trippertuberkeln, s. unter Trippersenche, S. 432.

Trippschwefel, im Hüttenbaue, oder Hüttenwerke, derjenigen Schwefel, welcher beim Rösten des Bleyerzes aus dem Erze tröpfelt, und sich wie Eiszapfen an dem Roste zusammensetzt.

Tripsakum, Löchergras, Tripsacum, s. Löchergras, Th. 80, S. 62 u. f., woselbst zwei Arten beschrieben stehen.

Tripterelle, Tripterella Michaux, Fl. bor. amer., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ord-

nung der dritten Klasse (Triandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Es sind davon ein Paar Arten bekannt: die kopfblütige Tripterelle, Tripterella capitata, Mich., mit weißen Blumenköpfchen von der Größe einer Erbse, und die blaue Tripterelle, Tripterella coerulea, Mich., mit blauen Blumen. Da diese beiden Arten aber nichts Ausgezeichnetes haben, so muß eine weitere Beschreibung davon hier übergangen werden. Sie gehören in Karolina und Virginien zu Hause.

Triptilion, Salatdistel, Triptilion, Ruiz et Pavon Flor. peruv. p. 102 t. 22; s. Th. 130, S. 710, 711.

Triptolemus, in der Mythologie, der älteste Sohn des Celeus, der von der Ceres aus Dankbarkeit, daß der Vater desselben sie in sein Haus aufgenommen, einen Wagen mit fliegenden Drachen bespannt erhielt; und um die Menschen zu lehren Getreide zu bauen, schenkte sie ihm den Weizen, damit er ihn mit vollen Händen auf der ganzen Erde ausstreue, und Segen überall seine Spur begleiten, er also zum Wohlthäter der Menschen werden sollte.

Tripudium, Tripudium, eine Art der Wahrsagerey bei den Römern. Man sperrte nämlich einige junge Hühner unter einen Hühnerkorb, streuete dann etwas Futter hin, und ließ sie heraus, gab aber dabei genau Acht, wie sie das Futter verzehrten. Wollten sie z. B. nicht aus dem Behältnisse heraus, obgleich das Futter vor ihnen lag, so hielt man dieses für eine traurige Vorbedeutung; fraßen sie so, daß ihnen etwas wieder aus dem Schnabel fiel, so wurde solches pavire terram, genannt, und man deutete es auf etwas Gutes oder Glückliches. — Dann war Tripudium auch ein besonderer Tanz der Alten; den Andere aber lieber Tripedium, von tres und pes, genannt wissen wollen, indem man bei Ausführung desselben alle-

mal mit dem dritten Tritte derber, als mit den andern zweien auftrat. Dieser Tanz soll aber mehr bei den Landleuten, als bei den Städtern beliebt gewesen seyn. Auch noch jetzt will man dergleichen Tänze bei den Landleuten in der Wallachey wahrgenommen haben, die sie von den alten Römern, von denen eine Kolonie nach dem alten Dacien gekommen, erlernt haben sollen.

Tripus, Tripus, ein goldener Dreifuß, der in dem Tempel des Apollo zu Delphis stand, und auf dem die Pythia weissagete. Dieser Dreifuß stand auf einer dreiköpfigen Schlange von Erz, und war dem Apollo geheiliget, entweder wegen der Vollkommenheit der Zahl 3, oder wegen der drei Zirkel des Himmels, welche die Sonne besonders berührt, nämlich des Aequators und der beiden Sonnenwendezirkel. Er soll auch von Lorbeerholz gewesen seyn, weil der Baum dieses Holzes dem Apollo vor andern Bäumen gewidmet war. Ueber die eigentliche Gestalt des Dreifußes sind die frühern Schriftsteller nicht einig; daß er aber drei Füße gehabt hat, darüber scheint man einig zu seyn, und daher rührt auch die Benennung; ob er aber die Gestalt eines Tisches, oder eines Stuhls, oder eines Gefäßes gehabt, darüber ist man nicht einig; denn Einige wollen ihm gar die Gestalt eines Nachtstuhls geben, und wiederum Andere alle genannten Gestalten vereinigen. — **Tripodes** hießen bei den Römern überhaupt alle Möbel und Gefäße, die drei Füße oder Beine hatten, besonders die Bänke oder Sessel, Tische, und die Dreifüße von Eisen, worauf man die Kessel über Feuer setzte; auch eine andere noch zierlichere Art, worauf der Wein geläutert wurde. Diese letzteren Dreifüße erhielten auch eine Stelle im Zimmer; sie wurden zwischen die zierlichen Möbel gesetzt, und hier, als ein dem Bacchus gewidmetes Gefäß betrachtet. Bei

den Kampfspielen wurden sie oft den Siegern als Belohnung ertheilt.

Triqueballe, Schleppwagen, welcher Artikel von dem Th. 145 hierher verwiesen worden, gehört zu den Maschinen der Artillerie, und dient dazu, um schwere Lasten auf Wällen und in Laufgräben von einer Batterie zur andern zu bringen. Dieser Wagen besteht aus einer Achse a, Fig. 9254, mit einem hohen Achsenschemel b, zwei 7 bis 7½ Fuß hohen Rädern, einer 14 bis 15 Fuß langen Deichsel c, oder vielmehr Langbaume, und zwei Deichselarmen d. Alle diese Stücke erhalten, in Hinsicht der großen Last, die mit der Maschine weggeschafft werden soll, eine ansehnliche Stärke und dauerhafte Beschläge. Auf dem Langbaume werden mehrere Ringe e, mit durchgehenden Bolzen, wie Protzringe gestaltet, angebracht, um Hebebäume durchzustecken, an denen vier Mann schieben, drücken oder heben können.

Triqueter und **Triquetrus**, in der Botanik, dreiseitig oder dreischneidig, mit drei ebenen Seitenflächen und drei scharfen Kanten, z. B. der Halm von Scirpus maritimus, und Cyperus longus, das Nüßchen bei dem Letztern und bei Cyperus fuscus. Es wird meist synonym mit trigonus genommen, welches jedoch auch einen dreiseitigen Theil mit stumpfen Kanten bezeichnen kann.

Triquetra ossa und **Ossa Wormiana**, kleine Knochen, welche zwischen den Nähten des Hirnschädels befindlich sind.

Triquetrum, die Benennung eines jeden Dreiecks. — Auch ein südliches Gestirn, welches Amerikus Vesputius entdeckte, führt diesen Namen.

Triradiata umbella, eine dreistrahlige Dolde, wenn ein Blumenschirm nur aus drei Strahlen besteht.

Triraphis, Triraphis, eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria

Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems, und zur Familie der Gräser gehört. Die Blüten bilden Rispen. Der Kelch ist zwei oder einblumig, davon die obern unfruchtbar sind. Die untern Korollenklappen an der Spitze sind mit drei zarten Grannen versehen; die obern ohne Grannen. Die Narben sind federförmig. Es giebt davon zwei Arten, welche in Neu-Holland zu Hause gehören. Man zieht diese Gräser nur in botanischen Gärten. Bis jetzt sind sie nur wenig bekannt.

Triregnum, eine Benennung der kostbaren dreifachen Krone des Pabstes, womit er nach seiner Erwählung gekrönt zu werden pflegt.

Triremis, eine Art Galeeren der Alten, die auch als Kriegsschiffe benutzt wurden. Diese Galeere hatte drei Reihen Ruder; wie diese aber darauf angebracht waren, ist unbekannt, da unsere jetzigen Galeeren eine ganz andere Bauart haben sollen. Nach der Lage der Ruder scheinen sie über einander angebracht gewesen zu seyn; denn man unterschied auch die Ruderknechte nach denselben in die Untersten, Mittelsten und Obersten. Die Erstern hatten die kürzesten Ruder, und die Letztern die längsten, und diese bekamen daher auch mehr Lohn, weil sie die schwerste Arbeit zu verrichten hatten. Wenn sich nun auch hierdurch die Anbringung der Ruderbänke bei drei Reihen ermitteln ließe, so ist es aber schwer zu begreifen, wie sie zehn bis funfzehn Reihen haben anlegen können, und noch schwerer, wie die Galeere eingerichtet gewesen seyn mag, die Ptolemäus Philopator hatte bauen lassen, die vierzig Reihen Ruder und dazu 4000 Ruderknechte besaß, wobei sie 280 Fuß lang, und 48 Fuß am Hintertheile hoch war, und, ohne die Ruderknechte, noch 400 Schiffsleute und 3000 Soldaten barg.

Trisagium, Gr. Trishagion, τρισαγιον, ein Hymnus oder Gesang bei den Griechen, worin das Wort

heilig dreimal wiederholt wurde, welcher Gesang: Sanctus, Sanctus, Sanctus (Heilig, Heilig, Heilig! Jes. 6, 3)! auch noch jetzt bei der Römisch-katholischen Messe Statt findet.

Trisanet, s. Trisenet.

Trischaken, s. Treschak, Th. 187, S. 553.

Trischel, s. Dreschtenne, unter Dreschen, Th. 9.

Trischere, Trichere, Trichera Schrad., eine Pflanzengattung, welche von der Skabiose, Scabiosa Linn., getrennt worden, und in die erste Ordnung der vierten Klasse (Tetrandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems (Familie der Aggregaten) gehört, und mehrere Arten zählt, die größtentheils bei uns in Deutschland im freien Lande gezogen werden. S. die Erziehung der Skabiosen oder Scabiosen, in diesem Artikel, Th. 138, S. 108 u. f.

Trischilie, Trichilie, Trichilia, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zehnten Klasse (Decandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems, und zur Familie der Milieen gehört. Die Gattungskennzeichen sind folgende: Ein fünfzähniger Kelch, fünf Kronenblätter, eine cylindrische, gezähnte Saftthülle, welche acht bis zehn Antheren trägt. Die Kapsel ist rundlich, dreifächerig, dreilappig, dreisamig, der Same ist mit einem häutigen Umschlage versehen, also beerenartig. Die bekannten Arten, die sich über funfzehn belaufen, kommen in warmen Außereuropäischen Ländern vor, und sind in Deutschland nur sehr wenig bekannt, und wo sie vorkommen, da ist solches nur in botanischen Gärten. Auch scheinen sie sich nicht besonders als Zierpflanzen auszuzeichnen, weil sie sonst längst bekannter seyn würden, da schon Linné in seiner Species plantarum von 1764 drei Arten anführt. Sie verlangen eine Stelle im Treib- und Glashause, welches auf den wärmern Stand der Pflanzen in ihrem Vaterlande ankommt. Den Sa-

men der verschiedenen Arten säet man ins warme Mistbeet, oder auch in Blumentöpfe in lockere Erde, und stellt solche in ein Lohbeet. S. Dietrichs allgemeines Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 10, S. 105 u f. — Einige ausgezeichnete Arten mögen hier einen Platz finden:

1) Die bisamduftende Trischilie oder Trichilie, Trichilia moschata. **Swartz Fl. ind. occid. 2, p. 735,** eine perennirende Pflanze mit wechselsweise gefiederten Blättern, winkelständigen Trauben, fast zehnfädigen, einblättrigen Blumen, und einsamigen Kapseln. Sie wächst im nördlichen Jamaika in Wäldern. Man pflanzt sie in Dammerde, und stellt sie den Winter über in die zweite Abtheilung eines Treibhauses, oder ins Glashaus.

2) Die ansehnliche Trischilie oder Trichilie, Trichilia spectabilis. Forst. prodr. Nr. 188. Dieser perennirende Zierstrauch ist in Neuseeland einheimisch, hat gefiederte Blätter, lanzettförmige, spitzige Blättchen, und winkelständige, vielfach zusammengesetzte Blumentrauben. Er wird im Glashause durchwintert.

3) Die verschiedenblättrige Trischilie oder Trichilie, Trichilia heterophylla **Willd.** Die Blätter dieser perennirenden Art sind theils gefiedert, theils dreizählig, die Blättchen eyförmig, langgespitzt, unbehaart, an der Spitze mit einer Mucrone versehen. Die Blumen bilden winkelständige Trauben, haben einen kleinen vierzähnigen Kelch, vier bis fünf Kronenblätter, acht Antheren, welche inwendig an den Einschnitten der Safthülle sitzen, eine kopfförmige Narbe, und hinterlassen eine zottige, lederartige, zweifächerige Kapsel. Diese Art verlangt einen Stand im Treibhause, wenigstens in der zweiten Abtheilung desselben, da sie in Madagaskar einheimisch ist.

4) Die bleiche Trischilie oder Trichilie, Tri-

chilia pallida. Swartz Fl. ind. occid. 2. p. 733. Die Blätter dieser perennirenden Trischilie sind ungleich gefiedert, und die Blättchen eyförmig. Die Blumen bilden geknaulte Trauben, welche in den Blattwinkeln und an den Spitzen der Zweige entspringen. Der Kelch ist vierzähnig, und die Krone hat meistentheils nur vier gegen einander gebogene Blätter; an den Einschnitten der Safthülle sitzen acht Antheren. Die Kapsel ist zottig, lederartig, zweifächerig, zweiklappig, zweisamig; deshalb hat Cavanilles diese Art und die vorhergehende verschiedenblättrige Trischilie (Trichilia heterophylla) unter dem Gattungsnamen Potesia Jussi aufgeführt. Die bleiche Trischilie wächst im Gesträuche, an Bergen in St. Domingo, und kann daher, in Ansehung des Standortes, wie die vorhergehende Trischilie behandelt werden.

Trischilie (ansehnliche), Trichilia spectabilis, s. oben, S. 440.

— (bisamduftende), Trichilia moschata, s. daselbst.

— (bleiche), Trichilia pallida, s. daselbst.

— (verschiedenblättrige), Trichilia heterophylla, s. daselbst.

Trischinium, Trichinium, Trichinium Rob. Brown, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Chenopodien gehört. Die Arten derselben gehören alle in Neu-Holland zu Hause. Sie tragen wechselnde Blätter, und kopf- oder ährenständige Blumen, die unter dem fünftheiligen Kelche mit drei trockenen glänzenden Bracteen versehen sind. Sie sind noch wenig in Europa bekannt, und daher auch nicht bei uns in Deutschland. Dietrich giebt daher in den Nachträgen zu seinem „Lexicon der Gärtnerei und Botanik,“

Th. 9, S. 223 u. f., keine Kultur und Behandlung derselben an.

Trischodesma, Trichodesma Rob. Brown, eine Pflanzengattung, die Linné zum Boretsch (Borago) zählt, der genannte Botaniker aber davon getrennt hat. Die neuentdeckten Arten gehören in Ostindien, Aetiopien und Neu-Holland zu Hause. Diese Gattung unterscheidet sich vom Boretsch durch den nackten Schlund, durch die Einschnitte der Korolle, welche an der Spitze pfriemenförmig sind, durch die auf dem Rücken mit Zottenhaaren besetzten begrannten Antheren, und durch die Gestalt und Beschaffenheit der Samen. Die neuern Arten findet man in dem Nachtrage zu Dietrichs „Lexikon der Gärtnerei und Botanik," Bd. 9, S. 237 u. f., beschrieben. — Nach der neuern Eintheilung der Pflanzen gehört diese Gattung zur Familie der Asperifolien. Der eben genannte Botaniker hat ihre Kultur weiter nicht beschrieben, da sie in den botanischen Gärten Deutschlands noch wenig gezogen werden, überhaupt in Europa nur wenig bekannt sind.

Trischodium, Trichodium, Michaux, Schrad., Pers., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Gräser gehört. Diese Gattung unterscheidet sich vom Windhalme, Agrostis Linn., größtentheils nur durch die einzelnen Korollenklappen (Spelze); genaue Beobachtungen haben aber gelehrt, daß oft die zweite der Klappen sehr klein und versteckt ist, also in diesem Falle nicht fehlt. Da diese Gräser bis jetzt nicht zum Zwecke der Landwirthschaft kultivirt worden sind, so werden sie auch hier weiter nicht beschrieben. Die in Europa einheimischen Arten werden unter Windhalm, in W., vorkommen, wie das Hundstrischodium, Trichodium caninum Schrad., das Alpentrischo-

dium, Trichodium alpinum Shrad. Man behandelt diese Gräser in botanischen Gärten, hinsichtlich der Standörter, Fortpflanzung und Vermehrung, wie die Arten der Gattung Agrostis. S. Dietrichs „Lexicon der Gärtnerei und Botanik," Th. 10, S. 110 u. f., und die Nachträge dazu, Th. 9, S. 239 u. f.

Trischokarpus. Trichocarpus, Haarfrucht, Trichocarpus Gen. plant. ed. Schreb., eine Baumgattung, welche in die zweite Ordnung der dreizehnten Klasse (Polyandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und wovon eine Art, die lorbeerblättrige Haarfrucht, Trichocarpus laurifolia Willd., bekannt ist, ein Baum, der in den Wäldern in Gujana 40 bis 50 Fuß hoch wird, und in unsern Gärten eine Stelle im Treibhause verlangt. Er hat zerstreut stehende gestielte Blätter, die lederartig, länglich-gespitzt, ganzrandig, geadert, und unbehaart sind. Die Blumen sind seitenständig, fast zweitheilig, und nur wenig blumige Doldentrauben gesammelt. Man pflanzt den Baum, nach Dietrich, in lockere, kräftige Erde, und vermehrt ihn durch die Aussaat des Samens und auch durch Stecklinge in warmen Beeten.

Trischokladus, Trichocladus, Trichocladus Pers. Syn. 2. p. 597, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zweiundzwanzigsten Klasse (Dioecia Monandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Es ist bis jetzt davon nur eine Art bekannt, welche strauchartig wächst und auf dem Kap der guten Hoffnung angetroffen wird, nämlich der haarblütige Trischokladus, Trichocladus crinitus, welcher eine Durchwinterung im Glashause verlangt, aber sonst nichts Ausgezeichnetes hat, und auch nur in botanischen Gärten vorkommt. S. Dietrichs „voll-

ständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik," Th. 10, S. 109 u. f.

Trischokloa, Trichocloa, Trichoeloa, eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und zur Familie der Gräser. Die meisten von den bekannten Arten gehören in Süd-Amerika und in Mexiko zu Hause; andere im nördlichen Amerika, und verlangen eine Stelle im Treibhause. Auch können die Samen der drei einjährigen Arten, die aus Mexiko stammen, und die Nordamerikanischen in den wärmeren Gegenden Deutschlands ins freie Land ausgesäet werden. Der Charakter dieser Grasgattung besteht in einem zweiklappigen einblümigen Kelche, der viel kürzer, als die zweiklappige Korolle ist, und Korollenklappen, die an der Basis nackt sind; die innere ist zusammengerollt, wird rindenartig, und umgiebt den Samen; die Grannen sind nicht gegliedert. Die Arten findet man in Dietrichs Nachträgen zu seinem „Lexicon der Gärtnerei und Botanik," Th. 9, S. 227 u. f., verzeichnet.

Trischomanes, Trichomanes, Trichomanes Linn., s. Zipfelfarn, unter Z.

Trischozeros, Trichozeros, Trichoceros, Humb. et Bonpl., eine Pflanzengattung, welche in die Familie der Orchiden, und nach dem Linnéischen Systeme zu Gynandria monandria gehört. Die paar bis jetzt davon bekannten Arten sind krautartige, schmarotzende und zwiebelartige Pflanzen, die in den Deutschen Gärten noch größtentheils unbekannt sind. Da sie in Süd-Amerika zu Hause gehören, so sollen sie wie andere in den Tropenländern einheimische schmarotzende Orchiden behandelt werden. S. Dietrichs Nachträge zu seinem „Lexicon der Gärtnerei und Botanik," Th. 9, S. 225.

Trisectus, in der Botanik, dreischnittig, wie z. B. die untern Blätter von Ranunculus repens.

Trisekus, Trisecus, eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems, und zur Familie der Kaprifolien gehört. Man findet davon nur eine Art angezeigt, die aber nichts Ausgezeichnetes hat, um sie als Zierpflanze zu empfehlen.

Trisenet, Trisanet, in der Pharmacie, ein gröblich zerstoßenes Pulver. In der Kochkunst, ein aus Gewürzen bestehendes Pulver zu gerösteten Semmelschnitten, wozu man auch den gerösteten Zwieback gebrauchen kann, welcher mit Wein übergossen, und mit Zucker und Gewürzen überstreuet wird. Man pflegt sie bei gebratenen Truthühnern, Kapaunen ꝛc. mit auf die Tafel zu setzen. Man nimmt zu 1½ Pfund klein zerstoßenem Zucker 1 Loth Ingber oder Ingwer, 1 Loth Zimmet, 1 Quentchen Macisblüte, und etwas, jedoch nur sehr wenig, Kardamom, welche Ingredienzien zusammen sehr fein zerstoßen und mit dem Zucker zusammengemengt werden. Hierauf schneidet man Milchbrod oder Semmel in Scheiben oder Würfel, bähet sie auf dem Roste goldgelb, legt sie in eine tiefe Schüssel oder in einen Napf, streuet von dem zubereiteten Trisenetpulver darauf, gießt guten Wein darüber, damit die Semmelscheiben aufquillen, und läßt sie eine Weile liegen. Dann wird eine Schüssel mit diesem Pulver bestreut, darauf eine Lage von den eingeweichten Semmelscheiben gelegt, diese werden mit dem Pulver bestreuet, auch Citronenscheiben darauf gelegt, und damit so lange fortgefahren, als noch Semmelscheiben und Trisonetpulver vorhanden sind. Hierauf gießt man den übriggebliebenen Wein, worin vorher die Semmelscheiben geweicht worden sind, darüber, und setzt es auf die Tafel. Man kann auch eine Lage Semmelscheiben mit in Scheiben geschnittenem

kalten Braten belegen, sey es nun Kalbs-, Reh-, oder Truthühner-, Kapaunen-, Rebhühner- ꝛc. Braten, und es so zu Tische geben. Auch kann man zu dem Trisenetpulver noch zerstoßene Gewürznelken, Cubeben, Piment ꝛc. mischen, wie man es für zweckmäßig in Hinsicht des Geschmackes findet; nur setze man von den scharf schmeckenden Gewürzen nur sehr wenig zu, damit diese nicht über den Geschmack der andern hinausgehen.

Trisetspiel, s. Tresetspiel, Th. 187, S. 155 u. f.

Triserialis, in der Botanik, dreireihig. Das Tri ist den Sylben serialis, reihig, angehängt. Es ist hier von Theilen zu verstehen, welche in Reihen über- oder nebeneinander stehen: biserialis, zweireihig, z. B. die Samen in jedem Fache der Kapsel von Nigella, die Fruchthäufchen zwischen je zwei Hauptadern des Blattes bei Polypodium Phyllitidis, und so mehrere.

Trisetum, Dreiborste, Trisetum Pers. Syn. plant. 1. p. 97, eine Pflanzengattung, welche zur Familie der Gräser, und in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und dem Hafer (Avena) sehr nahe verwandt ist, wenigstens kommen die Gattungskennzeichen mit ihm ziemlich überein, nur unterscheidet sie sich am meisten von demselben, daß die Rückengranne nicht gedreht, sondern gerade ist, und die untere oder äußere Korollenklappe zwei Borsten hat. Die Nectarblättchen sind lanzettförmig, ungetheilt und glatt, die Kelchklappen häutig, drei- bis fünfblumig, und der Same ist fast rindig und gefurcht. Arten sind:

1) Alpenliebendes Trisetum, alpenliebende Dreiborste, Trisetum alpinum, Avena alpina. Smith in Linn. Transact. X. p. 335. Die Wurzel dieses Grases ist perennirend, dicht, faserig,

fast kriechend; der Halm ist mit flachen, nackten Blättern besetzt, die am Rande fein sägenartig gezähnelt sind; die Scheiden sind scharf, verlängert; die Rispe aufrecht, fast einfach, die Kelchklappen fast fünfblumig. Man findet dieses Gras in England auf Bergwiesen.

2) Schmelenartiges Trisetum, schmelenartige Dreiborste, Trisetum airoides. P. de Beauv. Die Halme dieses perennirenden Trisetums werden einen Finger bis eine Spanne lang, sind unten mit glatten Scheiden bedeckt, oben nackt, aber dicht filzig. Die Blättchen sind linienförmig, gespitzt, flach, die Scheiden mit einem kurzen, geschlitzten Blatthäutchen versehen. Die Rispe ist cylindrisch, und trägt eylanzettförmige, kurzgestielte Aehrchen. Das Vaterland sind die Alpen in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, und auf den Pyrenäen; eine Varietät mit jähriger Wurzel findet sich in Grönland. Hierher gehört: Aira subspicata Linn. und folgende Synonymen: Avena airoides, Koel. Gram. p. 298; Aira spicata, Wahlenb. Fl. lapp. n. 53, und Koeleria subspicata.

3) Filziges Trisetum, filzige Dreiborste, Trisetum pubescens Schult. Dieses Gras hat aufrechte, glatte Halme, die 1 bis 2 Fuß, auch darüber, hoch werden. Die Blätter sind etwas stumpf, flach, und mit weichem Filze bekleidet, die Scheiden zusammengedrückt, unten behaart, mit einem stumpfen Blatthäutchen versehen. Die Rispe ist fast ährenförmig gleich, die gipfelständigen Blumen sind unfruchtbar. Die Korollenklappen sind scharf-punktirt, fünfrippig, die äußern an der Spitze ungleich, drei- bis fünfzähnig; die Grannen sind lang und gerade. Das Vaterland dieses perennirenden Grases sind die Wiesen in Europa.

4) Dünnes Trisetum, dünne Dreiborste,

Trisetum tenue Schult.; Avena tenuis Schrad. Fl. germ. I. p. 375; Avena striata Lam. Illust. p. 200 etc. Die Halme dieses einjährigen Grases werden 1 bis 2 Fuß hoch, sind knotig, unten gestreckt, dann aufrecht, scharf; die Blätter lang gespitzt, zuletzt, wenn sie trocken geworden, eingerollt, zuweilen mit zartem Filze bekleidet, die Scheiden glatt; sie haben verlängerte, gespitzte, fein geschlitzte Blatthäutchen. Die Aeste der Rispe stehen zwei- bis dreifach, sind lang, fadenförmig, die Aehrchen lanzettförmig, rundlich, die Kelchklappen lanzettförmig, die äußern an der Spitze zweigrannig; die Rückengranne ist mit einem Gelenke oder Knoten versehen. Eine Varietät ist in allen Theilen kleiner, und die untern Scheiden sind purpurröthlich. Das Vaterland ist Europa, wo man sie an Bergen und an trockenen, unfruchtbaren, sonnenreichen Orten findet.

5) Behaartes Trisetum, behaarte Dreiborste, **Trisetum pilosum Schult.** Die Halme dieses einjährigen Grases sind aufrecht, und tragen eine einseitige, fast ästige Rispe. Die Blätter und Scheiden sind mit etwas steifen Haaren bedeckt; die Aehren dreiblumig, doppelt kürzer, als die Aeste der Rispe, die wechselnd stehen. Die Spindel sind behaart; die Kelchklappen glatt, sehr ungleich, die äußern Kronenklappen über der Mitte zweitheilig, dreigrannig; die Rückengranne ist länger, als die seitenständigen, und mit einem Gelenke versehen. Das Vaterland ist Spanien. Hier findet sich auch

6) Einjähriges Pourretisches Trisetum, Pourretische Dreiborste, **Trisetum Pourr.**, dessen knotiger Halm 3 bis 6 Zoll hoch wird, in gutem Boden noch höher. Die Blätter sind linienförmig, glatt, die untern 1 Zoll, die obern kaum $\frac{1}{2}$ Zoll lang, mit einem lanzettförmigen, verlängerten, gespaltenen Blatthäutchen versehen. Die anderthalb Zoll lange Rispe

hat ausgebreitete, scharfborstige Aeste. Die Kelchklappen sind ungleich, die äußern auf dem Rücken, unter der Spitze, scharfborstig, die äußere Korollenklappe an der Spitze fast dreizähnig, dreigrannig, die innere lanzettförmig, doppelt kürzer, als die äußere, und eingerollt.

7) Fennigartiges Trisetum, fennigartige Dreiborste, Trisetum paniceum, Pers.; Avena panicea, Link, in Schrad. Journ., 1799, St. 4, S. 314. Die Blätter dieses einjährigen Grases sind flach, die Scheide rauhhaarig, mit einem kurzen Blatthäutchen versehen; die Rispe zusammengezogen. Der Kelch ist zwei- bis dreiblumig; die Korollenklappe zweispaltig, und hat drei Grannen, davon die Rückengranne doppelt länger, als das Blümchen ist. Nach Link soll diese Art dem Trisetum oder Avena Loeflinganum sehr ähnlich sehen, aber doch davon verschieden seyn. Das Vaterland ist Portugal, wo man dieses Gras um Lissabon, Oporto ꝛc. an sandigen Orten antrifft.

8) Braunes Trisetum, braune Dreiborste, Trisetum fuscum, Avena fusca Schult. Die Wurzel dieses perennirenden Grases ist faserig, mehr oder weniger kriechend, der Halm ungefähr zwei Fuß hoch, mit gefranzten Blättern bekleidet, deren Scheiden zusammengedrückt, behaart, und mit länglichen Blatthäutchen versehen sind. Die Rispe ist verlängert, zusammengesetzt, fast traubenartig, gelblich, oder schwärzlichbraun, oft dreiblumig. Die Kelchklappen und Grannen sind gefranzt. Diese Art hat zwei Varietäten, und ist in Oesterreich und auf den Karpathen zu Hause.

9) Steifes Trisetum, steife Dreiborste, Trisetum rigidum Bieb., Avena sesquitertia. Diese am östlichen Kaukasus in grobsandigem Boden vor-

kommende Art ist perennirend; aus der kriechenden Wurzel entwickeln sich kriechende Halme, die mit steifen, oft eingerollten, zweireihigen Blättern besetzt sind; das Blatthäutchen ist umfassend, gefranzt und zerschlitzt; die Rispe ästig, glänzend und weißlich. Die Kelche sind zweiblumig, die Klappen ungleich, gespitzt; der Fruchtboden mit Wolle oder Barthaaren bekliedet. Die Varietäten dieser Art erscheinen nach der Verschiedenheit des Standortes und des Bodens in allen Theilen größer oder kleiner.

10) Pensylvanisches Trisetum, Pensylvanische Dreiborste, Trisetum pensylvanicum Pal. de Beauv., Avena pensylvanica Linn. Die Blätter dieses einjährigen Trisetums sind ungefähr 1 Zoll lang, steif, am Ende mit Barthaaren bekleidet. Der Halm trägt eine verdünnte, mehr oder weniger übergebogene Rispe, deren Kelche zweiblumig sind. Die Kelchklappen sind doppelt kürzer, als die Grannen; die Samen mit Zottenhaaren bekleidet. Das Vaterland ist Nord-Amerika, Neu-England und Karolina.

Außer den hier angeführten Arten des Trisetums oder der Dreiborste giebt es noch über zwanzig Arten, die aber hier übergangen werden müssen. Man findet sie alle in dem Nachtrage zu Dietrichs „vollständigem Lexikon der Gärtnerei und Botanik," Bd. 9, S. 291 u. f., angeführt. Es scheint aber noch manche Verwirrung unter den Arten zu herrschen, da sie mit andern Gräsern nahe verwandt, und vielleicht nur Varietäten davon sind, wie z. B. mit Avena oder dem Hafergrase; oder es haben auch mit diesen Gräsern Verwechselungen Statt gefunden, welches sich erst Alles mehr enthüllen muß. — Man zieht übrigens diese Gräser aus Samen, und vermehrt die perennirenden durch Zertheilung der Wurzeln. Die Standörter werden nach dem Vaterlande einer jeden

Art bestimmt. Von den oben angeführten, so wie überhaupt von diesen Gräsern, können mehrere als Futtergewächse zur Verbesserung der Wiesen angepflanzt werden.

Trisetum (alpenliebendes), Trisetum alpinum, s. oben, S. 446.
— (behaartes), Trisetum pilosum, s. daselbst, S. 448.
— (braunes), Trisetum fuscum, s. das., S. 449.
— (dünnes), Trisetum tenue, s. das., S. 447.
— (fennigartiges), Trisetum paniceum, s. das., S. 449.
— (filziges), Trisetum pubescens, s. das., S. 447.
— (Pensylvanisches), Trisetum pensylvanicum, s. das., S. 450.
— (Pourretisches), Trisetum Pourreti, s. das., S. 448.
— (schmelenartiges), Trisetum airoides, s. das., S. 447.
— (steifes), Trisetum rigidum, s. das., S. 449.

Trishagion, s. Trisagium.

Trismegist, Trismegistus, ein Beiname des Aegyptischen Hermes oder Merkur; s. auch den Art. Merkur, Th. 89, S. 74 u. f., und den Art. Scheidekunst, Th. 141, S. 559 u. f.

Trismegistus, s. den vorhergehenden Artikel.

Trisseley, Trésorerie, bei dem Deutschen Orden die Schatzkammer, auch das Amt, wo ausbezahlt wird. Der Beamte darüber heißt Trésorier oder Schatzmeister.

Tristachel, beim Fischer, ein eisernes Instrument, aus drei mit Widerhaken versehenen Spitzen an einer langen Stange bestehend, woran es mit zwei eisernen Federn befestiget ist, womit die Aale, Aalraupen ꝛc.

in den Behältnissen gefangen und herausgezogen werden; s. unter Aalfang, Th. 1, S. 11 u. f., und die dazu gehörige Abbildung, Fig. 4.

Tristanie, Tristania Rob. Brown, eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der achtzehnten Klasse (Polyadelphia Icosandria) des Linnéischen Pflanzensystems, und zur Familie der Myrthen gehört. Diese Gattung ist, nach Dietrich, der Melaleuca sehr nahe verwandt, und fast nur durch die sehr kurzen Staubfädenbündel zu unterscheiden. Die Korollenblätter stehen, wie bei jener, den fünf Staubfädenbündeln gegenüber, und haben mit denselben fast gleiche Länge, oder sind etwas kürzer, als die Staubfäden, deren Antheren aufliegen. Die Kapsel ist dreifächerig, vielsamig. Die bis jetzt bekannten drei Arten kommen aus Südwales, und von ihnen verdient hier die oleanderblättrige Tristanie angeführt zu werden, Tristania nereifolia, foliis oppositis lanceolatis, phalangibus 3 — 5 andris. Brown l. c. 2. IV. p. 417. Melaleuca nereifolia, Sims in bot. Magaz. 1058. Melaleuca salicifolia Andreus reposit. Engl. Oleander-leav'd Tristania. Diese Pflanze hat Dietrich in der vierten Auflage seines Wintergartens (Berlin, 1808) unter die Zierpflanzen aufgenommen. Sie hat einen baumartigen Wuchs, einen geraden cylindrischen Stamm, mit glatter graugrüner Rinde, und erreicht eine Höhe von drei bis vier Fuß. Der Stamm ist eines kleinen Fingers dick, und hat aufrechte, abstehende Aeste, die zwischen den Blätterpaaren mehr oder weniger zusammengedrückt sind. Die Blätter stehen gegenüber, sind lanzettförmig, gespitzt, lederartig, ganzrandig, am Rande schwielig-verdickt, glatt, oben dunkel-, unten blaß- oder graulich-grün, einen bis anderthalb Zoll lang, eine bis zwei Linien breit,

die Stiele sehr kurz an den Aesten herablaufend. Die gemeinschaftlichen Blumenstiele stehen einzeln in den obern Blattwinkeln, sind grün, unbehaart, fast so lang, als die Blätter, an der Spitze gabeläſtig, rispenartig getheilt, drei-, fünf- bis achtblumig, die Blumenstielchen am Grunde mit einzelnen kleinen lanzettförmigen gespitzten Bracteen besetzt. Die Blumen stehen aufrecht; der Kelch ist kreiselförmig, bleibend, und hat fünf stumpfliche lederartige Zähne, fünf eyförmige flache gelbe und abstehende Korollenblätter. Die fünf Staubfädenbündel bestehen gewöhnlich jeder aus drei Staubfäden, die unter den Kelchzähnen eingefügt sind, und haben an der Basis keinen Zusammenhang. Die Antheren sind fast nierenförmig, aufliegend. Der Fruchtknoten ist an der Basis mit dem Kelche verwachsen. Der Griffel ist länger, als die Staubfäden, mit einer stumpfen Narbe gekrönt. Die Kapsel an dem Kelche ist ziemlich bedeckt, gleichsam mit demselben zusammengewachsen, dreifächerig, vielsamig. Die Samen sind fast keulenförmig, mit einem zelligen Umschlage bekleidet. Die Blumen, welche diese Tristanie trägt, sind zwar nur klein, aber sehr lieblich, und stechen gegen das lebhafte Grün der Afterblätter recht artig ab. Sie kommt aus Neu-Südwales, blüht in den Gärten Deutschlands vom Julius bis September, und wird im Glashause überwintert. Die Fortpflanzung und Vermehrung geschieht leicht aus der Aussaat des Samens, und durch Stecklinge. Auch die beiden andern hier nicht weiter beschriebenen Arten: die dichtblättrige Tristanie, Tristania conferta Br., und die lorbeerblättrige Tristanie, Tristania laurina Br., können auf dieselbe Art behandelt und fortgepflanzt werden. (Reichenbach's Magazin der ästhetischen Botanik, Bd. 1, Z. 3, t. 17.

Tristemma, Tristemma Jussieu gen. plant. edit. Usteri pag. 365. Pers. Syn. I, pag. 476, eine

Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zehnten Klasse (Decandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Melastomen gehört. Es sind davon einige Arten bekannt, die aber hier keine Beschreibung weiter nöthig machen, da sie nur in botanischen Gärten gezogen werden. — Der Charakter der Gattung ist ein glockenförmiger Kelch, welcher fünftheilig, auswendig am Rande mit einer doppelten gewimperten bleibenden Haut versehen ist. Ferner hat sie fünf Korollenblätter, zehn Staubfäden und einen Griffel. Die Beere hat fünf Fächer.

Tristiche, Tristicha, Aub. du Petit Thouar, eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der ersten Klasse (Monandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems und in die Familie der Najaden gehört. Sie zählt mehrere Arten, die aber hier weiter keine Beschreibung nöthig machen. — Es sind Wasserpflanzen, die in Madagaskar in stehenden Gewässern angetroffen werden. Sie gleichen in Ansehung ihres Wuchses den Lycopodien und Laubmoosen. — In den botanischen Gärten werden sie in wasserhaltigen Gefäßen gezogen, die auf dem Boden mit Schlamm bedeckt sind; man stellt sie in das Treibhaus.

Tristichon, ein Gedicht, das aus drei Zeilen besteht. Hier einige dieser Gedichte als Muster von Haug*).

Vergleichung.

Lisandern fehlt das Wollen nur
Zum Biedermann, und dir, Obscur,
Zum Bösewicht das Können nur.

Ueber Kakus.

Was er auf der Kanzel spricht,
Von der Christusjünger-Pflicht,
Macht er nicht, und thut er nicht.

---

*) Epigramme und vermischte Gedichte von Joh. Christ. Fried. Haug. Th. 1. Berlin, 1805.

Schade!
Bei deiner Lampe düster'm Schein
Soll Bacchus dein Begeist'rer seyn.
Verloren ach! sind Oel und Wein!

An Vernünftler.
Wo Amors Unterthanen sind,
Sprichst du, Vernünftler, in den Wind!
Ihr König selbst ist Kind und blind.

Auf den König von Preußen.
In Friedrich, Mars geliebtem Sohn,
Schmückt ein Virgil den Königsthron,
Und ein August den Helicon.

Das Tristichon wird bei Stachelgedichten oder Epigrammen, auch bei anderen kleinen Gedichten, die einen Hauptgedanken in drei Zeilen ausdrücken können, gebraucht, wie das Distichon nur in zwei Zeilen, z. B.:

Edel wird Niemand geboren, veredlugsfähig ein Jeder.
Wer dich veredelt, erwirbt hohes Verdienst um den Geist.

Wie in dem Lenze der Thau die welkenden Blumen erquicket,
So belebet Gesang lieblich das menschliche Herz.

Man gewahrt hieraus, daß diese Einkleidung keinem Zwange unterliegt, sowohl in dem Tristichon, von dem eigentlich hier die Rede ist, wie in dem Distichon, welches hier nur beiläufig mit erwähnt wird, da es unter D übergangen worden, weil es damals nicht in dem Plane der Encyklopädie lag, auch Gegenstände aus der Aesthetik hier aufzunehmen, die doch eigentlich mit zur Kunstgeschichte gehört, und wäre dieses auch im strengen Sinne hier nicht der Fall, da hier unter Kunstgeschichte nur die plastischen oder bil-

denden Künste verstanden und beschrieben werden sollen, so ist doch schon der Artikel Musik mit hineingezogen worden, mithin darf auch die Dichtkunst, als Schwester der Musik, hier nicht fehlen, da beide in das öffentliche und häusliche Leben, besonders jetzt, bei dem Stande der Kultur, so wichtig eingreifen; auch ist die Erstere, die Dichtkunst, schon in mehreren Artikeln berücksichtiget worden, und dieses rechtfertiget daher ihre Aufnahme. Das Tristichon ist bei Epigrammen besonders an seinem Orte, wie die oben angeführten drei ersten beweisen werden; aber auch als eigentliches Sinngedicht, wie das Letzte zeigt, eignet es sich vorzüglich, nur darf der Gedanke nicht matt oder abgenutzt seyn, sondern in voller Frische prangen, wie eine eben aufblühende Rose ihre Schönheit, in Blättern, Farbe und Geruch darbietet.

Tristichus, in der Botanik, dreizeilig.

tristis, der Traurige, ein Beiname des Pluto, der nicht lacht. Diesen Namen gab man auch dem Crassus, dem Großvater desjenigen, der von den Parthern erschlagen wurde; denn dieser hatte in seinem Leben nur ein einziges Mal gelacht, da er einen Esel Disteln fressen sah; hierüber sagte er: „similem habent labra lactucam“ und lachte über seinen Einfall.

Tritavus, des Atavi pater, der Oberurältervater.

Triternatisectus, in der Botanik, dreifach-dreischnittig, = triplicato — trisectus.

Triternatum folium, daselbst, ein dreifach gedrehetes Blatt. So z. B. ist ein dreitheiliger Blattstiel an jedem Aste wieder dreimal getheilt, und an jedem Ende stehen drei Blättchen, z. B. bei Paullinia triternata etc.

Triternatus, in der Botanik, dreifach-dreizählig = triplicato — ternatus.

Triterne, bei den Buchdruckern und Buchhänd-

lern, drei so gedruckte Bogen, daß sie in einander gesteckt werden müssen, wenn sie nachher geheftet werden sollen. S. auch Dritterne und Duerne, Th. 9, S. 637.

Tritheisten, Trideiten, eine sich gebildete Sekte aus dem sechzehnten Jahrhunderte, welche an drei verschiedene Götter, von denen immer Einer höher, als der Andere, gestellt wurde, glaubten. Daher der Tritheimus.

Tritia, eine Tochter des Triton, s. diesen Artikel, weiter unten.

Triticum, s. Weizen, in W.

Triton, in der Mythologie oder Götterlehre, ein Gott oder vielmehr Halbgott des Meeres, Sohn des Neptuns und der Amphitrite. Andere wollen ihn nicht von der Gemahlin des Neptuns entstehen lassen, sondern von der Celäno, wiederum Andere von der Salacia oder Venilia. Nach dem Hesiodus in seiner Theogonie, wird aber Neptuns Gemahlin, die Amphitrite, als seine Mutter angegeben. Der Irrthum kann daher kommen, da es mehrere Meergottheiten seines Namens giebt; denn das ganze Gefolge Neptuns wurde so genannt. Man bildet ihn so ab, daß der obere Theil seines Körpers bis zum Geschöße oder zu den Lenden menschlich war, der übrige Theil endete sich aber in einen Fischschwanz, der sich zirkelförmig theilte. Er blies auf einem Horne vor dem Wagen des Neptuns, und zeigte jedesmal dessen Ankunft an. Im Titanenkriege erschreckte er die Feinde so sehr mit seinem Horne, daß sie zu fliehen begannen, da ihnen der Ton des Hornes etwas Ungewöhnliches hatte; auch that er großen Schaden am Aegäischen Meere, wo er, nach dem Pausanias, vom Bacchus im Schlafe erlegt wurde. Man findet ihn, außer der schon erwähnten Abbildung, noch abgebildet: 1) auf einem Horne blasend; 2) auf einem

Wagen von Seepferden gezogen; 3) mit Pferdefüßen, sträubigem Haare, Fischohren, weitem Munde, kleinen Schuppen, kleinen blauen Augen, und starken Floßfedern; was ihn aber besonders von den übrigen Tritonen unterscheidet, sind kleine Hörner. Man findet ihn auch mit Korallen gekrönt. Er verliebte sich in die Nereide Cymodoce, ohne jedoch wieder geliebt zu werden. Er hatte eine Tochter, welche Tritia hieß, von welcher Mutter sie aber stammt, findet man nicht angegeben. Nach Winkelmann, in seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums" (Wien, 1776), S. 293, findet man in der Villa Albani zwei kolossale Köpfe von Tritonen. Diese Köpfe sind mit einer Art von Floßfedern bezeichnet, welche die Augenbraunen bilden, und den Augenbraunen des Meergottes Glaucus, beim Philostratus, ähnlich sind; solche Floßfedern gehen über die Backen und über die Nase, auch um das Kinn herum. Eben so finden sich die Tritonen auf verschiedenen Begräbnißurnen gestaltet, von welchen eine in dem Museo Capitolino steht. Man glaubt mit einigem Grunde, daß die Fabel von den Tritonen, von den See- oder Meermenschen, die Reisende, sowohl im Alterthume, als auch neuere Reisende zur See gesehen haben wollen, entstanden ist, davon aber bis jetzt noch kein Exemplar aufzuweisen ist; man scheint andere Seethiere, z. B. den Seelöwen, die Seekuh ꝛc. dafür gehalten zu haben, wenigstens schweigen darüber die Naturforscher.

Triton, die Gattungsbenennung der Molche, s. Th. 93, S. 11 u. f. Nach der neuen Eintheilung dieser Amphibien gehören sie in die dritte Familie der Lurche oder Frösche, und machen hier die geschwänzten Lurche oder Molche aus, die sich in mehrere Gattungen theilen, wozu auch der Salamander, der Olm ꝛc. gehören.

Tritonia, zuweilen bei den Dichtern die Minerva oder Pallas.

Tritonis, eine Nymphe, mit der Neptun, nach dem Vorgeben der Lybier die Cäsia (ein Beiname der Minerva) und den Byzas, welcher die berühmte Stadt Byzantium in Thracien im Jahre der Welt 3292 erbauete, erzeugte.

Tritonium, s. Trompetenschnecke.

Tritonshorn, eine Schneckenart, s. unter Murex, Th. 98, S. 124.

Tritonus, Tritono bei den Italienern, in der Musik, der nicht harmonische Dreiklang, welcher aus der Terze, Quinte und Octave besteht.

Tritopatreus, ein Sohn des Jupiters und der Proserpina.

Tritt, von dem Zeitworte treten. 1. Die Handlung des Tretens, jede einzelne Bewegung der Füße im Treten. Ich höre seine Tritte. Einen Tritt thun. Einen falschen Tritt thun; s. Fehltritt. Auf dem Eise hat man keinen gewissen Tritt. Ingleichen die Entfernung der beiden Füße von einander im Treten, so wie der Schritt von schreiten. In diesem Verstande ist der Tritt im gemeinen Leben eine Länge von zwei bis drei Schuhen, da denn zwei Tritte auf einen Schritt gehen. Zuweilen auch collective von der Art und Weise, wie man im Gehen auftritt. Einen leisen, schweren, harten Tritt haben. — 2) Die zurückgebliebene Spur des Trittes, der Eindruck des Fußes in dem Boden: der Fußtritt, die Spur, die Fußspur, die Fußstapfe, bei den Jägern die Fährte, die aber auch das Wort Tritt von dem Hirsche brauchen. Daher der Schlußtritt, Kreuztritt, Beitritt und Blendetritt, lauter Arten der Fährte des Hirsches, wo Tritt auch im Singular oder der Einheit collective gebraucht wird.

—3) Dasjenige, worauf man tritt, doch nur in einigen Fällen. Eine kleine Erhöhung über dem Fußboden, um darauf zu treten, z. B. vor einem Fenster, heißt ein Tritt, und hier Fenstertritt. Eben diesen Namen führt auch ein bewegliches Werkzeug von zwei oder mehreren Stufen, um darauf zu treten, und etwas aus der Höhe herunter zu langen, oder etwas auf eine Höhe zu legen, oder auch Gegenstände, z. B. Möbel ꝛc. abzustäuben, Fenster und Thüren zu reinigen ꝛc. Ferner der Theil an einem Tischgestelle, worauf man die Füße setzt; der Theil an einem Wagen, worauf man tritt, um aus= oder einzusteigen: der Fuß= oder Steigetritt an dem Untergestelle einer Kutsche, s. Th. 57, S. 281, 290, 384 u. f., und 402 u. f.; so auch der Tritt hinten am Wagen, wo die Bedienten aufsteigen, der Bediententritt, s. Th. 57, S. 288 und 341. Ein Brett, worauf man tritt, eine Maschine dadurch in Bewegung zu setzen, z. B. wie die Tritte an dem Weberstuhle, an einer Drehbank, an einem Spinnrade, Schleifsteine ꝛc.—Die figürlichen Bedeutungen dieses Wortes findet man unter Abtritt, Antritt, Auftritt, Austritt, Beitritt, Eintritt, Zutritt ꝛc. ꝛc. S. das folgende Register von Tritt.

Tritt (Ab=), das Abtreten von einem Gegenstande in verschiedener Beziehung. So z. B. der Abtritt bei der Einkehr auf einer Reise. Einen Abtritt bei Jemanden nehmen, einkehren. Dann beim Richter, wenn die Partheyen abtreten sollen. Der Richter befahl den oder ersuchte die Partheyen einen Abtritt zu nehmen, so auch bei andern Kollegien, so lange abzutreten, bis eine Berathung über den vorgetragenen Gegenstand erfolgt sey. — Der Abtritt der Geschwornen, bei einem öffentlichen oder Geschwornengerichte, um über das Schuldig oder

Nichtschuldig zu berathen.—In der Begebung eines Rechts: hundert Thaler für den Abtritt geben, das heißt, um zu einem Rechte zu gelangen, woran ein Anderer auch Antheil hat. Dann auch der Abtritt von einer Gesellschaft, einer Religion, von einer Meinung ꝛc.—In der Schauspielkunst geschieht der Abtritt von der Bühne von einem Schauspieler, wenn seine Rolle beendiget ist, er nichts mehr in der Scene zu sagen hat. So auch, wenn von mehreren Personen die Bühne verlassen wird; denn durch einen Abtritt wird allemal ein Auftritt oder eine Scene geendiget und ein neuer angefangen. Wenn aber alle Personen von der Bühne auf einmal weggehen sollten, so würde kein neuer Auftritt, wenigstens nicht unmittelbar, folgen, die dramatische Handlung würde also unterbrochen werden. Hierauf gründet sich die Regel: daß die Bühne vom Anfange bis zum Ende eines Aufzuges nicht leer werden darf. Eine Regel, die zwar oft verletzt wird, aber selten so, daß die Abweichung davon entschuldiget werden kann. — Ein höherer Ort oder Absatz, von dem man abtritt. Der Abtritt vor einer Thür. Falle nicht, hier ist ein Abtritt. — In den Bergwerken sind die Abtritte kleine Sitze in den Schächten zum Ausruhen, welche auch Absätze und Wechselbühnen genannt werden. S. auch Abtreten, Th. 1, S. 166. — Der Abtritt, das geheime Gemach, zur Erleichterung des Leibes, s. Th. 1, S. 168 u. f. — Bei den Jägern wird dasjenige junge Getreide oder Gras, welches der Hirsch mit seinen Schalen abgetreten hat, der Abtritt genannt.

Tritt (An=), von dem Zeitworte antreten, die Handlung des Antretens. S. Th. 2, S. 273. Dann ist der Antritt noch 1) bei den Fechtern der Eintritt oder Anfang des Fechtens. — 2) Bei Geschäften, der Anfang derselben, als auch eines Besitzes und ei=

ner Zeit; daher der Antritt einer Reise, eines Amtes, der Regierung, des neuen Jahres ꝛc.; daher die Antrittsrede, die Antrittspredigt, der Antrittsschmauß, den man beim Antritte eines Amtes giebt, oder bei der Beziehung eines neuen Hauses, einer neuen Wohnung ꝛc. — 3) Beim Militair, wenn beim Exercieren die Leute nach einem Stillstande oder einer Ruhe wieder antreten müssen, um die Uebungen oder den Marsch fortzusetzen. Hier ist also der Antritt, wenn sich die Leute beim Kommando: „antreten!" wieder in Reihe und Glied stellen. — 4) Das Eisen vor den Eingangsthüren nach den Zimmern eines Hauses, um sich den Schmutz abzutreten, führt auch den Namen des Antritts, so auch die haarige Haut von einem wilden Schweine, oder die aufgestellten Bürsten von Schweinsborsten, um sich den Schmutz abzutreten. — 5) An den Buchdruckerpressen ist der Antritt ein schräge auf dem Fußboden angenageltes Brett, worauf der Drucker seinen Fuß anstämmt, wenn er den Preßbengel an sich zieht. — 6) In einigen Gegenden Deutschlands führt auch der Vorsaal in den Häusern den Namen Antritt, weil man ihn zuerst betritt, ehe man in das Zimmer geht. — 7) Bei den Vogelstellern heißen die mit Aesten ausgeputzten Stangen um den Vogelherd, auf welchen die Vögel antreten oder sich bei ihrer Ankunft setzen, Antritte.

Tritt (Auf=), von dem Zeitworte auftreten, die Handlung des Auftretens, besonders der Auftritt eines Redners, eines Schauspielers. 1) Der Auftritt eines Redners auf die Kanzel, den Katheder; in einer Versammlung ꝛc., um eine Rede zu halten, wie auch z. B. in constitutionellen Staaten in den Deputirtenkammern. — 2) In der dramatischen Dichtkunst ist der Auftritt derjenige Theil eines Schauspiels, der ununterbrochen von denselben

Schauspielern behandelt wird; er endiget sich, und ein neuer Auftritt beginnt (indem ein Aufzug in mehrere Auftritte getheilt ist), so oft eine oder mehrere Personen von der Bühne abtreten, oder wenn eine oder mehrere Personen zu denen, die schon aufgetreten sind, hinzukommen. Keine Person darf aber ohne hinreichenden in der Handlung liegenden Grund weggehen oder auftreten; sie muß genau dem Dichter folgen, wie er solches in jeder Scene angeordnet hat, und wo etwa derselbe gefehlt haben sollte, da muß der Schauspieldirektor oder der Regisseur in den Proben den Fehler abändern; denn die Bühne darf vom Anfange eines Aufzuges bis ans Ende desselben niemals leer werden. Selbst wenn ein einzelner Schauspieler in einer Scene, nach der Handlung des Stücks, das Zimmer oder den Ort, wo er sich allein beschäftigte, verläßt, so muß gleich wieder ein Anderer, oder Mehrere, hereintreten, der in die kurze Unterbrechung einfällt, also die Handlung fortsetzt; denn jeder Auftritt muß mit dem folgenden in genauer Verbindung stehen. — Die doppelten Auftritte entstehen daher, wenn von zwei handelnden Personen die Eine die Andere nicht gewahr wird; oder wenn zwei Partheyen auftreten, von denen jede für sich handelt, als wenn die Andere sie oder sie die Andere noch nicht bemerkt hätte, welches jedoch nur auf großen Bühnen auszuführen ist; denn auf kleinen, wo sich die Schauspieler sehr nahe stehen, würde es unwahrscheinlich erscheinen, daß Personen, die einander so nahe sind, sich nicht hören oder bemerken sollten. Diese doppelten Auftritte müssen daher von dem Dichter sehr behutsam angebracht werden. Denn da eine Person vorn auf der Bühne wohl ein Selbstgespräch halten kann, ohne eine andere weiter hinten stehende Person, die hinzugekommen ist, zu bemerken, so sind auch dergleichen Auftritte nicht zu mißbilligen, besonders wenn es die Aufgabe, die sich

der Dichter dabei gestellt hat, und der auf keine andere Art abzuhelfen ist, es erheischt. — Auch stumme Auftritte kommen vor, bei welchen die handelnden Personen sich nur durch Blicke und Geberden verständigen, ohne zu reden, sie sind aber selten. — Alle Auftritte in einem Stücke müssen auf eine geschickte Art mit einander verbunden werden, und der Grund dazu in der Handlung liegen; denn durch diese Anknüpfung oder Anreihung der einzelnen Beweggründe des Handelns in der ganzen Begebenheit des Stückes gewinnt das Ganze an Wahrscheinlichkeit und Interesse; beides würde verloren gehen, wenn man die Anknüpfungspunkte oder Uebergänge von einem Auftritte zum andern fallen ließe. — Die Griechen und Römer nannten einen solchen Auftritt Scena, welcher Ausdruck auch noch von Einigen im Deutschen beibehalten wird; denn man sagt, ein Stück hat so oder so viel Scenen, Auftritte, wenn nämlich ein Stück nur einen Aufzug hat. Georg Greflinger wollte in seiner Uebersetzung des Cid, welche 1679 gedruckt worden, dafür den Namen Auskunft einführen; allein Niemand ist ihm hierin gefolgt. — 3) Jede Begebenheit, wenn sie Aufsehen erregt, führt auch den Namen Auftritt. Wenn im Hause unter den Bewohnern oder in einer Familie Streit und Zank entsteht, so sagt man gewöhnlich: wir haben einen schönen Auftritt gehabt, so auch bei einer Prügeley oder sonst einer Begebenheit auf der Straße vor den Fenstern einer Wohnung ꝛc. — 4) In den Befestigungswerken, die Stufen hinter der Brustwehr, worauf der Soldat tritt, um über dieselbe ins Feld oder in die vom Feinde eroberten Außenwerke feuern zu können. Nachdem nämlich der Wallgang mehr oder weniger erhoben ist, nachdem muß die Brustwehr eine geringere oder größere Höhe haben, wenn sie die auf jenem stehende Mannschaft gehörig gegen den

feindlichen Schuß decken soll. Wenn aber die Brustwehr höher ist, und der Soldat nicht recht über dieselbe hinwegfeuern kann, so müssen hinten, nach der Höhe derselben, eine, zwei oder drei Stufen angelegt werden, bis der Kamm der Brustwehr nur 4½ Fuß höher liegt, als die oberste Stufe, und diese Stufen führen nun den Namen Auftritte. Diejenige, auf welcher die feuernden Soldaten stehen sollen, muß, damit sie Raum genug haben, 4 Fuß breit, und, wenn Pallisaden darein eingesetzt worden, wie auf dem Banquette hinter dem Glacis zu geschehen pflegt, noch breiter seyn. Die andern Stufen werden 1½ bis 2 Fuß breit gemacht. Die Höhe läßt sich nicht vorschreiben, sondern muß sich nach der Höhe der Brustwehr richten. Man macht sie aus Mauerwerk, auch aus Erde; in jenem Falle bedeckt man sie mit Steinplatten, in diesem giebt man ihnen eine starke innere Böschung, weil sie ohne solche, sowohl bei trocknem, als sehr nassem Wetter, leicht zertreten würden. Diese starke Böschung macht auch, daß man bequem hinaufsteigen kann, sie mögen so hoch seyn, als sie wollen, und nicht nöthig hat, sie absatzweise von einander zu legen. — 5) An ländlichen Gebäuden, diejenige Stufe vor den Thüren, worauf man tritt, Auftritt. — 6) An den Stühlen der Bortenwirker oder Posamentirer wird die Auftrittsbank, unter welcher die Enden aller Tritte mittelst einer eisernen Stange beisammen gehalten werden, auch Auftritt genannt.

Tritt (Aus=), wird sowohl von dem böslichen Austreten eines Schuldners (s. unter Austreten, Th. 3, S. 306), als auch von dem Austreten aus einem Geschäfte gesagt; der Austritt aus dem Staatsdienste, entweder in den Ruhestand, oder um in andere Dienste zu gehen; der Austritt aus der Handlung, das heißt, aus einer Kompagnie=

schaft, einer Handelsverbindung ꝛc. — Dann auch der Ort, zu welchem man austritt; z. B. an einigen Orten diejenigen Stufen einer Treppe, von wo aus man in das Zimmer tritt, und wo die Treppe mehrentheils eine Wendung hat. — In der Baukunst nennt man auch jeden Platz und Gang außer dem Fenster eines Gebäudes Austritt. Dergleichen Austritte findet man gewöhnlich über der Hauptthür angelegt. Ein nicht bedeckter Austritt, der nicht breiter als ein Fenster, und mit einem Geländer versehen ist, wird ein Balkon genannt; ist solcher aber bedeckt, so heißt er ein Erker. Nimmt der nicht bedeckte Austritt aber mehrere Fenster zugleich ein, und läuft vor solchen mit seiner Brüstung hinweg, so nennt man ihn eine Fensteraltane; wenn er aber bedeckt und vor dem auffallenden Regen geschützt ist, eine Fenstergallerie.

Tritt (Bedienten=), an einem Wagen (Kutsche, Chaise ꝛc.), welcher auch das Lackeyenbrett genannt wird, das hinten an dem Hintergestelle desselben angebrachte Brett, worauf sich die Bedienten stellen; s. oben, unter Tritt, S. 460.

— (Bei=), die Handlung des Beitretens, besonders in der zweiten Bedeutung des Zeitwortes nach Adelung. Jemanden zum Beitritte bewegen. Eines Beitritts versichert seyn. Der Beitritt zu einer Versammlung, zu einem Vereine; zu einer Handelsverbindung. In der Politik der Beitritt zu einer Alliance, wenn sich gekrönte Häupter oder Mächte zusammen verbinden, entweder zum Schutze ihrer Staaten gegen andere Mächte, oder wegen des freien Handelverkehrs unter einander. — Bei den Jägern heißt Beitritt, wenn der Hirsch mit seinem Hinterlaufe neben den andern tritt, so daß beide Füße neben einander stehen. Dieses ist eines von den sieben Hauptzeichen, wodurch ein Hirsch von einem andern Thiere an der Fährte erkannt werden kann.

Tritt (Blenden=), bei den Jägern, s. oben, S. 459, und Th. 5, S. 726.

—, an der Drehbank, s. Tritt (Fuß=).

— (Ein=), die Handlung des Eintretens in verschiedener Bedeutung: der Eintritt in das Zimmer, in die Stadt, in ein Amt, in den Staatsdienst, der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses ꝛc. Der Eintritt des Frühlings, des Sommers, des Herbstes und des Winters. Der Eintritt der Hundstage. Der Eintritt in eine Versammlung, in das Gotteshaus. Der Eintritt als Rekrut bei einem Regimente, als Landwehrmann ꝛc.

—, in der Fechtkunst, s. oben, Tritt (An=). Ueberhaupt muß die Fortsetzung der Füße oder eines Fußes vom Fechter immer durch einen hörbaren Tritt markirt werden.

— (Fenster=), Fensterbank, ein Tritt oder eine Bank von Kiefern oder Kienholz, welche nach der Breite des Fensters breit, 1 Fuß 9 Zoll bis 2 Fuß 3 Zoll tief, und 6 bis 8 Zoll hoch ist. Die größte Tiefe und Höhe erhält dieser Fenstertritt, wenn sich ein Schubkasten darunter befindet, der 3 Fuß breit, 4 bis 5 Zoll hoch, und 2 Fuß tief ist, wenn nämlich der Tritt eine Breite von $4\frac{1}{2}$ Fuß hat, welches schon die größte Breite eines Fensters ist, wobei aber der Tritt noch über die Fensteröffnung zu beiden Seiten etwas hinausgeht, indem er Einschnitte erhält, die in die Oeffnung passen, also diese ausfüllen; der übrige Theil reicht dann zu beiden Seiten in das Zimmer hinein. Man muß auf den Tritt einen Stuhl bequem stellen können, und dessen Sitz noch so tief unter der Fensterbrüstung seyn, daß beim Sitzen auf dem Stuhle man nicht über das Fensterbrett hinwegragt; denn der Zweck des Trittes ist bei einer hohen Brüstung bis zu dem Fenster, den Stuhl am Fenster

so zu erhöhen, daß man bequem im Sitzen durch das Fenster auf die Straße sehen kann, weil man ohne diesen Tritt zu niedrig sitzen würde, um dieses zu können. Wenn, wie oben bemerkt worden, ein Schubkasten darunter oder darin ist, so ist der Tritt rings=herum mit Brettern verkleidet, ist dieses nicht der Fall, so geht die Bekleidung nur bis zur Hälfte, und der Tritt steht auf vier Füßen. Uebrigens sind die Bretter des Tritts nur glatt behobelt und ohne weiteren Anstrich, welches jedoch auf den Liebhaber ankommt, die Aussenseite des Trittes nach den Möbeln des Zimmers beizen und poliren, oder mit dergleichen Oelfarbe anstreichen zu lassen. Der Kasten dient zur Aufbewahrung der Schuhe, Pariser, Schuhbürsten und anderer Geräthschaften zur Fußbekleidung.

Tritt (Fuß=), s. Th. 15, S. 573, auch Fußbank, daselbst, S. 531. — Der Fußtritt an Maschinen, um diese dadurch in Bewegung zu setzen, der also ein Hebel ist, ein schmales durch Schnüre ꝛc. befestigtes Brett, welches durch Treten mit dem Fuße die Maschine in Bewegung setzt, findet man bei diesen Maschienen, z. B. beim Weberstuhle, dem Spinnrade, Tretspinnrade, den Schleifmaschinen ꝛc. erklärt. Diese Fußtritte sind gewöhnlich mit der Maschine durch eine hölzerne oder eiserne Stange, die mit der Kurbel des Rades der Maschine in Verbindung steht, und bis zum Fußtritte hinabgeht, verbunden, welche Stange, nach dem Gebrauche und der Größe der Maschine, durch eine starke Schnur oder einen starken Bindfaden durch Löcher des Fußtrittes oder Hebels, oder vermittelst eines eisernen Hakens und eines eisernen Kettchens durch einen Ring an den Fußtritt befestiget ist, so wie auch der Fußtritt selbst durch einen starken Riemen unten mit der Maschine zusammenhängt, der ihm zur Bewegung Spielraum läßt, wenn man mit dem Fuße darauf tritt, um das Rad in Umlauf zu setzen.

Tritt, (Garten=), uneigentlich, ein terrassenartiges, hölzernes Gestell, gleich den Stubentritten zum Herablangen von Gegenständen, das aber mehrere Stufen zählt, worauf Töpfe mit blühenden Gewächsen oder Pflanzen gesetzt werden. Man hat diese Tritte auch von halbrunder Form. Man streicht sie gewöhnlich mit grüner Oelfarbe an, nicht allein um dem Holze eine größere Dauer durch diesen Anstrich zu geben, sondern auch zur Zierde, weil das Grün dem Auge sehr wohl thut, und sich auch die Töpfe darauf sehr gut ausnehmen. Die Breite und Höhe eines solchen Gartentrittes, läßt sich nicht bestimmen, da es von jedem abhängt, wie er es nach dem Orte, wo er zu stehen kommt, und nach der Anzahl der Töpfe, die darauf placirt werden sollen, für gut findet. In den Zimmern (wo man auch halbrunde in den Ecken zur Seite der Fenster aufstellt) ist ihre Höhe etwas über 3 Fuß, und die Breite verhält sich nach den Fenstern, vor die sie zu stehen kommen, damit die Gewächse Licht und Luft erhalten. Ein solcher Gartentritt kann vier, fünf auch sechs Stufen erhalten; in den Zimmern nur höchstens vier Stufen.

—, im Gehen, s. oben, S. 459.

— (Hahnen=), s. Th. 21, S. 198, und unter Huhn, Th. 26, S. 23.

—, beim Jäger, s. oben, S. 459.

— (Kreuz=), beim Jäger, s. Th. 49, S. 266.

— (Küchen=), s. Tritt (Stuben=).

— (Kutschen=), s. oben S. 460.

— (Lackeyen=), s. Tritt (Bedienten=).

—, ein Längenmaaß, s. oben, S. 459.

— (Maschinen=), s. das., S. 460, u. Tritt (Fuß=).

—, beim Militair, die gleichförmige Bewegung der Beine und Füße aller Soldaten eines marschirenden Truppentheils. Der Tritt ist bei der Ausführung aller geschlossenen Evolutionen der Infanterie höchst nöthig, weil ohne ihn in der Bewegung derselben

bald Unordnung einreißen würde; es gehört dazu nicht nur ein gleichmäßiges Tempo der Bewegung, sondern auch die Bewegung eines und desselben Beines aller einzelnen Leute, welches Letztere besonders die Erhaltung der so nöthigen Fühlung begünstiget. So geschieht der Aufmarsch im Stehen ruhig und im Tritt, mit geschlossenen Sectionen; der Aufmarsch im Marsch mit rasch aufgenommenem Tritte; das Abschwenken mit Zügen geschieht im ruhigen Tritte. Beim vor= und rückwärts Durchziehen darf kein Mann aus dem Tritte kommen, und nach dem Wiederaufmarsch muß gleich Tritt und Richtung wieder eintreten. Beim Abbrechen einzelner Züge, sowohl im Avanciren, als Retiriren, muß der Zug geschlossen traben, und den Tritt gleich wieder aufnehmen. Bei den Paradevorbeimärschen müssen die Bataillone einen gleichen Tritt halten, und die Flügelunterofficiere müssen diesen, so wie die richtigen Distanzen untereinander erhalten. Ueberhaupt gehört hierher gleiches und vorschriftsmäßiges Gewehrtragen, richtiger und gleichmäßiger Tritt, ungezwungene Haltung, und das freie Anblicken des Vorgesetzen.

Tritt, (Rück=), das Zurücktreten von einer Handlung, von einem Geschäfte. Der Rücktritt aus einem Vereine, einer Gesellschaft, wofür man jedoch lieber Austritt gebraucht; eben so auch bei dem Rücktritte aus dem Staatsdienste, aus einem Privatdienste ꝛc. Mehr ist es jedoch an seiner Stelle bei Beziehungen auf Staats= und Zeitbegebenheiten. Der Rücktritt der Kultur in einem Staate; der Rücktritt der Wissenschaften und Künste, wenn sie nicht mehr nach den Prinzipien des Fortschreitens in der Zeit betrieben werden, sondern mit sichtbarer Nachlässigkeit, besonders in Auffassung des Zeitgemäßen; so auch bei den Gewerben. Es ist nicht nur ein gewisser Stillestand, sondern ein wirklicher Rücktritt

in Abweichung von dem Schönen, welches eine höhere Kultur, ein fesselloses, oder freigeistiges Aufschwingen nach den Vorbildern der Natur in richtiger Wahl bedingt; selbst bei idealen Bestrebungen, noch über das Bestehende hinauszugehen, in Festhaltung schöner Formen. Jede Vernachlässigung des geistigen Strebens nach Vollendung, jede Huldigung beschränkter Formen ist ein Rücktritt in der Zeit. Der Zeitgeist will nicht alte edle Formen vernichten, alte ehrwürdige Gebräuche verwischen, sondern sie mehr veredeln, sie der Vollendung näher zu bringen suchen; sie also klarer an das Licht stellen; wo aber dieses nicht geschieht, wo man das Vergangene und Bestehende nicht einer steten Läuterung unterwirft, da begeht man Rückschritte, also einen Rücktritt gegen die Anforderungen der Zeit, und der Kultur in derselben.

Tritt, beim Sattler, die Tritte an einer Kutsche, Chaise ꝛc.; s. Kutschentritt, oben unter Tritt, S. 460,

—, am Schleifsteine, s. unter Tritt (Fuß=).

— (Schloß=), s. den folgenden Artikel

— (Schluß=), Schloßtritt, beim Jäger, s. unter Schloß, Th. 146, S. 136.

—, am Spinnrade, s. oben, Tritt (Fuß=), und unter Spinnrad, Th. 159.

—, (in der Sprachkunst), s. oben S. 459, u. f.

— (Stuben=), Küchentritt, ein hölzerner Tritt, von einigen, gewöhnlich von drei, Stufen, um beim Reinigen der Zimmer zu den darin hoch angebrachten Gegenständen gelangen zu können, theils um sie abzustäuben, theils auch um Büsten, Statuen, von den Oefen, Sekretairen, Konsolen ꝛc., und die eingerahmten Portraits, Kupferstiche, von den Wänden, die Gardinen, von den Fenstern, herabnehmen und wieder hinaufstellen und hängen zu können. In den Küchen

wird dieser Tritt gleichfalls zum Herabnehmen und Hinaufsetzen des Küchengeschirres auf die über dem Heerde angebrachten Küchenbretter, benutzt.

—, in der Tanzkunst, s. unter Tanz- und Tanzkunst, Th. 179 und 180.

—, am Tische, s. oben, S. 460.

— (Thür-), der Tritt an einer Hausthür, oder auch im Hause vor einer Parterrethür.

— (Vor-), s. diesen Artikel.

— (Wagen-), der Tritt an einer Kutsche, Chaise ꝛc., s. oben, unter Tritt, S. 460.

—, am Weberstuhle, s. diesen Artikel unter W.

— (Zu-), s. diesen Artikel unter Z.

Tritteisen, s. Tellereisen, Th. 181, S. 648.

Tritthebel, s. Trethebel, Th. 187, S. 611.

Trittrad Trittspinnrad, s. Th. 187, S. 616, und unter Spinnrad, Th. 159.

Trittradhaspel, siehe Tretradhaspel, Th. 187, S. 613.

Trittschlüssel, an der Windbüchse, beim Büchsenmacher, eine eiserne Stange, die durch den Ring der Pumpenstange horizontal gesteckt wird, und auf welche man tritt, wenn man die Luft in die Büchse pumpen will, indem man das Kreuz des Pumpenrohres anfaßt, und mit demselben das Rohr auf der Pumpenstange hinauf und hinabzieht, und dadurch die Luft in die Kugel oder Flasche der Windbüchse zieht.

Trittsgabel, beim Strumpfstricker, ein Werkzeug, womit die wollenen Strümpfe aufgekratzt oder gerauhet werden. Es ist von Eisen und gabelartig mit drei Spillen oder Zacken. Auf jede Spille wird eine Karde gesteckt, so daß die Spille den Kern der Karde durchbohrt, und die Karde auf der Spille umläuft.

Trittspinnrad, s. Trittrad.

Tritze, in Niederdeutschland, eine Rolle, Scheibe oder ein Rad, um eine Last darüber in die Höhe zu ziehen,

auch wohl eine Winde, um Lasten daran hinaufzuziehen; daher tritzen, vermittelst einer Scheibe oder Rolle etwas in die Höhe ziehen.

Triumfette, Triumfetta Linn., eine Pflanzengattung, welche in die 1. Ordnung der 11. Klasse (Dodecandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Gattungscharakter hat. Der Kelch und auch die Krone sind fünfblätterig; sie hat sechzehn Staubfäden und einen Griffel mit zwei Narben. Die Kapsel ist rund, stachlig, vierfächerig; im ersten Fache liegen zwei Samen. Folgende Arten derselben empfehlen sich als Treibhaus- und Zimmerpflanzen.

1) Die großblumige Triumfette, Triumfetta grandiflora Vahl. eclog. 2 p. 34.; Engl. Great-flower'd, Triumfetta. Diese Art wächst auf Montserrale, einer der Caraibischen Inseln. Sie hat herzeyförmige, ungetheilte, gesägte, etwas behaarte Blätter; davon die obern, welche nahe den Blumen stehen, lanzettförmig sind; dann behaarte scharfe Zweige, und große Blumen.

2) Die kelchlose Triumfette, Triumfetta Lappula Linn. Lapupla Bermudensis Pluk. alm. t. 245, f. 7. Agrimonia lappacea inodora. Sloan. jam. 92; Fr. Triumfetta herissée, Engl. Prickly-feeded Triumfetta. Diese Triumfette hat rundliche, an der Basis ausgerandete, gezähnte Blätter, kelchlose Blumen, und runde Kapseln, die mit steifen, an der Spitze hakenförmigen Stacheln besetzt sind. Diese strauchartige Pflanze aus Jamaika und Brasilien, blüht in den Gärten Deutschlands im July und August, und gedeihet am Besten im Treibhause. Sie variirt zuweilen mit größeren Blumen, und mehr oder weniger gezähnten Blättern.

3) Die drüsige Triumfette, Triumfetta glandulosa Torsk. cat. arnb. Nr. 297. Die Zweige

dieser Art sind holzig, cylindrisch, und mit weichen Haaren bekleidet. Die Blätter stehen wechselsweise auf kurzen Stielen, sind eylanzettförmig, ungefähr 3 Zoll lang, unten mit grauen, sternförmigen, geaderten Haaren besetzt, an der Basis ganzrandig; die unterste drüsig gezähnt. Die Afterblätter pfriemförmig. Die Blumen entspringen in Blattwinken. Sie verlangt Durchwinterung im Treibhause, wenigstens in der zweiten Abtheilung desselben, da sie im glücklichen Arabien und Indien einheimisch ist. — Diese Gewächse verlangen, um sie zu erziehen, nahrhafte Erde, z. B. Laub- oder Mistbeeterde, die vor dem Gebrauche mit ein wenig Lehm oder guter Grabelanderde gemischt wird, und eine Stelle im Treibhause, aber in der zweiten Abtheilung desselben. Man vermehrt sie durch die Aussaat des Samens und durch Stecklinge im Mistbeete. Im Sommer, wenn sie im kräftigen Wachsthume stehen, und ihre niedlichen Blumen entwickeln, begieße man sie reichlich, im Winter aber weniger.

Triumph aus dem Lateinischen Triumphus, 1) ein hoher Grad frohlockender Freude, besonders diese Freude über einen erfochtenen Sieg. Die Entdekkung ihrer Liebesverhältnisse, war für ihn oder sie ein Triumph. — 2) Ein wichtiger herrlicher Sieg, besonders in der höhern und dichterischen Schreibart. — 3) Das feierliche Gepränge des Siegers nach einem erfochtenen Siege oder einer vollbrachten rühmlichen Handlung. Einen Triumph halten; im Triumph in die Stadt ziehen. Daher der Triumphbogen, ein Ehrenbogen oder eine Ehrenpforte, durch welche der Sieger seinen Zug hält; der Triumphwagen, worauf er sitzt. — Der Triumph war ursprünglich ein Etruriſches Bachusfest (Bachanal); denn Bachus triumphirte, als Held, zuerst über die Indier. Alle Bachischen

Prozessionen waren eigentliche Triumphzüge. Die Römer nahmen auch diese Ceremonie, wie ihr ganzes Ritual, von den viel früher gebildeten Tyrrheniern oder Etruriern an, und modificirten sie nach und nach immer mehr auf ihre Weise. Der Römische Triumphator nahm sich aber lieber den Jupiter auf dem Kapitol, als den Bacchus zum Vorbilde. Selbst der Indische Lingam, um welchen sich aller Bacchusdienst dreht, fehlte nicht, nämlich der Faunus. Die Satyren gingen als Possenreisser vor dem Wagen des Triumphirenden. — Bei den Römern war der Triumph oder Triumphzug, der sieghafte Einzug eines Feldherren, die höchste Ehrenbezeugung, die ihm widerfahren konnte, er ging noch über den erhabenen Titel Imperator und die Danksagung des Senats; denn er brachte ihm den höchsten Ruhm. Nicht jeder Feldherr konnte zu dieser Ehre gelangen, indem sich daran noch gewisse Bedingungen knüpften, die ihm erst die Fähigkeit dazu ertheilten, z. B. die Erlegung von 5000 Feinden durch die ihm zugetheilten Legionen, mit welchen er den Sieg unter seinem Kommando errungen, welches er vor den Quästoren der Stadt beschwören mußte. Dann mußte es auch ein Feind seyn, den der Senat dafür erklärt hatte; daher konnte Niemand triumphiren, der einen Krieg wider Römische Bürger in einem Bürgerkriege geführt hatte. In den ersten Zeiten wurde noch erfordert, daß ein solcher Feldherr eine Magistratsperson: Bürgermeister (Konsul) oder Stadtrichter, oder ein Diktator, war; dann mußte er das höchste Kommando haben, daher kam ein Prätor, wenn der Bürgermeister General war, nicht dazu, wenn er gleich den Feind mit seinen Truppen geschlagen hatte, welches aber späterhin wegfiel, indem Pompejus mehr als einmal triumphirte, obgleich er nicht einmal Rathsherr, sondern ein bloßer Ritter war. Ferner mußte er den Krieg in seiner Provinz geen-

diget haben, und die gesiegte Armee als Zeuge seiner Thaten mit zurück nach Rom nehmen können, welches zugleich als Beweis des geendigten Krieges galt; auch mußte er die Grenzen des Reichs erweitert, nicht bloß vertheidiget, oder etwas wieder erobert haben. Dieses waren die früheren Bedingungen in den Zeiten der Republik, die aber nachher die oben angeführten Abänderungen erfuhren. Hatte es nun mit den Bedingungen, die von dem Feldherren gefordert wurden, seine Richtigkeit, so konnte der Triumph geschehen; das heißt, der Feldherr kam nach Rom, begab sich aber nicht in die Stadt, sondern ließ den Senat in den Tempel der Bellona, des Apollo ꝛc. vor der Stadt kommen, trug ihm seine Thaten vor, und bat um die Erlaubniß zu triumphiren. Fand nun der Senat dessen Gesuch nach den Bedingungen richtig, so trug er es dem Volke vor, und willigte auch dieses ein, so bekam er noch an demselben Tage gleichsam sein Kommando wieder. Der Triumphzug selbst geschah nun an einem vom Senate bestimmten Tage. Der ganze Zug ging vom Aventinischen Berge an bis ans Kapitol, und durch das Triumphthor, welches nur zu den Triumphen geöffnet wurde, in die Stadt. Voran ging der Senat, nebst einer großen Begleitung weiß gekleideter Bürger; hierauf folgten die Opfer, welche den Göttern gebracht wurden, die Abbildungen der eroberten Städte, das rohe erbeutete Metall, die von den Feinden eroberten Siegeszeichen, Waffen, Kriegskassen, kostbaren Gefäße, welches Alles von jungen geschmückten Leuten getragen wurde. Zunächst vor dem Feldherren gingen die überwundenen und gefangenen Könige nebst ihren Familien, Generalen, Obersten ꝛc.; dann kam der Feldherr selbst, als Triumphator in einer gestickten Toga auf einem elfenbeinernen Wagen mit vier Pferden, oft auch Elephanten, bespannt, in der Rechten einen goldenen Scepter mit

dem Adler, in der Linken aber einen Palmzweig haltend; an der Hand hatte er einen eisernen, statt eines goldenen Ringes, und neben dem Wagen gingen die Liktoren mit den Fascen, die mit Lorbeerzweigen umwunden waren. Hinter ihm auf dem Wagen stand eine Victoria (nach Andern ein Sklave oder öffentlicher Diener) und hielt ihm einen Lorbeerkranz (Corona triumphalis) über das Haupt, wobei sie dann und wann zu ihm sagte: Respiciens post te, hominem memento te. Nach Einigen soll es der Nachrichter gewesen seyn, der dieses Krönungsamt verrichtete, welches jedoch von Andern widersprochen wird. Auch soll am Wagen eine Glocke und Peitsche gehangen haben, die ihn gleichfalls daran erinnern sollten, daß er sich durch dieses Siegesgepränge nicht zu sehr zu überheben habe, indem er auch wieder zum Sklaven herabsinken und gegeisselt, oder auch als Verurtheilter verwiesen werden könne. Nach dem Wagen folgten die Flaminen mit angezündetem Rauchwerke, welches die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Dann folgten die Anverwandten des Feldherrn mit Lorbeerkränzen und Zweigen, und den Beschluß machte die triumphirende Armee mit Lorbeeren und allen empfangenen Belohnungen und Ehrenzeichen geschmückt.) Die Soldaten sangen Sieges- und andere erheiternde Lieder auf den Triumphator, und riefen: Jo Triumphe! Auch Schmähnext der auf ihren Feldherren wurden an solchem Tage ohne weitere Rüge durchgelassen. So z. B. sangen sie hinter dem Cäsar:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem,
Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias,
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem.

So ging nun der Zug durch die Hauptstraßen, die mit Blumen bestreuet waren, und durch prachtvoll

errichtete Triumphbogen bis ins Kapitol. Die Liktoren machten mit ihren Stäben Platz, damit das andrängende Volk nicht den Zug hindern konnte; auch waren hin und wieder Altäre aufgestellt, von denen Wohlgerüche die Luft erfüllten. Alle Tempel waren geöffnet, und das Volk erschien dabei größtentheils in saubern Kleidern. In dem Kapitole wurden dem Jupiter von dem Feldherren weiße Ochsen geopfert; auch legte derselbe ihm einen Lorbeerkranz in den Schooß; dann befahl er die Gefangenen, welche den Zug verherrlichten, ins Gefängniß zu führen, oder sie zu tödten. Nach vollendeter Feierlichkeit wurde die Triumphmahlzeit gehalten, bei welcher der Triumphator seine Armee und die sämmtliche Bürgerschaft an verschiedenen Orten traktirte, auch einige Geschenke an Geld austheilte. Die Gewalt eines solchen Triumphators erstreckte sich an diesem Tage über alle Obrigkeiten. In folgender Gebetsformel stattete der Feldherr seinen Dank im Tempel des Jupiters ab: Gratias tibi Jupiter optime maxime tibique Junoni reginae et caeteris hujus custodibus habitationibusque arcis dii lubens laetusque ago re romana in hanc diem et horam per manus quod voluisti meas servata bene gestaque eandem et servate ut facitis fovete protegite propitate supplex oro. Nach der Mahlzeit wurde der Triumphator am Abende bei Fackeln und Musik von den Bürgern nach Hause begleitet. Dieses ist eine ungefähre Beschreibung des Triumphzuges bei den Römern zu den Zeiten der Republik. Unter den Kaisern sind manche Neuerungen hinzu gekommen, die oft die Grenzen des Schicklichen überschritten, indem der Triumphzug einem Lustspiele glich, und den ernsten erhabenen Charakter, den er unter der Republik hatte, verlor. — Nach dem gehaltenen

Triumphe trugen die Triumphatoren gemeiniglich Palmen zur Erinnerung des erlangten Sieges; dann folgten darauf auch noch wichtige Geschenke, Ehrenämter, Medaillen und andere Belohnungen. Eine besonders wichtige Art solcher Belohnungen waren die sogenannten Bildsäulen, die man solchen triumphirenden Feldherren zu Ehren errichtete, wenn sie die Grenze des Reiches außerordentlich erweitert hatten. Man führte sie im Triumphe auf einem mit zwei, drei, auch vier Pferden bespannten Wagen mit auf, und stellte sie nachher an öffentlichen Orten zum beständigen Andenken auf. Diese Gewohnheit hatten die Römer von den Griechen entlent, welche eine solche Ehre ihren siegenden Athlethen zu erweisen pflegten. Bei minder wichtigen Siegen hatten zwar die Feldherren ebenfalls Triumphe, aber mit Weglassung vieler Feierlichkeiten, und besonders des elfenbeinernen Wagens, indem der Triumphator hier nur reitend, oder auch zu Fuß seinen Einzug hielt. Man richtete den Zug ebenfalls nach dem Kapitol. Der Feldherr opferte aber daselbst statt eines weißen Ochsen, wie es bei dem großen Triumphe gewöhnlich war, nur ein Schaf, woher sich auch die Benennung Ovatio schrieb (s. Ovation, Th. 105, S. 714). Statt des Lorbeerkranzes trug er nur eine Krone von Myrthen, und statt des Senats gingen vor ihm nur die Ritter her, und die Musik bestand nicht aus Hörnern, sondern aus kleinen Pfeifen. Uebrigens war auch der Sieg nicht so bedeutend, als bei der Zuerkennung des großen Triumphzuges. Er konnte weniger als 5000 Feinde erlegt haben, und es konnten auch nur Knechte gewesen seyn. Auch konnte er die Sache bloß in der Güte beigelegt haben, oder der Krieg war nicht gehörig angekündigt worden; genug, es war hinreichend, wenn nur der Republik

ein ziemlicher Vortheil durch ihn erwuchs. Postumius Tubertus war der Erste, welcher zu Rom einen solchen weniger feierlichen Triumph (Ovatio) hielt. — Dem Triumphe und der Ovation ging auch noch ein den Feldherren ehrender Akt vorher. Die Römer errichteten nämlich gleich nach der gewonnenen Schlacht von dem Eroberten und von den Waffen der Feinde ein Siegeszeichen an dem Orte, wo das Treffen geschehen war, wobei man auf folgende Weise verfuhr. An einer Säule oder einem Stamme von verschiedenen Materien befestigte man oben einen Helm; dem mittleren Theile zog man einen Panzer an, wie an einem Körper, und hing zu beiden Seiten Spieß und Schild auf, oft auch Pfeile, Schwerter ꝛc. Nachher wurden diese Siegeszeichen besondern Göttern geweiht. Bei glücklichen Seetreffen fügte man auch noch die Schiffsschnäbel hinzu. Beide Gattungen wurden mit Aufschriften verziert. — So wie diese Triumphe wegen eines Sieges zu Lande gehalten wurden, eben so hielt man auch Triumphzüge wegen eines Sieges zur See. Derjenige Feldherr oder Admiral, welcher das Kommando der Schiffe gehabt, und den Sieg erfochten hatte, schickte erst ein mit Lorbeerkränzen ausgeschmücktes Schiff nach Rom, und ließ dem Senate seinen Sieg melden. Dann kam er selbst mit seinem Schiffe oder dem eroberten größten Schiffe, das mit Palmenzweigen verziert war, und einen Theil der eroberten Beute trug, nach Rom, brachte auch die andern mit Kränzen verzierten Schiffe mit, und bat den Senat um einen Triumph. Sobald er solchen erhalten hatte, kamen 1) die Liktoren, welche den Platz von dem Volke frei hielten; 2) die Musiker; hierauf folgten 3) die Vorstellungen der Meere, Seen, Flüsse und Schlachten; die eroberte Beute, die Waffen, und

selbst die abgeschnittenen Schnäbel der feindlichen Schiffe auf Wägen; 4) die Tafeln, worauf die eroberten feindlichen Schiffe verzeichnet waren, und was für Beute gemacht worden; 5) das erbeutete Geld und andere Schätze, nebst den Kronen, welche verehrt worden; 6) die zur See gemachten Gefangenen; hierauf kam 7) der Triumphator in der Triumphtoga auf seinem hohen Wagen; diesem folgten 8) die Schiffssoldaten, Schiffsleute ꝛc. — Dieser Zug bewegte sich nun ebenfalls in dieser Ordnung fort, und in das Kapitol, wo dann eine gleiche Ordnung ꝛc. Statt fand, wie oben angeführt worden; auch wurden einige oder mehrere Schiffsschnäbel den Göttern gewidmet. — Die Triumphzüge fingen schon unter den Königen an, und endeten mit demjenigen, den Belisar hielt. Es sollen überhaupt mit den Ovationen bis auf den Vespasian dreihundertundzwanzig gehalten worden seyn, und dann etwa noch zwanzig bis auf den Letzten. S. auch den Art. Triumphator. — In den neuern Zeiten sind dergleichen Triumphzüge nicht mehr gehalten worden; denn wenn auch siegreiche Armeen bei ihrer Rückkehr in das Vaterland in den Städten, und namentlich in den Haupt- und Residenzstädten, vom Volke jubelnd begrüßt oder empfangen wurden, wenn man Ehrenpforten, Triumphbogen, Trophäenthürme ꝛc. ꝛc. bauete, wo die Regimenter den Durchzug hielten, man die sie begleitenden Feldherren hochleben! ließ, sie auch mit Lorbeer- und Eichenkränzen ꝛc. bewillkommnete, sie bewirthete, ihnen Dankadressen, Bürgerbriefe ꝛc. votirte, so sind doch diese Empfangsfeierlichkeiten keine solche Triumphzüge, wie sie oben, bei den Römern geschildert worden; es sind dankbare Huldigungen, die man den vaterländischen Helden bringt, aber ohne jenes Gepränge, jene An-

spielungen auf einen zu besorgenden Uebermuth des Feldherren, jenen barbarischen Zug in Ausstellung und Tödtung der Gefangenen ꝛc., es ist ein Triumph der Kultur, der Menschenwürde, die in dem Kriege oft die Nothwendigkeit menschlicher Spaltungen und Zerwürfnisse durch dieses Mittel zu beseitigen erblickt, aber keine Entwürdigung der Menschheit durch Tödtung der Gefangenen ꝛc. Und wenn auch der Russische Kaiser Peter der Erste einen ähnlichen Triumphzug in Moskwa, der damaligen Haupt- und Residenzstadt der Czaren, nach dem 1709 bei Pultawa erfochtenen Siege über die Schweden hielt, indem er die Schwedischen Kriegsgefangenen, sowohl Offiziere, als Gemeine, am ersten Januar 1710 öffentlich mit großem Gepränge im Triumphe in der genannten Stadt aufführte, so war doch die Behandlung der Gefangenen eine andere. —

Triumphalis, ein Beiname des Herkules. Unter diesem Namen stellte ihm Evander eine Säule auf einem öffentlichen Platze auf.

Triumphator, derjenige, welcher einen Triumphzug hält; bei den Römern, derjenige Oberfeldherr, dem nach einem glücklich beendigten Kriege, vom Senate und dem Volke in Rom einen Triumphzug zu halten erlaubt wurde; s. oben, unter Triumph. — Die größten Triumphatoren Roms zu den Zeiten der Republik waren Pompejus und Cäsar; denn der Erstere hielt an seinem siebenundvierzigsten Geburtstage einen Siegeseinzug in Rom, nachdem er einige Monate vorher in den Vorstädten Roms, nach den vaterländischen Gesetzen, verweilt hatte, der an Pracht, an Beute, an Zahl der eroberten Länder, und auch an manchen sich auszeichnenden Nebenumständen, ohne Gleichen in den Geschichtsbüchern war, und nur durch den Tri-

umph von Cäsar, dem Besieger des Pompejus, übertroffen wurde. Den von Plinius (VII., 26) aufbehaltenen Inschriften zu Folge triumphirte Pompejus damals wegen Beendigung eines dreißigjährigen Krieges, wegen Erlegung und Gefangennehmung oder Besiegung von 2,083,000 Menschen, wegen Erbeutung oder Versenkung von 846 Schiffen, wegen Eroberung von 1538 Städten und festen Schlössern, wegen Befreiung aller Meerufer und Wiedereroberung Römischer Oberherrschaft zur See, wegen Unterwerfung von Asien, Pontus, Armenien, Paphlagonien, Cilicien, Syrien, Iberien, der Insel Creta, der Scithen, Juden, Albanier, Bastarnier, alles Landes vom See Mäotis bis zum rothen Meere. — In seiner Rede rühmte er sich, daß er des Römischen Gebietes sonst äußerste Grenze zum Mittelpunkte des Reichs gemacht habe, und seine Anhänger bemerken: daß er der erste Römer sey, der drei Triumphe, und zwar jeden über einen andern Welttheil, gehalten habe. — Cäsar hatte seine Triumphe verschoben, und stellte daher vier zu gleicher Zeit an. Die schaulustigen Römer konnten daher im Verlaufe eines und desselben Monats vier Tage lang die Pracht der Siegeszüge anstaunen, die der Triumphator mit den Namen und den Gegenständen von Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika verherrlichte, und damit Alles an Triumphen überstrahlte, was bis dahin gesehen worden war. In Hinsicht der überwundenen Völkerscharen, so wie der Größe der Kriegsthaten, verdient der Gallische die erste und vornehmste Stelle; denn man erblickte hier goldene Abbildungen des Rhodanus, des Rheins und des gefesselten Oceans, so wie des bezwungenen Massilia. Diese Abbildungen wurden dem Sieger vorangetragen, und an den Triumphwagen gekettet, war der unglückliche Arvernerfürst Vercingetorix, welcher sechs Jahre bis zu diesem

Triumphe hatte im Kerker schmachten müssen, und dann nur losgekettet wurde, um ein gleiches Schicksal mit den übrigen Gefangenen zu haben. Am zweiten Triumphtage erschien zum ersten Male eine in Ketten aufgeführte Königin, die junge und schöne Arsinoe, welche Cäsar zur Ausschmückung seines Alexandrinischen Prunkzuges mit sich geführt hatte. Zur Seite dieser Prinzessin wurden bei diesem Aufzuge die Bilder des Nils und des hohen Pharus mit seiner flammenden Leuchte, so wie zwei andere Gemälde, den Tod der Verräther Pothinus und Achillas darstellend, getragen. Um den Triumph über den Pharnaces am dritten Tage vor den übrigen auf eine denkwürdige Weise auszuzeichnen, genügten des Siegers eigene glücklich gewählte drei Worte: veni, vidi, vici, die, auf einer Tafel, in großen Lettern lesbar, vor seinem Viergespanne prangten. Am stattlichsten war der Afrikanische Siegeszug durch den Reichthum der schaugetragenen Beute bis in die Dunkelheit des Abends, wo der Triumphator die Stufen des Kapitols beim Scheine von vierzig Kronenleuchtern bestieg, welche von eben so vielen Elephanten getragen wurden. Unter den Gefangenen dieses letzten Triumphzuges befand sich der unmündige Sohn des Juba. Der Unfall, der sich am ersten Tage seines Siegeszuges in der Nähe des Tempels der Fortuna zutrug, indem die Achse seines Triumphwagens zersplitterte, gab, so unbedeutend er auch zu seyn schien, dennoch bei Manchem zu unheilweissagenden Betrachtungen Veranlassung. Auch der Muthwille seiner Veteranen, die seinem Zuge folgten, gab bei dieser Gelegenheit dem Weltüberwinder manches übelklingende Wort zu hören, welches er an diesen Tagen der Freude nicht verhindern konnte, da sie dieses Vorrechtes sich bedienen durften, um auch ihren Feldherren, den die Menge vergötterte, in seiner Menschlichkeit se-

hen zu lassen, die sie in der engeren Gemeinschaft des Feldlagers beobachtet hatten. Auch wurden beißende Spottlieder gesungen, und die Liebschaft mit der Cleopatra dabei nicht vergessen. Aerger konnte sich der Sarkasmus wohl nicht Luft machen, als durch den allgemeinen Zuruf der Legionen: „Thue nach dem Gesetze, so wartet Dein Strafe; doch tritt es mit Füßen, und Dein ist die Krone!" — Man kann keinen bessern Begriff von dieser prachtvollen Feierlichkeit erhalten, als die Angabe: daß Cäsar dabei 60,000 Talente gemünzten Geldes (gegen 72 Millionen Thaler), und 2822 goldene Kronen (an Gewicht von 20,414 Römischen Pfunden, und an Werth von 5 Millionen) zur Schau aufführen, und dann in den öffentlichen Schatz bringen ließ. Auch ist bei den Triumphen noch zu bemerken, daß die Fußgestelle der aufgeführten Standbilder und andere Geräthschaften des Zuges am ersten Tage von dem damals noch seltenen Citronenholze (man soll ex citro, vielleicht auch ex cedro, lesen können, also von Cedernholze); am zweiten von Schildpatt (wogegen Florus auf Lorbeer zu deuten scheint); am dritten von Akanthusholz, am vierten von Elfenbein gefertiget worden. — Man will darin Anspielungen auf die besiegten Landstriche finden. Auch die Soldaten wurden von Cäsar für ihre treuen Dienste belohnt. Jeder erhielt, außer einer Anzahl hier und da zerstreuten Ländereyen, die zu Anfange des Krieges zugesagten 2000 Sestertien, aber mit einem Geschenke von zehnfachem Werthe vermehrt (677 Thaler 12 Gr. Cour.). Der doppelte Lohn ward dem Centurio, so wie das Vierfache dem Kriegstribunen. Einer noch umfassenderen Freigebigkeit hatte sich aber der Römische Pöbel der Hauptstadt zu erfreuen, welchem, Mann für Mann 400 Sestertien, nebst reichen Gaben an Oel, Fleisch und Getreide ausgetheil wurden, und

woran an 150,000 Menschen Theil nahmen. Außerdem veranstaltete der Diktator für diese Menschenklasse ein allgemeines öffentliches Gastmahl, wobei 22,000 Trinklinien mit wenigstens 200,000 Gästen besetzt wurden. An diese Feste reiheten sich zugleich in ununterbrochener Folge glänzende Spiele im Cirkus und in dem zu den Thiergefechten neu erbaueten Amphitheater; Gladiatoren- und andere Kämpfe zu Fuß und zu Roß, in ganzen gegen einander fechtenden Scharen, wozu sich meist Gefangene oder Verbrecher hergeben mußten, aber auch Römische Ritter, aus erniedrigender Gefälligkeit gegen den Diktator sich entschlossen; streitende Elephanten mit ihren Kriegsthürmen; eigends auf dem Marsfelde zu dieser kurzen Lust ausgegrabene Naumachien, worin die Vorstellungen von Seetreffen gegeben wurden, und wobei überall Tausende von Zuschauern unter ausgespannten seidenen Decken vor den Sonnenstrahlen gesichert saßen. Unter der Fülle dieser Genüsse und mitten im Taumel der Lust ließen sich einzelne Stimmen vernehmen, welche sowohl die Verschwendung des Goldes, als des Menschenlebens beklagten; dessen ungeachtet war fast ganz Italien zu diesen Volkslustbarkeiten zusammen geströmt; selbst Rom konnte die Menge nicht fassen. Auch ereigneten sich häufige Unglücksfälle in diesem wogenden Getümmel, wobei sogar zwei Senatoren niedergerissen wurden, unter die Füße kamen, und tödtliche Wunden erhielten. — Den letzten Triumphzug, den dieser Triumphator nach den vier gehaltenen feierte, war der Spanische, der jedoch den andern nachstand, obgleich die Abbildungen der eroberten Spanischen Städte aus Spanischem Silber ihm vorgetragen wurden, und der noch die Merkwürdigkeit mit sich führte, daß der Triumphator diese Ehre auch noch seinen beiden Legaten und alten Kriegsgefährten, dem Q. Fabius Maximus und dem

Q. Pedius, widerfahren ließ, indem er auch sie, gleich nach dem seinigen, einen Spanischen Triumph halten ließ. Das Befremden über eine solche Ehrenbezeugung, auf die nie zuvor ein Unterfeldherr, auch bei den wichtigsten Siegen, Anspruch gemacht hatte, und die nur durch den Willen und die Dankbarkeit des Diktators gerechtfertigt wurde, lösete sich in einen ziemlich laut werdenden Spott über die Geringfügigkeit der Zurüstungen auf, durch welche diese Aufzüge verherrlicht werden sollten; denn die Standbilder, die ihnen vorangetragen wurden, waren aus Holz geschnitzt, und der Volkswitz gefiel sich darin, sie für die Gußmodelle der Cäsarischen auszugeben. Dieser Triumphator erndtete noch bei diesem Triumphe besondere Zeichen der großen Gunst der Staatsgewalt ein; denn Cäsars Diktatur sollte auf seine Lebensdauer hinaus verlängert seyn; der Titel eines Imperators ward ihm in einem bisher ungewöhnlichen Sinne, und in so weiter Ausdehnung beigelegt, daß dadurch der unbedingte Oberbefehl der gesammten Römischen Kriegesmacht auf ihn überging, und das Konsulat blieb für die nächsten zehn Jahre mit seiner Person verbunden. Bloß diese letzte Würde, die eigentlich der schon in ihm vereinigten Macht nichts zulegte, ließ Cäsar, als einen ehrenvollen Titel, nachdem er sie, zur Verherrlichung seines Triumphs, nur wenige Tage zur Schau getragen, für den kurzen Rest des Jahres auf seine Freunde Q. Fabius und C. Trebonius übergehen. Ferner durfte Cäsar den Namen „Vater des Vaterlandes" auf Münzen führen; sein Geburtstag wurde als ein Staatsfest gefeiert; die Fasces seiner Liktoren waren stets mit Lorbeerzweigen umwunden; auch konnte er selbst überall mit Lorbeer bekränzt erscheinen; auch erhielt er das Recht, bei allen Spielen, auf einem vergoldeten Sessel sitzend, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte,

zugegen zu seyn; auch wurde durch ein Dekret des Senats festgesetzt, daß selbst nach seinem Tode immer der erwähnte Sessel mit der Krone bei allen öffentlichen Schauspielen, um seinen Namen zu verewigen, einen Platz darin erhalten sollte. Dann wurde noch votirt, daß ihm der beständige Gebrauch der festlichen Triumphkleidung, als Vorrecht, zustehen; daß ihm in allen Städten Italiens, und in allen Tempeln der Hauptstadt, Bildsäulen, mit Bürger- und Belagerungskronen geschmückt, errichtet werden, und daß der Monat Quintilis, ihm zu Ehren, seinen Namen in Julius umwandeln solle. Alles dieses war aber noch wenig gegen die Verordnungen: daß es erlaubt seyn solle, bei Cäsars Glücke zu schwören; daß, seiner göttlichen Abstammung zu Ehren, je nach fünf Jahren ein Fest begangen, und den Priestern des Pan eine dritte Klasse beigefügt werde, nämlich zu den Brüderschaften der Quintiliani und Fabiani, auch noch die Juliani, um die dabei bestimmten religiösen Gebräuche zu begehen; daß er selbst den Titel des „Julianischen Jupiters" führen, wodurch seine Person geheiliget und unverletzlich seyn sollte, und daß ihm, gemeinschaftlich mit der Dea Clementia, ein Tempel errichtet, und M. Antonius zum Priester dieses neuen Heiligthums geweiht werden solle. Dieses waren aber noch lange nicht alle Privilegien, die er erhielt; denn über eine Hälfte derselben ist hier übergangen worden, die man bei Dio Cassius (B. 43, K. 44, 45, und B. 44, K. 4—7) findet. Im „Leben des Julius Cäsar" von A. G. Meißner, Th. 4 (Berlin, 1812), fortgesetzt von J. C. L. Haken, heißt es S. 467 u. f. in Beziehung auf diese Titel, Privilegien ꝛc.: „Wer vermöchte zu läugnen, daß eine ernstliche Ablehnung dieser zudringlichen Begünstigungen die Erfinder derselben gar bald zum Verstummen gebracht haben würde? Al-

lein wenn auch die Staatsklugheit dem Diktator es nicht als zuträglich erscheinen ließ, selbst durch solche pomphafte Geringfügigkeiten, die Kluft zwischen sich und jedem andern Staatsbürger, bis zur Unmöglichkeit des Ueberspringens zu erweitern, so wird sein Bild durch das, was er hierdurch am Ideal verliert, nur um so mehr an Menschenähnlichkeit gewinnen, wenn wir annehmen, daß auch ihn selbst wohl zuweilen auf seiner erreichten Höhe ein Schwindel beschlich, und daß ihm dann gerade dieser unächte Schimmer als begehrenswerther Lohn seines Strebens erschien. Wenigstens verläugnete sich der bessere Sinn in ihm doch nicht so ganz, daß er des öffentlichen Geständnisses unfähig geworden wäre: „Die ihm gewährten Ehren möchten eher einer Einschränkung, als einer Erweiterung bedürfen." Ja, in einzelnen Augenblicken dünkten sie ihm wohl gar so drückend, daß er, in der Uebertreibung der Ungeduld und mit abgeworfener Toja, seine Hausfreunde versicherte: „Gerne wolle er Jedem, dem nach seinem Platze gelüste, die Kehle hinstrecken." Abgesehen jedoch von diesen ihm von Andern aufgedrungenen Schwächen, muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er, mit seltenem Mißbrauche dieser falschen Größe, einen desto trefflicheren und wohlthätigeren Gebrauch von der wahren zu machen wußte, die sich in seinen Händen vereinigte ꝛc." — So viel über die Triumphatoren bei den Römern. — Auch ein Beiname des Jupiters und des Herkules wegen der errungenen Siege.

Triumphbogen, Arcus triumphalis, in der Baukunst, eine Art Ehrenpforte, welche von Holz, Ziegelsteinen, Werkstücken, auch von Marmor, mit einem Haupt- und zwei Nebenportalen aufgeführt, und mit Bildhauerarbeit, Gemälden, Schnitzwerken, Inschriften ꝛc. verziert wird. Die Errichtung geschieht zu Ehren eines Sieges, Triumphzuges ꝛc. Die von Stein

aufgeführten Triumphbogen dienen, das Andenken an ruhmvolle Heldenthaten zu verewigen. Die aus Holz aufgeführten in neuerer Zeit dienen bloß beim Einzuge hoher Personen, besonders bei Vermählungsfeierlichkeiten, und werden nach dem Einzuge der hohen Braut oder der Neuvermählten, überhaupt nach Beendigung der Feierlichkeit, wieder abgebrochen. Die Römer errichteten ihren triumphirenden Feldherren zu den Zeiten der Republik und mehreren Kaisern dergleichen Triumphbogen von Marmor; auch hielten die triumphirenden Sieger durch solche ihren Einzug. Zu Rom hatte man deren sechsunddreißig, von denen nur noch einige stehen, nämlich: die Triumphbogen des Titus, des Septimus Severus und des Constantin. Der Triumphbogen des Titus, welcher diesem Kaiser wegen des Jüdischen Feldzuges vom Marmor errichtet worden, steht in der fünften Region der Stadt Rom, und nach der Eintheilung der Stadt vom Pabste Sixtus dem Fünften in vierzehn Rioni oder Gegenden, in der Rione de Monti, an der jetzigen Kirche S. Maria nuova oder S. Franceska romana, am Ende des Campo Vaccino (Kuhfeld). Er besteht nur aus einem Bogen, ist zwar schadhaft, doch ist die Inschrift auf einer Seite noch ganz vorhanden; sie lautet: Senatus. Populusque. Romanus. Divo. Tito. Divi. Vespasiani. F. Vespasiano. Augusto. Der auf dem Fries dargestellte Triumphzug in Basrelief, erinnert an die Eroberung von Judäa und die Zerstörung Jerusalems durch Titus, als er noch Konsul war (70 n. Chr.). Man erblickt unter andern hier den Jordan, einen der siebenarmigen Leuchter des Tempels, und einen Tisch mit Schaubroden ꝛc. in Triumph tragen. Oben in der Wölbung des Bogens ist seine Vergötterung durch einen Adler, welcher ihn davon trägt, vorgestellt. Hieraus geht hervor, daß dieses Denkmal erst nach seinem

Tode errichtet worden. Der ganze Bau, obgleich Ruine, zeugt aber von der Pracht der Römischen Bauart. — Der Triumphbogen des Septimus Severus, aus drei Bogen von Marmor bestehend, steht unmittelbar vor dem Kapitole auf einem freien Platze, in der achten Region der Stadt, oder in der Rione di Campitelli, nicht fern von der schönen St. Markuskirche, und ist beinahe die unterste Hälfte unter Schutt begraben. Vor ungefähr funfzig Jahren ließ ein Schwede im Forum graben, und fand erst das Pflaster von weißem Marmor, als man dreißig Palmen oder Spannen tief gegraben hatte. Pabst Gregor der Funfzehnte hatte die Absicht, eine Straße hindurchführen zu lassen, wodurch alle Erde hinweggeräumt worden wäre, so daß man ihn hätte ganz sehen können; allein das schon begonnene Werk wurde wieder zugeschüttet, weil man vermuthete, daß die Gegend herum ein Sammelplatz von Wasser und Sumpf werden möchte. Er enthält kriegerische Scenen, und die Inschrift auf einer, wie auf der andern Seite lautet: Imp. Caes. Lucio. Septimio. M. Fil. Severo. Pio. Pertinaci. Patri. Aug. Patriae. Parthico. Arabico. Et. Parthico. Adiabenico. Pontif. Max. Tribunic. Potest. XI. Imp. XI. Cos. III. Procos. Et. Imp. Caes. M. Aurelio L. Antonino. Augusto. Pio. Felici. Tribunic. Potest V. Cos. Procos. P. P. Optimis. Fortissimisque. Principibus. Ob. Rempublicam. Restitutam. Imperiumque. Populi. Romani. Propagatum. Insignibus. Virtutibus. Eorum. Domi. Forisque. S. P. Q. R. Die Buchstaben sind vormals mit Erz ausgegossen gewesen, welches mit der Zeit herausgefallen ist. — Der Triumphbogen des Constantin, nach der alten Eintheilung in der zehnten Region, nach der neuern, von Sixtus dem Fünften, in der Rione de Monti, nicht fern vom Koliseo oder Kolosseum.

Er besteht aus einem großen Mittel- und zwei kleineren Bogen aus Marmor, und ist mehrentheils mit Bildsäulen und Basreliefs geschmückt. Die Säulen sind korinthisch und kanelirt. Nach dem Urtheile der Kenner sollen die Basreliefs aus den Zeiten Constantins den Triumphbogen verunzieren, die Bildsäulen ihn aber zieren; unter den Letzteren sind vier große Statuen von überwundenen Feldherren der Feinde. Unter den Basreliefs ist auch dasjenige, wo Trajan, nach seinen Siegen über die Dacier, den Triumph ausschlug, vor der Stadt vom Pferde stieg, und mit dem ihm entgegenströmenden Volke in Rom einzog. Hier wird er nun vorgestellt mit dem Volke, geführt von der Göttin Roma, ihm folgt die Victoria und kränzt ihn. Oben sind schöne Figuren in Altorelievo, aus der Zeit des Markus Aurelius, die Thaten seines Vaters Antonius Pius vorstellend. Die Inschrift des Bogens ist folgende: Imp. Caes. Fl. Constantino. Maximo. P. F. Augusto. S. P. Q. R. Quod. Instinctu. Divinitatis. Mentis. Magnitudine. Cum. Exercitu. Suo. Tam. De. Tyranno. Quam. De. Omni. Ejus. Factione. Uno. Tempore. Justis. Rempublicam. Ultus. Est. Armis. Arcum. Triumphis. Insignem. Dicavit. — Von mehreren andern Triumphbogen hat man nur noch Ueberbleibsel in der Erde gefunden, bei der Grundlegung von Palläſten, z. B. von dem Claudius'schen Triumphbogen ꝛc. Auf den Römischen Triumphbogen stand immer oben der Held als Sieger aus Erz gegossen auf einem einspännigen Wagen.

Bei den neuern Völkern findet man mehrere Triumphbogen in Frankreich und in England oder Großbritannien. In dem erstern Staate zu Paris die Triumphbogen von St. Denis und St. Martin, zu Ehren Ludwigs des Vierzehnten errichtet. Der Erstere ist 73 Fuß hoch und 72 Fuß breit.

Beide Triumphbogen sind eigentlich Thore, nur haben sie diese Einrichtung erhalten. Dann die Triumphbogen auf dem Carousselplatze und an der Barrière von Neuilly. Der Erste, auch l'Arc de Triomphe de l'Etoile genannt, wurde auf Befehl Napoleons auf dem Carousselplatze zu Paris errichtet, und hat die Verherrlichung der Siege und Waffenthaten der Französischen Armee zum Zweck. Die Legung des Grundsteins geschah am 15. August 1806, dem Geburtstage dieses Herrschers. Er ist nach dem Muster des Triumphbogens des Septimus Severus zu Rom gebildet, und übertrifft an Größe den des Constantin daselbst, oder das Thor St. Denis zu Paris um das Doppelte; seine Höhe beträgt 161, die Breite 146, und die Tiefe 72 Fuß. Der große Thorweg allein ist 67 Fuß hoch und 47 Fuß breit; jeder Seiteneingang hat 60 Fuß Höhe. Acht Jahre lang, bis zum Jahre 1814, wurde ununterbrochen daran gearbeitet, und es sollte das riesenhafteste Gebäude in dieser Art werden, das jemals aufgeführt worden. Am 1. April 1810, beim Einzuge der Kaiserin Marie Louise in Paris, wurde von Holz und bemalter Leinwand der Triumphbogen so dargestellt, wie er bei der Vollendung aussehen würde, und schon dieses Gerüst gewährte nicht nur einen großartigen, sondern auch prachtvollen Anblick. Im Jahre 1814 wurden die Arbeiten daran unterbrochen, im Jahre 1823 unter der Restauration auf Befehl Ludwigs des Achtzehnten wieder begonnen, und er sollte zum Andenken an den Feldzug des Herzogs von Angoulème in Spanien vollendet werden, als die Revolution von 1830 unter Karl dem Zehnten eintrat. Dieser Monarch trat von der Regierung ab, und unter seinem Nachfolger, dem Könige Ludwig Philipp, aus dem Hause Orleans, wurde der Bau fortgesetzt. Fig. 9255 zeigt die Vor-

derseite dieses schönen Gebäudes, welche dem Pallaste der Tuilerien zugekehrt ist, von welchem aus man durch die Hauptallee des Gartens, durch den Pallast Ludwigs des Funfzehnten, und von da aus durch die Allee der Elyseischen Felder zu demselben gelangt. Der Boden des Platzes erhebt sich allmählig, und der Triumphbogen nimmt einen kreisrunden Platz auf dem höchsten Punkte ein, von wo aus man eine entzückende Aussicht auf die Umgegend von Paris genießt. Die Verzierungen, Gruppen und Basreliefs bestehen in Darstellungen der merkwürdigsten Begebenheiten, welche Frankreich seit dem Jahre 1792 bis zum Frieden im Jahre 1815 erfahren hat. Der Auszug der Truppen im zuerst genannten Jahre zur Sicherung der Grenzen, als Frankreich von außen bedroht war; der Triumph der Französischen Waffen unter Napoleon bis 1810; der Widerstand gegen die Heere der Verbündeten 1814; der Friede im darauf folgenden Jahre, sind durch vier schöne Gruppen auf den vier Seiten versinnlicht. Die vier Basreliefs, den vier Seiten des Kunstwerks entsprechend, stellen das eine den Tod des Generals Marceau am 19. September 1796; die übrigen die Schlacht von Abukir, den 24. July 1799, den Uebergang über die Brücke von Arcole in Italien, die Einnahme von Alexandrien in Aegypten, und die Schlacht zu Austerlitz und Jemappe dar. Die Schilde enthalten eine Liste der übrigen Siege der Franzosen über ihre Feinde; auch der Fries des Hauptgebälks und die Bogenwölbung sind reich verziert. Bis zum Jahre 1815 standen auf seinem Gipfel die berühmten Venetianischen Pferde des Lysippus, die aber in dem genannten Jahre wieder herabgenommen wurden, und nach Venedig zurückkehrten, wogegen eine genaue Kopie derselben in Bronze deren Stelle jetzt einnimmt. — Die Kosten des Ganzen sollen sich nach Einigen auf

1,400,000 Fr., nach Andern auf 228,000 Thaler belaufen, welche theils während des Kaiserreichs, theils während der Restauration, theils unter Ludwig Philipp von den Franzosen zusammengeschossen worden seyen. — Der andere Triumphbogen, an der Barrière von Neuilly, übertrifft den auf dem Carousselplatze, so wie die beiden ersten oben angeführten von St. Denis und St. Martin errichteten, bedeutend an Größe, weniger aber an Schönheit. — In England ist in London in neuester Zeit ein Triumphbogen als ein Ziergebäude aufgeführt worden, welcher in seinen Seitentheilen bewohnte Zimmer enthält. Dieser Triumphbogen, Fig. 9256, steht zwischen Hyde- und Greenpark, der sogenannten Lodge von Hydepark ziemlich gegenüber, und bildet den Eingang eines Gartens, der aber vernachlässiget worden, und daher diesem Prachtgebäude wenig entspricht, welches sich im andern Falle noch weit besser ausnehmen würde, da dergleichen Umgebungen zur Hervorhebung großartiger Bauwerke nicht wenig beitragen. Ein Londoner äußert sich daher über diesen Triumphbogen wie folgt: „Seine Großartigkeit, seine treffliche Ausführung sind bei seiner gegenwärtigen Lage fast weggeworfen — wäre er der Eingang von Piccadilly, so würde er einen trefflichen Eindruck auf das Auge des Beschauers machen; aber so, wie er jetzt dasteht, ist er als Eingang unnöthig, und entgeht leicht der Beachtung, auf die er an sich so gerechte Ansprüche hat. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich an diesem schönen Kunstwerke selten vorübergehe, ohne mich über die Vernachlässigung des davorliegenden Gartenbodens zu ärgern, und noch dazu in der Nähe einer so großen Stadt, wie London, wo kein Quadratzoll Land unkultivirt bleiben sollte, wie schön würden sich hier einige Rabatten mit Blumen und Strauchwerk ausnehmen. Man vergleiche nur den öden Garten dieses

Triumphbogens mit den geschmackvollen Anlagen des Gartens von Hyde-Park-Lodge, ihm ziemlich gegenüber, und man wird sich wundern, wie die Bewohner seiner (des Triumphbogens) Zimmer dem Fremden eine Gelegenheit geben können, uns wegen Mangels an Geschmack zu tadeln." Dieser Triumphbogen scheint keine weitere Bedeutung auf irgend einen Sieg zu haben, sondern nur eine Zierde Londons zu seyn. In R. Pocockes Beschreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder, 3 Thle. (neue Ausgabe, nach dem Englischen, Erlangen, 1791 — 92), findet man in den beiden letzten Theilen mehrere Abbildungen von dergleichen Bauwerken, jedoch größtentheils nur Ruinen. — In Rußland ist der Triumphbogen merkwürdig, welchen der Kaiser Alexander der Erste im Jahre 1817 seinen Waffengefährten aus Gußeisen zu Gatschina errichten ließ. — So wie in Paris einige Thore triumphbogenartig erbauet worden, so findet man dergleichen Thore auch in Berlin und Potsdam. In Berlin hat das Oranienburger und Rosenthaler Thor eine dergleichen Bauart; sie wurden von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten erbauet, und in Potsdam erbauete Friedrich der Große das Brandenburger Thor nach dem Muster des Trajanischen Triumphbogens in Rom ꝛc. — S. auch den Artikel Monument, Th. 93.

Triumphiren, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung: 1) Ueber einen erhaltenen Vortheil frohlocken. Ueber etwas triumphiren. Mit triumphirendem Hohne auf Jemandes Unglück herabsehen. Besonders über einen erfochtenen Sieg frohlocken. — 2) Siegen, einen herrlichen und wichtigen Sieg erlangen. Ueber den Feind triumphiren. S. auch oben, unter Triumph und unter Triumphator.

Triumphkrone, s. Th. 53, S. 640.

Triumphmahl, die Festmahlzeit, welche der Triumphator, nach dem Triumphzuge, seiner Armee und der Bürgerschaft Roms gab; s. oben, unter Triumph.

Triumphsäule, eine Säule, welche einem Triumphator wegen seiner Siege errichtet worden. Sie kommen besonders bei den Römern vor; auch bei den neueren Völkern, namentlich bei den Engländern, Franzosen, Russen ꝛc. — Da die Römer immer auf Mittel sannen, ihre Thaten nicht nur zu verewigen, sondern sie auch dem Volke anschaulich zu machen, um solches zu ähnlichen Thaten anzufeuern, dessen Muth zu beleben, so verfielen sie auch auf die Errichtung von einzelnen Säulen, außer den Triumphbogen. Von diesen Säulen, welche Römischen Kaisern gesetzt worden, hat man noch einige in Rom erhalten, welche eine Zierde dieser ehemaligen Weltstadt sind. Die vornehmste dieser Säulen ist die Trajanssäule, Columna Trajani, Fig. 9257, die diesem Kaiser auf dessen Forum oder Platz aufgerichtet worden. Der Schaft besteht aus drei und zwanzig großen Stücken. Eine Wendeltreppe führt von innen bis auf ihren Gipfel; sie besteht aus 185 hohen Stufen. Der inwendige Pfeiler, die Treppe, und die äußere Seite jedes Stückes sind aus demselben Marmor gehauen. Der Boden umher ist durch den Schutt eingestürzter Häuser so hoch geworden, daß das ganze Piedestal in der Tiefe steht, so daß man 23 Stufen bis zum Fuße der Säule hinabsteigen muß. Auf dem Piedestal sind Trophäen ausgegraben, und die Basreliefs auf dem Säulenschafte stellen Trajans siegreichen Feldzug gegen die Dacier vor. Die menschlichen Gestalten sind drei Palmen (Spannen) hoch, und es werden darauf an 2500 gezählt, ohne die vielen Elephanten, Rosse, Trophäen ꝛc. Auf dem Gipfel der Säule stand auf einem Piedestal, welches die Ge-

stalt eines stumpfen Kegels hat, die kolossale Statue des Trajan, aus Erz gegossen und vergoldet. Sixtus der Fünfte ließ aber 1588 die gleichfalls kolossalische Statue des Apostels Petrus, mit dem Schlüssel in der emporgehobenen rechten Hand, an jene Stelle setzen. Oben von der Gallerie der Säule, die mit einem eisernen Geländer eingefaßt worden, genießt man die Aussicht über die ganze Stadt mit den umliegenden Gegenden. Der Senat ließ folgende Inschrift daran setzen: Senatus Populusque Romanus Imp. Caesari, Divi Nervae, F. Nervae Trajano, Aug. Germ. Dacico, Pontif. Maxim. Trib. Pot. XVII. Imp. VI. Cos. VI. P. P. ad declarandum, quantae altitudinis mons et locus tantis ex collibus sit egestus. Um die viereckige Platte, die statt des Kapitäls auf der Säule liegt, steht die Inschrift: Sixtus V. Pont. Max. B. Petro Apost. Pont. Ann. IV. — Die Antoninische Säule, Columna Antonini, welche vom Senate dem Kaiser Markus Aurelius Antoninus errichtet worden. Sie steht an der Strada del Corso, ist innerhalb hohl, und mit einer Treppe von 206 Stufen versehen, sie selbst ist aber 175 Fuß hoch, und hat 56 kleine Fenster, um die Treppe zu erleuchten Auch diese Säule ist mit Basreliefs geziert, welche die Thaten dieses Kaisers gegen die Markomannen und Quaden, Völker, welche Böhmen und Mähren bewohnten, vorstellen. Der Künstler soll bei diesen sonst schön gearbeiteten Basreliefs das weise Gesetz antiker Mäßigung überschritten haben, indem man sie wegen ihrer Erhabenheit fast für Altireliefs hält; sie nehmen sich daher minder schön aus, als die Gestalten an der Trajanssäule; dazu kommt noch, daß die Antoninische Säule viel vom Feuer gelitten hatte, welcher Schaden aber auf Befehl des Pabstes Sixtus des Fünften wieder ganz ausgebessert worden, der auch die

Bildsäule des Apostels Paulus mit dem Schwerte in der linken Hand von Erz und stark vergoldet, statt der Statue des M. Aurelius, darauf setzen ließ. Merkwürdig ist die Vorstellung der großen Begebenheit einer Schlacht, in welcher das Heer der Römer, in Gefahr vor Durst und Hitze zu verschmachten, durch ein wunderbares Gewitter gerettet worden, das die Soldaten mit Regen kühlte, und zugleich mit Hagel und Blitz die Feinde fürchterlich heimsuchte. Sowohl Dio Cassius, als der Dichter Claudinus und der Geschichtsschreiber Kapitolinus, schreiben dieser wunderbaren Rettung des Römischen Heeres einer übernatürlichen Hülfe zu. Dio Cassius erwähnt einer Sage, nach welcher ein Aegyptischer Zauberer, Arnuphis, den in der Luft herrschenden Merkur nebst anderen Dämonen herbei gerufen haben soll; die beiden Andern geben aber die Frömmigkeit des Kaisers als Ursache dieses Wunders an. Aus den Schriften des Kaisers Markus Aurelius geht jedoch hervor, daß er die Zauberey nur geringe achtete, mithin wäre die erste Behauptung nicht anzunehmen, wohl aber sey es der Frömmigkeit und dem Gebete eher zuzuschreiben, daß ein solches Wunder geschah. Nach dem Kirchenvater Eusebius soll man es aber einer christlichen Legion, welche die Melitenische hieß, und nachher die blitzende Legion genannt wurde, zugeschrieben haben; denn der genannte Kirchenvater beruft sich hierbei auf das gleichzeitige Zeugniß des Apollinarius und Hieropolis; und Tertullian, dessen Apologie des Christenthums wenige Jahre nach dieser Begebenheit geschrieben wurde, (ungefähr ums Jahr 174 nach Christi Geburt) beruft sich zur Bestätigung dieses Wunders auf einen andern vorhandenen Brief des Kaisers Markus Aurelius, in welchem dieser freimüthig bekannte, daß er dem Gebete der Christen den Sieg

verdanke. — Der Regen, welcher das Heer erquickte, ist nun auf der Säule durch den Jupiter Pluvius, welcher in der Gestalt eines alten Kopfes mit triefendem Barte und langen triefenden Fittichen über dem Heere der Römer schwebt, angedeutet. Auch diese Säule hat, gleich der vorhergehenden, anstatt des Kapitäls eine viereckige Platte, gleich einer Gallerie, mit einem eisernen Geländer. Mitten auf der Platte erhebt sich ein rundes Postament, worauf Paulus steht. Um die Platte steht noch an den vier Seiten: 1) **Sixtus V**; 2) **S. Paulo**; 3) **Apost.**; 4) **Pont. A IIII.** Auf dem Würfel des Säulenstuhles steht, und zwar auf der ersten Seite: **Sixtus V. Pont. Max. Columnam hanc ab omni impietate expurgatam S. Paulo Apostolo aenea ejus Statua inaurata a summo vertice posit. D. D. Anno MDLXXXIX.** Auf der andern: **Sixtus V. Pont. Max. columnam hanc cochlidem Imp. Antonino dicatam misere laceram ruinosamque primae formae restituit An. M. D. LXXXIX Pont. IV.** Auf der dritten: **M. Aurelius Imp. Armenis, Parthis Germanisque bello maximo devictis triumphalem hanc columnam rebus gestis insignem Imp. Antonino Pio patri dicavit.** Und auf der vierten: **Triumphalis et sacra nunc sum Christi vere pium discipulumque ferens, qui per crucis praedicationem de Romanis Barbarisque triumphavit.** — Lange Zeit glaubte man, daß dieses die Säule sey, welche M. Aurelius Antoninus dem Antoninus Pius errichten ließ; allein diese Säule wurde vor ungefähr hundert Jahren gefunden. Sie hatte keine Basreliefs, und zerfiel durch einen Zufall, als man sie wieder aufrichten wollte. Sie wurde auf Befehl des Pabstes Klemenz des Eilften ausgegraben, und war von rothem oder rothgeflecktem Marmor, 55 Fuß hoch, und der Schaft enthielt da, wo er am dicksten ist, im

Durchschnitt 6 Fuß, im Umkreise an 20 Fuß. Das Postament war von Parischem Marmor aus einem Stücke, 12 Fuß auf einer Seite breit, und 11 Fuß hoch, dabei sehr künstlich gearbeitet. Sie hatte auf der einen Seite die Ueberschrift, welche ehemals mit Erz ausgegossen gewesen: **Divo. Antonino. Augusto. Pio. Antoninus. Augustus. et. verus. Augustus filii.** Auf der andern Seite war die Vergöttung des Antoninus in erhabener Arbeit, und auf der dritten und vierten Leichenspiele zu Fuß, zu Pferde und mit Wagen zu sehen. Die letzten Gegenstände haben die beiden Söhne erst darauf anbringen lassen, da der Vater schon gestorben war, weil sonst diesem der Senat diese Säule wohl zwanzig Jahre vor seinem Tode, wie gewisse noch vorhandene Münzen zeigen, hat aufrichten lassen. Nach Einigen, die sie haben ausgraben sehen, hat sie bis drei Viertel tief in der Erde gesteckt, und soll mehr als 40,000 Thaler an Ketten und andern Werkzeugen gekostet haben, ehe man sie an den Ort hat bringen können, wo sie hat aufgestellt werden sollen, aber verunglückt ist. — Die Cäsars-Säule, welche auf dem **Foro Romano** oder Römischen Platze stand, und zu Ehren des Julius Cäsar mit der Ueberschrift: **Parenti Patriae,** aus Numidischem Marmor 20 Fuß hoch war aufgerichtet worden, und von dem Volke so hoch verehrt wurde, daß es dabei opferte, Gelübde that, seine Streitigkeiten ausmachte, und bei dem Cäsar zu schwören pflegte. Nach der Ermordung Cäsars wurde sie von Dolabella umgestürzt, welches Cicero als ein gutes Werk rühmt. Nach Einigen soll es nur ein Altar gewesen seyn, welcher dem Cäsar von dem Volke oder von dem falschen Marius aufgerichtet worden, auf den nacher Antonius noch die Säule habe setzen lassen; auch soll die Aufschrift nicht **Parenti Patriae,** sondern **Parenti optime me-**

rito geheißen haben, so daß hieraus manche Zweifel wegen dieser Säule entstehen, nicht, daß sie errichtet worden, sondern wie sie errichtet worden, auf wessen Veranlassung ꝛc. Dieses sind nun die vorzüglichsten Siegessäulen, welche bei den Römern vorkommen.

Bei den neuern Völkern kommen bei den Engländern die Sieges- oder Triumphsäulen von dem großen Brittischen Seehelden Nelson zu Yarmouth und zu Dublin vor. Die Triumphsäule zu Yarmouth, Fig. 9258, ist eine gereifelte 130 Fuß hohe Dorische Säule, die auf dem South Denes zwischen den Baraken und der Mündung des Hafens errichtet worden. Nach einigen Angaben wird die Säule zu 78 Fuß und das Untergestelle zu 31 Fuß Höhe angegeben, und so würden nur 109 Fuß herauskommen, indessen scheint hier der Aufsatz auf der Säule mit der Statue nicht mit Anschlag gebracht worden zu seyn, sondern nur der Schaft der Säule und das Fußgestell. Nimmt man nun den Aufsatz mit der Bildsäule noch zu 21 Fuß an, so kommen 130 Fuß heraus, und gesetzt auch, man hätte von der einen Seite Englische, von der andern Rheinländische Fuß gerechnet, so würde doch ein solcher Unterschied nicht herauskommen, da 34 Englische Fuß 33 Rheinländische betragen. Zu dieser Säule legte der Oberst Woodhouse am 15. August 1817 den Grundstein, und der Architekt Wilkin führte den Bau aus. Da die Säule am Hafen errichtet worden, so gewahrt der Seemann, den dieses Denkmal besonders interessirt, dasselbe schon in weiter Entfernung vom Meere aus. Die Platte am Grundsteine hat eine Lateinische Inschrift, die man jedoch tadelt, indem eine einfache Englische Jedermann, und namentlich dem rauhen Seemanne viel verständlicher und passender seyn würde. Da die Abbildung der Säule das Ganze besser zeigt, als eine detaillirte Beschreibung, so kann hier weiter nichts mehr angeführt werden, als daß Nelson in

dieser Grafschaft (Norfolkshire), wo ihm das Denkmal gesetzt, geboren worden, und wo er die Flotte bestieg, welche ihn im Jahre 1801 zu einem großen Unternehmen nach dem Baltischen Meere führte. — Die Triumphsäule zu Dublin wurde Nelson nach der Schlacht bei Trafalgar, die Nelson gewann, aber auch mit seinem Leben bezahlte, errichtet. Die Legung des Grundsteins, ziemlich in der Mitte der Sackville-Street, geschah mit großen Feierlichkeiten und einer tiefen Achtungsbezeugung für den Gefallenen. Die Säule, Fig. 9269, ist dorisch, gereifelt, und hat 121 Fuß und 3 Zoll Höhe; sie ruht auf einem viereckigen Fußgestelle, und trägt auf ihrer Spitze die kolossale 13 Fuß hohe Bildsäule des Seehelden, welche von dem Bildhauer Thomas Kirk sehr gut gearbeitet worden. Durch den hohlen Schaft der Säule führt eine aus 162 Stufen bestehende Treppe auf die Höhe derselben, von wo aus man eine weite Aussicht genießt, und dabei durch ein um den Säulendeckel herumlaufendes eisernes Gitter gegen das Herabstürzen hinlänglich gesichert ist. — Auch zu Glasgow in Schottland ist auf dem Platze Green Nelson ein 144 Fuß hoher Obelisk als Denkmal errichtet worden. — Hierher könnte man auch das Wellingtons Denkmal in London wegen der Schlacht bei Waterloo mit Napoleon, wo dessen von neuem angemaßte Herrschaft ganz gebrochen wurde, rechnen, es ist ein 150 F. hohes Dreieck mit einer 20 F. hohen aus Eisen gegossenen Bildsäule des Herzogs Wellington, der bei Waterloo am 16ten Juny 1815 den Befehl als Feldmarschall über die vereinigten Britten, Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer führte. — In Frankreich ist die Triumph- oder Siegessäule zu Paris auf dem Vendôme-Platze merkwürdig; sie wurde auf Befehl Napoleons im Jahre 1810 zur Ehre seines siegreichen Heeres

und nach dem Muster der Trajanssäule in Rom, deren Verhältnisse sie jedoch weit übertrifft, aus 425 eroberten Kanonen gegossen, ist 155 Fuß 7 Zoll hoch, und enthält 12 Fuß im Durchmesser. Der Schaft enthält 425 Platten mit Basreliefs, welche die Begebenheiten des Feldzuges von 1805 darstellen. Oben auf der Säule steht jetzt die Friedensgöttin, wo vorher Napoleons Bildsäule, von Canovas Meisterhand verfertiget, stand, die aber von einem Theile des Pariser Volkes im Jahre 1813 herabgestürzt wurde. In den Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen des Jahres 1813 u. 1814, aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen in dem Preußischen Heere (Berlin, 1814), wird hierüber, S. 236 u. f., Folgendes mitgetheilt: Noch muß ich eines Vorfalles erwähnen, der sich an dem Tage unseres Durchzuges durch Paris ereignete. Ein Theil des gegen Napoleon aufgebrachten Pöbels stürzte zu der Bildsäule des Kaisers auf dem Vendôme-Platz, die von Canovas Meisterhand verfertiget worden, um sie niederzureißen. Sie steht auf einer 130 Fuß hohen Säule aus Kanonenerz und trägt die Siegesbilder des Jahres 1802 (1805). Der Kaiser Alexander, vorbeireitend, soll gesagt haben: „Mich würde schwindeln, wenn ich so hoch stände.“ Unzählige Menschen aus allen Ständen hatten sich versammelt, um dieses Schauspiel anzusehen. Auf einigen Gesichtern herrschte Zweifel und Ungewißheit — auf andern sichtbare Freude, auf noch andern aber stumme Unzufriedenheit, und heimlicher Unwille dagegen. Einige flüsterten sich gar ins Ohr: Napoleon sey schon in Anmarsch, und werde Morgen die Stadt entsetzen. Ich war begierig, das Ende dieses Auftrittes abzuwarten, und blieb bis um sieben Uhr in der Stadt. Man hatte um den Hals der Bildsäule ein dickes Seil, gleich einem Ankertaue, ge-

schlagen, und zwölf Pferde vorgespannt, um dieselbe niederzureißen (Welch ein schneller Uebergang von höchster Verehrung bis zur tiefsten Erniedrigung eines Menschen von seinen eigenen Landesgenossen!). Unter dem lautesten Hurrahgeschrei trieb man die Pferde an, hunderte von Händen griffen selbst das Seil an — aber die Statue regte und bewegte sich nicht, so fest stand sie auf der Säule. Endlich gelang es nach wiederholten Versuchen der Ziehenden der Statue das Genick zu beugen, daß sie mit gesenktem Haupte dastand. Ein allgemeines Gelächter erscholl von allen Seiten über diese sonderbare Stellung, die einem Sträubenden ähnlich war, der sich nicht so leicht bezwingen läßt. Da man vergessen hatte, die Füße und Schenkel zu durchfeilen, und das Eisen zu durchsägen, welches die Statue fest hält, so kam man diesen Abend nicht weiter, als ihr den Kopf zu beugen, und ließ vom Niederreißen ab. Erst am folgenden Tage hatte das Volk die Freude, die Bildsäule zertrümmert und niedergestürzt zu sehen." — Die in Rußland errichteten Triumph- oder Siegessäulen zur Erinnerung an die Siege Russischer Feldherren, s. unter Monument, Th. 93, S. 707 u. f. Andere Triumphsäulen in andern Staaten, außer den schon angeführten, müssen hier übergangen werden. S. auch den Art. Monument, Th. 93. Die Triumphsäule in der Magie, die Pinettische Säule, s. Th. 137, S. 642 u. f.

Triumphspiel, welches unter Spiel (Triumph-), Th. 158, S. 128, hierher verwiesen worden, ist ein Spiel, welches ehemals in Venedig unter dem niedern Volke, und auch in Privathäusern sehr stark gespielt wurde, aber nicht in vornehmen Zirkeln Eingang fand. Es wird mit dem ganzen Französischen Kartenspiele von 52 Blättern gespielt. Es können zwei, drei und vier Personen daran Theil nehmen. Bei zwei und

vier Personen, spielen immer ein und zwei Gegner gegen einander, das heißt, es bilden sich hier zwei Partheyen, indem Einer wider Einen, oder Zwei wider Zwei spielen, wird es aber unter Dreien gespielt, so spielt ein Jeder für sich, und wer am ersten die Hälfte der festgesetzten Points erreicht, oder im Spiele darüber hinauskommt, ist der Sieger oder Ueberwinder, hat also die Parthie gewonnen. Man rechnet 62 Points im Spiele. Es zählen nämlich nur folgende Kartenblätter: Die Asse, welche 1; die Zweier, welche 2; die Dreier, welche 3; die Vierer, welche 4; die Zehner, welche 1, und die Figuren, von welchen zwei 1 gelten; der Pick- oder Spadenbube heißt der Alte, und zählt 6 Points; der Zehner von Karreau wird der Komodino oder die Matta genannt, und zählt 5 Points; er geht allen übrigen Karten, außer dem Alten, vor. Man spielte an einigen Orten auch mit dem Aelteren, welches der Karreau-König ist, der 8 Points zählt, und dann die höchste Karte ist, jede Figur zählt dann 1 Point, so daß das Spiel auf 72 Points kommt. Man giebt vier Kartenblätter auf einmal, und wenn am Ende zwei oder drei übrig bleiben, so stehen solche dem zum Vortheile, der den letzten Stich thut. Derjenige, welcher die höchste Karte abhebt, hat die Vorhand, worauf sie derjenige geben muß, der zur rechten Hand sitzt, indem das Spiel links herum geht. Wenn die Karten gemischt und einem Jeden seine vier gegeben worden, so kehrt man die folgende um, welche der Triumph heißt, und alle Karten von derselben Farbe sind Triumphe. Außer dem Alten, dem Comodino und dem Aelteren, stechen die Triumphkarten alle übrigen Karten von anderer Farbe. An einigen Orten, wurde auch der Bube, der König und der Zehner von der Triumphfarbe zum Alten, Comodino, und zum Aelteren gemacht, welches man aber vor Anfange des Spiels mit einander verab-

reden muß. Ein Jeder ist schuldig, dem Ausspieler auf die gespielte Farbe zu antworten, das heißt, sie zu bedienen; er kann aber auch, wenn er Triumphe in Händen hat, auf eine schlechte Karte, wenn er auch bekennen kann, einen Triumph spielen und sie nehmen. Wenn der Erste einen Triumph spielt, so muß ein Jeder, der Triumphe hat, dergleichen zugeben; der Comodino, der Aeltere und der Alte sind aber davon ausgenommen. Es muß nun noch angemerkt werden, daß derjenige, welcher die Karten giebt, nachdem er Allen ihre vier Karten gegeben hat, wenn er bei Umwendung der Karte, welche der Triumph heißen soll, auf eine oder mehrere Matte geräth, die auf einander folgen, nämlich entweder auf den Alten, oder Aelteren, oder auf den Comodino, so kann er solche für sich nehmen, und unter die Karten so viele andere von denen, welche er in Händen hat, legen; dann ist der Triumph das erste Kartenblatt, nach den weggeworfenen Blättern. Das nämliche kann derjenige thun, welcher die Karten abhebt, wenn er einige von den erwähnten Blättern abhübe. Da aber die Regeln bei diesem Spiele fehlen, so wird es gut seyn, um Zank und Streit zu vermeiden, daß man sich vor dem Beginnen des Spieles mit einander verständiget.

Triumphthor, Porta triumphalis, in Rom dasjenige Thor, durch welches der triumphirende Feldherr seinen Triumphzug hielt. Nicht weit davon lag auch die Triumphbrücke od. die Vatikanische Brücke, Pons Vaticanus, P. triumphalis, von welcher aber noch wenig vorhanden ist.

Triumphus, Triumphator, der Siegende, ein Beiname des Bacchus, den er wegen seiner Siege in Indien erhielt; auch wegen der Verbesserung der rauhen Sitten.

Triumphwagen, bei den Römern, mit vier Pferden bespannte zweirädrige Wagen (Quadrigae), worauf die

Triumphatoren, ihren Einzug in Rom hielten. Die Wagen waren vergoldet, und die Pferde neben einander gespannt; s. auch oben, unter Triumph. Da Jupiter in einem solchen Wagen mit vier weißen Pferden fuhr, so wurde es dem Camillus in Rom sehr übel gedeutet, daß er seinen Triumphzug auch mit vier weißen Pferden hielt, und hier den Göttern nichts voraus ließ. Auf dem Tempel des Kapitols stand ehemals auf der Spitze ein solcher mit vier Pferden bespannter Wagen von Thon, den ein Vejenter gemacht hatte, der aber späterhin mit einem vergoldeten ehernen vertauscht wurde, weil der Thonwagen der Witterung unterlag. In Berlin steht auf dem schönen Brandenburger Thore, welches nach dem Propyläum in Athen gebauet worden, eine Quadrigae oder Triumphwagen, nach antiker Form in Kupfer getrieben worin die Siegesgöttin, das Preußische Palladium in der Hand haltend, steht, nämlich mit dem an einer Panierstange befestigten eisernen Kreuze, mit einem Eichenkranze umgeben, über welchem sich der gekrönte Adler emporschwingt. Die vier Pferde vor dem Wagen haben 12 Fuß Höhe. S. auch unter Thor, Th. 184, S. 459.

Triumphzug, s. Triumph.

Triumvir, Triumvir, ein Dreiherr, oder Einer von der Regierung oder dem Kollegium, welches aus drei Personen besteht; s. den folgenden Artikel.

Triumviralregierung, eine Regierung, wo drei Personen die Oberherrschaft in einem Staate haben oder sich darein theilen. Diese Regierung kommt besonders bei den Römern zu Ende der Republik vor, unter dem Titel: Triumviri Reipublicae constituendae, indem Antonius, Lepidus und Augustus, nach der Ermordung des Cäsar, unter dem Vorwande, der Republik ihren vorigen Glanz wieder zu verschaffen, sich der höchsten Gewalt erst auf fünf Jahre, und als diese

vorüber waren, wiederum auf fünf Jahre anmaßten, und in dieser Zeit den Rest der Römischen Freiheit vernichteten. Diese Dreiherren, sagt Plutarch, theilten unter sich nicht nur die Provinzen und Legionen, sondern auch das Geld der Republik, ja sie theilten sich das ganze Reich gleichsam wie einen Nachlaß oder ihr Erbtheil, nur Asien, von den Verschworenen besetzt, gehörte nicht zu dieser Theilung. Man kam aber überein, daß der junge Cäsar und Antonius ihre Kräfte sogleich vereinigen sollten, um sie daraus zu vertreiben; jeder sollte sich an die Spitze von zwanzig Legionen setzen, und Lepidus sollte mit drei andern in Italien und Rom bleiben, um ihre Macht aufrecht zu erhalten. Seine beiden Kollegen ließen ihn nicht Theil an dem Kriege in Asien nehmen, weil man keine gute Meinung von seiner Tapferkeit und seinen Fähigkeiten hatte; auch schien es, daß sowohl Octavian, als Antonius, ihn nur zum Triumvirate gezogen hatten, um ihm, während ihrer Abwesenheit, gleichsam die höchste Gewalt nur in Verwahrung zu geben, da sie wohl wußten, daß sie sich seiner viel leichter, als eines andern Feldherren entledigen konnten, wenn er sollte ungetreu oder überflüssig werden. Der Ehrgeiz der Dreiherren war nun durch diese Theilung befriediget. Da sie aber großer Summen zur Fortsetzung des Krieges bedurften, auch in Rom und im Senate noch heimliche Feinde und eifrige für die Freiheit beseelte Republikaner zurückließen, so entschloß man sich, ehe man Italien verließ, die reichsten und mächtigsten Einwohner zu ächten, und sie, der Sicherheit wegen, aufzuopfern. Es wurde davon ein Verzeichniß angefertiget, und jeder Dreiherr begriff darunter seine besonderen Feinde, ja selbst diejenigen seiner Anhänger. Ihre Unmenschlichkeit ging so weit, daß sie sich einander ihre eigenen Anverwandten, und selbst die nächsten, opferten. Lepidus opferte seinen

beiden Kollegen seinen Bruder Paulus; Antonius dagegen dem Octavian seinen eigenen Bruder und seine Mutter, und dieser wieder dem Antonius den Cicero, obgleich dieser große Staatsmann ihn mit seinem Ansehen gegen Antonius unterstützt hatte. Man fand auf der Aechtungsliste selbst den Vormund Thoranius des jungen Octavian, der ihn mit so vieler Sorgfalt erzogen hatte, Plotius, designirter oder bezeichneter Konsul, Bruder des Plancus, Einer von den Lieutenants des Antonius, und Quintus, sein Kollege im Konsulat, hatten dasselbe Schicksal, obgleich dieser Letztere, der Schwiegervater des Asinius Pollio, und ein treuer Anhänger des Triumvirats war. Die heiligsten Rechte der Natur wurden verletzt. Dreihundert Senatoren, und mehr als zweitausend Ritter waren in dieser fürchterlichen Achtserklärung mit begriffen. Durch diese nutzlose Rache bereicherte sich das Triumvirat, und verminderte die Anzahl und die Macht der Republikaner. Die Freiheit war aus Rom verbannt, und die Republik hatte nur noch ihr Daseyn in dem Feldlager der Verschworenen in Asien unter Brutus und Cassius, als aber auch in der Ebene von Philippo in einer Schlacht die beiden Dreiherren Octavian und Antonius siegten, da war es um die Freiheit geschehen; denn auf den Ruinen der Republik erhob sich nun die Macht der Dreiherren, um sich bald in die eines Einzigen zu verwandeln. — Das Triumvirat begann im Jahre 710 der Stadt, und dauerte nur zehn Jahre; denn da Octavian selbst seine beiden Kollegen zu bekriegen anfing, und sie nicht nur überwand, sondern auch die alleinige Herrschaft über das ganze Reich und über Rom selbst erhielt, welches durch die vielen Kriege ganz erschöpft war, und sich nach Ruhe sehnte, so endete die Republik mit dem Jahre 725, und Rom sah in Octavian einen Alleinherrscher und Kaiser. We-

gen der schrecklichen Aechtung, wodurch so viele edle Römer geopfert wurden, legt Appian das Edikt vor, in welchem diese Dreiherren die Ursache ihres strengen Verfahrens der Welt bekannt gemacht haben. Dieses Edikt ist, wie die meisten solcher öffentlichen Schriften, worin ungeeignet-ergriffene Maaßregeln, welche die Stimme des Volkes gegen sich haben, beschöniget werden sollen, sehr künstlich in einander gewebet, um den Schein der Nothwendigkeit des Verfahrens zu retten; allein die Gründe bestehen keiner genauen Prüfung, um nicht dasjenige darin zu erblicken, welches sich nachher ereignete, die Republik in ihren Kräften zu schwächen, um dann ungestraft die Hand nach der Alleinherrschaft auszustrecken; man bot sich einander dazu die Hand, aber nicht in der Absicht, das Triumvirat bestehen zu lassen, sondern um durch mancherlei Machinationen oder Kunstgriffe sich gegenseitig zu vernichten, und dadurch dem glücklichen Ueberwinder den Boden zu lassen. Einer suchte daher den Andern zu überlisten, seine Entwürfe zu hindern, oder sie für sich, für seine Pläne günstig zu machen, und zu benutzen, und dieses gelang dem Octavian so vorzüglich, daß er den Sieg, nicht über Lepidus, denn dieser besaß keine Eigenschaften, um sich die Volksgunst und die Gunst der Soldaten zu sichern, wohl aber über Antonius davon trug, welcher beides besaß, ganz besonders aber die Liebe der Soldaten, weil er ein vorzüglicher Feldherr war, der seine Legionen mit Entschlossenheit, Kühnheit und Klugheit zum Siege führte; und dieses geschah nur, indem Antonius sich der Leidenschaft für die Königin Kleopatra in Aegypten überließ, und hierdurch Rom und Italien aus den Augen verlor, worin sich Octavian zu befestigen suchte, nachdem er den Lepidus durch seine Geschicklichkeit in geheimen Unterhandlungen, worin ihm Niemand zu vergleichen war,

auch von der Regierung entfernt hatte; denn von dem Befehle über die Truppen war er schon dadurch gekommen, daß ihn die Soldaten in seinem eigenen Lager verließen, und dieses auch auf eine geheime Anstiftung des Octavian, da er, wie oben schon bemerkt worden, die Achtung der Soldaten nicht genoß. Dieser Triumvir führte von der Zeit an ein Privatleben, aber so unglücklich, daß er ein Gegenstand des Mitleids selbst seiner größten Feinde wurde. Octavian, der Sieger und Alleinherrscher, befolgte im Geheimen seinen Plan, sich zum Herren der Welt zu machen, und hierzu besaß er auch ganz die Eigenschaften, obgleich er nicht im Stande war, mit kaltem Blute die geringste Gefahr zu bestehen, und er sich da immer zu entfernen suchte, wo sich diese ihm zeigte; dagegen zeigte er sich muthig im Rathe, so wie überhaupt da, wo das Leben nicht auf dem Spiele stand. Bei einer großen Genialität war er fähig die größten Entwürfe zu machen, und daß ihm diese durch eine glückliche Aneignung fremder Kräfte gelangen, beweiset sein errungenes Ziel. So war der Charakter dieser Dreiherren beschaffen, und so die Triumviralregierung, die sich nur bei solchen Elementen und unter solchen Wirren, wie sie nach dem Tode Cäsars entstanden, in eine Alleinherrschaft auflösen konnte, also zum Ruine der Republik. — In neuerer Zeit finden wir in der Französischen Republik ein ähnliches Beispiel, jedoch unter andern Elementen; denn hier war erst nicht lange vorher ein Königsthum vernichtet worden, auf das schnell ein Wechsel republikanischer Regierungsformen folgte, bis zu dem Konsulate, welches scheinbar auch eine Triumviralregierung seyn sollte, indem drei Konsule als Oberhaupt der Regierung gewählt wurden, wobei aber Bonaparte, als erster Konsul, der noch dazu die Liebe der Soldaten besaß, und auch nur, im Verein mit seinem Bru-

der Lucian, der Präsident des Raths der Fünfhundert war, durch die Bajonette der Grenadiere die neue Verfassung am 18ten Brumaire 1799 herbeigeführt hatte, das Ganze leitete. Man gewahrte aus dem fein angelegten Plane Bonapartes und seines Bruders Lucian, um einen Regierungswechsel zu Gunsten des Ersteren hervorzubringen, daß sie die Römische Geschichte genau studiert hatten, und die Fehler, die damals in der Feststellung eines Triumvirats begangen wurden, oder wegen der Umstände, die Cäsars Tod herbeiführte, haben begangen werden müssen, auf jede Weise zu vermeiden suchten, nur damit Bonaparte schneller zur Alleinherrschaft, zum Kaiser Napoleon gelangte; denn die durch ein Dekret des Raths der Fünfhundert (der aber faktisch in der Nacht vom 18ten auf den 19ten Brumaire nur aus dreißig Personen bestand, die sich um Lucian versammelt hatten, um über eine provisorische Regierung zu berathen) geschaffene provisorische Kommission, aus drei Mitgliedern bestehend, die den Titel Konsuln der Republik führen sollten, und wozu Sieyes, Roger Ducos und Bonaparte gewählt wurden, wußte sich der Letztere, der sogleich die Macht oder Gewalt in sich zu vereinigen suchte, sehr bald zu entledigen, um Männer nach seiner Wahl und seinen Ansichten, die ihn in der Obergewalt der Regierung nicht störten, sich beizuordnen, und seine Wahl traf auf Cambaceres und Lebrün, und so nahm er am 25sten December 1799 den Titel erster Konsul an, und dann folgten die beiden andern eben genannten ihm ganz unschädlichen Konsuln, die sich nur mit den Civilangelegenheiten beschäftigten, und seinem Trachten nach dem Throne nicht hinderlich waren, welches aber leicht bei den beiden andern, namentlich bei Sieyes, hätte geschehen können, obgleich Letzterer in den Memoiren des Herren von Bourrienne eben nicht

vortheilhaft geschildert wird. Genug die Triumviralregierung bestand aus dem ersten Konsul Bonaparte, der auf zehn Jahre ernannt wurde, dem zweiten Konsul Cambaceres, auch auf zehn Jahre ernannt, und aus dem dritten Konsul Lebrün, auf fünf Jahre ernannt; auch hier eine Römische Einrichtung des Triumvirats. Sie stiftete einen Erhaltungssenat, einen gesetzgebenden Körper von dreihundert Mitgliedern, und ein Tribunat von hundert Mitgliedern. Letzteres wurde den 4ten August 1807 unterdrückt. Die aus 95 Artikeln bestehende Constitution war in 7 Titel abgetheilt, als 1) von der Ausübung des Bürgerrechts; 2) vom Erhaltungssenate; 3) von der gesetzgebenden Macht; 4) von der Regierung; 5) von den Tribunälen; 6) von der Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten; 7) allgemeine Dispositionen. Die Einrichtung des Staatsraths fand am 24sten December 1799 Statt. Der neue gesetzgebende Körper und das Tribunat wurden den 1sten Januar 1800 in Thätigkeit gesetzt. Auch eine Aechtung fand Statt, wie bei den Römern, nur lief sie ohne Blutvergießen und ohne Vermögenseinziehungen ab; sie bestand bloß in einer Verweisung, und war der Kultur der Zeit angemessen. Sie bestand bloß darin, daß achtunddreißig Personen nach dem Französischen Gujana geschifft und daselbst gefangen gehalten werden sollten, und zwei und zwanzig Personen nach der Nieder-Charente, die man also für exaltirte und der neuen Regierung nachtheilige Köpfe hielt. Allein diese Aechtung wurde von dem Volke nicht günstig aufgenommen, obgleich sie, nach dem Vorgeben, zum Vortheile der Republik, um die unruhigen Köpfe zu entfernen, geschehen war; man erblickte darin eine unzeitige Strenge, welche den Versicherungen der Gelindigkeit und Mäßigung entgegen war, die am 19ten Brumaire zu St. Cloud ertheilt wor-

den waren. Der nachherige zweite Konsul Cambaceres machte einen Bericht, worin er erklärte, daß es für die Ruhe des Staates unnöthig sey, die Geächteten zu deportiren, und es schon genüge, sie unter die Aufsicht der hohen Polizey zu stellen, und auf den Bericht von Cambaceres faßte die Konsular-Commission, die noch aus den oben, S. 513, angeführten Konsuln bestand, folgenden Beschluß: „Die Konsuln der Republik, nachdem sie den Bericht des Justizministers (Cambaceres war damals Justizminister) sowohl wegen der Promulgation des Dekrets vom 18ten, als wegen des Gesetzes vom 19ten Brumaire, und wegen der durch den Beschluß des 26sten Brumaire bestimmten Sicherheitsmaaßregeln erwogen haben, beschließen: daß die Personen, welche nach dem Art. 1. schuldig waren, das Gebiet des festen Landes der Republik zu verlassen, und diejenigen, welche sich nach dem Departement der Nieder-Charente begeben sollten, unter Aufsicht des Ministers der allgemeinen Polizey gestellt werden sollen. Sie ziehen sich in die Gemeinden zurück, welche ihnen dieser Minister bestimmen wird, und bleiben daselbst bis auf weiteren Befehl. Demnächst wird ihnen aufgegeben, sich vor der Munizipalverwaltung in den Zeitfristen zu stellen, welche er ihnen bestimmen wird." — Wie sehr Bonaparte eilte, um die Republik in ein Kaiserthum zu verwandeln, und sich als Kaiser Napoleon der Erste auf dem Throne zu sehen, also hierin den Römischen Octavian zu übertreffen, der erst nach zehn Jahren des Triumvirats als Augustus auftrat, bewies er dadurch, daß er schon nach vier Jahren desselben als der erste Kaiser der Franzosen auftrat, nachdem die Französische Republik zwölf Jahre gedauert hatte, und die Römische vierhundert und neunundsiebzig Jahre. Auch Bonaparte spielte seine Rolle, um Frankreich wieder in eine Monarchie zu

verwandeln, meisterhaft, und mit eben der Feinheit, als Octavian. Er selbst wollte sich nicht des Thrones bemächtigen, sondern er sollte ihm von Seiten des Senats angetragen werden, und der Tribun Curée erhielt den Auftrag, die Umwandlung der konsularischen Regierung in ein Kaiserthum und Bonapartes Erhebung zum Kaiser mit den Rechten der Erbfolge zuerst officiell in Vorschlag zu bringen, und dieser trug seinen Vorschlag dem Tribunate in der Sitzung am 30sten April des Jahres 1804 vor. In seiner Rede sagte er unter anderm zum Schluß: „Wir wollen uns beeilen, auf die Erblichkeit der höchsten Magistratur anzutragen; denn wenn wir, wie Plinius zu Trajan sagte, für das Erbrecht eines Chefs stimmen, so hindern wir die Rückkehr eines Gebieters. Doch zu gleicher Zeit laßt uns einer großen Gewalt einen großen Namen geben; wir wollen der höchsten Magistratur des größten Volkes der Welt die Achtung übertragen, die eine erhabene Benennung ihr verleihen kann. Laßt uns diejenige wählen, welche, während sie die ersten bürgerlichen Funktionen bezeichnet, zugleich glorreiche Erinnerungen zurückrufen, und der Souverainität des Volkes keinen Abbruch thun wird. Ich weiß für den Chef der Nationalgewalt keinen Titel, welcher des Glanzes der Nation würdiger wäre, als der Kaisertitel. Wenn er bedeutet: siegreicher Konsul, wem kam er denn je mit größerem Rechte zu? Welches Volk, welche Armeen waren jemals würdiger, daß ihr Chef diesen Titel führe. Ich trage also darauf an, dem Senate einen Wunsch vorzulegen, welcher der ganzen Nation eigen ist, und zum Gegenstande hat: 1) daß Napoleon Bonaparte, gegenwärtig erster Konsul, zum Kaiser ernannt werde, und in dieser Eigenschaft ferner mit der Regierung der Französischen Republik beauftragt bleibe. — 2) Daß die Kaiserwürde für erblich in sei-

ner Familie erklärt werde. — 3) Daß diejenigen unserer Institutionen, die nur erst im Umrisse entworfen sind, eine feste Einrichtung erhalten." — Dieser Rede ging aber schon zehn Tage vorher eine heimliche Diskutirung im Staatsrathe über die Gründung des Kaiserthums und die Einführung des Erbfolgrechtes zu Gunsten der Familie Bonapartes voran, worin besonders derjenige Konsul (Cambaceres), der sich am meisten den Anmaßungen Bonapartes hätte widersetzen sollen, dafür stimmte, und nicht nur hier, sondern auch im Senate, wodurch sich auch Bonapartes Wahl bei der Wählung seiner beiden Kollegen rechtfertigte; er hatte von ihnen bei seinen ehrgeizigen Absichten nichts zu fürchten, wohl aber bei den beiden Ersten, welche ihm gleich standen, und er noch nicht dieses entschiedene Vorrecht besaß, als bei den Letztern. Der Vorschlag Curées wurde nun vom Tribunate angenommen, und als der Senat sich fügte, so wurde am 18. May Napoleon zum ersten Male von seinem Exkollegen Cambaceres an der Spitze des Senats, als Kaiser, durch Ueberreichung des organischen Senatskonsults hinsichtlich der Gründung des Kaiserthums, und mit dem Name Sire begrüßt. Napoleon, als nunmehriger Kaiser, antwortete: „Alles, was zum Besten des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich an mein Glück gebunden. Ich nehme den Titel an, den sie für den Ruhm der Nation glücklich erachten. Ich unterwerfe das Erbfolggesetz der Sanktion des Volkes. — Ich hoffe, es wird Frankreich nicht gereuen, meine Familie mit Ehrenstellen bekleidet zu haben. Auf alle Fälle würde mein Geist nicht mehr mit meiner Nachkommenschaft seyn, sobald sie aufhören würde, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen." Der Exkonsul Cambaceres wurde nun zum Erzkanzler, und der Exkonsul Lebrün zum Erzschatzmeister des Reichs

erhoben, außer den übrigen Erhebungen in seiner Familie ꝛc., und hiermit war die Französische Republik vernichtet, und auf deren Ruinen das Kaiserreich erbauet. Aber auch dieser Schlußakt der großen Nation durch ihre Repräsentanten konnte nicht eher vollendet werden, als bis zur Einleitung dieses großen Dramas, um der Nation Glauben zu machen, daß der Schritt geschehen müsse, um die Freiheit vor einer Anarchie zu bewahren, erst Verschwörungen unterdrückt werden, und Opfer fallen müssen, und so gingen die Erschießung des Herzogs von Enghien und die Verschwörung Pichegrüs und dessen Tödtung im Gefängnisse dem Kaiserreiche voran. — Aus diesen Thatsachen ergiebt sich nun die zur Monarchie führende Triumviralregierung einer Republik besser, als durch jedes andere Raisonnement, und die Feststellung von Grundsätzen, wie sie befestiget werden könnte; denn wer die bewaffnete Macht auf seiner Seite hat und zu intriguiren versteht, wird leicht zu diesem Ziele gelangen, besonders bei langen fortdauernden Unruhen und Kriegen, welche die Nation ermüden, ihre Subsistenzmittel erschweren, überhaupt die Nationalkraft schwächen, wenn sie gleich durch mannigfache Siege der Armeen gestärkt erscheint; denn gerade ist dieses der Zeitpunkt, wo die ehrgeizigen Wünsche eines nach dem Zügel der Regierung Strebenden gekrönt werden, wenn er nämlich die ihm dargebotenen Mittel, bei der Zerrüttung seines Vaterlandes, zu seinen Zwecken geschickt benutzt, wie dieses von Octavian Augustus und Napoleon Bonaparte geschehen ist.

Triumvirat, ein aus drei Mitgliedern bestehendes Kollegium. In dem alten Rom findet man mehrere dergleichen Kollegien. Hier mögen folgende einen Platz finden: 1) Triumviri s. Tresviri agrarii s. agris dandis s. Assignandis; aut Triumviri agris divi-

dandis coloniisque deducendis. Diese Dreiherren, welche die Kolonisten oder neuen Eingewanderten auf die zu bebauenden Plätze in den Provinzen des Staats zu vertheilen hatten, wurden von dem Konsul oder von dem Stadtrichter erwählt. Wenn so viele Kolonisten beisammen waren, um eine neue Stadt zu begründen, so wurde ihnen von diesen Dreiherren der Plan zur Stadt und der Riß der Häuser vorgelegt, nach welchen die Stadt erbauet werden sollte, damit sie regelmäßige Straßen und bequem gebauete Häuser erhielt; dann wurden sie während und nach der Erbauung auch mit den nöthigen Gesetzen, Magistratspersonen, kurz mit Allem durch diese Dreiherren versehen, worüber sie in Rom Bericht erstatten mußten; sie waren gleichsam verantwortlich für das Gedeihen einer solchen Pflanzstadt gemacht, und da dieses eine sehr mühsame und undankbare Verrichtung war, die manche Verantwortlichkeiten nach sich zog; so blieben sie deshalb oft selbst in der Kolonie, ehe sie nach Rom zurückkehrten, um von ihrem Wirken, besonders vor den Volksvertretern, Rechenschaft abzulegen; weniger mühsam und der Verantwortung ausgesetzt, war die bloße Ertheilung des Feldes zum Ackerbaue, welches einzelne Kolonisten betraf. Dieses Amt wurde aber nicht immer von Dreiherren verwaltet, sondern auch wohl von Fünf-, Sieben-, Zehn- und Zwanzigmännern oder Herren (Quinqueviri, Septemviri, Decemviri bis Vigintiviri), die aber bloß in der Anzahl verschieden waren, nicht in den Amtsverrichtungen, welche dieselben blieben.

2) Trium viri s. Tresviri Capitales, waren Dreiherren, welche die Aufsicht über die Nichtbürger, über die Sklaven, Gefangenen ꝛc. führten, und auch den Hinrichtungen der Gefangenen, welche der Prätor zum Tode verurtheilt hatte, beiwohnten; auch hatten sie die Aufsicht über die öffentlichen Gefängnisse. Von

ihnen rührt die Benennung triumviralia flagella (Horat. epod. 4, v. 11) her, da sie Diebe, Knechte, auch fremde strafbare Personen an der Mänischen Säule (Columna Maenia) geißeln und durch einen Ausrufer (praeco) das Verbrechen des Bestraften bekannt machen ließen. Auch alle tumultuarischen Auftritte gehörten vor ihr Tribunal. Sie hatten acht Liktoren zur Ausführung ihrer Befehle.

3) Triumviri monetales, Dreiherren, welche die Besorgung des Münzwesens hatten, damit die Münzen in richtigem Gehalte ausgeprägt wurden; daher findet man auf den konsularischen Münzen so oft die Buchstaben III. Viri A. A. A. F. F. (triumviri auro, argento, aere flando, feriundo). Cäsar ordnete vier an, und daher trifft man Münzen von jenen Zeiten mit den Buchstaben an: IIII. Vir. A. P. F. (Auro vel Argento Publico Feriundo). Augustus schränkte die Anzahl dieser Münzaufseher wieder auf drei Personen ein.

4) Triumviri aedibus sacris reficiendis, Dreiherren, welche auf die öffentlichen geheiligten Gebäude und Tempel die Aufsicht führten, damit solche im baulichen Zustande erhalten wurden. Sie sollen im Jahre der Stadt 540 verordnet worden seyn, damit sie die ein Jahr vorher abgebrannten Tempel der Fortuna, Matris Matutae und der Hoffnung wieder erbauen lassen sollten, und so scheint dieses Kollegium der Dreiherren zur Aufsicht über diese Art Gebäude fortgedauert zu haben.

5) Triumviri, qui conquirerent juvenes idoneos ad arma ferenda militesque facerent, Dreiherren zur Rekrutenlieferung, welche in der Stadt Rom die jungen Leute musterten und diejenigen auswählten, welche sie zum Kriegsdienste für tüchtig erachteten, wenn sie gleich das sonst dazu erforderliche Alter noch nicht hatten. Dieses Amt entstand im Jahre 541 der Stadt,

zur Zeit des zweiten Punischen Krieges. Außer dem Livius (B. 25) giebt kein Schriftsteller von diesen Dreimännern einige Nachricht.

6) Triumviri mensarii, nach dem Livius (B. 23), Dreiherren, welche zur Zeit des zweiten Punischen Krieges im Jahre 537 erwählt wurden, um dem Wucher Einhalt zu thun. Auch sollen sie beim öffentlichen Geldmangel, wie z. B. 542 der Stadt, das Geschäft gehabt haben, alles Gold, Silber und Erz, welches jeder Einwohner der Stadt, bis auf etwas Weniges, welches festgesetzt war, zusammenbringen mußte, in Empfang zu nehmen, und durch die dazu bestimmten Schreiber in die öffentliche Verzeichnisse eintragen zu lassen, damit ein Jeder die eingeschossene Summe, wenn der Geldmangel gehoben war, wieder erhalten konnte. Dergleichen Kassirer oder Einnehmer, jedoch fünf an der Zahl, wurden auch schon im Jahre 402 der Stadt eingesetzt, um die Schulden der Plebejer zu reguliren. Sie setzten sich mit ihren Tischen und den dazu bestimmten Geldsummen auf den öffentlichen Markt, und suchten durch gütliche Vergleiche der Gläubiger und Schuldner eine ansehnliche Schuldenlast zu tilgen. Diese Mensarii dürfen aber nicht mit den Wechslern oder Banquiers verwechselt werden, welche den Namen Argentarii hatten; denn dieses waren bloße Privatleute, die Geldgeschäfte in ihrem eigenen Interesse machten, die Mensarii waren aber öffentliche Beamte, die zum Besten des gemeinen Wesens bestimmt waren. Uebrigens wurden von ihnen auch die Gelder der Wittwen und Waisen, die Sklaven von ihren Herren ꝛc. angenommen, um Alles bei einer günstigeren Zeit wieder zu erstatten.

7) Triumviri nocturni, Dreiherren, welche die Aufsicht über die Nachtwachen zu Rom hatten, und von dem Volke gewählt wurden. Nicht bloß wegen des Unfugs, der bei Nacht von jungen Leuten getrie-

ben wurde, sondern auch wegen der Diebe, und der nächtlichen Feuersbrünste, damit gleich Anstalten zur Abhülfe getroffen werden konnten. Ihr Ansehen war zur Zeit der Republik eben nicht groß, wohl aber wurde dieses Amt unter dem Augustus ansehnlich, der an ihre Stelle einen Nachtwachenvorsteher, Praefectum vigilum, einsetzte, welcher die sämmtlichen sieben Cohorten der Stadt- und Schaarwächter, die Augustus einsetzte, befehligte. In Hinsicht seiner Würde folgte er auf den Stadtvorsteher oder Praefectum Urbis.

8) Triumviri Valetudinis, Dreiherren, welche zur Pestzeit oder bei andern ansteckenden Krankheiten die Aufsicht über die Gesundheitspolizey führten, daß schleunige Maaßregeln getroffen wurden, um diesen Uebeln Einhalt zu thun.

9) Triumviri Senatus legendi, Dreiherren, welche von dem Augustus eingesetzt wurden, um den Rath oder Senat wieder mit tüchtigen Männern nach ihrer Einsicht und Wahl zu ergänzen, indem solches vorher von den Censoren geschah.

Triumviri, Dreiherren oder Dreimänner; s. den vorhergehenden Artikel. Man nennt auch die drei ersten oder ältesten Rathsglieder Dreiherren oder Triumviri. In Nürnberg, als freie Reichsstadt, wurden sie die drei ältesten Hauptleute genannt.

Trivia, bei den Dichtern die Diana.

Trivial, alltäglich, gemein, schlecht; daher auch Trivialität.

Trivialschule, s. Th. 149, S. 443 u. f., und unter Schule (Dom-), daselbst, S. 278.

Trivium, ein Kreuzweg; dann in den sieben freien Künsten die Musik, Arithmetik und die Geometrie.

Trixis, Trixis, Gen. plant. edit. Schreb. Nr. 1336, eine Pflanzengattung, welche in warmen außereuropäischen Ländern: Ostindien, Gujana, Jamaika ꝛc.,

einheimisch ist, und daher bei uns eine Treibhauserziehung verlangt. Die bekannten Arten davon müssen hier übergangen werden.

Trizeraje, Triceraia, Humb. et Bonpl., eine Baumgattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Die bekannte Art, Triceraia tinifolia Humb. et Bonpl., ist ein sehr hoher Baum, mit gegenüberstehenden länglichen, langgespitzten, fast sägerandigen Blättern, die lederartig und glatt sind, rispenständigen Blumen, welche einen fünfblättrigen Kelch und fünf Korollenblätter, die mit Nägeln versehen sind, haben, fünf Staubfäden mit eyförmigen Antheren, fünf Nectardrüsen, die mit den Staubfäden wechseln. Der Griffel ist gefurcht, und die Narbe einfach. Die Beere ist eyförmig, dreispitzig, dreifächrig, vielsamig. Das Vaterland ist Südamerika. Die Kultur im Treibhause. S. Dietrich's Nachträge zum Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 9, S. 213 u. f.

Trizere, Dreikorn, Tricera, Gen. plant. edit. Schreb., Nr. 1416, eine Pflanzengattung, deren Arten Sträucher bilden, und die in die vierte Ordnung der einundzwanzigsten Klasse (Monoecia Tetrandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: Die männliche Blüte hat einen viertheiligen Kelch, keine Krone und vier Staubfäden. Der Kelch der weiblichen Blüte ist fünfblättrig; die Krone fehlt; drei kegelförmige Griffel. Die Kapsel ist dreihörnig, dreifächerig; zwei Samen. Die Blumen der drei bekannten Arten sind klein und traubenförmig oder gebüschelt. Das Vaterland ist Ost- und Westindien. Die Erziehung geschieht im Treibhause. S. Dietrich's vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 10, S. 104 u. f.

Trizeros, Triceros Lour. Fl. Cochinch., eine Baumgattung, welche in die dritte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und nahe an Euphorbia grenzt. Die bekannte Art: Triceros cochinchinensis Loureiro, ist ein Baum mittlerer Größe, mit abstehenden Aesten, mit ungleich doppelt-zweipaarig gefiederten Blättern, und eyförmigen, langgespitzten sägerandigen harten Blättchen. Die Blumen sind weiß und in schlaffe Trauben gesammelt. Der Kelch ist fünfblättrig, bleibend, und hat gespitzte abstehende Blätter. Die Korolle besteht aus fünf länglichen abstehenden Blättern, die länger, als der Kelch sind; fünf haarförmige Staubfäden, die mit den Korollenblättern gleiche Länge haben, drei kurze Griffel, mit einfachen Narben. Die Beere ist lederartig, an der Basis gerundet, an der Spitze dreiknöpfig, dreifächerig, zweisamig, der Same gerundet und langgespitzt. Das Vaterland ist Cochinchina, an Bergen. S. Dietrich's Nachträge zum Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 9, S. 214.

Trocar, s. Trokar.

Trochäus, Trokäus, Fr. Trochée, in der Prosodie, oder Lehre von der Länge und Kürze der Sylben, ein Fuß, der aus einer langen und einer kurzen Sylbe besteht; hier geht also die lange Sylbe voran und die kurze tönt nach. Ein Trochäus würde seyn:

Der Ge | rechte. Ach, ver | zeihe! Wenn aus dunk-

ler Ferne. Wenn die Donner rollen.

Bei der ersten Sylbe verweilt die Stimme etwas länger, um sie bei der zweiten schnell sinken zu lassen, die dann auch bei einiger Länge doch kürzer wird, in-

dem nicht der Accent darauf ruht, wie auf der ersten Sylbe, wie z. B.:

Wahrheit zu verkünden ꝛc.

— ◡ — ◡ — ◡

Trochiliten, versteinerte Kreiselschnecken, die wie ein Zuckerhut geformt sind, und sich schon in den älteren Gebirgen, die meisten aber im Dolithgebirge vorfinden. Im älteren Gebirge sind Trochus cingulatus, scalaris und andere; im Muschelkalke Trochus Albertinus; im Liaskalk Trochus gracilis, rugosus etc.; im Dolith Trochus duplicatus, abbreviatus, decoratus und viele andere einheimische. Aus der Gattung Ampullaria kommt Ampullaria gigas im Dolithgebirge vor.

Trochiscus, Trochisci, Trochisques, Kügelchen; Pastillen, auch Abführungspillen; s. die Art. Pastille, Th. 108, S. 98, und Pille, Th. 113, S. 55 u. f. — Die Trochisci oder Trochisken, wie sie in den Apotheken vorzukommen pflegen, sind ein Gemenge von Pulvern und schleimigen klebrigen Substanzen, denen man nicht bloß die Gestalt von Kügelchen giebt, wie eigentlich der Griechische Name Trochiscus (Kügelchen) andeutet, sondern auch andere Gestalten, z. B. platte, pyramidenförmige, dreieckige, würfelförmige, haferkornartige, rautenförmige ꝛc. Wenn nämlich die Masse, woraus man sie bereitet noch weich ist, so giebt man ihr die angeführten Gestalten durch Formen, die man in den Teig drückt, sie also gleichsam aussticht. Man wählt diese Gestalten, um gewisse Arzneymittel auf eine solche Art verschreiben zu können, daß man sie nach und nach im Munde zergehen lassen und so von da allmählig in den Magen bringen kann. Man hat einfache und zusammengesetzte. Sie kommen mit den Pillen überein, unterscheiden sich nur in der Gestalt und in der Wirkung. So macht man z. B. von Cachou- oder Japanische

Erde Trochisken mit Veilchenwurz. Man nimmt pulverisirte Japanische Erde 2 Unzen, Süßholzextrakt und pulverisirte Florentinische Veilchenwurzel, von jedem 1½ Quentchen, pulverisirten Zucker 12 Unzen. Man macht daraus mit einer hinlänglichen Menge Gummi Tragantschleims, mit Wasser bereitet, eine Masse, die man, wie oben gedacht worden, in kleine Trochisken eintheilt. Diese Trochisken sind magenstärkend und zusammenziehend. Man hat nun noch Purgirtrochisken, Trochisken für äußerliche Schäden ꝛc.

Trochiten, Troschiten, eine Art versteinerter Haarsterne oder Crustaciten (Krustenwürmer oder Strahlwürmer), die auch unter dem Namen Rädersteine bekannt sind. Es sind eigentlich die einzelnen Gelenkstücke der Säule der Encrinirten oder Liliensterne, so genannt, weil das Thier auf einem runden Stiele einen Stern trägt. Gewisse Arten des Kalksteins, worin sie in großer Menge vorkommen, werden deshalb Trochitenkalk genannt.

Trocken, Bei- und Nebenwort, welches dem feucht und naß entgegensteht.—1. Eigentlich, auf der Oberfläche der Feuchtigkeit beraubt, nicht naß. Trockene Hände haben, die nicht so transpiriren, daß sie sich feucht anfühlen lassen, keinen Schweiß beim Anfühlen zeigen. Die Erde ist sehr trocken, nicht feucht oder naß, welches man von einer Erde sagt, die durch die Wärme, Sonnenhitze, oder durch die Luft sehr ausgetrocknet ist, so daß geringe Feuchtigkeiten, ein geringer Regen, ein geringes Begießen mit Wassen sie nicht feucht macht, sondern gleich einzieht oder einsintert, und ist eine so trockene Erde in Blumentöpfen, gleich durchläuft, ohne eine sonderliche Wirkung der Nässe zu hinterlassen, und nur durch starkes Begießen erst ganz durchnäßt wird. Das Geschriebene trocken werden lassen, wenn die Dinte auf dem Papiere trocknet, sich fest ansetzt, in das Papier zieht,

so daß die Schreiberey nicht wieder davon verwischt werden kann, außer mit ätzenden Mitteln oder durchs Radiren. Ein trockner Weg, der nicht kothig ist. Trockene Farben, zum Unterschiede der flüssigen, entweder mit Oel oder mit Wasser abgeriebenen. Gebraucht man trockene Farben ohne einen flüssigen Körper, so müssen es Stifte seyn, Farbenkreiden, wie z. B. die schwarze Kreide, rothe Kreide oder der Rothstein, die braune Kreide ꝛc. Man hat auch Farben in allen Schattirungen, die trocken gebraucht werden, allein man hat sie vermittelst Flüssigkeiten erst in die Form von Stiften gebracht, um sie dann trocken anwenden zu können, wie die Pastellfarben; s. diese, Th. 107, S. 751. Trockene Witterung, da es nicht regnet, schneyet oder nebelig ist, im Gegensatze der feuchten oder nassen. Eine trockene Luft, im Gegensatze der nebeligen oder feuchten. Ein trockener Sommer, der nicht naß oder feucht ist. Ein trockener Winter, bei dem es stets friert, der Boden immer mit Eis bedeckt ist, so daß man ganz trocken darüber hingehen kann. So auch ein trockener Frühling, ein trockener Herbst. Trockene Zimmer, die nicht feucht sind, worin es nicht stockt, kein Wasser die Wände entlang läuft; daher auch ein trockenes Haus, welches keine Feuchtigkeiten enthält, nicht auf einen feuchten oder moorigen Grund erbauet worden, und auch sonst gehörig nach dem Aufbauen ausgetrocknet ist. Ein trockenes Haar, welches keine Feuchtigkeit enthält, nicht vom Schweiße durchdrungen ist, sich daher nicht fettig anfühlt. Ein trockener Mund, figürlich, der nicht viel zu verzehren hat, nur schmale Bissen bekommt. Ein trockener Schlund, eine trockene Kehle, die nicht viel Feuchtigkeiten erhält, in die nicht viel Flüssigkeiten gegossen werden. Daher sagt man auch die Kehle zum Singen, zum Deklamiren erst anfeuch-

ten, sie mit irgend einer Feuchtigkeit benetzen, weil sie zu trocken ist, und daher nicht anspricht, keinen reinen Ton von sich giebt. Uneigentlich sagt man auch ein trockener Bogen von einem Streichinstrumente, wenn er erst mit Geigenharz oder Kolophonium bestrichen werden muß. Trockener Schwamm, Zündschwamm, zum Unterschiede des Waschschwammes, welcher nur im Wasser gebraucht wird. Trocken sitzen, im Trockenen sitzen, vor der Nässe bedeckt seyn. Ein trockener Graben, der kein Wasser hat. Hinter den Ohren noch nicht trocken seyn, figürlich und im gewöhnlichen Leben, noch ein Kind, noch nicht mannbar seyn. Ein trockenes Hemde anziehen, wenn man das vom Schweiße durchnäßte auszieht oder mit dem trockenen wechselt. Trockene Wäsche, zum Unterschiede der nassen, noch nicht getrockneten, die noch auf der Leine hängt. — In einigen engeren Bedeutungen. Mit trockenen Augen, ohne Thränen. Trockenes Brod essen, ohne Butter oder Schmalz. Eine trockene Mahlzeit, die sowohl aus trockenen Gerichten besteht, als auch, wobei wenig getrunken wird. Ein trockener Husten, der mit keinem Auswurfe verbunden ist. Ein trockenes Geschwür, welches nicht eitert, sondern ohne Eiter wieder abtrocknet. Ein trockener Schnupfen, wobei man wenig Feuchtigkeit aus der Nase verliert, das Schnupftuch wenig gebraucht. — Trocken bezieht sich zunächst auf die äußere Fläche, dürre dagegen, welches ohnehin einen sehr hohen Grad der Beraubung der Feuchtigkeit bezeichnet, auf die innere Beschaffenheit. Trockene Luft, trockene Witterung gehören mit zu den Ausnahmen. — 2. Figürlich. (1) Trockenes Vieh, in der Landwirthschaft und Viehzucht, welches keine Milch giebt, geltes, güstes Vieh, im Gegensatze des Melkviehes. Eine Kuh steht trocken, wenn

sie keine Milch giebt. — (2) In vielen Fällen ist trocken ein Fehler des gesellschaftlichen Umganges, der dem munter, aufgeweckt, angenehm entgegensteht. Sehr trocken in der Gesellschaft seyn, nicht unterhaltend. Eine trockene Unterhaltung. Ein trockener Mensch. Eine trockene und langwierige Erzählung. Wie oft erweckt man uns in den ersten Jahren durch trockene und langweilige Erklärungen einer Glaubenslehre, einen Ekel an der Religion (Gellert). Ein trockener Roman, der nichts Anziehendes hat, bei dem man beim Lesen einschläft. Oft ist trocken auch so viel, als ernsthaft, jedoch in verschiedenen Beziehungen. (1) Jemanden trocken die Wahrheit sagen, ohne gefällige Einkleidung, gerade zu. (2) Braucht man trocken bei Scherzen, wenn Jemand bei einem Scherze eine ernsthafte Miene oder Stellung annimmt. Bei einem Spaße sehr trokken aussehen. Ein trockener Scherz, der mit einer ernsthaften Miene angebracht wird. Ein trokkener Witz, ein hausbackener Witz, der ganz trocken vorgebracht wird, ohne eine Verziehung der Gesichtsmuskeln, von demjenigen, der ihn spendet, aber doch die Umstehenden zum Lachen reizt. — In einer andern Einschränkung ist trocken der freundschaftlichen Gefälligkeit beraubt. Jemanden sehr trocken begegnen, kalt und ohne Freundschaft. Ein trockener Empfang, ein trockenes Kompliment, welches man gleichsam nur gezwungen thut, ohne dabei etwas zu empfinden. — Bei den Malern ist trocken, Fr. Sec, Sechement, im Kolorit, die Härte des Ueberganges von dem Lichte zum Schatten, wenn nämlich die Lichter und Schatten zu nahe neben einander stehen, oder keine Halbschatten gebraucht werden, welche sie verbinden. Man gebraucht diesen Ausdruck auch von den harten Umrissen,

welche zu stark angegeben sind; dann auch von einem Kolorite, dessen Töne nicht genug vereiniget oder gehörig in einander getrieben worden, noch zu einzeln dastehen oder auf einander gesetzt sind, ohne in einander sanft vertrieben worden zu seyn, so daß sie zusammen stimmen und den Uebergang nicht merken lassen. In der Bildhauerey bezeichnet man ein Werk als trocken, wenn ihm das Zarte, Weiche und Markige fehlt, welches man auch am Marmor bemerken muß, wenn man der Arbeit eine Art von Leben geben will. Nach Adelung soll es den Schein haben, daß diese ganze Figur von trocknen Speisen hergenommen ist, die einer schmackhaften Brühe beraubt sind. Dürre wird in einigen ähnlichen figürlichen Fällen gebraucht. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte in seinem großen Wörterbuche der Deutschen Mundart, bei dem Notker truchen, und im Oberdeutschen noch jetzt trucken, truchen. Es soll der Form nach ein Intensivum von dem noch im Niederdeutschen üblichen dröge, im gemeinen Leben der Obersachsen treuge, trocken, womit auch das Angelsächsische drugoth und das Englische drought, und noch einfacher dry, verwandt sind. Es scheint von einem veralteten Zeitworte drogen, drögen, oder ohne Präfix, regen, abzustammen, welches reiben, wischen, bedeutet hat, und mit der nicht ungewöhnlichen Versetzung des r noch in dem Lateinischen tergere, üblich ist Im Griechischen ist τεγγειν, gleichfalls trocknen. Das Lateinische siccus, stammt von siegen, in versiegen her. S. auch Trocknen. — Hier sind nun noch folgende auf trocken sich beziehende Artikel, die oben keinen Platz gefunden, zu beschreiben.

Trockner Fall, im Mühlenbaue, der Fall des Wassers bei dem unterschlächtigen Wasserrade, von der Oberfläche des Fachbaums bis auf den Spiegel des Wassers unter dem Rade, im Gegensatze des

nassen Falles. — Trocknes Holz, im Gegensatze des nassen oder feuchten, hier besonders in Beziehung auf das Bauholz, welches nur gehörig ausgetrocknet zum Häuserbaue, und zu den Möbeln gebraucht werden kann, damit es nicht reißt oder Risse erhält, wenn es erst in den Gebäuden und in den Möbeln zusammentrocknet, also feucht verarbeitet worden. Auch das Eintrocknen des Holzes verursacht bei den Fenstern, Thüren ꝛc., nicht allein Risse, sondern auch Höhlungen, die das Schließen verhindern. S. auch den Art. Holz, Th. 24. — Trockne Kräuter, in den Apotheken und Droguereyhandlungen, getrocknete Arzney- und Färberkräuter, welche als Arzneymittel und als Farbestoffe benutzt werden. Wie das Einsammeln und Trocknen dieser Kräuter geschieht, s. unter Kraut, Th. 48, S. 33 u. f., und den Art. Trocknen der Pflanzen und Pflanzentheile. — Trocknes Obst, das gedörrte oder gebackene Obst; s. unter Obst, Th. 103, S. 464 u. f. — Trockne Trauben, getrocknete Weintrauben oder Rosinen. — Trockne Speisen, trockne Küche, im Gegensatze der nassen und saftigen Speisen. Unter trocknen Speisen versteht man nicht nur alle Brod- und Kuchenarten, so wie alles Gebackene, welches trocken und kalt genossen wird, sondern auch alle geräucherten Speisen, z. B. geräucherte Fleischarten, Fische, Würste ꝛc., überhaupt Alles, was trocken und kalt genossen wird; dagegen sind alle nassen und saftigen Speisen, alle gekochten, die warm, und mit der eigenen Brühe oder dem eigenen Safte, oder mit dazu bereiteten Brühen oder Saucen genossen werden, wie die Suppen, das Gemüse, die warmen Fleischspeisen, Braten ꝛc. — Trocknes Fleisch, Rauchfleisch oder geräuchertes Fleisch, auch gebökeltes oder gepökeltes Fleisch, wel-

ches kalt und trocken genossen wird, wozu der geräucherte Schinken, das geräucherte Hamburger Rindfleisch, die geräucherten Gänsebrüste, der kalte Kalbs-, Wild- und Schmorbraten ꝛc. gehören, überhaupt alles kalte, gekochte, gebratene, geräucherte oder gebökelte Fleisch, welches auf Butterbrod gelegt, oder auch kalt vom Teller mit Pfeffer und Salz ꝛc. genossen wird. Hierher kann man auch die geräucherten Würste rechnen, welche trocken genossen werden, wie die Braunschweiger Schlack-, geräucherte Leber- ꝛc. Wurst, die geräucherten und geböckelten Ochsenzungen ꝛc. — Trockne Fische, zum Unterschiede der gekochten, die mit Brühen oder Saucen warm genossen werden. Zu den trocknen Fischen gehören alle geräucherten, eingesalzenen und gebratenen Fische, welche kalt genossen werden, wie der Lachs, die Neunaugen, Heringe, Sardellen, geräucherten Heringe oder Bücklinge, Sprotten und viele andere Fluß- und Seefische. — Trocknes Bad, in der Chemie, ein Sandbad, s. Th. 136, S. 78. Auch in der Chirurgie kommt es vor, s. daselbst, in dem eben erwähnten Theile. — Trockner Weg, in der Chemie, eine chemische Arbeit, wozu keine Feuchtigkeit kommt. Wenn z. B. Gold und Silber nicht durch Scheidewasser, sondern durch Schmelzung mit Spießglas im Tiegel von einander geschieden werden. — Trockne Vergoldung, beim Gold- und Silberarbeiter, eine leichte Vergoldung, die bald wieder vergeht. Es wird nämlich Gold durch Königswasser in einem gläsernen Kolben aufgelöset, und in diese Auflösung reine weiße leinene Lappen gelegt, worein sich das Königswasser mit dem Golde einzieht. Dann werden diese Lappen in einem Schmelztiegel zu Pulver gebrannt. Soll nun hiermit vergoldet werden, so nimmt der Arbeiter

ein Stück Kork, macht es mit Salzwasser naß, taucht es in das Pulver, und reibt damit die Stelle, die er vergolden will, und wenn es troken geworden, so wird es mit einem Stahle polirt. Man bedient sich dieser Vergoldung nur bei Kleinigkeiten; vorzüglich aber um kleinen Fehlern, die beim Vergolden im Feuer entstanden sind, dadurch abzuhelfen. S. auch Vergoldung, unter V. — Trockne Galvanische Säule, welche der Physiker Zamboni zu Verona erfand. Man hat diese Säule mit einem Uhrwerke in Verbindung gebracht. Sie zeigt an beiden Enden elektrische Kraft genug, um ein leicht bewegliches Pendel, wenigstens dem Anscheine nach, ganz gleichförmige und beständig dauernde Schwingungen zu ertheilen. Einige tausend Scheiben von ungeleimtem Silberpapiere sind auf der Papierseite mit einem Gemenge aus Honig und Braunstein dünn bestrichen, und dann sind sie in einer außen und innen mit Siegellack überstrichenen Glasröhre gleichförmig übereinander gepreßt. Die Röhre ist oben und unten in eine messingene mit den äußersten Scheibchen durch einen Draht in Verbindung stehende Kappe eingefaßt. Oben trägt sie einen wohl abgedreheten Knopf von Messing. Von solchen Glasröhren mit Scheibchen stehen nun zwei in einer Entfernung von ein Paar Zollen neben einander. In der einen Röhre ist die Silberseite, in der andern die Braunsteinseite aller Papierscheibchen oben. In der Mitte zwischen ihnen ist auf einem kleinen Stative, das mit den Säulen eine gemeinschaftliche Basis hat, eine dünne messingene Nadel, die Schwingungsnadel, in perpendikulärer Lage so angebracht, daß sie sich um dünne Zäpfchen in pfannenförmigen polirten Unterlagen (ungefähr wie ein Wagebalken um seinen Zapfen) sehr leicht hin und

her bewegen läßt. Ihr oberes, in einen Ring gebogenes Ende befindet sich in einerlei Höhe mit dem Mittelpunkte der messingenen Säulenköpfe. Ihre Länge unter dem Umdrehungspunkte (den Zäpfchen in den Pfannen) ist fast eben so groß, als über demselben. Unten ist ein verschiebbares Gegengewicht angebracht, um die Nadel in senkrechter Richtung zu erhalten, und die Geschwindigkeit der Schwingungen zu reguliren. Wenn man nun den Ring der Nadel mit einem der Knöpfe in Berührung bringt, so wird er augenblicklich abgestoßen, aber auch sogleich von dem gegenüberstehenden bis zur Berührung angezogen, wieder bis zum entgegengesetzten Knopfe abgestoßen ꝛc. Auf diese Weise kommt die Nadel in ähnliche Schwingungen, wie ein Pendel, und diese Schwingungen dauern ununterbrochen fort. Ist Alles sehr kräftig eingerichtet, so kann man einem verlängerten Zapfen der Schwingungsnadel einen Hemmungshaken geben, der in ein Steigrad greift, und solches in Bewegung setzt. Die Welle des Steigrades kann man dann mittelst anderer Räder und Getriebe auf Zeiger hinwirken lassen, welche auf einem Zifferblatte die Zeit (Stunden, Minuten ꝛc.) angeben müssen. Alle Hindernisse der Bewegung, hauptsächlich die Reibung, müssen von den Wellzapfen, Rädereingriff ꝛc., auf das Beste entfernt seyn. Man hat zwar gefunden, daß die Gleichförmigkeit der Bewegung einer solchen elektrischen Uhr nicht recht der Erwartung entsprochen hat; indessen will man doch glauben, daß zum gewöhnlichen Gebrauche ihre Anwendung nicht zu verwerfen sey. — Trockner Wechsel, in der Handlung, besonders im Wechselhandel, ein eigener Wechsel, wodurch der Aussteller sich selbst zur Bezahlung einer gewissen Summe gegen den Gläubiger verbindlich oder anheischig macht, zum Unterschiede der trassirten

oder gezogenen Wechsel, die auf einen Dritten lauten; s. unter Tratte, Th. 187, S. 93 u. f. Trockne Wechsel werden die eigenen Wechsel deshalb genannt, weil sie nicht über das Meer gehen. Ueber diese Wechsel, s. diesen Artikel, unter W., nach. — Trockne Waaren, zum Unterschiede der nassen oder feuchten, welche in Essig, Wein, Franzbranntwein, Salzwasser oder Lake ꝛc. aufbewahrt werden; zu diesen gehören die Kapern, Oliven, Pfeffergurken, die eingemachten Früchte, die Heringe, Bratheringe, Sardellen, Neunaugen ꝛc. ꝛc.; dann noch die ganz flüssigen Waaren, wie der Syrub, Mohrübensaft, Wachholderbeersaft, die Weine, Branntweine ꝛc. ꝛc. Zu den trockenen Waaren gehören alle übrigen Material-, Spezerey-, Droguerey- und Italienerwaaren, die Farbewaaren, die auch im flüssigen Zustande verkauft werden, wie die Oel- und Aquarellfarben ꝛc. ꝛc. Auch rechnet man hierher die Landesprodukte, als Erbsen, Linsen, Bohnen, Hirse, Graupen, Mohn ꝛc. ꝛc. — Quincaillerie-, Galanterie-, Schnitt-, Eisen- und andere Waaren gehören nicht hierher, wenn sie gleich zu den trockenen gezählt werden; denn bei dem Handel mit diesen Waaren kommen keine flüssigen vor; sie sind an und für sich trokken, und dienen nicht zum Genusse, zur Malerey, zum Anstriche, zur Färberey ꝛc., sondern zu Kleidern, zum Putz und zur Zierde, zum Haus- und Küchengeräth ꝛc. Wenn man daher sagt: es handelt Jemand mit trokkenen Waaren, so versteht man nur die Erstern darunter, nicht die Letztern, weil es sich bei diesen schon von selbst versteht, daß sie trocken sind; dann sind es auch Fabrikate und Manufakte, und die Erstern größtentheils, bis auf die chemisch zubereiteten Farben und die Destillate, Naturprodukte. — Trockner Graben, in der Kriegsbaukunst, ein Graben um eine Festung, besonders um den Hauptwall, worin

kein Wasser ist. Ein solcher Graben ist besser zu beschützen, als ein Wassergraben; denn die Besatzung kann darin, wie im Felde, stehen, und den Feind abwehren; auch kann sie leichter und bequemer Ausfälle machen, und sich zurück ziehen. Man kann auch zur Zeit der Belagerung verschiedene Werke darin aufrichten. S. auch Graben, Th. 19, S. 607. — Trocken mauren, im Bergbaue, eine Arbeit in den Gräben, da die Stollen, Strecken und Schächte statt des Zimmerholzes oder der Zimmerung, zur Ersparung des Holzes, ausgemauert werden, wozu man aber die Steine besonders vorrichtet; auch werden zu dieser Arbeit Grubenmaurer genommen, oder solche Arbeiter, die genau mit dieser Mauerung Bescheid wissen. — Trocken machen, in der Baukunst, wenn man eine Krippe oder Wasserstube, oder sonst einen wässerigen oder moorigen Grund vermittelst verschiedener Schöpfwerke leer macht, damit man einen Grund legen kann.

Trocken, in der Baukunst, s. oben, S. 530, und oben.
—, im Bergbaue, trocken mauern, s. oben.
—, in der Bildhauerey, s. das., S. 530.
—, in der Landwirthschaft und Viehzucht, s. das., S. 528.
—, bei den Malern, s. das., S. 529.
—, in der Sprachkunst, s. das., S. 526 u. f., und S. 530.
—, in der Unterhaltung und dem Umgange, s. das., S. 529.
—, in der Viehzucht, s. das., S. 528.

Trockenboden, ein Boden, auf welchem Wäsche getrocknet wird; ein Hausboden, der über das ganze

Hauptgebäude geht, zum Unterschiede der Nebenböden, die über die Seitengebäude gehen. Er bildet den Raum auf dem Hause, welchen das Dach einschließt. In den Städten, besonders großen Städten, in welchen die Wohnungen in den Häusern größtentheils von den Eigenthümern vermiethet werden, weil sie die Häuser selten ohne fremde Kapitalien oder Hypotheken besitzen, damit sie die Zinsen zahlen können, um wo möglich, wenn nicht noch an den Miethen zu gewinnen, doch frei zu wohnen, ist auch in solchen Häusern ein gemeinschaftlicher Trockenboden nöthig, worauf wenigstens die Hauptmiether, welche das Vorderhaus oder Hauptgebäude bewohnen, ihre Wäsche trocknen können; auch befindet sich deshalb in jedem Miethskontrakte eine Klausel, welche den gemeinschaftlichen Trockenboden angeht. Es wird darin bestimmt, daß der Miether es jedesmal acht Tage vorher dem Vermiether oder Wirthe anzuzeigen hat, wenn bei ihm gewaschen wird, und er dann den Boden für seine Wäsche in Anspruch nimmt, damit keine Reibungen mit den übrigen Miethern entstehen, die gleiche Ansprüche auf den Trockenboden haben. Er erhält dann den Schlüssel dazu von dem Vermiether, und muß ihn nach geschehener Trocknung wieder ungesäumt zurückliefern. Gewöhnlich kommen die Miether, die kontraktlich Theil an dem Trockenboden haben, wegen der Wäsche überein, zu welcher Zeit sie waschen wollen, damit solches nach der Reihe geschieht, oder doch so, daß keiner behindert wird, den Boden für seine Wäsche zu benutzen. In vielen Häusern ist auch das Trocknen der Wäsche bei schönem Wetter auf dem Hofe gestattet, welches gleichfalls im Kontrakte bemerkt worden, und wobei dieselbe Ordnung Statt findet, wie bei dem Trockenboden. Hierbei wird nun noch oft im Kontrakte bemerkt, daß die geöffneten oder herausgenommenen Bodenfenster jedesmal nach dem

Trocknen wieder gehörig eingehängt und geschlossen werden müssen. Auch wenn ein starker Regen im Sommer oder ein starkes Schneegestöber im Winter während des Wäschetrocknens eintreten sollte, so müssen die Fenster von der Seite, wohin der Wind den Schnee oder Regen treibt, auch so lange geschlossen werden, als das böse Wetter dauert, damit der Fußboden nicht durchnäßt wird; auch würde die den Fenstern nahe hängende Wäsche ein Gleiches erfahren. Dieses Schließen ist besonders da nöthig, wo der Boden große Dachluken besitzt, aber auch bei kleineren, von dem Klempner verfertigten Dachluken von Eisenblech ist es erforderlich. Ein zum Trocknen der Wäsche bestimmter Boden muß gehörig gedielt, und mit mehreren Dachluken von beiden Seiten versehen seyn, damit die Zugluft gehörig den Boden durchstreichen kann, und wenn ein Spitzboden darüber abgeschlagen seyn sollte, so müssen die Dielen desselben sehr dicht aneinander gelegt werden, damit kein Sand oder Staub auf die Wäsche fallen kann. Dann müssen die gehörige Anzahl Haken oder Ringe vorhanden seyn, an oder durch welche die Leinen zum Aufhängen der Wäsche gezogen und befestiget werden. Auch müssen auf dem Boden ein Paar Schemel vorhanden seyn, damit die Wäsche gehörig auf die Leinen gehängt and mit Klammern befestiget werden kann. Die kleinern oder geringeren Miether, die im Keller oder in den Seitengebäuden auf dem Hofe wohnen, und keinen Theil an dem gemeinschaftlichen Trockenboden haben, trocknen gewöhnlich ihre Wäsche auf den kleinen abgeschlagenen Böden, die zu ihren gemietheten Wohnungen gehören, und zur Aufbewahrung ihrer Brennmaterialien dienen. — Die Trockenböden der Gewerbetreibenden, z. B. der Loh-, der Sämisch- und der Weißgerber, s. unter Leder, Th. 68, an verschiedenen Stellen; der Bierbrauer,

s. unter Bier, Th. 5, an verschiedenen Stellen; der Papiermacher, s. Th. 106, S. 680; der Stärkemacher; s. unter Stärke und Stärkefabrikation, Th. 169, S. 721, 723; der Tabaksfabrikanten; s. unter Tabak, Th. 179, S. 127, und an einigen anderen Stellen ꝛc. ꝛc.; mehrere andere Trockenböden kommen unter den Gewerben vor, wo sie nöthig sind.

Trockenbrett, Trockenbretter, in verschiedenen Gewerben diejenigen Bretter, worauf geformte Gegenstände getrocknet werden. So z. B. in den Tabakspfeifenfabriken, Bretter, worin die geformten Pfeifen ihr Lager haben, damit sie sich nicht krümmen; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 598; in den Ziegelscheunen, worauf die gekneteten oder geformten Ziegel getrocknet werden, und so bei vielen andern ähnlichen Gewerben, wo die geformten Gegenstände erst getrocknet werden müssen. Gewöhnlich sind es lange, theils schmale, theils breite Bretter, die auf einem Gestelle ruhen, und übereinander angebracht sind.

Trockene, die, ohne Mehrzahl, ein im Hochdeutschen nur selten gebräuchliches Abstraktum des Wortes Trocken, für Trockenheit; im Oberdeutschen auch die Trockene. Die Trockene des Erdreichs.

Trockenfeuer, in den Eisenhütten, wenn das Feuer, besonder beim Blechschmieden, wenn die Bleche abgeglichen werden, nicht mehr im Safte geht, und weder Koth den Kohlen zugesetzt wird, noch solche mit dünnem Lehm befeuchtet werden, sondern mit harten büchenen Kohlen geheizt wird, damit die Heizung recht wirkend geschehe.

Trockenkammer, s. unter Trockenstube.

Trockenhaus, Trockenhäuser, Trockenscheunen, eigens dazu errichtete Gebäude bei großen Manufakturen und Fabriken, um Manufakte und Fabrikate darin zu trocknen. S. z. B. das hohe Trocken-

haus, worin das Trocknen der Leinwand geschieht. Es hat fensterartige Luftlöcher, die verschlossen werden können, und inwendig viele hölzerne Stangen, 15 bis 20 Fuß vom Boden und 6 Zoll von einander entfernt; zwischen diesen Stangen hängen die Leinwandblätter wie Fahnen herab. Um ihr Zusammenkleben zu verhüten, und sie straff zu spannen, legt man in jede der untern Umbiegungen eine dünne hölzerne Walze; auch beschleuniget man das Trocknen sehr durch Ausringe- und Auspreßmaschinen. — Bei den Pulverfabriken wird das gekörnte Schießpulver in Trockenhäusern, Darrhäusern, meistens durch Ofenwärme getrocknet, welches auf Tischen geschieht; dan auch mittelst heißer Wasserdämpfe, wobei das Pulver auf Kupfertafeln oder andern Metalltafeln geschüttet wird, welche die Decke eines verschlossenen Raumes bilden, woran dann die Dämpfe geleitet werden. S. unter Schießpulver, Th. 142, S. 611, 643 u. f. In großen Zeug- und Papierfabriken hat man auch eigene Trockenhäuser mit verschlossenen Luftlöchern oder Fenstern. — Im Hüttenwerke ist das Trockenhaus ein Gebäude, darin die ausgelaugte Asche zum Treiben der Metalle in Klumpen getrocknet und aufbewahrt wird. — Trokkenscheunen und Trockenschauer kommen bei thönernen, irdenen Waaren vor, bei Ziegeln, gewöhnlichem Töpfergeschirre, Fayance, Steingut, Gesundheitsgeschirr, Porzellan, ꝛc., die vor dem Brennen erst getrocknet oder wasserhart, oder windtrocken gemacht werden müssen, wozu man diese Trockenscheunen und Trockenschauer nöthig hat, wo diese Waaren aufgestellt werden, und damit sie nicht zu schnell trocknen, wird der Luftzug vermittelst des Oeffnens und Verschließens der Luftlöcher regulirt. In den Trokkenscheunen für Ziegeleyen muß beim Trocknen der Mauerziegel die Luft frei durchstreichen können,

weil hier ein rascheres Trocknen nöthig ist; die Dachziegel müssen aber langsamer, folglich bei einem geringeren Luftzuge trocknen, weil sie sonst Risse bekommen würden. Wie die Trockenschauer für Ziegeleyen erbauet werden, s. unter Ziegelbrennerey und Ziegeley in Z. nach.

Trockenheit, die Mehrzahl ist nicht gebräuchlich, der Zustand eines trocknen Gegenstandes in allen Bedeutungen dieses Wortes. Die Trockenheit des Erdreichs, der Witterung, der Luft. Eine Trockenheit im Halse empfinden. Die Landleute klagen über Trockenheit, und zuletzt gar über Dürre. Auch in figürlicher Bedeutung kommt es vor. Jemanden mit vieler Trockenheit begegnen, mit Kaltsinn, Gleichgültigkeit ꝛc.

Trockenloch, im Bergbaue, ein Loch im Gesteine, welches gerade in die Höhe geht, und von den ein- oder zweimännigen Bohrern zum Sprengen der Gesteine gemacht wird.

Trockenmaschine. Trockenmaschinen, Maschinen, sowohl zu Mousselinen oder Musselinen, als zu Kattunen, worin die Zeuge über polirte und erhitzte hohle Stahlcylinder gezogen werden. Man heizt diese Cylinder entweder durch hineingelegte heiße Stähle oder auch durch hineingeführte heiße Dämpfe. Auch die kleinen Fasern, welche aus den bestgesponnenen Baumwollen-Fäden hervorstehen, und den Stoff, wenn Musselin daraus gewoben wird, verunzieren, können einzeln nicht abgeputzt werden; allein man schafft sie leicht dadurch fort, daß man den Musselin schnell über eine in schwacher Rothglühhitze erhaltene eiserne Walze laufen läßt. Die Zeit während welcher jedes Theilchen des Musselins auf dem glühenden Eisen verweilt, ist zu kurz, um ihn bis zum Anbrennen zu erhitzen, aber die vielen feinen Fasern, welche auf das heiße Metall dort aufgedrückt werden, versengen.

Noch nöthiger ist diese Wegschaffung der Fasern vom Petinet. Hier wird sie am wirksamsten durch schnelles Hindurchziehen durch eine Gasflamme erreicht. Unter Kattun und Musselin, Th. 36 u. Th. 99, sind diese neueren Methoden noch nicht erwähnt worden.

Trockenplatz, ein freier Platz, auf dem Wäsche getrocknet wird, wenigstens kommt das Wort in diesem Sinne hauptsächlich vor; denn auch bei den Weißgerbern wird die mit Stangen zum Aufhängen des Leders versehene Trockenkammer Trockenplatz genannt. Es wird hier das Leder mit Kalk zubereitet. — Der Trockenplatz zum Aufhängen der Wäsche ist ein freier Platz in einer Stadt oder vor den Thoren derselben, auf dem man Pfähle in verschiedenen Distanzen aufrichtet, mit Haken und Ringen versieht, um daran die Waschleinen zum Aufhängen des Zeuges zu befestigen. Dergleichen Trockenplätze werden nun von Seiten des Magistrats verpachtet, wenn der Boden Stadtgut ist, oder es sind Plätze, welche Privatpersonen gehören, und die solche zu diesem Zwecke haben einrichten lassen. Man bezahlt für jede Stunde etwas Gewisses. Er wird daher stundenweis vermiethet, und wo Mehrere Antheil nehmen können, da ein solcher Platz ziemlich groß ist, so bringt er auch etwas ein. Wer Waschleinen, Stützen, Schemel und Klammern nicht selbst mitbringt, erhält sie auf dem Trockenplatze, muß aber dafür Etwas entrichten, welches auf die ganze Dauer des Trocknens geht. Da nun an schönen Sommertagen die Wäsche sehr schnell trocknet, und der Trockenplatz schon von des Morgens um fünf Uhr an benutzt werden kann, so kann auch darauf viel Wäsche getrocknet werden, besonders in einer großen Stadt, mithin ist ein solcher Platz, wenn er weiter nicht besser benutzt werden kann, immer lukratif genug.

Trockensaal, Trockenstube, Trockenkammer, ziemlich gleichbedeutende Wörter in Beziehung auf das Trocknen von Manufakten, oder Fabrikaten darin; nur daß der Trockensaal, wenn er wirklich als solcher verstanden wird, einen größeren Raum umfaßt, als eine Trockenstube und Trockenkammer enthält; oft werden sie aber auch in Hinsicht des größeren oder geringeren Raumes für gleichbedeutend gehalten. So ist der Trockensaal in den Spielkartenfabriken, ein im oberen Stockwerke mit vielen Fenstern, nebst Fensterläden, versehener Saal, um hinlänglich Luft zum Durchstreichen zu erhalten, die geleimten Bogen zu den Karten darin zu trocknen. Die Läden dienen, um neblige Luft und starken Wind von dem Saale abzuhalten; denn der Letztere würde den Staub in dem Saale aufjagen und die Blätter verunreinigen, weshalb dieser Ort auch oft vor dem Aufhängen der Bogen gefegt werden muß. S. unter Spielkarte, Th. 158, S. 225, 227. — In den Zuckersiedereyen ist die Trokkenstube oder Trockenkammer, auch Darrkammer genannt, eine Stube oder ein Gemach, worin oft 20,000 Zuckerhüte zum Trocknen Platz haben. Sie ist gewöhnlich viereckig, massiv gebauet, und an den Wänden mit Absätzen oder Schichten von Brettern bekleidet, worauf die Zuckerhüte gestellt werden. Der Ofen steht gewöhnlich in der Mitte der Stube und wird sehr stark geheizt, welches aber mit Genauigkeit geschehen muß, dabei muß das Feuer des Ofens so regiert werden, daß die Hitze möglichst gleichförmig nach allen Zuckerhüten hindringen kann. Geht das Trocknen zu Ende, so wird die Wärme der Stube immer mehr gemäßiget, damit die Zuckerhüte nach und nach völlig erkalten. — In einigen Zuckersiedereyen ist die Trockenstube ganz finster, und die einzige Oeffnung

ist die Thür, welche doppelte Flügel erhält. Die Wände der Stube sind 2½ Fuß dick. Der in der Mitte stehende Ofen ist ein Kasten von gegossenem Eisen, 30 Zoll lang, 20 Zoll breit und 24 Zoll hoch, und 2 Zoll dick, an dem Heizloche und der Rostseite offen, von allen Seiten eingemauert,, wohl verklebt und mit Ziegeln versetzt. Die Stube selbst ist von Mannshöhe an bis an die Decke mit sechs Stockwerken oder Reihenbretter, auch Latten, übereinander angefüllt, Latte an Latte, worauf die Zuckerhüte gestellt werden. In der Mitte der Decke ist ein Loch mit einer Klappe, womit es verschlossen und geöffnet werden kann, wie man es für nöthig findet, um den Dämpfen einen Abzug zu verschaffen. S. auch unter Zucker und Zuckersiederey, in Z. — In den Kochsalzsiedereyen ist die Trockenstube oder Trockenkammer dasjenige Gemach, worin auf dem Boden das aus der Windpfanne in umgekehrt kegelförmige Körbe geschöpfte Salz, nachdem das Wasser abgetröpfelt ist, geschüttet wird. — In den Alaun- und Vitriolfabriken trocknet man den Alaun und Vitriol auf schief liegenden Brettern, von welchen das Wässerige noch ablaufen kann. — In den Salpeterfabriken trocknet man in Trocken- oder Darrstuben die abgetröpfelten Salpeterkrystalle in solchen Pfannen durch Ofenwärme. — Das Trocknen und Dörren des Obstes geschieht auch in Stuben, s. unter Obst, Th. 103, S. 470 u. f. — Die Trokkenstube bei den Hutmachern, s. unter Hut, Th. 27, S. 70 u. f. ꝛc. ꝛc.

Trockenschauer, ein Schauer, in welchem Gegenstände zum Trocknen aufgestellt werden. Es ist ein offener Schoppen, unter welchem die Trocknung gewisser Fabrikate auf Brettern im Sommer geschieht, da er gegen Regen ꝛc. oben bedeckt ist; s. auch Trockenhaus.

Trockenschrank, beim Konditor, ein Behältniß, worin derselbe seine kandirten Waaren und Tragantarbeiten trocknet. Es ist ein Schrank, der einen gewöhnlichen Stubenofen umgiebt, und dem nach dem Ofen zu die hintere Wand fehlt. Er ist mit Brettern ausgestattet, worauf die Zuckerbäckereyen gesetzt werden, die trocknen sollen.

Trockenstube, s. Trockensaal.

Trockentrommel, beim Perrückenmacher oder Friseur, ein Fäßchen ohne Boden mit einem Deckel, welches innerhalb mit einem Netze versehen ist, worauf die Kräuselhölzer getrocknet werden.

Trockenwein, ein Ungarischer Wein, welcher aus fast trocknen Beeren gepreßt wird, und daher die beste Art des Ungarischen Weines ist. Man macht ähnliche Weine in Italien, welche man Secco oder Sekt nennt. S. den Art. Wein, unter W.

Trockne Erde, s. oben, S. 526.
— Erzählung, s. daselbst, S. 529.
— Farben, s. das., S. 527.
— Fische, s. das., S. 532, und Th. 13, S. 505, 520 u. f.
— Galvanische Säule, s. das., S. 533 u. f.
— Jahreszeiten (Frühjahr, Sommer, Herbst, Winter), s. Witterung (trockne).
— Kehle, ein trockner Schlund, s. oben, S. 527.
— Kräuter, s. das., S. 531.
— Luft, s. das., S. 527.
— Mahlzeit, s. das., S. 528.
— Messe, s. Th. 89, S. 101.
— Mittel, trocknende Mittel, s. unten, S. 551.
— Speisen, s. oben, S. 531.
— Trauben, s. daselbst.
— Vergoldung, s. das., S. 532 u. f.
— Waaren, s. das., S. 535.

Trockne Wäsche, s. oben, S. 528.
— Witterung, s. daselbst, S. 527.
— Zimmer, s. daselbst.

Trocknen, eigentlich trockenen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt gebraucht wird. 1. Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung, trocken werden, das heißt, die auf der Oberfläche habende Nässe und Feuchtigkeit verlieren, in sofern solches durch das Ausdünsten derselben geschieht. Bei feuchtem Wetter will nichts trocknen. Der Wind hat die Straßen und Gassen schon wieder getrocknet. Eine gescheuerte Stube trocknen lassen. In den zusammengesetzten Zeiten kommt es seltener vor; s. Abtrocknen, Austrocknen, Eintrocknen, Vertrocknen ꝛc. 2. Als ein thätiges Zeitwort, ein Activum, trocken machen, das heißt, die auf der Oberfläche befindliche Nässe oder Feuchtigkeit wegschaffen, es geschehe; auf welche Art es wolle, durch das Ausdünsten, Abwischen ꝛc. Die Sonne trocknet die Erde, Sir. 43, 3. Sie fing an, seine Füße mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, Luc. 7, 38. Jesus trocknete ihre Füße mit dem Schurz, Joh. 13, 5. Die Wäsche trocknen, Kräuter, Pflanzen trocknen. Nasse Kleider am Feuer, an der Sonne trocknen. Leinwand, gefärbte Zeuge, Seide ꝛc. trocknen. Dieses Zeitwort bezieht sich auf die äußere Fläche, so wie dörren und darren auf das Innere. — Das Trocknen feuchter Körper durch Wärme geschieht gewöhnlich in einer von der Sonne oder von einem erheitzten Ofen erwärmten Luft, auf welche Weise man in Haushaltungen, in Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und Seidenmanufakturen, in Papiermühlen, in Färbereyen, in Buchdruckereyen und Buchbinderwerkstätten, Buntpapier-

fabriken ꝛc. Zeuge, Garne, Papiere ꝛc. trocknet, indem man sie auf hänfene oder pferdehaarene Seile und auf eigends dazu geschnittene Latten hängt, auch wohl auf dünne Spanische Röhre. Die Letzteren, da sie glatt sind, und nicht abschmutzen, auch leicht von jedem darauf gefallenen Staube gereiniget werden können, dienen vorzüglich zum Trocknen des Papiers. Eine gleiche Eigenschaft besitzen auch die aus den Fasern der Kocosnuß in Indien verfertigten Seile. Zum Aufhängen der Papiere auf die Seile gebraucht man das Kreuz, nämlich eine Stange, auf deren einem Ende rechtwinklicht ein glatter Stab von der Länge eines Papierbogens sitzt. Ueber diesen Stab schlägt man den feuchten oder nassen Papierbogen, und hebt ihn mit der Stange, welche sich, in Hinsicht der Länge, nach der Höhe der Trockensäle, Trockenstuben ꝛc. richtet, da die Seile, Latten ꝛc. in einer gewissen Höhe des Trockengemachs angebracht sind, in die Höhe, und setzt ihn auf dem Seile oder der Latte ab. Nasse Zeuge werden oft dadurch getrocknet und auch zugleich geglättet, daß man sie zwischen blanken heißen stählernen oder eisernen Walzen hindurch führt. Thönerne und irdene Waaren, wozu auch das Porzellan, Steingut ꝛc. gehört, werden nach dem Formen und Drehen vor dem Brennen auf Brettern in Trockenschauern ꝛc. getrocknet. — Das Trocknen der Pflanzen, um sie zum Arzneygebrauche oder zu andern ökonomischen und technologischen Zwecken zu benutzen, ist sehr wichtig, besonders zum Arzneygebrauche, weil hierin die Schuld liegt, wenn die vegetabilischen Arzneyen nicht immer ihre gehörige Wirkung thun. Man schreibt gewöhnlich vor, die Kräuter und Blätter, auch andere Theile, im Schatten und bei der gelindesten Wärme recht lang-

sam zu trocknen, damit die flüchtigen und wirksamen Theile bei einer zu starken Wärme nicht verflüchtiget werden mögen; allein dieses geschieht eher bei einem langsamen, als schnellen Trocknen; denn wenn die Wärme sehr gelinde ist, so setzt sie den Saft der Pflanzen in Gährung, wodurch einige alle ihre flüchtigen Bestandtheile, Geruch und Farbe einbüßen; andere zwar weniger, allein sie verlieren doch immer mehr, als bei einem schleunigen Trocknen. Bei den so geschwind als möglich getrockneten Pflanzen findet man immer, daß der Geruch stark, die Farbe lebhaft, und die arzneyischen Kräfte mehr erhalten sind. Diese Methode ist daher der gewöhnlichen sehr vorzuziehen, wenn auch die Pflanzentheile dabei mehr zusammenschrumpfen und krauser werden. Man muß daher die Pflanzen nie im Schatten trocknen, sondern auf einem Boden, der von der Sonnenwärme recht stark durchwärmt wird; und zu den Jahreszeiten, wo eine so starke Sonnenhitze nicht Statt findet, schütte man sie über einen Backofen, wobei aber die Wärme in keinem Falle den Grad der Siedhitze erreichen darf, weil sie sonst verbrennen würden. Dabei muß aber Alles beobachtet werden, was das schleunige Trocknen nur irgend befördern kann. Die Blätter, Wurzeln und Blumen, die auf dem Boden ausgestreuet sind, muß man täglich umwenden, und die an Leinen gehangenen Bunde von Kräutern und auf Fäden gezogenen Wurzeln fleißig umhängen, damit den Sonnenstrahlen immer eine neue Oberfläche, auf die sie wirken können, ausgesetzt werde. Dann muß man auch noch für eine gute Zugluft gehörig Sorge tragen. Das angeführte Wenden ist aber nicht bei allen Pflanzentheilen rathsam, besonders nicht bei den Hohlunderblumen; denn diese verlieren, wenn sie dünn ausgestreuet worden, und bis zur

völligen Trocknung gar nicht umgewandt werden, weniger von ihrer natürlichen Farbe, als wenn sie während des Trocknens oft eine andere Lage erhalten haben. Auf die oben angeführte Weise müssen man alle und jede Kräuter, Wurzeln, Rinden, und Blumen getrocknet werden. Gleich nachdem die Pflanzen trokken geworden sind, sind sie zerreiblich, und haben einen schwachen Geruch; aber bald darauf, nachdem sie in einem Kasten verwahrt worden, ziehen sie etwas Feuchtigkeit aus der Luft an, werden davon weicher, und bekommen, nach der Beschaffenheit der Pflanze, einen mehr oder minder starken Geruch wieder. Beim Trocknen muß man die gehörige Reinlichkeit beobachten; auch um das Verwechseln oder Vermischen eines Krautes oder einer Wurzel mit einer andern zu verhüten, darf man sie nicht neben einander streuen, sondern jede Art von der andern durch einen Zwischenraum abtheilen, und den Namen der Pflanze mit Kreide anschreiben. Die Kräuter und Blätter bindet man entweder in Bunde zusammen, oder streuet sie an einem von der Sonne durchwärmten Orte aus. Die Blumenblätter müssen in offenen papiernen Kapseln in die Sonne gesetzt oder auf einem Bleche über Kohlen getrocknet werden. Da die Sammlung der Samen in ihrer Reife geschieht, so dürfen sie nicht weiter getrocknet, sondern nur geradezu an einem trokkenen Orte verwahrt werden. Die Früchte sind zum Trocknen dann am geschicktesten, wenn sie nicht völlig reif sind. Die Blumen, worunter gemeiniglich nur die Blumenblätter verstanden werden, sammelt man kurz vorher bei trockenem Wetter, nachdem sie aufgebrochen sind. Es soll noch besser seyn, wenn man sie gerade dann abpflückt, wenn sie eben im Aufschließen begriffen sind; denn wenn sie schon eine Weile geöffnet gestanden haben, und ihre Blätter bald abfallen wollen, so taugen sie nicht mehr zum medizinischen

Gebrauche, weil dann schon der Geruch fast gänzlich vergangen ist. Bei den Pflanzen, wo der Geruch oder die wirksamen Kräfte in den Blumenblättern enthalten sind, muß man diese sauber von dem Kelche absondern, als Veilchen, Gilken ꝛc. Von den Blumenblättern der Essigrosen und Nelken schneidet man auch den weißen Nagel ab. Bei den Pflanzen, wo der Geruch nicht in den Blumenblättern, sondern in dem Kelche enthalten ist, muß die ganze Blume abgepflückt werden, wie z. B. Roßmarin, Lavendel, Isop, Salbey ꝛc. Blumen, die zu klein sind, als daß sie einzeln abgepflückt werden können, trocknet man mit einem Theile des Krauts, und nennt sie Summitates, als Wermuth, Schafgarbe, Majoran, Thymian ꝛc. Man trocknet sie überhaupt wie oben angeführt worden, nur mit großer Vorsicht. Einige Blumen behalten ihren Geruch viele Jahre lang, wie die Zuckerrosen, andere verlieren ihn schon unter dem Trocknen, als die weißen Lilien, Lindenblüten ꝛc. S. auch unter Kraut, Th. 33. — Das Trocknen der Pflanzen zum Einlegen geschieht auf folgende Weise. Man nehme einige Buch Löschpapier oder Makulatur, und etwa halb so viel weißes Schreibpapier von derselben Größe, welches ziemlich stark und gut geleimt seyn muß, weil sonst die Pflanzen in dem Löschpapiere faulen, oder doch die Blumen ihre Farbe verlieren würden. Auch ist eine Presse von der Größe des Papiers erforderlich, oder doch wenigstens zwei Bretter, zwischen welche die Bogen gelegt, und mit Steinen und andern schweren Körpern gepreßt werden können; auch kann man sich eines Folianten dazu bedienen. Zu dem Zwecke eines Herbariums ist das Sammeln der Pflanzen, wenn sie in der höchsten Blüte stehen, ja wenn schon einige Blüten abzufallen anfangen und der Frucht Platz machen, am besten, weil dann alle Blütentheile am ausgezeichnetsten sind. Wie

nun hier das Trocknen geschieht, sehe man unter Kräuterbuch, Th. 48, S. 44 u. f., nach. — Trocknende Mittel, Sikatife, Sicatifes, in der Staffiermalerey, Substanzen, die man den mit Oel abgeriebenen und angerührten Farben zusetzt, damit solche schneller trocknen sollen. Man nimmt dazu die Silberglätte (Bleyglätte), s. Th. 5, S. 696 u. f., und unter Glätte, Th. 18, S. 575; den weißen Vitriol (schwefelsaures Zink), s. unter Vitriol und Zink, in V. und Z., und das trocknende Oel (Leinölfirniß oder gekochtes Leinöl, huile grasse ou sicatife), s. unter Firniß, Th. 13, S. 440 u. f. Dieses Oel ist nur Leinöl, welches mit einem Achtheile seines Gemisches Bley- oder Silberglätte gekocht worden. Man nimmt zu diesem Zwecke acht Theile Leinöl, die man mit einem Theile sehr feiner Bleyglätte mischt, läßt diese Mischung bei gelinder und gleichmäßiger Wärme in einem kupfernen Kessel zwei Stunden lang kochen, und rührt dabei häufig um, damit das Oel nicht schwarz werde. Wenn die Flüssigkeit zu stark wallt, muß man sie vom Feuer nehmen, damit sie nicht über- und ins Feuer laufe. Man nimmt den sich bildenden Schaum ab, und wenn derselbe anfängt sich seltener zu zeigen und eine braunrothe Farbe annimmt, so ist dieses ein Zeichen, daß das Oel hinlänglich gekocht hat. Man überläßt es nun vierundzwanzig Stunden lang der Ruhe, und wenn, nach Verlauf dieser Zeit, sich noch kein Häutchen auf der Oberfläche des Oels gebildet hat, so kann man daraus schließen, daß es noch nicht hinlänglich gekocht hat; man muß dann den Kessel nochmals über das Feuer bringen. Hat das Oel gehörig gesotten, so überläßt man es abermals der Ruhe, gießt es dann sachte ab, und wirft den Bodensatz fort. Je älter das trocknende Oel geworden ist, um so besser ist es; denn durch die Ruhe wird es immer heller. — Man setzt

die trocknenden Mittel erst in dem Augenblicke zur Farbe, wo diese zum Anstriche benutzt werden soll; denn geschieht es zu frühzeitig, so ist eine Verdickung der Farbe die Folge. Man muß auch die Quantität des trocknenden Mittels in ein richtiges Verhältniß zum Grade der Trockenheit der Farbe bringen. Die am wenigsten trocknenden Farben verlangen ein Sechzehntel ihres Gewichts Bleyglätte, oder ein Achtel ihres Gewichts trocknendes Oel. In die hellen Farben thut man ein Funfzigstel ihres Gewichts weißen Vitriol. Diese Gaben können vermehrt werden, wenn man im Winter oder bei feuchter Witterung anstreicht. Wenn die Farben mit trocknendem Oele (Leinölfirniß oder gekochtes Leinöl) angerieben worden, so muß man dieselben mit reinem wesentlichen Terpentinöl, ohne Zusatz von Leinöl, anrühren; denn Letzteres würde die Mischung zu teigig machen, und dem Trocknen nachtheilig seyn. Ueberhaupt besitzt das Terpentinöl schon eine trocknende Eigenschaft. Zu den Farben, welchen Bleyweiß oder Schieferweiß beigemischt worden, darf man das trocknende Oel gar nicht, oder doch nur sehr wenig davon nehmen, weil diese beiden Substanzen, zumal mit Terpentinöl angerührt, schon an sich selbst eine sehr trocknende Eigenschaft besitzen. Bei dem Gebrauche dunkler Oelfarben, besonders des Umbras, des gebrannten Ochers, der Kölnischen Erde ꝛc. ꝛc., mischt man beim Einrühren auf jedes Pfund Farbe nur eine halbe Unze Silberglätte darunter; sind es lichte Farben, als Weiß und Grau, welche durch Silberglätte dunkler werden, so mischt man auf jedes Pfund Farbe, die mit gebleichtem Leinöle abgerieben worden, ein Viertelloth weißen Vitriol, der mit gebleichtem Lein-, Nuß- oder Mohnöle abgerieben worden, darunter; denn da dieser Vitriol keine fremde Farbe hat, so verdirbt er auch keine Farbe durch die Beimischung. Bei gelben und gemischten

grünen Farben kann man sich, auch statt der Silberglätte oder des weißen Vitriols, des trocknenden Oels bedienen, man mischt auf ein Pfund der Farbe ein Achtelquart des Oels darunter, und rührt das Ganze mit reinem Terpentinöle ein. Weil dann die Farbe leicht den Firniß annimmt. Wollte man den Firniß zum bloßen Dele mengen, so würde man zu dicke und fettige Farben erhalten. — Hat man die Absicht zu lackiren, so darf man keine trocknende Mittel anwenden; die letzten Anstriche werden mit einer Farbe gemacht, die mit reinem wesentlichen Terpentinöle angerührt ist, und trocknen deshalb schon von selbst. Die Bley- oder Silberglätte ist das beste trocknende Mittel, und zugleich mit den wenigsten Unannehmlichkeiten verbunden, nur hat sie den Fehler, daß sie, wie fein sie auch präparirt worden, auf der Oberfläche eines Anstriches immer Körner bemerken läßt. Wird das trocknende Oel in zu starker Gabe angewendet, so macht es die Farbe gelb, bewirkt, daß sie rissig wird, und verbreitet lange Zeit einen unangenehmen Geruch. Auch der weiße Vitriol bewirkt, daß die Farben rissig und gelb werden, man muß ihn deshalb vorher reiben, ehe er den Farben zugesetzt werden darf. Farben, die sehr schwer trocknen, kann man zugleich Bleyglätte und trocknendes Oel zusetzen. — Das Trocknen der Wäsche, s. unter Wäsche, in W. — Das Trocknen der Tücher, beim Tuchmacher, s. diesen Artikel. So wie man überhaupt das Trocknen der Manufakten und Fabrikate unter denjenigen Artikeln in der Encyklopädie findet, wo solches nöthig ist, wie z. B. das Trocknen der Leinwand, unter Leinwand, das Trocknen der Hüte, unter Hut, das Trocknen des Holzes, unter Holz ꝛc.

Trocknen der Pfanzen, s. oben, S. 550 u. f.

Trockner Bogen, s. daselbst, S. 528.

Trockner Fall, s. oben, S. 530.
— Graben, s. daselbst, S. 535, und Th. 19, S. 607.
— Husten, s. das., S. 528, und Th. 27, S. 13, 17.
— Mund, s. das., S. 527.
— Roman, s. das., S. 529.
— Schlund, s. das., S. 527.
— Schnupfen, s. das., S. 528.
— Schwamm, s. daselbst.
— Wechsel, s. daselbst, S. 534.
— Weg, s. das., S. 527.
— Witz, s. das., S. 529.
Trocknes Bad, s. oben, S. 532.
— Brod, s. das., S. 528.
— Fleisch, s. das., S. 531.
— Geschwür, s. das., S. 528.
— Haar, s. das., S. 527, und unter Perrücke, Th. 108, S. 637 u. f.
— Haus, s. oben, S. 527.
— Holz, s. das., S. 531.
— Obst, s. daselbst.
— Pochwerk, s. unter Pochen, Th. 113, S. 508, 514.
— Vieh, s. oben, S. 528.

Troddel, Troddeln, beim Bortenwirker oder Posamentirer, zusammengedrehete Fäden, welche von einem Bande oder einer Schnur ꝛc. frei herabhangen und eine Quaste bilden; oder von einem schmalen Gewebe von Gold=, Silber=, Seiden=, Wollen= und Kameelgarnfäden, an deren einer Seite freie Fäden hängen bleiben; zusammengewickelte oder gedrehete Quasten, wie z. B. die Quasten an den Portépées, Hutkordons ꝛc. Bei dem Weben des schmalen Bandes zu dergleichen Troddeln wird der Einschlag nicht völlig durchgeschlagen, sondern man läßt ihn nach der

Länge, welche die Troddeln haben sollen, verstehen. Das Band wird um ein Hölzchen oder eine Eichel gewickelt und mit Seide befestiget. S. auch unter Posamentirer, Th. 115, S. 641 u. f. — So werden bei den Webern einiger Gegenden die Fäden am Weberstuhle von dem am Ende abgeschnittenen Gewirke, woran der Aufzug des künftigen Gewebes geknüpft wird, Troddeln genannt. Die hervorstehenden langen Fäden an mehreren Arten des Gewirkes, z. B. an Mützen und Strümpfen, werden gleichfalls Troddeln genannt. Die Troddelmütze, Troddelstrümpfe. So werden auch eigene Troddeln aus Goldfäden oder Seide gemacht, und an die Spitzen der Mützen befestiget; so hat man Troddeln an langen Schnüren an Mänteln, Sackpaletots der Herren und an verschiedenen Damenkleidungsstücken. — Beim Militair kommen die Troddeln nur beim Säbel der Unterofficiere und Gemeinen vor, weil die silbernen Troddeln der Officiere, Feldwebel, Wachmeister, Stabshoboisten und Stabtstrompeter am Degen Portépée genannt werden. Die Feldwebel und Wachmeister bei der Preußischen Armee erhalten jährlich ein Portépée in Natura, oder dasselbe wird bei den Garde-Regimentern mit 2 Rthlrn., bei den andern Truppen mit 1 Rthlr. 22½ Sgr. vergütiget. Für die Unterofficiere werden jährlich, für die Gemeinen alle drei Jahre Säbeltroddeln gegeben, die einen Etatspreis von 5 Sgr. haben. Die Säbeltroddel wird so durch das Gefäß geschlungen, daß der Quast auf der äußeren Seite herabhängt und 2 — 3 Zoll vom Gefäße entfernt bleibt. Ein längeres Band muß verkürzt werden. Am Czakot werden bei einigen Armeen, wo diese Kopfbedeckung noch getragen wird, auch an den Cordons und Geflechten wollene Troddeln von den Unterofficieren und Gemeinen getragen. Die Officiere haben sie von Silber. Die Ehren-

troddel erhalten die Soldaten bei der Preußischen Armee, welche nach der gesetzlichen dreijährigen Dienstzeit sich zum Fortdienen im stehenden Heere oder bei den Landwehrstämmen verpflichten, die Kapitulanten. Dann beurlaubte Leute der Landwehr, obgleich zum Uebertritt in das zweite Aufgebot berechtiget, doch im ersten Aufgebote noch sechs Jahre freiwillig bleiben. Die Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes zieht jedesmal den Verlust der Ehrentroddel nach sich. Bei der Zurückversetzung in die erste Klasse wird sie wieder ertheilt. — Der Grund der Benennung soll, nach Adelung, in der Beweglichkeit liegen, so daß man dieses Wort als einen Verwandten von rütteln ansehen kann; es soll aber auch das in einigen gemeinen Specharten übliche ausdrötteln, für ausdrieseln, die Fäden eines Gewirkes ausziehen, mit in Betrachtung kommen. Die Schreibarten Trottel oder Drottel, sind wider die Hochdeutsche Aussprache.

Trödel, der, ein Ort oder ein öffentlicher Platz, wo die Trödler oder Trödelleute alte abgetragene Kleider, altes abgenutztes Leinenzeug und Küchengeschirr in Zinn, Messing, Kupfer und Eisen, alte Möbel, Instrumente und Handwerkzeug, Schildereyen, Bücher ꝛc. ꝛc. zum öffentlichen Verkaufe ausstellen. Noch im verwichenen Jahrhunderte waren die berühmtesten Trödelmärkte in Wien, Paris, Amsterdam, Nürnberg ꝛc. Auch in Berlin gab es um diese Zeit, wenn auch nicht dazu bestimmte Marktplätze, doch in gewissen Straßen, deren eine Seite noch unbebauet und mit Gartenmauern und Zäunen besetzt war, ganze Reihen von Buden mit dergleichen Trödelkram, so auch an den Brücken, und die Spree entlang an der Kaie oder dem Geländer; dann auf einigen Plätzen, wie am Spittelmarkte ꝛc. Diese Buden sind hier in neuester Zeit größtentheils verschwunden, weil an der Seite

der Straßen, wo sie standen, schöne Gebäude aufgeführt worden; auch die Geländer an der Spree, an der Friedrichsgracht und am Kupfergraben, sind davon befreiet worden. Da nach einer neuen Verordnung keine Buden an den erwähnten Orten, so wie überhaupt in der Stadt, mehr geduldet werden sollen, und wo dergleichen concessionirte Buden sich noch befinden, wie am Spittelmarkte ꝛc., da hört mit dem Tode des Besitzers die Concession auf, und die Bude muß abgebrochen werden. Hiermit ist aber das Trödeln nicht aufgehoben, sondern die Trödler sollen ihren Kram in Läden oder Gewölben in den Häusern halten, so auch in den Hallen, die an gewissen Orten in der Stadt zu diesem Zwecke erbauet worden. Nach dem Reglement vom 21sten October 1788 soll Niemand mit dem Trödelkramhandel sich befassen, der nicht vom Polizeydirektorium dazu besonders concessionirt ist, sonst keine Profession oder bürgerliches Gewerbe treibt, und ein Vermögen von wenigstens 100 Rthlrn. besitzt. Ihre Anzahl wurde auf sechzig festgesetzt; sie dürfen nur mit alten Sachen, als alten Kleidungsstücken, Wäsche, Mobilien, Eisengeräthschaften ꝛc. ꝛc. handeln, und von irgend verdächtigen Personen keine alten Sachen einhandeln, weder in Tausch, noch Kauf, ja sie sind sogar verpflichtet, wenn ihnen verdächtige Sachen zum Kaufe angeboten werden, und es sich thun läßt, sogleich der nächsten Polizeybehörde, z. B. dem Polizeykommissarius des Reviers, davon Anzeige zu machen. Bei der Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1810, ist unter den Gewerben, bei deren ungeschicktem Betriebe gemeine Gefahr obwaltet, oder welche eine öffentliche Beglaubigung oder Unbescholtenheit erfordern, die erst einen Nachweis der dazu erforderlichen Eigenschaften ꝛc. nothwendig machen, ehe der Gewerbeschein ertheilt werden kann, das Trödlergewerbe nicht mitbegriffen, ob-

gleich es wegen des Ankaufs inficirter Kleidungsstücke und gestohlener Gegenstände wohl eine solche Berücksichtigung verdient hätte, nämlich, daß wenigstens sich nur Leute damit beschäftigen können, die in dieser Beziehung gewissenhaft sind, und die nöthige Umsicht zeigen. Wenn sie indessen gleich völlige Gewerbefreiheit genießen, so stehen diejenigen doch unter der Kontrolle der Polizey, die mit solchen alten Sachen handeln, die einige Gefahr veranlassen können, wie Hemden, Bettzeug, Kleider ꝛc., und mit Sachen, die einigen Werth besitzen und leicht gestohlen seyn können, wie Uhren, Dosen, Ringe ꝛc. ꝛc.; denn hier muß der Verkäufer ein glaubhafter ansäßiger Mann seyn. — Wenn nun gleich dieser Trödelkram im Allgemeinen den Nutzen hat, daß ein Armer um ein geringes Geld sich noch ein gutes brauchbares Stück, sowohl an Kleidung, als in der Wirthschaft kaufen kann; auch an manchen Orten solche Trödler, sowohl Männer, als Frauen, zur gerichtlichen Taxirung alter Kleidungsstücke, gebrauchten Haus- und Küchengeräths ꝛc. gebraucht werden, so bleiben sie doch ins Besondere der Polizey, wegen des oben, S. 557, schon Angeführten, unterworfen. Daher findet man auch in mehreren Staaten Trödelordnungen, vermöge welcher ein Jeder, der trödeln will, sich bei dem Magistrate oder bei der Polizey melden, Bürger seyn, sich deshalb einschreiben lassen, und nachher ernstlich hüten muß, daß er, besonders auf öffentlichen Auktionen, die Bürger nicht muthwillig überbiete oder sonst ihnen zum Nachtheile handle; dann nicht mit gestohlenen Sachen Unterschleife treibe, oder von Seuchen inficirte Sachen in die Städte bringe und verkaufe. — Man will es jedoch nicht ganz unrecht finden, wenn die Trödler auf öffentlichen Auktionen die zu verauktionirenden Sachen zum Vortheile der Erben empor zu treiben suchen, weil sie doch dabei riskiren, da

es auf den Mitbietenden ankommt, bei jedem aufgerufenen Stücke so hoch mitzugehen, als er es für sich ersprießlich findet, und es dann dem Ueberbietenden, dem Trödler, zu überlassen. Denn wer Auktionen in der Absicht: Gegenstände wohlfeil zu kaufen, besucht, muß Kenntniß von den Preisen derjenigen Haus- und Küchengeräthe, oder der Kleidungsstücke, Wäsche ꝛc., im neuen Zustande besitzen, die er alt anzukaufen gedenkt, also auf der Auktion erstehen will; denn wer dieses auf das alte, schon genutzte Geräth ꝛc. nicht zu schätzen weiß, muß Auktionen nicht besuchen, da ihm hier leicht Sachen so in die Höhe getrieben werden können, als er sie neu kaufen kann. Dann muß er auch mit allen Fehlern, die oft dergleichen Sachen an sich haben, bekannt seyn, um hierauf aufmerksam zu machen, wodurch sie nicht so hoch getrieben werden können, oder doch Wenige ihn wegen eines Fehlers überbieten werden, und so wird es ihm oft zugeschlagen, also ihm gelingen, ein Stück wohlfeil zu erstehen, welches er, eines Fehlers ungeachtet, dennoch gut brauchen kann. — Daß man ehemals den Trödlern nicht recht gewogen war, ihre Beschäftigung als geringe, ja verächtlich ansah, lag wohl mit in ihrem Gewerbe, mit alten Sachen zu handeln; dann auch wohl, und hauptsächlich, darin, daß Mehrere unter ihnen oft die Hehler von gestohlenen Sachen waren, und deshalb immer bei Entdeckung der Diebstähle und der Diebe mit in den Strafprozeß verwickelt wurden, und so trug man dieses von den Schuldigen auch zu den Unschuldigen über. Dieses hat sich jedoch in neuerer Zeit gelegt, wo dergleichen Vergehen von Seiten der Trödler auch wohl noch vorkommen mögen, jedoch unterscheidet man den Schuldigen von dem Unschuldigen, wo wirklich ein Verbrechen in Hehlung der gestohlenen Sachen begangen worden; denn auch oft können Nachsuchungen bei ihnen geschehen, auch

gestohlene Sachen vorgefunden werden, ohne daß man sie für schuldig erkennen kann, weil sie solche auf dem gesetzlichen Wege, das heißt, nach ihrer Vorschrift, erkauft haben.

Trödelbude, Taberna Scrutaria, eine Bude, worin ein Trödler feil hat, seinen Trödelkram verkauft, sowohl auf dem Trödelmarkte in einer Stadt, als auch in gewissen Theilen der Stadt, wo Plätze dazu eingeräumt worden. Gewöhnlich bestehen dergleichen Buden auf Concessionen, und das Geschäft erbt auf die Kinder fort, weil sie unumschränkt auf die Nachkommen gegeben worden; s. auch oben, unter Trödel. Dergleichen Buden sind feststehend. Man hat aber auch wandernde Trödelbuden, die an jedem Abende wieder abgebrochen werden müssen, wie z. B. auf den Trödelmärkten.

Trödeler, Trödler, derjenige, welcher trödelt. 1) Von trödeln, herumziehen, ist Trödler derjenige, welcher auf der Straße, Stadt- oder Landstraße, herumzieht, und solches mit oder ohne bestimmten Zweck. — 2) Von trödeln, zaudern, ist der Trödler, Cunctator, die Trödlerin, im gemeinen Leben einiger Gegenden, eine Person, welche in ihren Verrichtungen auf eine fehlerhafte Art zaudert oder zögert; im Niedersächsischen Dröteler, in andern Gegenden Tändler, Trändler, in Meissen Temperer. — 3) Von trödeln, mit alten Geräthschaften handeln, ist der Trödler, Scrutarius, Französisch Fripier, eine Person männlichen Geschlechts, deren Geschäft in diesem Handel besteht; auch der Trödelmann, und für das weibliche Trödlerin, sagt man in dieser Bedeutung lieber Trödelfrau, oder im verächtlichen Verstande Trödelweib. Im Oesterreichischen heißt der Trödler Tändler, von Tand, Trödelwaare, eine unerhebliche, niedrige oder geringe

Waare. Von diesem Tand hat auch der Nürnberger Tand, ein Spielzeug, seinen Namen. Dann Grampler für Grempler oder Gerümpeler, kleiner Kramhändler; weiblich Grempelerin, Grempelweib. In Nürnberg Altgewandler, und an andern Oberdeutschen Orten Sonnenkrämer, weil sie oft unter freiem Himmel an einem offenen Tische oder auf der Erde feil haben; im Niedersächsischen Plunkenkrämer, von Plunken, Lumpen, Plunder. — In großen Städten, wo sich diese Krämer über die niedrige Klasse des Volkes zu erheben suchen, und wo ihnen der Name Trödler oder Trödelmann zu geringe ist, nennen sich Viele jetzt Mobilienhändler, Effektenhändler; und da sie oft die alten Sachen aufzupuzen und auszubessern verstehen, sie wieder in brauchbaren Stand selbst setzen oder setzen lassen, so führen sie auch den Namen Ausbesserer, Kleider- und Möbelaufputzer, Lat. Interpolatores. Wahrscheinlich kommt der Name Trödler von 1) her, auf den Straßen oder Gassen mit Trödelkram herumziehen, ihn so zu verkaufen suchen, von Haus zu Haus damit handeln, auch andere Sachen dafür eintauschen; wie noch jetzt Juden umhergehen und alte Sachen, besonders Kleidungsstücke, einhandeln oder einschachern. Wahrscheinlich hat diese Art Handel mit dem von Haus zu Haus Gehen angefangen. Gewandte und erfahrene Trödler gebraucht man bei den Gerichten auch zum Abschätzen der Geräthschaften ꝛc. beim Nachlasse zur Regulirung der Erbschaften, theils wegen des Erbschaftsstempels, theils auch wegen der Minorennen; und so auch Trödelfrauen zu einem gleichen Geschäfte bei den weiblichen Kleidungsstücken. Sie werden entweder für ihre Bemühungen Tageweise bezahlt, oder sie genießen

vom Hundert einige Prozente. Ein Mehreres hierüber, s. den Art. Trödel. — Ein gewandter und erfahrener Trödler hat sich in seinem Gewerbe die nöthigen Kenntnisse erworben, um die alten Sachen nichtmit Schaden anzukaufen oder auf den öffentlichen Auktionen zu erstehen; er weiß daher von allen den alten Sachen, mit denen er zu handeln gedenkt, die Preise, was sie neu gekostet haben, und kennt ihren noch besitzenden Werth, um von einem Gegenstande, den er sehr billig erkauft oder erstanden hat, noch einen höheren Gewinn zu ziehen, als er sonst bei der Unkunde seines Werthes ziehen würde, um mit dem Ueberschusse auch wieder einen Ausfall decken zu können, der auch bei diesem Krame vorkommen kann, wenn man Sachen auf dem Halse behält, sie nicht so bald wieder los wird, als man glaubte; solche Sachen brauchen oft Raum und verzehren die Zinsen des darein gesteckten kleinen Kapitals. Durch die Umsicht in diesem Handel, bekommt man auch die Kenntniß von denjenigen Gegenständen, welche gehen, und die man leicht wieder anbringen kann, damit man sich nicht Trödelkram auf den Hals ladet, der wie Ballast liegt, wenn er auch gleich noch mehr Werth, als dieser, hat. Der erfahrene Trödler kauft oder ersteht nur alte Sachen, die gehen, von deren Absatz er Gewißheit hat, und nimmt die andern, deren Absatz sehr ungewiß ist, gleichsam nur für ein Billiges obenein in den Kauf, und stellt sie nur auf, um seinen Kram auszuschmücken. Wird er einige Stücke davon los, so hat er vielleicht den Vortheil, daß sie, gut bezahlt, die andern mit bezahlt machen; er hat also keinen Schaden bei dem Kaufe, wohl aber den Gewinn, daß ihn die andern nichts kosten, er ihnen bloß eine Stelle gönnt; und verkauft er sie auch, so hat er reinen Gewinn; auch kann er die Preise, da sie ihm schon ko-

stenfrei geworden sind, sehr billig stellen, wenn er sie zu verkaufen wünscht, und nicht warten will, bis sich eine bessere Gelegenheit, sie los zu werden, darbietet. Wer einen Trödelkram anlegen will, muß einige hundert Thaler Geld in Händen haben, wenn er so kaufen will, daß es ihm Gewinn bringt; denn so wohlfeil auch alte Mobilien, überhaupt altes Haus- und Küchengeräth ꝛc., fortgehen, so gehört doch mancher Thaler dazu, um sich ein kleines Lager von diesen Gegenständen anzuschaffen, und besonders sind messingene und kupferne Geräthe nicht wohlfeil; dann alte Stutzuhren, Möbel, Handwerkszeug, Instrumente ꝛc. ꝛc.; denn hier kommt es immer auf eine größere Auswahl, und einen reichhaltigeren Kram an, um Käufer anzuziehen, indem vielleicht von den Einsprechenden ein Jeder etwas für sich findet; auch muß der Verkäufer schon auf eine höhere Miethe rechnen, da er ein größeres Lokal gebraucht. Schwieriger ist jetzt der Stand der Trödeler, als früher, da fast alle Effekten, womit er handelt, außer den Geräthschaften aus Metallen, schon neu sehr im Preise gesunken sind, und deshalb schon genaue Kenntnisse von ihrem Werthe oder den Preisen erfordern, um hier nicht selbst bei dem Ankaufe auf Auktionen Schaden zu leiden, vielleicht Sachen theurer zu erstehen, als sie selbst neu kosten, wie dieses auch mit vielen alten Sachen des Eisenkrams der Fall ist. Ferner muß der Trödler auch verstehen, alten Effekten, Möbeln ꝛc. wieder ein gutes Ansehen zu geben, sie zu restauriren, wodurch er mit Wenigem den Preis steigern kann, und wäre dieses auch nicht, so bringt er sie doch schneller zum Verkaufe, weil sie besser in die Augen fallen.—Gewöhnlich sind es Handwerker, die sich mit diesem Krame beschäftigen, z. B. Schneider, Schuhmacher, Tischler ꝛc., welche gleich Reparaturen und Umwandlungen, wenn es nöthig ist, damit vornehmen können; aber auch an-

dere Leute beschäftigen sich damit, und lassen dieses Geschäft von Andern besorgen, sie verdienen dann freilich nicht so viel dabei, als wenn sie Manches selbst machen können, indessen haben sie bei sehr billigem Einkaufe immer noch Gewinn, oder sie müssen mit andern Sachen handeln, die keiner Umwandlung bedürfen.

Trödelfrau, Trödelweib, Trödlerin, s. den vorhergehenden Artikel. Der Trödelkram mit Küchengeräth, alten weiblichen Kleidungsstücken, alten Putzsachen ꝛc. ꝛc., gehört für die Frauen, weil sie den Werth und die Preise solcher Sachen, wenn sie nämlich viel mit solchen Sachen umgegangen sind, am besten kennen. Man nimmt daher auch bei Erbschaftsregulirungen von Seiten des Gerichts solche erfahrene Trödlerinen, zu Taxatricen.

Trödelhaft, Bei- und Nebenwort, von 2) Trödeln, zaudern, im gemeinen Leben für zauderhaft.

Trödelhandel, Trödeley, Grempeley, Kleiderfellerey, der Handel mit alten Kleidern, Möbeln ꝛc.; s. Trödelkram.

Trödeljude, ein Jude, welcher mit alten Sachen handelt. Besonders bezeichnet man aber damit diejenigen Juden, welche von Haus zu Haus gehen, und alte Kleidungsstücke, auch andere Sachen, einhandeln, um sie dann wieder, wie sie sind, oder umgeändert, zu verkaufen. Auch kaufen sie solche oft für andere Juden, die damit einen Handel nach andern Städten, ja Ländern treiben. S. auch den Art. Jude, Th. 31, S. 461 u. f.

Trödelkram, 1. der Kram, das ist, der Handel mit alten Geräthschaften. 2. Trödelwaare, alte Geräthschaften, als ein Gegenstand dieses Handels; als ein Collectivum. In diesem letzteren Verstande eignen sich alle alten Effekten zum Trödeln, das heißt, alte getragene Kleider, zur Kopf-, Leib- und Fußbeklei-

dung, alte Betten, Matratzen, Wäsche, benutzte Gold- und Silbergeräthe, Glaswaaren, alle alten oder schon benutzten Möbel, alles alte Küchengeräth, altes Handwerkzeug, alte Instrumente, alte schon benutzte Eisen-, Quincaillerie- und Galanterie-Waaren, deren Mannigfaltigkeit zu groß ist, um sie zu specificiren, die aber unter den Nachlaßeffekten häufig mit vorkommen, auch sonst alt bei Trödlern zum Kaufe angeboten werden, alte Bücher, Schildereyen, Gypsbüsten und Figuren, Naturalien, gebrauchte Waffen ꝛc. ꝛc. Ueberhaupt gehören zu den Trödelwaaren alle schon gebrauchten und verarbeiteten Fabrikate und Manufakten, Kunstsachen und diejenigen Naturalien, welche in Naturalienkabinetten vorkommen und keiner schnellen Zerstörung unterworfen sind, und schon oben in den angezeigten Waaren angedeutet worden, daher gehören alle Material-, Specerey-, Italiener ꝛc. Waaren nicht zum Trödelkram, so auch die rohen Landesprodukte, außer Flachs, Hanf, Federn, Baumwolle ꝛc., wenn sie vereinzelt, das heißt, nicht in Massen oder großen Quantitäten auf Auktionen vorkommen, sondern so wie sie auf Handrädern versponnen oder sonst in der Wirthschaft angewendet werden können. Denn der Trödler muß auch beim Kaufen und Erstehen seiner Waaren oder seines Krams dahin sehen, daß sie nicht schon mit dem Keime der Zerstörung behaftet sind, z. B. sich schon Insekten ꝛc. darin festgesetzt haben, deshalb muß er die Effekten beim Erstehen auf Auktionen oder beim Ankaufe aus der Hand gehörig besehen und untersuchen; denn dieses vermindert sehr den Preis einer alten oder gebrauchten Waare. Auch müssen angekaufte oder erstandene Kleidungsstücke gehörig ausgeklopft und gelüftet werden, ehe man sie zum Verkaufe aushängt, ausstellt oder auslegt. Wenn der Wurm, das heißt, holznagende Insekten in die Möbel gekommen seyn sollten, so muß er solche darin zu tödten suchen,

indem er die Stellen, worin sie sich befinden, schnell mit einem Pinsel mit heißem oder siedenden Wasser überfährt, und solches einige Male thut, wodurch diese Insekten, wenn sie noch darin stecken, getödtet werden; sollte der Glanz der Möbel dadurch etwas gelitten haben, so kann eine kleine Nachhülfe mit Politur diesen Nachtheil hindern. Große, durch den Holzwurm verursachte Löcher, können mit Schellack ausgefüllt werden, indem man solchen über einem angezündeten Lichte oder über einem Löffel mit brennendem Spiritus so flüssig macht, daß man ihn in die Löcher tropfen kann, um sie dadurch gleichsam zu verkitten, und dergleichen mehr. Man gewahrt hieraus, daß derjenige, der sich mit dem Handel der Trödelwaaren beschäftiget, nicht ohne mannigfaltige Kenntnisse, die in dieses Geschäft hineinschlagen, seyn darf, wenn er es nämlich mit Vortheil betreiben will. — Der Handel mit den genannten Waaren gehört zu dem Kleinhandel; er erfordert ein kleines Einlagekapital, um auf Auktionen und auch aus freier Hand dergleichen alte, schon gebrauchte Effekten erstehen und ankaufen zu können, und die gehörige Umsicht, um sowohl diejenigen Sachen anzukaufen, welche Absatz finden, als auch Sachen, die in einer großen Stadt keinen Käufer finden, nach kleinen Städten durch passende Gelegenheiten zu befördern, wo sich Liebhaber finden. Daher ist es gut, wenn Trödler mit hausirenden Juden in Verbindung treten, die dergleichen Gegenstände (aus der Mode gekommener Galanteriekram) mit einer geringen Provision abzusetzen suchen, so daß dem Trödler immer noch ein Gewinn bleibt. Feste Preise kann er bei seinem Krame nicht stellen, sondern er verkauft solchen nach dem mehr oder weniger günstigen Einkaufe, und nach dem Verhältnisse des Werthes, was er neu gekostet hat. Er ist auch genöthiget vorzuschlagen, wobei er den Liebhaber zu ei-

nem Stücke berücksichtiget; denn dieses muß ihm seine Menschenkenntniß geben. Es giebt Leute, die auf irgend eine Sache versessen oder erpicht sind, sie gern besitzen wollen. Hier kann er bei dem vorgeschlagenen Preise beharren, wo dieses aber nicht der Fall ist, da kann er so viel ablassen, als er sich den Preis gestellt hat, um daran noch zu gewinnen. In großen Städten ist der Handel mit alten Effekten von einiger Wichtigkeit, weil es hier viele Käufer und Verkäufer giebt. Denn wer dergleichen Kram als überflüssig und nutzlos in seinem Haushalte besitzt, sucht ihn an einen Trödler zu verkaufen, und so findet diese Waare hier wieder ihren Käufer, der ihrer bedarf, und hier wohlfeil dazu kommt. — Der Handel mit Trödelkram theilt sich in mehrere Zweige, in Beziehung auf die Waaren. Es giebt Trödler, die bloß mit alten Kleidungsstücken, Wäsche, Schuhen und Stiefeln, Pantoffeln ꝛc. handeln; Andere handeln mit alten Büchern, Naturalien, Schildereyen, Gypsbüsten ꝛc.; wiederum Andere mit Haus- und Küchengeräth; dann mit alten Eisenwaaren, gebrauchten Quincaillerie- und Galanteriewaaren ꝛc. Einige umfassen alle diese Zweige, handeln mit allen Gegenständen, die sich ihnen preiswürdig darbieten, und dieses sind die eigentlichen Großhändler in diesem Handel, die schon ein größeres Kapital darauf verwenden können.

Trödelmann, die Benennung eines Trödlers, und in der Mehrzahl **Trödelleute**, welches von beiden Geschlechtern gilt, und da vorkommt, wo man sie vereint antrifft, auf Auktionen und auf den Trödelmärkten.

Trödelmarkt, **Drödelmarkt**, **Grempelmarkt**, **Tändelmarkt**, Forum scrutarium s. antiquarium; Franz. Friperie; Engl. Frippery, Frippery-market, derjenige Ort in einer Stadt, wo die Trödler ihren Kram feil haben; s. oben, unter **Trödel**. Ob Trödelmärkte oder nur bestimmte Oerter, wo die Trödler

feil haben dürfen, für sie selbst wünschenswerth sind, ist zu bezweifeln, da der Absatz ihres Krams sich nicht nur sehr theilt, sondern auch auf Einzelne nachtheilig wirkt, da sie doch größtentheils mit gleichen Sachen handeln, oder wenn auch ihr Handel sich in verschiedene Zweige theilt, doch Mehrere einen und denselben betreiben, je mehr sie aber denselben in der Stadt zerstreuet treiben dürfen, um so mehr Absatz kann der Einzelne sich von der Gegend versprechen, in der er feil hat. Bei einem Trödelmarkte kann der Trödler nur auf bestimmte Kunden rechnen, oder auf diejenigen, die Dieses oder Jenes suchen, oder denen Etwas im Vorübergehen gefällt oder sie anspricht, wohnt er aber isolirt von andern Trödlern, so wird er immer auch diejenigen anziehen oder anlocken, um Dieses oder Jenes zu kaufen, was sie gerade ausgestellt sehen und ihnen gefällt, er wird sich hier wirkliche Kunden erwerben, die bei ihm immer einsprechen, um sich nach Diesem oder Jenem, was sie wohl zu haben wünschten, zu erkundigen, und er auch oft Gelegenheit haben, es ihnen durch die Auktionen oder auf andere Weise anzuschaffen. Durch die Aufhebung der Trödelbuden in Berlin und die Verweisung des Trödelkrams in die Gewölbe der Häuser, wie schon unter Trödel angeführt worden, ist in diesen Handel daselbst mehr Ordnung gekommen. Auch können Diebstähle durch Hehlung des gestohlenen Gutes, wie es oft in den Buden geschah, nicht mehr so begünstiget werden, obgleich sie sich dadurch nicht vermindert haben, und ihre Hehler auf andere Weise finden. Das Leben hat in den Theilen der Stadt zwar aufgehört, wo diese Buden standen, jedoch nicht zum Nachtheile der Trödler, weil daselbst noch besondere öffentliche Verkäufe Statt fanden, von denjenigen Verkäufern von Kleidungsstücken ꝛc., die mit den angebotenen Kaufpreisen der Trödler nicht zufrieden waren, dadurch die

Vorübergehenden zum Kaufe anlockten, und auch manches Stück noch besser bezahlt erhielten, als beim Trödler. Daher war es hier zu gewissen Tagesstunden, besonders aber am Mittage, sehr mit Handwerkern und andern Arbeitern belebt, die hier aus freier Hand etwas zu kaufen suchten oder etwas zu verkaufen beabsichtigten, welcher augenblickliche Handverkauf natürlich dadurch aufgehört hat; allein auch der Verkauf von gestohlenen Sachen, die hier schneller abgesetzt werden konnten, als auf eine andere Weise, und ohne den Dieb zu ermitteln, wie dieses eher bei den Trödlern der Fall ist, die den Verkäufer genauer fixiren, wodurch ein Dieb, oder derjenige, der gestohlene Sachen verkauft hat, leichter wieder entdeckt werden kann.

Trödeln, 1) ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, ziehen, herumziehen, jedoch nur in einigen Gegenden gebräuchlich. — 2) Ein Zeitwort der Mittelgattung, welches nur im gemeinen Leben in manchen Gegenden für zaudern, zögern gebraucht wird, Niedersächs. dröteln, in andern Hochdeutschen Gegenden trändeln, tändeln, tempern. Wachter leitet es von trotten, trotteln, langsam gehen, her, welches eine unmittelbare Onamatopöie des Gehens ist; es scheint vielmehr von dem vorigen trödeln, treideln, ziehen, eine Figur zu seyn, so wie zögern und zaudern von ziehen abstammen. — 3) Trödeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit alten Geräthschaften handeln. Scruta vendere, scruta venalia habere; Fr. faire le métier de Fripier; s. oben Trödel. In vertrödeln hat es auch eine thätige Bedeutung. Im Oberdeutschen tändeln, trändeln, treideln, grämpeln. In Adelungs Anmerkung leiten es viele Sprachlehrer von tragen her, da es dann Krämer bedeuten würde, welche ihren Kram herum tragen oder damit herum ziehen.

Nach dem genannten Schriftsteller paßt aber keiner von den erwähnten beiden Begriffen genau auf das Trödeln. Es soll vielmehr von dem Laute entlehnt seyn, welche alte Geräthschaften machen, wenn man damit handthieret. Solche Geräthschaften pflegt man im gemeinen Leben noch jetzt im verächtlichen Verstande in einigen Gegenden Trudel zu nennen. Gerümpel, Niedersächs. Rummel; eine andere Onomatopöie hat dieselbe Bedeutung, und ist das Stammwort des Oesterreichischen grempeln oder grämpeln, trödeln, Grämpelmarkt, Trödelmarkt ꝛc., und des mittlern Lat. Rumbula, ein Trödelweib. S. die vorhergehenden Artikel.

Trödelordnung, Trödelverordnung, Reglements, von den Regierungen, nach welchen sich die Trödler in den Städten in Hinsicht des Ankaufes der Trödelwaaren oder des Trödelkrames zu verhalten haben, besonders aber in Beziehung auf gestohlene oder verdächtige Sachen, wenn solche bei ihnen zum Verkaufe angeboten werden, indem sie sogleich davon der Polizey eine Anzeige machen müssen, welches ihnen auf das Wie? überlassen bleibt, das heißt, welcher List sie sich hierbei bedienen wollen, um den Dieb, der die Sachen zum Verkaufe anbietet, zu täuschen, damit er von Seiten der Polizey recognoscirt werde. Die Trödler zeigen nicht gern Jemanden an, der ihnen verdächtige Sachen zum Verkaufe anbietet, weil sie die Rache solcher Leute fürchten, wenn sie als Diebe erkannt, eingezogen und festgesetzt werden; lieber weisen sie die Sachen von sich und wollen damit nichts zu thun haben, daher kann solches nur, wenn sie sich darauf einlassen, mit Behutsamkeit geschehen; auch überhaupt schon darum, damit sie nicht selbst Schaden leiden, indem sie etwas wohlfeil kaufen können, was ihnen von rechtlichen Leuten angeboten wird, die nur aus Noth Sachen verkaufen, die leicht das Anse-

hen haben können, als seyen sie gestohlen. Deshalb muß der Verkäufer in Berlin seinen Bürgerbrief vorzeigen, und sind es Frauen, den Miethsschein oder eine Bescheinigung von einem glaubwürdigen Manne, wenn es nämlich Gegenstände von einigem Werthe sind; denn die Vermuthung, daß es entwendete Sachen sind, tritt leicht ein bei einem solchen Verkaufe, da die Besitzer ja Gelegenheit haben sie in einem Pfandhause, Leihkomptoire ꝛc. zu versetzen, wo sie gewiß oft eben so viel bekommen, als wenn sie die Sachen verkaufen, und so bleiben ihnen noch die Sachen, daß sie solche wieder einlösen können, oder wenn solches zur festgesetzten Zeit nicht geschehen kann, durch Zahlung der Zinsen eine Prolongation des Termins eintreten lassen können. Wegen der gestohlenen Sachen sind die Trödler in dem Preußischen Staate, nach dem Landrechte II. Tit. XX, §. 1231 sqq., und Th. I. Tit. XV, §. 17 sqq., instruirt, von dergleichen Sachen, wenn sie zum Kaufe angeboten werden, bei der Polizey Anzeige zu machen; auch soll noch eine besondere Verordnung für dieselben erfolgen. Nach dem schon oben, S. 557, angeführten Reglement vom 21sten October 1788 für die Trödler und den Trödelhandel in Berlin soll sich Niemand mit demselben beschäftigen, der nicht vom Polizeydirektorium dazu besonders concessionirt ist, und wenigstens ein Vermögen von 100 Thlrn. besitzt. Dergleichen Verordnungen findet man auch in anderen Städten; sie durften auch da nur mit alten Sachen, als alten Kleidern, Wäsche, Mobilien, Eisengeräthschaften ꝛc. handeln, und von irgend verdächtigen Personen keine alten Sachen einhandeln. Diese Reglements sind jedoch durch die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer im Jahre 1810, wenn auch nicht in allen Theilen, doch darin aufgehoben, daß keine Concession zur Betreibung dieses Gewerbes mehr nöthig ist, auch sind

die Trödler unter den namentlich aufgeführten Gewerben, bei deren ungeschicktem Betriebe gemeine Gefahr obwaltet, oder welche eine öffentliche Beglaubigung oder Unbescholtenheit erfordern, um einen Gewerbeschein zur Betreibung eines Geschäftes zu lösen, nicht mit begriffen, mithin auch in anderer Hinsicht frei; allein in Rücksicht des Ankaufs gestohlener Sachen sind sie gebunden, und müssen den dieserhalb erlassnen Vorschriften folgen. Auch in Westpreußen erschien zu Danzig wegen der Trödler und deren Handel am 20. September 1795 ein Reglement, und eben so auch zu Elbingen ꝛc. In dem Berliner allgemeinen Wohnungsanzeiger findet man unter Trödler nur vierundzwanzig angeführt, die sich mit diesem Geschäfte beschäftigen; allein die weit größere Zahl hat eine andere Benennung gewählt, um nicht als Trödler zu erscheinen, und so kommen sie als alte Kleiderhändler, Eisenkramhändler, Möbelhändler Effektenhändler ꝛc. ꝛc. vor.

Trödelwaare alte schon getragene Kleider, Hausgeräth, Fr. Friperie; s. Trödelkram.

Trödelweib, s. Trödelfrau.

Trödlerin, Conchylienträger, Trochus lithophorus s. conchyliophorus; Fr. la Fripière, la Maçonne, eine Conchylie, welche nach Schröters Conchylienkenntniß, zu dem Geschlechte oder der Familie Trochus, Kräusel, gehört, und in Westindien, hauptsächlich auf St. Domingo, angetroffen wird. Sie ist 2½ Zoll breit und 2 Zoll hoch, hat eine gedrückte Mundöffnung, die bräunlich gefärbt ist; die Mündungslefze ist scharf, die Basis aber vertieft und concav; sie hat ferner concentrische unregelmäßige Runzeln, die bis an die Mündungslefze laufen, und daselbst einen runzelichen Saum bilden. Der Schlund hat eine dunkelbraune Farbe. Die sechs Windungen sind gewölbt; die erste ist bräunlich, die obern sind schmutzig weiß, und fallen nur hin und wieder ins

Bräunliche. — Eine zweite Conchylie, die genabelte Trödlerin, soll mit der ungenabelten, vorher beschriebenen, Conchylie in mehreren Theilen übereinkommen, in andern sich auch wieder davon entfernen, und dem Westindischen Sonnenhorne nahe stehen.

Trog, Trögelchen, Tröglein, im gemeinen Leben Trögel. 1) Im weitesten Verstande, in welchem es ehemals einen jeden Kasten, eine Kiste, einen Schrank bedeutet zu haben scheint, und in einigen Oberdeutschen Gegenden noch bedeutet. Alle geschlossene Gemächer und Tröge öffnen, alle Schriften daraus zu nehmen (Wurstisen beim Frisch). Gewandtrog, bei dem Pictorius, ein Kleiderkasten. Ein Reisetrog, ein Koffer oder Reisekasten, Stettler. Im Hochdeutschen ist diese Bedeutung veraltet, im Oberdeutschen ist dafür in den meisten Gegenden auch Truhe üblich. — 2) In engerer Bedeutung, ein längliches Behältniß, gemeiniglich halb rund, oft aber auch ins Gevierte, gemeiniglich aus einem Stücke gehauen, oft aber auch aus mehreren zusammengesetzt. Im Bergbaue werden die Mulden, worin man Erz und Kohlen herbeiträgt, noch Tröge genannt. In anderen Fällen ist der Trog nur ein sehr langes Behältniß dieser Art, es sey übrigens halbrund ausgehöhlt, oder auch ins Gevierte gearbeitet, es bestehe aus einem Stücke, oder aus mehreren; daher der Backtrog, Waschtrog, Lohtrog, Stampftrog, Wassertrog, Viehtrog, der in manchen Fällen auch die Krippe heißt, Fischtrog, Stoßtrog, Tränktrog, Kühltrog, Walktrog ꝛc. Ein Mehreres über die verschieden Tröge, siehe das folgende Register. — Nach Adelung im Nieders., Angels. und Schwed. gleichfalls Trog; im Angels. auch Troc und Trige, im Ital. Truogo, Truogolo, Trogolo; im Isländischen Thro, im Engl.

Trog, im Böhm. **Truky**. Beim **Willeram** ist **Trugelin**, ein Kanal. Es soll ehemals den allgemeinen Begriff des Behältnisses, des hohlen Raumes gehabt haben, so daß es mit dem Französischen **Trou**, ein Loch, sehr nahe verwandt ist. — Ob die Fleisch-, Stampf-, Wasser- und Tränktröge bei dem Lehne gelassen werden müssen, oder ob sie den Allodialerben zuerkannt werden sollen, ist früher ein Streitpunkt gewesen, den man zu Gunsten der Lehne entschieden hat, und aus folgenden Gründen. Man trifft fast in allen nur etwas wichtigen Landwirthschaften eigene Fleischtröge an, die von einem starken Stammstücke einer Eiche verfertiget zu seyn pflegen, worin das für die Haushaltung eingeschlachtete Fleisch eingesalzen wird. Eben so hat man auch an den Orten, wo starke Kuhmelkereyen sind, und besonders die Brühfütterung eingeführt ist, dergleichen große Tröge oder Kumme, um darin das aufzubrühende Kohl- und Wurzelwerk mit Stampfen klein zu zerstoßen. Beide Arten von Trögen pflegen nur selten befestiget zu seyn, da ihre natürliche Schwere ihnen schon an und für sich eine Art der Unbeweglichkeit giebt, und es nicht wenig Mühe macht, wenn man sie von einem Orte zum andern bringen muß. Der Gebrauch, den man von ihnen macht, weiset auf ihre einzige Bestimmung hin, und deshalb hat auch derjenige Lehnsbesitzer, der sie hat verfertigen lassen, gewiß keine andere Absicht dabei gehabt, als daß sie beständig bei dem Gute bleiben sollen, und dieses sey genug, um solche dem Lehen- und nicht den Allodialerben zuzuerkennen, indem diese sie zu keinem andern Zwecke verwenden würden, als zu Brennholz, oder es müßten sich Käufer dazu finden, die aber einen solchen schon längst benutzten Trog schlecht bezahlen würden, nicht viel über den Werth als Brennholz. — Auf Landgütern, wo Röhrbrunnen befindlich sind, trifft man auch bei denselben

die zur Anschaffung des Wassers nöthigen Wassertröge an, dann ist es auch an einigen Orten gewöhnlich, wo nur Röhr= oder Brunnenwasser vorhanden ist, daß man das Vieh auf dem Hofe aus eigenen dazu verfertigten Trögen zu tränken pflegt. Sowohl diese Tränktröge, als auch die bei den Röhrbrunnen zur Auffangung des Wassers nöthigen Wassertröge pflegen selten besonders befestiget zu seyn, weil solches ihre natürliche Schwere verhindert. Sie gehören daher im eigentlichen Verstande zu den beweglichen Dingen, deren sich sonst die Allodialerben anzumaßen befugt sind. Da aber auch bei diesen Trögen ihre immerwährende Bestimmung bei dem Gute zu bleiben vorliegt, so ist es auch nicht zweifelhaft, ob solche zum Lehne oder zum Erbe gehören; und so müssen sie also eben so gut, wie die Fleisch= und Stampftröge, auf dem Gute verbleiben.

Trog (Back=), s. Th. 3, S. 400 u. f.

— (Berg=), Trog im Bergbaue, ein ausgehöhltes Holz oder eine Mulde, in welche die Bergleute das Erz oder die Zwitter füllen, um es daraus mit mehrerer Bequemlichkeit in die Karren und Kübel stürzen zu können.

—, im Bergbaue, s. den vorhergehenden Artikel, und oben, unter Trog, S. 573.

—, beim Dachdecker, ein länglich=viereckiger Kasten, worin der Handlanger dem Dachdecker den Mörtel auf dem Kopfe zuträgt. Er ist oben weiter, wie unten.

— (Druck=), Preßtrog, zur Bereitung des Obstweines, s. unter Obstwein, Th. 103, S. 573 und 582 u. f., wozu auch eine Abbildung, 6059, geliefert worden. Im Würtembergischen wird der Druck= oder Preßtrog zur Bereitung des Obstweines, gleichfalls aus einem dicken Eichenstamme ver=

fertiget, der bis auf einen Boden ausgehöhlt wird, den man 5 bis 6 Zoll dick läßt. Die Seitenwände bleiben 2 bis 3 Zoll dick, und der obere und untere Kopf hat eine zehnzöllige Dicke. Zwischen jedem Kopfe und dem Mitteltheile des Troges, in welchen das gemahlene Obst noch nachgeschüttet wird, wird ein Raum von 3 bis 4 Zoll weit gelassen, und oben und unten ein Stück von einer Eichendiele eingelassen, und solches bis auf den Boden. Jedes Stück wird mit einem dicken Rechenbohrer durchlöchert, damit der Most durchlaufen kann. Unten werden an dem leeren Raume an beiden Seiten stärkere Löcher in den Boden des Mosttroges gebohrt, damit der Most entweder über Eisenbleche, oder durch besondere dazu verfertigte Holzzapfen in die untergesetzte Gefäße ablaufe. Der ganze Trog kann 2 bis 3 Fuß dick, 8 Fuß breit, und 7 Fuß lang seyn. In einem Troge von mittlerer Größe können 6 bis 8 Würtembergische Imi oder 60 bis 80 Maaß ausgepreßt werden. Uebrigens kommt Vieles auf die vollsaftige Beschaffenheit des Obstes an.

Trog (Fisch-), in der Haushaltung, ein Trog, um Fische darin lebendig zu erhalten. Er hat eine gewisse Tiefe, ist viereckig, und wird mit Flußwasser angefüllt und darein die Fische gesetzt. Man überzieht ihn mit einem Netze, damit die Fische nicht heraushüpfen können.

— (Freß-), s. Trog (Vieh-).

— (Gewand-), s. oben, unter Trog, S. 573.

—, im Hüttenbaue oder Hüttenwerke, die Waschscheidebank, Fr. Patouillet, das Behältniß oder der Kasten, worein man das Erz wirft, um solches von dem Unrathe zu scheiden. Dieser Trog besteht aus zwei oder vier Rahmen von Holz. Die beiden äußersten stehen 6, 7 bis 8 Fuß von einander ab, sind 3 bis 4 Fuß hoch, halten unterwärts durch starke Quer-

hölzer zusammen, die sich auch daselbst in einer runden Einfassung endigen. Man bringt darin einen tiefen Falz an, damit man 2, 3 bis 6 Zoll dicke Bohlen, die gut passen, oder auch gegossene Eisenplatten daran befestigen kann. Auf dieselbe Weise faßt man die Ränder des Troges ein, und setzt so den ganzen Trog zusammen. Dieser Trog wird an einem Flusse angebracht, da das Waschen und Scheiden vermittelst einer Welle geschieht, die durch ein Wasserrad getrieben wird. Ueber dem Troge, also von der Seite des Flusses, bringt man auch an der Seite, die der Seite des Rades entgegengesetzt ist, eine kleine Rinne an, welche 4 Zoll im Durchschnitte hat; sie kann von Holz oder Stein, viereckig oder rund seyn, und versieht aus dem Wasserhalter den Trog mit Wasser. Sollte das Wasser nicht so hoch getrieben seyn, daß es zureicht, so läßt man es durch die Schöpfrinnen, die am Rade angebracht sind, darauf gießen. Mitten und unterwärts dem Troge, auf die der Rinne entgegengesetzte Seite, macht man eine Oeffnung von 6 Zoll ins Gevierte, die auswärts mit einem Schutzbrette verschlossen ist. Dieses Schutzbrett muß einen langen Griff haben, damit es um so besser gestellt werden kann. Es drückt gegen die Oeffnung des Troges vermittelst zweier Leisten, zwischen welchen es läuft, auch vermittelst eines Stück Holzes, welches oberwärts über die kleine Abzugsröhre des Troges geht, und dessen Nutzen darin besteht, zu verhindern, daß der Schieber nicht zurücklaufe. Auf der Seite des Flusses, der dem Rade Wasser giebt, und höher als der Trog ist, bringt man eine Oeffnung im Troge an, die wohl zweimal weiter, aber nicht so hoch, als die Oeffnung ist, durch welche das Wasser in den Trog hineingelassen wird, damit eben so viel, als hereingekommen, auch herauslaufen könne; doch muß dieses auf geringerer Höhe geschehen, damit nicht etwa das Erz selbst beim

Umrühren, mit dem Wasser zugleich fortfließe. Quer über den Trog geht eine hölzerne Welle, die man den Baum nennt, und an beiden Enden mit Zapfen von gegossenem Eisen versehen ist, die in die Haken oder Zapfenlager passen. Durch diese Welle gehen die Arme eines Rades, das gerade ins Wasser fällt. Sie ist gerade über dem Troge mit drei krummen eisernen Stäben besetzt, die zwei Arme haben, deren Enden in den Bohrer des Baumes, durch welchen sie gehen, befestiget sind. Der Theil dieser eisernen Stangen, welcher zwischen den beiden Krümmungen, die sie haben, befindlich ist, muß in seinem Umfange 1 Zoll kleiner seyn, als der Trog. Diese Stangen stehen nach dem Durchschnittspunkte eines Dreiecks im Baum dergestalt, daß, wenn eine davon herauskommt, die andere hineingeht, und die dritte folgt, indem man immer wieder von Neuem anfängt und herumdreht, wodurch man das Erz sowohl auf dem Boden, als auf den Seiten in einer beständigen Bewegung erhält. Die Oeffnung unten an dem Troge, die zum Ablaufen des Wassers dient, ist auswendig mit einer hölzernen, etwa 3 Fuß langen Röhre versehen, welche Röhre etwas schief gehen, und sich gegen den Waschtrog, der neben dem Troge, aber etwas niedriger liegt, und 6 Fuß ins Gevierte groß ist, senken muß. Ueber diesem Waschtroge, an der Seite, die nach dem ersten Troge hingeht, ist eine weite, aber nicht tiefe, Oeffnung befindlich, die aber hinreicht, um das Wasser laufen zu lassen, wenn man das Erz in den Waschtrog läßt. In eben diesem Waschtroge, auf der einen Seite, und von dem Strome des Wassers in einer gewissen Entfernung, wird eine zweite Oeffnung angebracht, die durch einen Schieber, der zwischen zwei Falzen läuft, verschlossen ist. Es soll sehr gut seyn, wenn man hinter diesem Waschtroge noch einen zweiten hat, welcher das Erz, so etwa durch

die Gewalt des Wassers fortgerissen wird, noch sammelt. Die Wirkung dieser Maschine besteht darin, daß sie das Wasser durch die erste Röhre in den ersten Trog läßt. Wenn nun die untere Oeffnung mit ihrem Schieber verschlossen ist, so füllt sich der Trog mit Wasser an, bis es der oberen Oeffnung gleich steht; dann werden $\frac{2}{3}$ des Troges mit Erz angefüllt, wenn es nämlich kleinkörnig ist, und viel Erde hat, sind aber die Stücken groß und hart, so nimmt man weniger. Wenn nun das Rad einmal durch den Fluß in Bewegung gesetzt wird, so geht die erste Stange des Baumes, deren oben gedacht worden, in den Trog, kommt wieder in die Höhe, hebt die auf ihrem Wege antreffenden Erze in die Höhe, und treibt sie nach Verhältniß ihrer Größe fort; so macht es auch die zweite, und die dritte; auf diese wieder die erste, und so geht es immerwährend fort. Durch diese wiederholte und beständige Bewegung, die man der bei dem Erze befindlichen Erde giebt, wird das Wasser trübe, und geht durch die obere Oeffnung des Troges heraus, so wie wieder frisches Wasser durch die erste Oeffnung hineinfließt. In kurzer Zeit wird die dem Erze anklebende Erde, die sich beständig abspült, los, und das Wasser führt dieselbe ab; das Erz, welches viel schwerer zu bewegen ist, bleibt beständig auf dem Grunde, und was ja mit fortgegangen ist, sammelt sich im zweiten Waschtroge, und wenn noch ein dritter vorhanden ist, auch in diesem. Man kann leicht beurtheilen, ob das Erz gehörig gewaschen worden ist, weil dann die Stangen des Baumes schwerer eingreifen, indem das gereinigte Erz stark zusammenfällt, da es, vom Sande befreiet, kein Hinderniß findet; auch die Bewegung des Rades wird bei einerlei Wassermenge schwächer. Man zieht dann den Schieber auf, und hat Acht, daß die Schieber der untern Tröge zu sind. Das Erz, welches nun im Troge ist, geht dann

durch die Gewalt des neuen hinzukommenden Wassers, und durch Hülfe der sich bewegenden Eisen des Wellbaumes mit dem Wasser zugleich in den ersten Waschtrog. Hier bleibt es wegen seiner Schwere liegen, da indessen das Wasser durch die Oeffnung des ersten Waschtroges herausläuft. Dasselbe findet auch mit dem zweiten Waschtroge Statt, welcher nur bei dem Verwaschen sehr feiner Erze deshalb angebracht wird, damit er das, was dem ersten entgangen ist, sammeln möge. Wenn alles Erz aus dem Troge heraus ist, so wird der Schieber geschlossen, derselbe aufs Neue mit Erz gefüllt, und so wird die Arbeit fortgesetzt.

Trog (Fleisch=), s. oben unter Trog, S. 574.

— (Kalk=), wird von Einigen der Kalkkasten oder die Kalkbank genannt, worin der Kalk gelöscht wird.

— (Kühl=), s. Th. 54, S. 719.

—, beim Kupferstecher, ein hölzerner Trog, zum Auffangen des Scheidewassers, wenn solches beim Aetzen über die Kupferplatte gegossen wird. Siehe den Artikel Kupferstecher=Kunst, Th. 56, Seite 398 u. f., und die dazu gehörende Fig. 3383.

— (Loh=), in den Lohmühlen, Tröge, worin die Lohe von den Stampfen zerkleineet wird. S. den Artikel Leder, Th. 68, S. 126 u. f.

— (Lösch=), s. Th. 80, S. 708.

— (Mahl=), beim Obstweine, ein Trog, worin das Obst vermittelst eines runden Mühlsteines, der an einer langen Stange umläuft, klein gemahlen wird. Der Trog wird aus einem runden Stücke Eichenholz ausgehauen, und zu einem Halbzirkel, welcher hinten und vorn noch einen unausgehauenen Kopf haben muß, gebildet. Die Stange, welche etwa 10 Fuß lang ist, und rund seyn muß, wird hinten an einem in die Erde gegrabenen Pfosten mit einem Wirbel versehen, damit

sie sich ohne Hindernisse frei und leicht bewegen kann; oder man legt sie hinten auf zwei in die Erde gegrabene Pfosten; sie geht eben so leicht darin, wenn sie wie ein Ordenskreuz in die Quere gegen einander geschlagen, und unten mit einer Weidenruthe gebunden wird. Man pflegt auf einmal einen halben Scheffel Obst zu nehmen.

Trog (Mast=), s. Trog (Stoß=).

— (Preß=), s. Trog (Druck=).

— (Reise=), s. oben, unter Trog, S. 573.

— (Röhr=), s. Trog (Wasser=).

—, zum Saffianfärben, ein Trog von Tannenholz, worin die Saffianhäute gefärbt werden. Er ist 30 bis 40 Zoll lang, 13 bis 25 Zoll breit, und etwa 9 Fuß tief. Man soll einen solchen Trog mit Zinn oder Bley im Innern ausfüttern oder überziehen, da die Häute in einem bloßen Troge von Holz, zumal wenn er von Eichenholz ist, braun und fleckig werden.

— (Schleif=), s. Th. 145, S. 426.

— (Stampf=), Stoßtrog, ein Trog, worin gewisse Materialien zerstampft oder zerstoßen werden, wie z. B. der Lohtrog, worin die Lohe gestampft wird. — In der Landwirthschaft, s. oben, unter Trog, S. 574, und Th. 169, S. 544, und Th. 174, S. 684.

— (Stoß=), Masttrog, in der Landwirthschaft, s. den vorhergehenden Artikel.

—, eine Tortur, ein ehemals bei der Tortur vorgekommenes Marterwerkzeug.

— (Tränk=), ein Trog, aus welchem das Vieh getränkt wird. S. oben unter Trog, S. 574, und Th. 186, S. 707 u. f. Es giebt auch kleine Tränktröge zum Tränken des Federviehes: der Hühner, Tauben, Enten ꝛc.; sie sind nur schmal und in der Mitte getheilt.

— (Vieh=), s. diesen Artikel, unter V.

Trog, zum Wachsbändern, s. Bändern des Wachses, unter Wachs, in W.

— (Walk-), s. unter Walke und Walken, in W.

— (Wasch-), s. diesen Artikel, unter W., und oben, S. 576 u. f.

— (Wasser-), s. oben, unter Trog, S. 573, 574 und Wassertrog, unter W.

Troglodyt, Troglodyten, Höhlenbewohner, Höhlenkriecher, kamen bei den Alten (Griechen und Römern) vor; denn diese erwähnen unter diesem Namen eines Volkes, welches in Aethiopien, nahe bei Aegypten, Höhlen bewohnte, und Linné, welcher zuerst mehrere Menschengattungen annahm, stellte in seinem Systeme einen Homo troglodytes auf, der ein Gemisch vom Kakerlaken und Orang-Outang ist, aber bei der jetzigen Aufklärung in der Naturgeschichte längst, als ungereimt, daraus verschwunden ist. Nachher nannte man den Schimpanse, oder Chimpanze (Büffons Jocko) Troglodyt (Simia troglodytes). — Auch eine Vögelgattung, welche zu der Familie der Singvögel gehört, führt den Gattungsnamen: Troglodytes, Schlüpfer, wozu der Zaunkönig, das Goldhähnchen ꝛc. ꝛc. gehören. S. Zaunkönig, unter Z. — Uebrigens versteht man unter Troglodyten, in der Völkergeschichte, diejenigen Abgesonderten gewisser Völker, welche zu ihrem Aufenthalte Höhlen wählten, wie schon oben angeführt worden; auch in Bulgarien, auf Malta, bei Viterbo im Kirchenstaate, und in vielen anderen Gegenden Europas fand man dergleichen Höhlenbewohner, die auch Fossarii genannt werden. So suchten sich auch die Hussiten, nachdem ihre Unternehmungen ein unglückliches Ende erreichten, vor ihren Verfolgern in Höhlen zu verbergen, daher sie auch Grubenheimer genannt werden. Ein

Gleiches fand vor ihren Verfolgern auch noch hin und wieder mit den Zigeunern Statt, die sich besonders früher, wo sie in mehreren Staaten verfolgt und hinausgejagt wurden, in den Wäldern in Höhlen verbargen, und dieses noch jetzt in der Türkey und an andern Orten thun, wenn auch nicht der Verfolgung wegen, doch weil sie die Abgeschlossenheit lieben, gern unter sich verkehren, wenn sie gleich, ihrer Nahrung wegen, mit andern Völkern verkehren müssen, sie belustigen, ihnen wahrsagen, sich mit Feuerarbeiten, mit der Goldwäsche, mit der Abdeckerey und mit andern Arbeiten beschäftigen, und auch dabei diejenigen nicht gebotenen Gewerbe treiben, welche eine Folge der herumziehenden Lebensart sind. S. unter Zigeuner, in Z.

Trogmuschel, Mactra, eine Benennung der Gattung Korbmuschel; s. unter Muschel, Th. 89, S. 268 u. f.

Trogon, der Gattungsname des Kukuku oder Nagevogels.

Trogosita, der Gattungsname der Getreidekäfer, Fr. Trogossites.

Trogscharre, beim Bäcker, ein breites, nach einem rechten Winkel gebogenes Eisen, mit einem kurzen eisernen Stiele, womit von der Beute und dem Beutendeckel der fertig gewirkte Teig abgekratzt wird.

Trogstecher, in der Zuckersiederey, ein übers Kreuz eingestieltes Werkzeug, womit die Erde, die zum Decken der Hüte gebraucht wird, mit dem Wasser im Troge umgerührt wird. S. unter Zucker und Zuckersiederey, in Z.

Trogulus, Gattungsname der Sonnenspinne, von welcher der Mund sich in einer Vertiefung des Bruststücks befindet.

Troillumme, s. den folgenden Artikel.

Troiltaucher, Troillumme, auch das dumme

Taucherhuhn genannt, Uria troile, s. unter Taucher, Th. 181, S. 146 u. f.

Troisgewicht, beim Goldarbeiter, auch in den Gold- und Silberhandlungen, ein Gold- und Silber- oder Markgewicht, welches in England, Frankreich, Holland und in der Schweiz angenommen worden, und schwerer, als das Deutsche oder Kölnische ist. Man rechnet neunzehn Mark Trois oder Niederländische Marke zwanzig Kölnischen Marken gleich. Es beträgt ein halbes Pfund, und ist das schwerste Gold- und Silbergewicht.

Troisquart, s. Trokar.

Trojak, Trejak, eine Polnische Scheidemünze, die nach unserm Gelde drei Kreuzer gilt.

Trojanisches Spiel der alten Römer, s. Th. 72, unter Leibes-Uebungen.

Trokar, Trocar, Troikar, Troisquart, beim Wundarzt und chirurgischen Instrumentenmacher, ein Instrument, um bei der Bauchwassersucht das Wasser dadurch abzuzapfen. Fig. 9260 zeigt dasselbe: a ist der Handgriff, b die dreieckige Spitze, cc das silberne Röhrchen, worin die Nadel mit der dreieckigen stählernen Spitze steckt. A zeigt die bloße Nadel mit der dreieckigen Spitze und den Handgriff, und B das silberne Röhrchen allein, worein die Nadel A gesteckt wird, um das Instrument Fig. 9260 zu bilden. An der Röhre B ist unten eine Scheibe aa, und in deren Mitte ein Loch b, wodurch die Nadel mit der Spitze hineingesteckt wird, wenn das ganze Instrument in den Leib gestochen wird. Man zieht dann die Nadel heraus, und läßt die Röhre in dem Leibe stecken, damit das Wasser daraus ablaufen kann, das heißt, durch das Loch b. Der Stich mit dem mit Oel bestrichenen Trokare geschieht etwas schief oberwärts und behutsam in den Bauch, und eben so behutsam zieht man auch die Nadel wie-

der heraus, damit, wie schon bemerkt, das Wasser durch das Loch b ablaufen kann, wobei man durch gelindes Drücken mit den Händen und Zuziehen der Binde, die um den Leib gelegt worden, und die zwei Gehülfen zu beiden Seiten halten, damit sie solche, wenn es nöthig wird, anziehen können, den Abgang befördert. Wenn der Leidende übel wird, so muß man nicht alles Wasser auf einmal herauslassen, sondern das Röhrchen mit einem Pfropfen, einer kleinen Kompresse, einem Pflaster und Bande, oder einer Serviette bedecken und verbinden. Man kann auch das Röhrchen herausziehen, und die folgenden Tage, wenn es Noth thut, daneben oder an der andern Seite, weil es nicht wehe thut, mit dem Trokar eine neue Oeffnung machen, bis alles Wasser nach und nach abgezapft worden ist. Sollte sich beim Abzapfen etwas vor das Röhrchen setzen, so muß man es mit einem stumpfen Sucher zurückzustoßen bemühet seyn. Ein Mehreres hierüber, s. unter Wassersucht, in W. — Man hat in der Wundarzneykunst auch noch einen kleinen Trokar, um in der Bräune die Luftröhre zu öffnen. Fig. 9261 zeigt diesen Trokar. a ist der Handgriff der spitzigen Nadel b, welche in dem Röhrchen c steckt, welches unten unter c auf den Seiten durchlöchert ist; d d ist die Scheibe, welche im Bogen gebeugt und mit zwei kleinen Löchern an den Seiten versehen ist, wodurch man ein Band zieht, um es um den Hals befestigen zu können. Bei dieser Operation mit dem Trokar in der Halsbräune wird der Patient auf einen Stuhl gesetzt, der Kopf wird zurückgebogen, den eine Person halten muß. Der Arzt schneidet nun mitten auf der Luftröhre, unter dem Adamsapfel oder Schildknorpel und der Glandula thyroidaea die Haut, das Fett und die daselbst liegenden dünnen Muskeln bis auf die Luftröhre mit einem länglichen Schnitte durch. Man kann dann die

knorpelichen Ringe der Luftröhre, nachdem das Blut vorher mit einem Schwamme abgewischt worden, sehen, oder mit dem Nagel des Fingers leicht fühlen. Zwischen zweien von diesen knorpelichen Ringen sticht man nun mit dem angeführten Trokar so weit, als nöthig ist, hinein, und läßt dann das Röhrchen in der Oeffnung stecken. Das Blut muß gut abgewaschen werden, damit nichts in die Luftröhre komme. Durch das Röhrchen kann die Luft frei aus- und einströmen. Man legt darüber ein Stück dünne Leinwand oder einen mit warmem Weine angefeuchteten Schwamm, damit nichts Unreines in die Lunge komme, welches Husten verursachen könnte. Die Wunde wird nun oben und unten mit Charpie oder Karpey ausgefüllt, und das Ganze mit einem über dem Röhrchen durchlöcherten Pflaster bedeckt. Man fährt dann mit der üblichen Heilungsmethode dabei fort. Läßt die Entzündung nach, und die Geschwulst verliert sich, so zieht man das Röhrchen heraus, und heilt die Wunde mit Wundbalsam und Pflaster zu. Man kann auch mit dem kleinen Trokar, ohne vorher einen Schnitt zu machen, sogleich in die Luftröhre, wie oben angeführt worden, stechen, welches schneller geht, nicht so schmerzhaft ist, und das Röhrchen darin stecken lassen, und auf die oben angeführte Weise befestigen. Die Anwendung des Schnitts und Trokars geschieht nur in dem Falle, wenn äußere und innere angewendete Mittel nicht helfen wollen, wie auch solche schon unter Bräune, Th. 6, S. 331 u. f., angeführt worden. Man bedient sich jetzt auch anderer Mittel, als Umschläge ꝛc. in dieser Krankheit.

Auch in der Viehzucht kommt der Trokar vor, und solches bei dem Pansen- oder Flankenstiche bei dem aufgeblähetenRindviehe und bei Pferden. Bei dem Rindviehe entsteht das Aufblähen oder die Trommelsucht durch ein sehr saftreiches,

nahrhaftes Futter, besonders durch Klee, wenn solcher sehr gierig von demselben gefressen wird, und sich dadurch Gasarten entwickeln, die den Magen und den Darmkanal aufblähen und ausdehnen, und wenn den damit befallenen Thieren nicht gleich Hülfe geleistet wird, so unterliegen sie diesem Uebel. Zu der Operation bedient man sich nun eines runden Trokars mit hölzernem Hefte, dessen Röhre sechs bis acht Zoll lang, drei Achtelzoll im Durchmesser hält, und mit mehreren Seitenöffnungen versehen ist, wie Fig. 9262 zeigt. Der Trokar selbst besteht in einer starken eisernen oder stählernen Nadel oder einem Stilette mit einer dreieckigen scharfen Spitze, wie schon oben, S. 584, angeführt worden. Diese Nadel wird nun vermittelst ihres Handgriffes oder Heftes durch die messingene, eiserne oder blecherne Röhre gesteckt, die enge anschließt, und unten eine Scheibe hat, wie oben, S. 584, angeführt worden, damit sie nicht in den Leib dringen kann. Riem führt in seiner Schrift: „Vollständige praktische Anleitung das aufgeblähete Vieh durch untrügliche innerliche und äußerliche Mittel zu retten ꝛc.," den Trokar an, und giebt der Röhre desselben zwölf Seitenöffnungen. Weise, in seiner Schrift: „Gebrauch des Trokars bey dem Aufschwellen des Rindviehes ꝛc." (Leipzig, 1789) giebt ihr sechzehn Seitenöffnungen. Dietrichs, in seinem „Handbuche der Veterinair-Chirurgie" (Berlin, 1841, 5te Aufl.), S. 579, giebt ihr auch mehrere Seitenöffnungen, ohne die Zahl dabei zu bestimmen. Weise sagt in seinem eben angeführten Werkchen, S. 11, hierüber: „Ich ließ nach dem Riem'schen Modelle Trokare verfertigen, aber mit vier bis sechs Löchern mehr, als Herr Riem angegeben, so daß die Riem'schen Trokare zwölf, die meinigen aber sechzehn Löcher haben, — und ich bin fest überzeugt, daß ich auf diese Art etwas zur Verbesserung des Trokars beigetragen habe, und

kann mich auf den Beifall vieler verständiger und erfahrener Hauswirthe berufen. Der Beweis dieser Verbesserung ist nun folgender. Es geschieht sehr leicht, daß sich, wenn der Stich mit dem Trokare angewendet worden, verschiedene Löcher desselben verstopfen; wenn nun alle zwölf Löcher der im Wanste steckenden Trokarröhre verstopft sind, so daß keine Luft mehr heraus kann, so wird die Anwendung des Trokars unnütz, und die gewünschte und gehoffte Hülfe erfolgt nicht, und dieses heilsame Instrument wird verschrien und verworfen. In dem von mir besorgten Trokar bleiben doch noch vier bis sechs Löcher offen, wenn auch zwölf derselben verstopft sind. Es kann sich aber auch zuweilen zutragen, daß alle Löcher des Trokars, so viel ihrer sind, verstopft werden, nämlich wenn der Wind zu heftig und das Vieh zu aufgeschwollen ist, so ziehen sich leicht Blätter von dem noch unverdaueten Klee (bei der Kleefütterung, wo dieses Aufblähen leicht geschieht) vor die Löcher, und es kann kein Wind mehr durch die Röhre. Man muß dann den Trokar wieder in die Röhre stecken, die Röhre etwas umdrehen, damit die Löcher dadurch wieder geöffnet werden, und wenn dieses nicht helfen sollte, so muß die Röhre ganz wieder herausgezogen, die Löcher gereiniget, und sie dann wieder behutsam in die Oeffnung bis an die Scheibe gesteckt werden." — Der eben erwähnte Schriftsteller räth auch an, weil das Vieh, welches vom zu häufigen oder gierigen Kleefressen aufschwellen kann, nicht von einerlei Größe ist, man auch Trokare von verschiedener Größe haben müsse, und deshalb sollte ein jeder Hauswirth, dem die Gesundheit seines Viehes am Herzen liege, drei Trokare haben, einen großen, einen mittlern, und einen kleinen; denn bei einem kleinen Stücke Vieh ist nicht so viel Wind vorhanden, mithin braucht auch die Oeffnung nicht so groß zu seyn. — Die Zeichen des

Aufblähens oder Ausspannens des Bauches, Trommelsucht (Tympanitis) genannt, zeigen sich, nach Dieterichs, bei einem Stücke Rind, z. B. bei einer Kuh, Fig. 9263, bei a, durch die starke Spannung oder Ausdehnung des Bauches, und auch der Hungergruben; klopft man an dieselben oder an andere gespannte Theile des Bauches, so erfolgt ein dumpfer Ton. Hierbei ist der Mastdarm öfters ausgetrieben, öfters steht aber auch nur die Mündung des Mastdarms (der After) etwas hervorgedrängt und offen, wobei das Rind den Schwanz ab- und seitwärts gebogen hält. Die Halsblutadern, so wie die sogenannten Milchvenen, sind stark aufgetrieben und angefüllt; dabei ist das Athemholen sehr beengt, das Vieh zittert, und ist bei Zunahme der Krankheit ängstlich und unruhig; es kann sich nur mit Mühe bewegen, blickt starr um sich, und wird demselben, wenn es sich niederlegt, nicht bald geholfen, so ist der Tod nicht fern. — Bei der Operation setzt man die dreieckige scharfe Spitze des oben angeführten Trokars, der in seiner Röhre steckt, in die Mitte der ausgedehnten linken Hungergrube von oben nach unten, von hinten nach vorn, von der linken zur rechten Seite gerichtet (als wenn man die Spitze unten zur rechten Seite der Brust wieder herausstoßen wollte), an, drückt das Instrument nun schnell und mit voller Kraft an der bezeichneten Stelle, Fig. 9263, a, durch die Bauchwandungen, bis in die Abtheilung des Magens, welche man Pansen nennt, ein (welcher bei den Wiederkäuern bis hierher reicht), und zieht dann das Stilett aus seiner Röhre, welche Letztere man so lange stecken läßt, bis die Luft durch dieselbe ausgeströmt ist. — Man hat auch flache oder zweischneidige Trokare, die sich leichter einstoßen lassen, als die runden, indessen zieht Dieterichs den runden einem flachen vor, weil Ersterer sich nicht so leicht

verstopft, als der flache, und weil auch die Oeffnung, welche mit dem Ersten gemacht wird, sich viel leichter wieder verschließt. Da das Einstoßen nicht so leicht geschieht, so ist es gut, die Trokarspitze vorher mit Oel oder Fett zu bestreichen; man setzt sie dann in der angegebenen Richtung mit der linken Hand an, und führt durch einen starken Schlag mit der rechten auf das Heft des Trokars das Stilett sicher und schnell durch die Bauchwandung bis in den Pansen; dann wird das Stilett oder die Nadel aus der Röhre gezogen, damit die Luft durch dieselbe entweichen kann. Beim Herausziehen der Nadel oder des Stiletts muß man sich wohl vorsehen, daß auch die Röhre nicht zugleich mit herausgezogen wird, welches man dadurch verhindern kann, daß man mit dem Daumen der linken Hand auf die Scheibe an der Röhre drückt, wodurch sie festgehalten wird, wenn man die Nadel auszieht. Damit man von dem Thiere während der Operation nicht geschlagen werde, soll man es gegen einen Block, Hügel, Schwelle ꝛc. stellen, oder wenn es nicht von der Stelle geht, so stellt sich der Operateur zur rechten Seite des zu operirenden Thieres, und verrichtet von jener Seite aus die Operation, jedoch in der angegebenen Art. Man kann auch die Röhre, wenn sie durch Futter oder durch andere Stoffe sich verstopfen sollte, vermittelst einer Sonde, welche der Länge der Röhre angemessen seyn muß, reinigen, indem man diese durch die Röhre auf- und niederführt, wodurch der verstopfende Körper entfernt wird, und die Luft frei ausströmen kann, welches gewöhnlich mit einem Geräusche geschieht. — Es giebt aber auch Fälle beim Rindviehe, wo dasselbe so stark aufgeblähet ist, daß man keine Hungergrube wahrnehmen kann. Um nun hier den Ein-

stichpunkt zu finden, ist es nöthig, sich folgende Regeln zu merken, durch welche man denselben richtig auffinden kann. Sollte das Thier auch noch so stark aufgetrieben seyn, so kann man doch die Rückgratslinie, theils durchs Gefühl, theils durchs Gesicht erkennen; eben so verhält es sich mit der Spitze der Hüfte oder mit dem Kamme des Hüftbeins. Hat man sich nun durchs Gefühl von derselben überzeugt, so denke man sich von da aus eine mit der Rückgratslinie parallel laufende Linie, und stoße den Trokar in dieser Richtung, vier bis fünf Zoll von der Hüfte, und wie es schon oben, S. 589, angegeben worden, ein, so wird man nie fehlen; denn nach der Regel, daß man eine Hand breit hinter den falschen Rippen, eine Hand breit vor dem Kamme des Hüftbeins, und eine Hand breit vor den Spitzen der, im gesunden Zustande fühlbaren, Seitenfortsätze der Lendenwirbelbeine einstoßen solle, kann man sich nicht richten, wenn das Thier stark aufgeblähet ist, weil dann weder die falschen Rippen, noch die Seiten- oder Querfortsätze der Lendenwirbelbeine gefühlt, noch gesehen werden. S. auch den Art. Auflaufen des Rindviehes, Th. 2, S. 745 u. f., und unter Rindviehzucht, Th. 124, S. 716 u. f., nach. — Bei den aufgeblähеten Schafen und Ziegen bedient man sich ebenfalls der Trokare, aber nur von vier bis fünf Zoll Länge und einem Viertelzoll Weite. Man verfährt bei der Operation nach denselben Regeln, wie beim Rindviehe. — Dietrichs empfiehlt sowohl den Thierärzten, als Landwirthen, daß sie sich zu einem Trokare mehrere Röhren machen lassen, damit sie im Falle der Noth mehrere Thiere zugleich operiren können, weil man mit der Operation eines andern Stückes so lange würde warten müssen, bis aus dem Magen des Er-

stern die Luft entfernt ist. — Von einigen Oekonomen wird auch angerathen, sich bei dem Besitze von nur einer Trokarröhre, bei dem Anschwellen von mehreren Stücken Vieh, eines dicken Federkiels oder einer Hohlunderröhre, oder sonst etwas Hohlen zu bedienen. Man stecke also einen von der Fahne abgeschnittenen Federkiel einer Gans, oder ein Hohlunderröhrchen in die mit der Trokarnadel gemachte Oeffnung, lasse sie aber ja nicht hineinfahren, daher es besser ist, wenn das Röhrchen von einer zuverlässigen Person mit der Hand gehalten wird; dann kann man zu dem zweiten, dritten ꝛc. Stücke Vieh eilen, es trokariren, und es auf dieselbe Weise machen. Wenn sich der Federkiel oder das Hohlunderröhrchen verziehen sollte, so nehme man eine glatte Ruthe, welche ohne Drang hineingeht, und fahre damit vorsichtig hin und her. Hat man in der Geschwindigkeit gar nichts bei der Hand, so steche man das Vieh bloß mit dem Trokar, und öffne die Wunde mit einer glatten Ruthe oder einem Stückchen Holze, damit der Wind sich herausbegeben kann. Man hat auch vorgeschlagen, in armen Dörfern einige Trokare auf gemeinschaftliche Kosten anzuschaffen, und solche bei dem Schulzen des Dorfes aufzubewahren, jedoch an einer solchen Stelle, damit sie gleich gefunden werden können; so auch bei jedem Besitzer eines Gutes, damit alle Leute im Hause in Abwesenheit des Gutsherren gleich dazu kommen können, wenn sie gebraucht werden sollen. — Auch bei den Pferden kommen starke Aufblähungen nach dem Genusse saftreicher und stark nährender Nahrungsmittel vor; allein die sich dadurch entwickelnden Gasarten sind bei ihnen in den dicken Gedärmen enthalten, daher hat man bei starken Aufblähungen der Pferde, nach Dieterichs, die Punktion dieser Gedärme öfters unternommen; allein noch nicht die Punktion des Magens; aber auch die Punktion oder der

Stich der dicken Gedärme soll nur höchst selten mit günstigem Erfolge gemacht worden seyn; indessen muß diese Operation doch vorgenommen werden, weil, wenn das Thier sehr stark aufgeblähet ist, und daher zu sterben drohet, nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen ist, indem man vielleicht das Thier noch vom sichern Tode rettet. Man verfährt hierbei auf folgende Weise. Wenn das Pferd liegt, so wird es in der Lage festgehalten, und demselben dergestalt Fesseln angelegt, daß man alle vier Füße zusammenbinden kann. Ist dieses geschehen, so muß man einen Moment der Ruhe des Pferdes abwarten; dann den Trokar nebst der Röhre, mit seiner Spitze in gleicher Linie mit dem Nabel, ungefähr einen Fuß von ihm entfernt, nach der Flankengegend hin, im rechten Winkel ansetzen, und ihn, mittelst eines kräftigen Druckes, durch die Bauchwandungen in den Darm eintreiben; dann ziehe man das Stilett zurück, und lasse die Röhre so lange stecken, bis keine Luft mehr durch dieselbe entweicht. Man trifft hier jedesmal den Grimmdarm; aber es ist ein Uebel, daß die dicken Gedärme der Pferde sehr empfindlich sind; daher bleibt auch die Punktion oder der Stich der Gedärme für die Privatpraxis immer eine gewagte Operation. Man kann auch fünf bis sechs Zoll vom Nabel entfernt, zu dessen Seite, einstoßen; allein dieses ist unsicherer, weil, wenn die dünnen Gedärme mit Luft angefüllt und ausgedehnt worden sind, sie sich zwischen den dicken Gedärmen durchdrängen, und man daher auf einen dünnen Darm stoßen könnte, welcher, wenn er straff und gespannt ist, dem Stiche sehr leicht ausweicht, und dann der Zweck verfehlt ist. — Die äußern Wunden, welche nach einem Einstiche, sowohl beim Rindviehe, als bei Pferden, entstehen, bedürfen wenig Behandlung; man muß nur die Umgebung derselben rein halten, die mit dem

Trokar hineingedrückten Haare aus derselben ziehen, und im Sommer die Umgebung anfangs mit etwas Oel, späterhin mit etwas Theer bestreichen, damit sich die Insekten der Wunde nicht nähern. Dergleichen Wunden heilen gewöhnlich sehr bald, ohne besonderes Hinzuthun. Die Wunde des Pansen selbst pflegt sternförmig zu vernarben. — Bei den Pferden wird der Trokar auch bei der Brustwassersucht angewendet, von erfahrenen Thierärzten jedoch unter die bedenklichen Operationen gezogen. Dieterichs sagt in seinem oben angeführten Werke, S. 575 u. f.: „Der Bruststich ist eine unsichere, in ihren Folgen undankbare Operation. Man macht ihn, um in die Brusthöhle ergossenes Wasser auszuleeren, welches sich darin, als Folge von Entzündungen der Lunge und des Rippenfelles ergossen und angesammelt hat. - Da aber in diesem Falle gewöhnlich noch das eine oder das andere Organ selbst krank ist, und daher ein Mißverhältniß zwischen Sekretion und Resorption stattfindet, so wird nicht allein der Bruststich mehrentheils zur unrechten Zeit gemacht werden, weil das vorhandene Wasser nicht bloß als fremder Körper anzusehen ist, welcher gesunde Körper drückt und ihnen nachtheilig wird, sondern die von dem fremden Körper begrenzten und bedrängten Theile sind ebenfalls krankhaft, und das Mißverhältniß zwischen Resorption und Sekretion wird durch die Entleerung des Wassers allein nicht gehoben, sondern dauert dennoch fort, und die Krankheit der Organe sammt jenem Mißverhältnisse wird nur durch eine unzeitige Entleerung gefördert. — Auch ist dabei zu berücksichtigen, daß durch den Einstich nicht allein der Einstichort, durch das Rippenfell, entzündet und noch mehr gereizt wird, sondern daß, durch den im mindesten unvorsichtigen Gebrauch des Instruments, auch die Lunge selbst verletzt werden kann. — Ich kenne keinen Fall, wo der Bruststich mit

günstigem Erfolge ausgeführt worden wäre, weil bei Thieren, besonders bei Pferden, die Brustwassersucht wohl höchst selten, als solche, rein vorkommt, sondern es ist gewöhnlich eine verkannte oder vernachlässigte Lungen- oder Rippenfellentzündung mit Ausschwitzung eines lockern, fadigen Wesens, und Ergießung von Wasser in die Brusthöhle, welche Krankheit gewöhnlich sehr bald zum Tode führt. Daher könnte der Bruststich nur dann von günstigem Erfolge seyn, wenn der ursprünglichen Krankheit Einhalt gethan ist, und Mittel angewandt werden, welche jenes Mißverhältniß zu heben im Stande sind." — Bei der Operation mit dem Trokar in dieser Krankheit wird das Pferd nicht geworfen, sondern es wird mit der einen Seite gegen eine Wand gestellt, und dann, ohne die äußere Brustvene (Spornader) zu verletzen, quer unterhalb der Vereinigung der Rippen mit ihrem Knorpel, zwischen der achten und neunten Rippe, gleichviel zu welcher Seite, mit einem Trokare, denselben etwas von vorne nach hinten haltend, eingestoßen; das Stilett oder die Nadel zieht man nach geschehenem Einstoße aus der Röhre, und läßt solche in der gemachten Oeffnung so lange zurück, bis das vorhandene Wasser durch dieselbe ausgeflossen ist. Damit aber die Lunge beim Einstoßen des Trokars nicht verletzt werde, so darf der Trokar ungefähr nur zwei Zoll lang seyn, und in Ermangelung eines solchen kann man einen gewöhnlichen Trokar so bewickeln, daß er nicht tiefer, als ungefähr zwei Zoll eingestoßen werden kann. — Der Trokar wird auch noch bei der Harnblase, in der Harnverhaltung, um den Blasenstich zu vollführen, angewendet. Das Pferd wird hierbei nicht geworfen, sondern ihm wird der linke Hinterfuß mit einer Spannleine (Beigurt) etwas nach vorn gespannt, damit es mit demselben während der Operation weder auftreten, noch schlagen kann; auch

kann man zu größerer Sicherheit dem Pferde noch eine Bremse anlegen, weil solche Thiere, trotz des Schmerzes, welchen sie durch die Verhaltung des Harnes haben, doch während des Einstiches zuweilen schlagen. Beim Ruhigstehen des Thieres geht man mit der geölten linken Hand durch den After, fühlt nach der ausgedehnten Blase, die, wenn sie wirklich durch Harn ausgedehnt ist, sehr leicht entdeckt wird. Indem man so in den Mastdarm fühlt, muß man auch den darin enthaltenen Mist wegnehmen, wenn dieser durch vorhergegebene Klystiere noch nicht entfernt seyn sollte. Unter der gehöhlten linken Hand, die auf die gewölbte Blase, nämlich mit den Spitzen der Finger gestellt ist, führe man mit der rechten Hand einen zwölf bis funfzehn Zoll langen, etwas gekrümmten Trokar, nebst der Röhre ein, setze die Spitze desselben mitten auf der Wölbung, so viel es sich thun läßt, dem rechten Winkel am meisten nähernd, an, drücke dann den Trokar mit Kraft durch die untere Wandung des Mastdarms und durch die Blasenwandung in die Blase tief ein, entferne dann das Stilett, und lasse durch die Röhre den Harn ausströmen. Nachdem der Harn durch die Röhre auszufließen aufhört, entferne man auch die Röhre, und die Operation ist als beendiget anzusehen; denn die Heilung ist gänzlich der Natur überlassen, weil hierbei im Allgemeinen nur örtliche Mittel angewendet werden können, welche die Entzündung, die entstehen könnte, vorbeugt, oder sie doch wenigstens herabstimmt. — Bei Stuten, bei denen diese Operation nur selten zu machen ist, kann man den Einstich durch die Scheide eben so machen, wie solches vorher angegeben worden. Wenn man den Einstich nicht durch den After und Mastdarm machen will, so mache man, wenn das Pferd auf die angegebene Art gefesselt worden ist, einen Einschnitt unterhalb zur Seite des Afters bis zur

Sitzbeinfügung, ungefähr anderthalb bis zwei Zoll lang, trenne dann neben der Harnröhre das Zellgewebe bis zum Blasenhalse, theils mit den Fingern, theils mit dem Skalpel, los. Ist man nun bis zum Blasenhalse gekommen, so kann man die durch den Harn ausgedehnte Blase fühlen, durch deren fühlbare Wandung man nun den Trokar auf der angegebenen Weise stößt, und den Harn durch die Röhre ausfließen läßt. Die innere Wunde zieht sich dann sogleich zu, und die äußere bedarf weiter keiner Behandlung, als sie nur rein zu halten; wenn die Krankheitsursache selbst gehoben ist, so entsteht nicht einmal eine Harnfistel, die, wenn sie hier entstehen sollte, wohl schwer zu heilen seyn würde.

Trokariren, die Operation des Stiches mit einem Trokare vornehmen.

Trokiren, troquiren, bei den Kaufleuten, so viel als barattiren, tauschen, Waaren gegen Waaren geben; die Differenzen werden dann gewöhnlich mit baarem Gelde ausgeglichen, weil der Werth der gegenseitig vertauschten Waaren doch nicht derselbe ist, und also hier oder da ein Ueberschuß verbleibt.

Trollblume, Engelblume, Klotzblume, Dotterblume, Trollius Linn., eine Pflanzengattung, welche in die vierte Abtheilung der dreizehnten Klasse (Polyandria Polygynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Ranunkeln gehört, und folgenden Charakter hat: Der Kelch fehlt, die Blumenkrone hat ungefähr eilf bis vierzehn Blätter, und im Grunde einen Nektarkranz, der aus neun, zuweilen auch aus mehrern oder wenigern linienförmigen Blättchen besteht. Viele eyförmige, vielsamige, nach innen aufspringende Kapseln. Die nächste Verwandtschaft haben die Trollblumen mit den Ranunkeln oder dem Hahnenfußgeschlechte. Die bekanntesten Arten davon sind folgende:

1) Die Europäische Trollblume, Engelblume, Dotterblume, Klotzblume, Kugelblume, Alphahnenfuß, Bergranunkel, Knoblenblume; Trollius europaeus, corollis conniventibus, nectariis longitudine staminum, Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 782; Trollius altissimus Crantz austr. p. 134. Fr. Trollus d'Europe; Engl. European Globe Flower. Diese Trollblume, welche in Europa einheimisch ist, hat eine ästige, faserige Wurzel, einen aufrechten, einen Fuß hohen, nach Verschiedenheit des Standortes auch höhern oder niedrigern Stengel. Die Wurzelblätter sind lang gestielt, in fünf Theile getheilt, die Theile dreilappig, eingeschnitten-gezähnt, die Stengelblätter fast ungestielt. Die Blumen sind goldgelb, ziemlich groß und von schönem Ansehen; sie stehen einzeln auf glatten gefurchten Stielen, und die Kronenblätter sind einwärts gebogen, wodurch die Blume eine rundliche, fast kugelförmige Gestalt bekommt. Wegen dieser schönen Gestalt, indem die vielblättrigen, gleichsam gefüllten Blumen sich rosenartig schließen, eignet sie sich auch zur Verschönerung der Gärten, und gedeiht auch in denselben beinahe in jedem Boden, am besten an feuchten, etwas schattigen Stellen. Durch die Kultur erhält man größere Blumen, die gegen das angenehme Grün der glänzenden gelappten Blätter sehr gut abstechen. Man hat diese Trollblume für giftig gehalten, allein dieses soll nicht der Fall seyn; denn das Vieh soll sie fressen, obgleich dieses nicht allgemein behauptet wird. Man findet diese Blume auf Alpen, in Wäldern, und auf feuchten, sumpfigen Wiesen, wo sie vom May bis Juny blüht. Da es eine perennirende Pflanze ist, so läßt sie sich, außer dem Samen, auch durch Zertheilung der Wurzeln vermehren. --- Die Wurzel soll zuweilen statt des schwarzen Nieswurz eingesammelt und verkauft worden seyn. Den

Blätterabsud hat Kalm wider den Scharbock empfohlen.

2) Die Asiatische Trollblume, Trollius asiaticus, corollis patentibus, nectariis longitudine petalorum. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 782. Engl. Asiatic Globe Flower; Fr. Trollus asiatique. Diese Art ist in Sibirien einheimisch, perennirt in unsern Gärten im Freien, und dient zur Verschönerung der Rabatten ꝛc. Die Blumen entwickeln sich im Juny, zuweilen auch früher oder später; sie unterscheiden sich von der vorhergehenden Art größtentheils durch abstehende dunkelgelbe Kronenblätter, und durch rothgelbe oder feuerrothe Nectarblätter, welche länger, als die Staubfäden sind. Auch diese Trollblume wird auf gleiche Weise, wie die vorhergehende behandelt und fortgepflanzt. Sie ist in unseren Gärten noch heimischer, als die Europäische selbst, wahrscheinlich wegen der schönen orangegelben Blumen, die oben offen sind; auch übertreffen die Honigbehältnisse die Staubfäden an Länge.

3) Die Amerikanische Trollblume, Trollius americanus Mühlenb., Trollius laxus Salisb., Trollius pentapetalus Banks. Das Vaterland dieser Trollblume ist Pensylvanien; auch soll sie in Deutschland wachsen, wobei Dietrich ein Fragezeichen gestellt hat. Sie gleicht der Europäischen Trollblume, ist aber in allen Theilen kleiner, hat wie jene eine perennirende, ästige Wurzel, und findet sich in einigen botanischen Gärten Deutschlands, z. B. in dem Berliner. — Noch eine eisenhutblättrige Trollblume, Trollius napellifolius Roep., welche Herr von Röpert in der Flora oder botanischen Zeitung beschreibt, ist noch zu wenig bekannt; auch scheint es dem Zweifel zu unterliegen, ob sie wirklich zur Gattung Trollius gehört. Dietrich verweiset

deshalb auf die erwähnte botanische Zeitung, Nr. 7, vom 21. Februar 1820.

Trollblume (Amerikanische), **Trollius Americanus**, s. oben, S. 599.

— (Asiatische), **Trollius Asiaticus**, s. daselbst, S. 599.

— (eisenhutblättrige), **Trollius napellifolius**, s. daselbst.

— (Europäische), **Trollius europaeus**, s. das., S. 598.

Trolle, eine nur in den niedrigen Sprecharten übliche verächtliche Benennung einer groben, plumpen Weibsperson. Eine faule oder grobe Trolle, von trollen, plump einher traben.

Trollen, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung. Es ist eine Onomatopöie eines rollenden oder trollenden Lautes, und wird daher in allen den Fällen gebraucht, in welchen dieser Laut Statt findet. — 1. Eine Art widerwärtigen Geschreies erheben, in welcher Bedeutung es nur in einigen gemeinen Sprecharten vorkommt, in welchen trölen auch zanken, hadern ist; als ein Neutrum mit haben. Im Griechischen ist θρυλλος, Gemurmel, und θρυλλιζειν, murren. Daher bedeutet im Schwedischen wahrscheinlich trolla, behexen, bezaubern, nach dem mittlern Lateinischen incantare, Franz. enchanter, eigentlich beschreyen, berufen, und Troll, eine Hexe, ingleichen ein Gespenst. — 2. Hin und her wackeln und wanken, eine veraltete Bedeutung, wovon Troll in Bayern für Troddel üblich ist. — 3. Wälzen, einen schweren runden Körper durch Umdrehen fortbewegen, nur in einigen gemeinen Sprecharten. Nieders. trulen, Engl. trowl, Fr. rouler, im Deutschen zuweilen auch rollen. Daher soll das in einigen gemeinen Mundarten übliche troll, groß,

Trollbirn, eine große Birn, ein Trollmaul, ein großes herabhangendes Maul, bedeuten. Ob Troll, der Kamm an den Weintrauben, in einigen Gegenden, in andern Trapp, Grappe, auch hierher gehört, bestimmt Adelung nicht. — 4. Mit kurzen plumpen Schritten einhertraben, eine Onomatopöie dieses Ganges, besonders auf einem hohlen Raume, als ein Neutrum mit seyn. In dieser Bedeutung ist es im gemeinen Leben noch sehr häufig, wo es gemeiniglich im verächtlichen Verstande für gehen gebraucht wird. Er kommt daher getrollt. Er ist fortgetrollt. Ingleichen als ein Reciprokum sich trollen, wo es zunächst eine Figur der vorigen Bedeutung seyn soll, sich gleichsam fortwälzen. Trolle dich! packe dich fort! Sich forttrollen. Beim Hagedorn kommt es zum öftern vor. Er trollte sich mit vielem Pochen (Hag.), er machte sich fort. So, daß sich Wirth und Gast urplötzlich trollen müssen. (derf.) Trolle dich von hinnen, mein Freund, mache, daß du fortkommst. Ach! wenn er sich doch trollen wollte, fortbegeben wollte ꝛc. — Auch die Jäger brauchen trollen für kurz einher traben, und brauchen es sowohl vom Wolfe, als von dem Hirsche. Der Wolf trollt, trabt. Im Englischen ist troll, herumgehen.

Trollhätta, ein Wasserfall in Schweden, in West-Göthaland, welcher durch die Götha-Alf oder Gothische Elbe, 7½ Meile von ihrem Auslaufe in die Nordsee, gebildet wird. Der Wassersturz zwischen zwei Klippen in drei Absätzen ist ungefähr von 300 Ellen aus der Höhe in die Tiefe. Nach Andern beträgt die Höhe der Wasserfälle nur 130 Fuß. Der merkwürdige Kanal (Trollhätta-Kanal), der dabei angelegt worden, ist ¼ Meile lang, 22 Fuß breit, und 9 Fuß tief, und hat an 36,000 Thaler gekostet. Er ist angelegt worden, um die Wasserfälle in der Götha-Elf von We-

nersburg nach Gothenburg zu umgehen. — Bei den Wasserfällen liegt auch das Dorf Trollhätta, von 300 Einwohnern bewohnt, mit Schiffswerften an der Gotha-Elf.

Tromba, s. Trompete.

Tromben, Trompen, Wasserhosen, s. Wasserhose, unter W.

Trombona, die Italienische Benennung der Posaune, s. diese, Th. 115, S. 651 u. f.

Trombone, in Italien, eine Art kleiner leichter Gewehre, welche nach ihrer, sich gegen das Ende erweiternden Oeffnung Tromboni (Posaunen) genannt werden. Der König von Sardinien hat den Gebrauch derselben verboten und alle, die im Lande waren, aufgekauft.

Trommel, in der Sprachkunst, ein Werkzeug, auf welchem derjenige dumpfige und zitternde Laut hervorgebracht werden kann, welcher die Interjection trom ausdrückt, deren es dann verschiedene giebt. Die Maultrommel oder das Brummeisen, ein kleines eisernes Instrument, dessen elastische Zunge, durch Haltung des Instruments zwischen den Zähnen, und Anschlagen der Zunge mit dem Finger diesen Laut hervorbringt. S. Maultrommel, Th. 85, S. 663 u. f. — So führt die Pauke in einigen Gegenden den Namen Kesseltrommel, weil sie einem Kessel gleicht; s. unter Pauke, Th. 108, S. 169. — In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist die Trommel ein kriegerisches Instrument, welches aus einem hohlen Cylinder besteht, dessen offene Enden mit einem scharf gespannten Pergament überzogen werden, worauf man mit Klöppeln oder Trommelstöcken schlägt, da es dann einen starken, dabei aber dumpfen und zitternden Ton von sich giebt. Die Trommel schlagen oder rühren. Der Trommel oder dem Kalbsfelle folgen müssen, Soldat werden

müssen. Sprichwort: Er bleibt bei seinen Worten, wie der Hase bei der Trommel, welches von einem Menschen gilt, welcher bei der geringsten Veranlassung von seinen Worten und Versicherungen abweicht. — In der Anatomie ist die Trommel eine Höhle des Ohrs, welche mit einem dünnen trocknen Häutchen überzogen ist, und vermittelst des dazu gehörigen Hammers die Empfindung des Gehörs verursacht. S. unter Ohr, Th. 101. — In weiterer und theils figürlicher Bedeutung werden verschiedene hohle cylinderförmige Behältnisse Trommeln genannt, besonders wenn sie in der Handthierung einen ähnlichen Laut von sich geben. So heißt im nördlichen Deutschland eine jede große blecherne Büchse eine Trommel. Eine cylinderförmige Büchse von Blech, grün angestrichen und lackirt, mit einer Klappe, welche beim Botanisiren oder Kräutersuchen, zum Einlegen der Kräuter gebraucht wird, heißt eine Kräuter- oder Botanisirtrommel. Auch führt diesen Namen diejenige blecherne Röhre, welche das Wasser von den Dächern ableitet. In den Küchen ist die Trommel ein blechernes Gehäuse um den Braten, die Hitze zusammen zu halten. — Ein blecherner hohler Cylinder mit einem Schieber zum Oeffnen und Verschließen, den Kaffee darin zu brennen, wird die Kaffeetrommel (s. diesen Artikel, Th. 32, S. 160), von Einigen auch die Kaffeepauke genannt. — Bei den Uhrmachern ist die Trommel ein kleiner horizontaler Cylinder, über welchen die Gewichtschnur auf- und niedergeht. Bei der Taschenuhr ist die Trommel eine cylindrische Büchse, in welcher sich die Uhrfeder, als in einem Gehäuse, befindet, und um die Trommel von außen windet sich die Kette; s. unter Taschenuhr, Th. 180, S. 375, und den Artikel Uhr, unter U. — Bei den Siebmachern ist es der hölzerne Reif oder Rand, der das Sieb einschließt, und

auch der Lauf genannt wird. S. unter Sieb und Siebmacherkunst, Th. 153. Nach einer noch weitern Figur führt bei den Jägern sowohl der Garnsack, worin die Stahre des Nachts mit einem Lichte auf den Teichen gefangen werden, als auch derjenige leinene Sack, mit einem Reifen auf dem Boden, damit er ausgespannt bleibt, und worein die Jäger die gefangenen Hühner setzen, und sie nach Hause tragen, den Namen Trommel. Nach Adelungs Anmerkung zu Trommel in seinem großen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart, klingt dieses Wort in den gemeinen Mundarten Trummel. Die Endsylbe ist kein Zeichen einer Verkleinerung, wie Viele glauben, sondern das Suffixum, welches ein Werkzeug, ein Subjekt bezeichnet. Die Trommel bedeutet ein Ding, welches den Laut trom oder trum hervorbringt. Andere Mundarten und Sprachen haben andere Suffixa oder lassen sie gar weg, wie das Oberdeutsche Tromme, Trumme, das Niedersächsische Trumme, das Schwedische Trumma, welches Trommel und Trompete bedeutet, das Englische Drum. Da dieses Instrument von jeher von verschiedener Gestalt und Einrichtung gewesen ist, so hat auch der Laut, den es hervorbringt, seine Abänderungen erfahren, und daher hat es auch verschiedene andere Namen erhalten, welche aber alle den starken, dumpfigen und zitternden Laut ausdrücken. Dahin gehört das alte Oberdeutsche Tamber. Mich froewet niht der Tamber noch diu Gige, Schenk Ulrich von Winterstetten, wovon das Französische Tambour, und das Italienische Tamburro abstammen; das Griechische und Lateinische Tympanum kommt damit genau überein, s. Tambur. Bei dem Horneck heißt die Trommel Sumpper, und noch in einigen Oberdeutschen Gegenden Sumber, im Niedersächsischen aber Bunge. Da die Trompete einen ähn-

lichen Laut von sich giebt, so hat sie auch einen ähnlichen Namen bekommen. Figürlich hat hernach dieses Wort dazu dienen müssen, in vielen Fällen den Begriff des hohlen Raumes, der Kürze und Dicke ꝛc. auszudrücken, weil solche Körper in der Behandlung einen ähnlichen dumpfigen Laut von sich geben. S. Trumm.

Die Trommel, Trummel, Heerpauke, Tympanum, Fr. Tambour, Engl. Drum, ist wahrscheinlich das älteste musikalische Werkzeug, besonders für den Krieg, welches die Spanier bei der Entdeckung von Amerika sogar bei den dasigen Wilden antrafen, wenn auch nicht von gleicher Einrichtung, wie unsere Europäische Trommel, doch derselben ähnlich. Auch bei den ältesten Völkern kommen ähnliche Instrumente vor. So bei den Hebräern die Handtrommel oder Handpauke, die schon unter Musik (Instrumental-), Th. 98, S. 597, und unter Tambourin, Th. 179, S. 592 u. f., beschrieben worden, und die auch noch jetzt unter dem Namen Tambourin vorkommt, und bei dem genannten Volke von Frauenzimmern geschlagen wurde, wie es auch noch jetzt zum Theil zur Begleitung der Drehorgel geschieht. Auch die Griechen und Römer gebrauchten wahrscheinlich diese Handtrommel beim Bacchusdienste, auch bei dem Dienste der Cybele. Bei den Morgenländern ist dieses Instrument auch geblieben (s. Th. 98, S. 604). Bei den Türken und Persern kommen auch die großen Trommeln vor; es sind diejenigen, welche zur Feldmusik der Türken, der sogenannten Janitscharenmusik, gehören, die auch bei den Europäischen Kriegern eingeführt worden, und von ungewöhnlicher Größe sind. Mit einem dazu gehörigen Trommelstocke, dessen rundgedreheter Knopf mit Leder überzogen ist, welches ausgefüttert worden, wird das nach oben gehaltene Trommelfell geschlagen, von un-

ten geschieht es mit einer Ruthe oder Gerthe. Die kleineren Trommeln werden nach Art der Pauken, oder wie unsere Trommeln beim Militair geschlagen. Die Trommeln sind daher aus dem Morgenlande zu uns gekommen, und haben überall beim Militair, sowohl als eine Art Musik, in Begleitung der Querpfeife, als auch zum Signalgeben, ihre Stelle gefunden. Die Verfertigung der Trommeln geschieht in den Trommelfabriken oder von eigenen Trommelmachern, auch von Blaseinstrumentenmachern. Eine Trommel besteht aus einem messingenen Cylinder oder aus einem walzenförmigen hohlen Körper, der an beiden Enden offen ist, und worüber zu beiden Seiten ein Kalbfell gespannt wird, welches mit hölzernen Reifen und mit Leinen angezogen und befestiget wird. Die Reifen, woran nämlich das Fell befestiget ist, haben Löcher, und durch diese Löcher werden die Leinen, nach einem Zickzack oder kreuzweise, von einem Reifen zum andern gezogen, und folglich beide Reifen mit ihren Fellen angezogen und gespannt. Vermittelst eines an dem Bleche der Trommel angebrachten Stellschlüssels, der aus einer Schraube mit einem Bügel besteht, und vermöge der Trommelschleifen, können die Leinen angezogen und gespannt werden, wodurch das Fell gleichsam gestimmt wird. Diese Schleifen sind schmale, aber starke lederne Riemen, die um zwei Endleinen des Zickzacks geschleift und zusammengesteckt werden. Wenn nun die Schleife von dem zugespitzten Ende der beiden zusammenstoßenden Leinen herunter nach der breiten Seite gezogen wird, so werden die Leinen straffer, und daher auch das Fell besser gespannt; und umgekehrt werden sie schlaffer, wenn die Schleifen auf den Leinen nach den spizzen Faden gezogen werden, und das Fell wird auch dadurch weniger gespannt. Wenn die Trommel nicht gebraucht wird, so sind die Schleifen zurückgezogen,

und wenn sie geschlagen werden soll, werden die Lei=nen angezogen. — Die beiden Trommelstöcke, wo=mit die Trommel geschlagen oder gerührt wird, sind von Holz, schwarz lackirt, und an dem Ende, wo sie angefaßt werden, mit Messing beschlagen. Zu jeder Trommel gehört ein Kniefell, welches über die Hüfte um den Leib, um die linke Lende und das linke Knie gebunden wird. Die Trommel wird über die rechte Schulter und über das Säbelgehenk an dem Haken des Trommelbandeliers getragen, dergestalt, daß Er=steres davon bedeckt wird. Man hatte ehemals, das heißt, noch zu Anfange dieses Jahrhunderts, bei den Truppen in Deutschland und auch in anderen Staa=ten, sehr große Trommeln, welche den Trommlern bis auf die Schienbeine hinabreichten, und daher im Tra=gen und Schlagen sehr beschwerlich waren. Bei den Französischen Truppen hatte man in neuerer Zeit klei=nere Trommeln eingeführt, die kaum bis an das Knie reichen, und weit bequemer zum Tragen und Schla=gen sind, und diese Trommeln hat man jetzt auch bei den Preußischen und anderen Truppen eingeführt. Wenn diese Trommeln auch nicht so stark beim Schla=gen derselben rasseln, so ist ihr Ton doch stark und angenehm. — Die Trommel gehört, als ein musika=lisches Feldinstrument, der Infanterie an, und ehemals hatten auch die Dragoner und die Fußartillerie Trom=meln. Bei den Ersteren sind sie längst abgekom=men, weil dieser Truppentheil nicht mehr zu Fuße ge=braucht wird, sondern nur als Reiterey; bei der Ar=tillerie ist solches in der Preußischen Armee erst seit ein Paar Jahren geschehen, indem dafür Hornisten einge=führt worden. — Die Trommel dient hauptsächlich den Soldaten zum Marschiren, damit sie Takt halten lernen, nicht aus dem Schritte kommen, daher werden Märsche, beliebte Tanzstücke, Nationallieder ꝛc., nach welchen sich gut marschiren läßt, darauf eingeübt und

geschlagen, und da die Querpfeife zum Trommelschlage geblasen wird, so marschirt der Soldat auch nach der Trommel mit Lust, weil sie ihn munter und im Takte hält. Dann müssen die Trommler Generalmarsch, Fahnenmarsch, Parademarsch, Appell, Wacht, Feuerlärm, Reveille, Retraite oder Zapfenstreich, und auch die Märsche fremder Völker zu schlagen verstehen. — Die Trommeln sollen bei den Preußischen Truppen zehn Jahr halten, und der Etatspreis beträgt 10 Thlr. 5 Sgr. Die Reparaturen derselben werden aus dem Gewehrgelderfond bestritten; Felle, Leinen, Saiten, Kniefelle und Stöcke werden aus den Kompagnie-Unkosten beschafft. Die Trommelfelle werden niemals angestrichen, weil sie dadurch leiden. Das Messing an der Trommel wird aber, wie der Beschlag an den Trommelstöcken, mit Tripel oder Englischer Erde, Branntwein und einem wollenen Lappen geputzt. — Bei jedem Infanterie-Regiment ist ein Regimentstrommelschläger oder Tambour Major, und jedes Bataillon des Regiments hat seinen Bataillonstrommler. Der Regimentstrommler steht bei der Leibkompagnie des Regiments, und hat den Rang des ältesten Unterofficiers, also des Feldwebels oder Sergent Major. Bei der Französischen Armee, unter Napoleon, zeichnete sich der Tambour Major jedes Infanterie-Regiments ganz besonders durch seine Montur und seine Größe aus. Er trug einen mit bunten Federn besteckten Helm oder Czakot; die Montur war mit Tressen reich besetzt, die Epauletts mit silbernen, auch goldenen Franzen stark verziert; kurz er zeichnete sich als der Anführer der Trommler des Regiments vorzüglich aus, und rückte auch zum Officier hinauf; denn er war eben so wahlfähig, wie die übrigen Combattanten oder Kämpfenden, die sich ausgezeichnet hatten, und auch nach seiner Dienststellung. Mit dem Signalstocke, der mit einem

vergoldeten Knopfe und mit goldenen Troddeln verziert ist, machte der Tambour major bei den Franzosen, außer den Zeichen zur Veränderung der Märsche, zum Generalmarsch-, Lärm- ꝛc. Schlagen, auch noch das Kunststück, ihn in die Höhe zu werfen, und im Marschiren wieder aufzufangen. Auch die gracieuse Haltung seiner Person, mit dem linken Arme in die Seite gestützt, wobei er mit der rechten Hand den Stock auf und nieder bewegte, besonders bei Paraden, im Vorbeimarschiren, gehörte zu den Eigenschaften dieses graduirten Trommlers. Auch bei den Preußischen und anderen Deutschen Truppen wurde dieses von den Regiments- und Bataillons-Trommelschlägern in der ersten Zeit nach dem Befreiungskampfe, 1813 bis 1815, nachgeahmt, welches sich aber nachher immer mehr verlor, und jetzt ist das in die Höhewerfen des Stockes und mehrere andere Verzierungen und Stellungen mit demselben, und die zierliche Körperhaltung so ziemlich verschwunden, und nur noch die nothwendigen Zeichen übrig geblieben, so wie die Auszeichnung in der Montur und Körpergröße; auch auf die Letztere wird nicht mehr so gesehen, besonders bei dem Bataillonstrommelschläger, mehr auf seine Brauchbarkeit als Lehrer der Trommler, also auf eine gewisse Virtuosität im Trommeln und Horn- und Querpfeifeblasen. Indessen ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß sich zu einem Regimentstrommelschläger, der den Zug vor einem Regimente mit seinen Trommlern eröffnet, eine große und schöne Gestalt gut schickt, eben so eine gracieuse Haltung des Körpers und Bewegung mit den Armen, und daher auch eine reich verzierte Montur und Kopfbedeckung, die den Körper noch mehr heben oder auszeichnen. Und wenn hierin die Franzosen unter Napoleon vielleicht zu weit gingen, indem sie den Tambour major mit

Schmuck überladeten, so beweisen wir hier diejenige Einschränkung, die der Würde des Kriegerstandes angemessen ist. — Wenn ein Bataillon in Waffen ist, so stehen die Trommler auf den Flügeln, und wenn es defilirt, so marschiren sie theils vor, theils zwischen den Divisionen und theils hinten. Der Trommler wird oft mit schriftlichen Aufträgen an den Kommandanten einer feindlichen Festung geschickt; er muß dann auf vier- bis fünfhundert Schritte vor der Festung halten, die Trommel schlagen, ein weißes Schnupftuch in die Hand nehmen und über den Kopf schwingen, es dann an den Czakot oder die Pickelhaube binden, und nun so lange warten, bis er von einigen dazu kommandirten Soldaten abgeholt wird. Diese verbinden ihm die Augen, führen ihn in die Festung bis in die Wohnung des Kommandanten, wo ihm die Binde gelöset wird. Nach der Abfertigung wird er wieder mit verbundenen Augen aus der Festung geführt, an die vorige Stelle gebracht, und entlassen. Man vergleiche mit diesem Artikel auch den Art. Tambour, Th. 179, S. 587 u. f., wo auch von der Trommel Erwähnung geschehen.

Trommel, in der Anatomie, die Ohrtrommel oder die mit einem gespannten Felle (Trommelfelle) bedeckte Höhle im Ohre; s. oben, S. 603.

—, eine Blechbüchse, s. daselbst.

— (Botanisir-), Kräutertrommel, s. daselbst.

— (Chaisen-), Wagentrommel, s. Th. 57, S. 377.

—, eine Dachröhre, s. oben, S. 603.

— (Hand-), Tambourin, s. daselbst, S. 605.

—, beim Jäger, s. das., S. 604.

—, zur Janitscharenmusik, eine große und eine kleinere Trommel, deren Cylinder aus Holz besteht,

und einen rothen, blauen ꝛc. Anstrich hat. Sie dienen beide zur Begleitung der übrigen Holz= und Blechinstrumente dieser Musik. S. oben, unter Trommel, S. 605.

Trommel (Kaffee=), s. daselbst, S. 603.

— (Kessel=), s. das., S. 602.

— (Kinder=), kleine Trommeln, deren Cylinder größtentheils aus Span (Holzspan) besteht, dessen beide Oeffnungen mit Pergament oder Kalbfell überzogen worden, wie oben bei den Kriegs= oder Soldatentrommeln, S. 606, beschrieben steht. Die Cylinder haben einen gelben, blauen oder rothen Anstrich, der mit farbigen Schnörkeln, die dazu passen, verziert ist. Die Trommelstöcke sind von Holz. Diese kleinen Kindertrommeln, die zum Spielzeuge dienen, und gewöhnlich mit anderen Spielsachen am Weihnachts= oder Christabende den Kindern beschcert werden, sind Nachbildungen der Soldatentrommeln, und daher hat man sie auch von Messing. Man verfertiget sie in den Pergamentfabriken, und findet sie zum Verkaufe auch bei den Spielzeughändlern in den großen Städten. Man hat sie im Preise bis zu 4 Gr. herab.

— (Kräuter=), s. Trommel (Botanisir=).

— (Kriegs=), s. Trommel (Soldaten=).

—, in der Küche, zur Umstellung des Bratens, s. oben, S. 603.

—, in der Landwirthschaft, eine Art Maschine, welche die Gestalt einer Trommel hat, und mit zwei bis drei Gittern von Draht versehen ist. Der Draht liegt wie die Saiten eines Klaviers neben einander, und zwar so dicht, daß das gute Korn beim Umschütten darauf liegen bleibt, die übrigen Körner aber durch die andern Gitter herunterfallen, je nach der Weite, die man den Gitterstäben oder

Drahtstäben von einander giebt. Diese Trommel kann unten mit einem ledernen Boden versehen werden, um gewisse Körner zu sammeln, die sich unter dem Getreide befinden, und auch noch zu gewissen Bereitungsarten nützlich seyn können; denn warum will man die Samen mancher Pflanzen, die sich unter dem Getreide befinden, und als Unkraut betrachtet werden, wegwerfen, da sie doch noch in der Arzneykunst oder in den Gewerben ꝛc. von Nutzen seyn können?

Trommel (magische), Zauber- oder Wahrsagertrommeln der Lappländer, s. Th. 64, S. 803 u. f.

— (Maul-), Brummeisen, s. oben, S. 602.

—, in den Messingwerken, ein cylinderförmiges Werkzeug oder Gerüste mit einem Haarsiebe umspannt, wodurch bei stetem Umdrehen der nach und nach hineingezogene Galmey zum Messingmachen gebeutelt wird.

—, im Mühlenbaue, s. unter Walze und Walzenrad, in W.

— (musikalische), die Trommeln, welche bei den Truppen oder im Kriegsheere und zur Janitscharenmusik als tönende Instrumente gebraucht werden, zum Unterschiede derjenigen Werkzeuge in den Gewerben, welche auch diesen Namen wegen der walzen- oder cylinderförmigen Gestalt führen, also Aehnlichkeit mit den Trommeln haben.

— (Ohr-), s. oben, S. 603.

—, beim Sattler, die Wagen- oder Chaisentrommel.

—, in den Seidenmanufakturen, s. unter Seidenwirkerey, Th. 152, S. 469 u. f.

—, beim Siebmacher, s. oben, S. 603 u. f.

—, beim Soldaten, die Kriegstrommel, s. daselbst, S. 602 und 605 u. f.

Trommel, in der Sprachkunst, s. oben, S. 602.

—, beim Uhrmacher, s. daselbst, S. 603.

—, beim Wachslichtzieher, eine Art Winde, welche die Gestalt einer Trommel oder einer hölzernen Walze und an beiden Enden einen Rand hat. Sie liegt auf einem Bocke oder Gestelle, und wird an der daran angebrachten Kurbel umgedrehet. S. auch unter Licht, Th. 78, S. 217 u. f. Eine solche Trommel ist 4 Fuß lang und ungefähr 1½ Fuß dick. Man braucht sie nicht bloß zum Aufwinden des Dochtes, sondern auch beim Aufwinden des Wachsstockes selbst, wo dann zwei dergleichen Trommeln zu beiden Seiten des Werktisches gestellt werden, da der Docht von der einen Trommel, wenn er durch das Wachs gezogen und in Wachsstock verwandelt worden, auf die andere Trommel gewunden wird. Man sehe übrigens die oben angeführte Stelle, Th. 78, nach.

— (Wagen-), s. Trommel (Chaisen-).

— (Wahrsager-), s. Trommel (magische).

— (Zauber-), s. daselbst.

—, in der Zwirnmühle, eine runde starke Walze in den Zeugmanufakturen, die eine eiserne Spille durchbohrt, wodurch die Maschine der Zwirnmühle statt einer Welle in Bewegung gesetzt wird.

Trommelblech, in den Messingwerken, Messingtafeln, woraus die Trommeln verfertiget werden. Diese Bleche sind von verschiedener Dicke, nach der Größe der Trommeln, obgleich sie jetzt bei allen Truppentheilen, welche Trommler haben, so ziemlich von einer Größe gemacht werden. Ehemals waren die Trommeln für die Feldinfanterie-Regimenter stärker, als für die Dragoner, und diese wieder dicker, als für die Garnison-Regimenter, weil diese drei Arten in der Größe verschieden waren. Jetzt hat in der Preußischen Armee nur noch die In-

fanterie Trommeln, und hier die Garde-, Feld- und Landwehr-Regimenter von gleicher Größe. Die Bleche zu den Trommeln werden gut planirt und polirt, rund gebogen, dann zusammengelöthet und das Wappen des Landesherren oder Kriegswaffen darauf getrieben, welches aber nicht bei allen Armeen der Fall ist. Bei der Preußischen Armee waren die Trommelbleche ehemals glatt; jetzt haben sie ein Schild mit dem Namenszuge des Königs.

Trommelfell, Trommelfelle, bei den Pergamentmachern, diejenigen Felle von den Eseln oder den Kälbern, welche über die beiden Oeffnungen der Trommel gezogen oder gespannt werden. Die Felle werden zu diesem Behufe mit Kalk abgehaart, auch mit Asche; hierauf werden sie auf dem Schabebaume gegerbt, und um sie geschmeidig zu machen, steckt man sie in ein Faß mit Wasser und Asche, bis die Asche zu einer Art Brey geworden. Hierin bleiben sie nun einige Tage liegen, bis sie abhären. Das grobe Fleisch wird mit dem Fleischmesser abgenommen. Dann werden sie mit Wasser begossen, in die Sonne gelegt, getrocknet, über einen Rahmen gespannt, wodurch das Fell stärker, durchsichtig und schallend werden soll. Im Rahmen wird es auf beiden Seiten trocken geschabt, jedoch mit Vorsicht, daß es nicht zu dünn wird, weil Trommelfelle stark genutzt werden. Ein Mehreres hierüber siehe auch den Art. Pergament, Th. 108, S. 484 u. f., und die Zubereitung der Kalbfelle dazu, S. 453 u. f. — Trommelfell, in der Anatomie, s. Trommelhäutchen.

Trommelfellerschlaffer, zwei Ohrmuskeln: der größere Erschlaffer des Trommel- oder Paukenfells, Laxator tympani major, und der kleine Erschlaffer des Trommel- oder Paukenfells, Laxator tympani minor. Der Erstere kommt vom Dornfortsatze des Keilbeins mit einem länglichen

Bauche, und läuft mit seiner langen Sehne durch die Spalte zwischen der Gelenkhöhle und dem Gehörgange, und setzt sich an den langen Fortsatz des Hammers. Seine Wirkung ist: den Hammer vorwärts gegen den Gehörgang zu ziehen, und dadurch das Trommelfell zu erschlaffen. Der Letztere kommt vom obern und hintern Rande des Gehörganges, an welchem das Trommelfell sitzt, wird allmählig schmäler, und setzt sich in- und vorwärts absteigend an den Griff des Hammers, nicht fern von seinem kurzen Fortsatze; er ist der kleinste Muskel des Hammers; er steigt auch mit seiner Sehne im Trommelfelle parallel hinter dem Griffe des Hammers herunter, und setzt sich unfern von seiner Spitze an den Hammer fest, welches jedoch eine Abweichung ist. Seine Wirkung ist: indem er den Griff des Hammers vorwärts hinaufzieht, erschlafft er das Trommelfell.

Trommelfellspanner, Tensor tympani, ein Ohrmuskel, der sehnig von dem obern Theile des Knorpels der Ohrtrompete dicht am Kielbeine, oder auch vom Kielbeine selbst kommt, und in einem halb knöchernen, halb bandartigen Kanal der Pyramide liegt; er ist spindelförmig, und setzt sich mit seiner aus diesem Kanale tretenden Sehne, die nun, wie über eine Rolle geleitet, eine andere Richtung nimmt, an die gegen die Trommelhöhle gerichtete Fläche des Hammers unter dessen spitzerem Fortsatze. Die Wirkung ist: daß dieser Muskel mittelst des Hammers das Trommelfell in die Trommelhöhle zieht, und es dadurch so sehr spannt, daß es sich von außen her vertieft. Wahrscheinlich drückt er zugleich mittelst des Amboßes den Steigbügel von vorn her in den Vorhof des Labyrinths.

Trommelhäutchen, Trommelfell, in der Anatomie, das dünne, trockene Häutchen, welches die Trommelhöhle des Ohrs bedeckt. S. Trommel, in der Anatomie, oben, S. 610.

Trommelhöhle, diejenige Höhle im Ohre, welche von dem Trommelfelle bedeckt wird, und die Ohrtrommel bildet; s. unter Ohr, Th. 104, S. 767.

Trommelleinen, beim Seiler, mittelmäßig dicke und stark gedrehete Leinen, womit die Trommelfelle an den Trommeln ausgespannt, und die Reifen derselben befestiget werden.

Trommeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, denjenigen starken und zitternden Laut hervorbringen, welchen die Sylbe trom bezeichnet. Auf den Tisch trommeln, wenn man mit beiden Fäusten schnell hinter einander auf den Tisch schlägt, oder auch solches mit den Fingerspitzen der beiden Hände thut; auch wenn man diese schnell abwechselnden Schläge auf andere Körper macht, so nennt man solches gleichfalls trommeln, wenn gleich kein dumpfer zitternder Schall hervorgebracht wird, sondern nur der Ton eines Marsches oder sonst eines Trommelstücks nachgeahmt wird. So trommelt der Hase, wenn er auf den Hinterläufen sitzend, die Vorderläufe auf und nieder bewegt. Im eigentlichen Verstande trommelt eine Art Tauben, wenn sie mit der Kehle einen trommelnden Laut hervorbringen; s. Trommeltaube. — Im engsten Verstande ist trommeln, das unter dem Namen der Trommel bekannte musikalische Werkzeug schlagen, welches mit zweien Stöcken, Trommelstöcken, geschieht. Es wird getrommelt. Man gebraucht es hier als ein thätiges Zeitwort. Feuerlärm trommeln, wofür das Zeitwort schlagen üblicher ist. Den Zapfenstreich, Appell, Generalmarsch, Fahnenmarsch, Feuerlärm ꝛc. schlagen. Dagegen sagt man wieder: Etwas austrommeln, vermittelst des Trommelschlages bekannt machen. Wenn z. B. bei einigen Truppen die Strafe, welche

über Deserteurs von den Regimentern verhängt worden, öffentlich auf den Hauptplätzen und an den Hauptstraßen-Ecken abgelesen wird, so geschieht vorher die Zusammenberufung des Publikums durch den Trommelschlag, welches man austrommeln nennt. Es gehen nämlich mit dem Verkündiger der Strafe zu den genannten Orten, außer dem dazu beorderten Militaire, noch ein Paar Trommelschläger mit, welche an jedem Orte, wo das Urtheil bekannt gemacht wird, vorher die Trommel rühren. — Auf Universitäten kommt auch hier und da noch das Austrommeln vor, welches die alten Burschen thun, wenn sie den angekommenen Füchsen, nach ihrer Ankunft, und wenn sie das erste Mal ins Kollegium gehen, eine Musik mit den Stöcken bringen, indem sie solche zum Verdruß dieser noch schüchternen Burschen taktmäßig auf die Erde stoßen. — Auch Schauspieler werden zuweilen vom Publikum ausgetrommelt; so auch Stücke, die nicht den Beifall des Publikums erhalten; indem dasselbe mit den Füßen und Stöcken so lange auf die Erde stößt, bis der Vorhang fällt. Nach Adelung in den gemeinen Sprecharten trummeln. Es soll das Intensivum oder Iterativum des im Hochdeutschen veralteten trommen oder trummen seyn, das noch in den gemeinen Mundarten üblich ist. S. Trommel. Dieses Zeitwort und der Schall, welchen es bezeichnet, sind mit rummeln und rumpeln sehr nahe verwandt. Das vorgesetzte t drückt die Intension des r oder des zitternden Lautes aus.

Trommelschlag, 1) ein Schlag auf die Trommel, welcher mit dem Trommelstocke geschieht; 2) Collective und ohne Mehrzahl das Rühren oder Schlagen der Trommel. Nach dem Trommelschlage, nachdem die Trommel gerührt worden. Etwas bei öffentlichem Trommelschlage bekannt

machen. Siehe Trommeln und Trommelschläger.

Trommelschlägel, Trommelstäbe, Trommelstöcke, diejenigen Schlägel oder Stäbe, womit die Kriegestrommel, Soldatentrommel geschlagen wird, so auch jede ander Trommel, als musikalisches Instrument, wenn sie auch nicht von den Trommelschlägern bei den Truppen gebraucht wird. Die Trommelstöcke werden von den Drechslern abgedrehet, und theils schwarz gebeizt und polirt, theils auch von der Natur des Holzes gelassen. Sie haben vorn, nach der Spitze zu, einen ovalen Knopf, in der Gestalt einer Eichel, womit die Trommel geschlagen wird. Die Trommelschlägel der Trommler bei den Truppen sind am Griffe mit Messing beschlagen. Siehe auch oben, unter Trommel, S. 607.

Trommelschläger, Trommler, Fellraßler, Tambour, Fr. Tambour, derjenige, welcher die Soldatentrommel zu schlagen versteht, Feldsignale, Märsche (General-, Fahnen-, Parade- ꝛc. Marsch) beliebte Tänze, Arien, Feuerlärm, Reveille und Retraite ꝛc. ꝛc., sowohl nach den, als ohne Noten darauf schlägt, und diese Kunst auch Andere lehrt. Eine besondere Kunst des Trommlers besteht darin, einen guten Wirbel zu schlagen, der rein und langaushaltend geschlagen wird, und dabei angenehm tönt, wie bei einem Triller im Gesange die Stimme sich wendet und den Ton schnell wechselnd lange anhält. S. auch oben, unter Trommel. Die Garde- und die Linien-Infanterie, die Landwehr, die Stadtsoldaten, die Schützengilde ꝛc. haben ihre Trommelschläger. Bei den Regimentern der Kriegsheere hat jedes Bataillon, außer der bestimmten Anzahl Trommler, auch noch einen Bataillonstrommelschläger, welcher die angehenden Trommler das Schla-

gen lehrt und sie auch einübt, bei neuen Märschen, Tänzen ꝛc. Der Regimentstambour steht an der Spitze sämmtlicher Trommler und hat den Rang des ältesten Unterofficiers; siehe auch oben, unter Trommel, S. 608, u. f.

Trommelschraube, einige Conchylien, welche unter diesem Namen in einigen Werken der Conchylienkunde, besonders in Schröters Einleitung in die Conchylienkenntniß, nach Linnè, vorkommen. Eine dieser Conchylien ist unter Murex, Th. 98, S. 130, schon angeführt worden. Angeführt werden von Schröter noch von der Familie Murex: 1) Die braune Trommelschraube, Buccinum fuscum, Lister, wegen ihrer Farbe so genannt. Die ersten Windungen haben eine starke erhabene Leiste, die folgenden kleine Dornen in ordentlichen Reihen. — 2) Die Afrikanische Trommelschraube, Buccinum fasciatum, List., mit durchgängigen Querstreifen und auf jeder Windung eine Reihe scharfer Knoten. Sie gehört zu den Flußconchylien. — 3) Die Afrikanische dunkelbraune Trommelschraube, Buccinum fuscum striatum et muricatum, List., mit starken knotigen Rändern in der Mitte der Gewinde, und einer weiten Mündung. Sie kommt in den Afrikanischen Flüssen vor. — 4) Die knotige braune Trommelschraube, die knotige chinesische Pyramide, Buccinum fuscum nodosis striis distinctum, List., diese braune Trommelschraube hat eine weit ausgebogene Mündung. Sie soll zu den Flußconchylien gehören. — 5) Die braune, an den ersten Gewinden gezackte, an den folgenden knotige oder gekörnte, Trommelschraube, Buccinum Fuscum, primis orbibus muricatum, caeterum striis nodosis exasperatum, List. Die Rundung tritt stark hervor und ist am Rande scharf ausgeschweift. Sie wird zu den Flußconchylien gezählt. — Auch in der Fami-

lie: Mondschnecke, Turbo, kommen einige Trommelschrauben vor; s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 430, 431, 432, 434.

Trommelstab, Trommelstäbe, siehe Trommelschlägel.

Trommelstock, Trommelstöcke, (s. Trommelschlägel.) Auch eine Conchylie führt den Namen Trommelstock, s. Mondschnecke, Th. 93, S. 433.

Trommelstuhl, Maschinenstühle zu fassonnirten und brochirten Zeugen, bei welchen keine Ziehjungen nöthig sind. Bei dem Trommelstuhle verrichtet nämlich eine langsam um ihre Achse gehende Trommel das Ziehen der Litzen. Die Trommel hat nämlich auf ihrer krummen Seitenfläche erhabene Theile, welche nach dem Muster oder Dessein vertheilt sind, das gewebet werden soll. Diese erhabenen Theile ziehen nun an hakenförmigen Absätzen eigene mit den Litzen verbundene Stäbe, wodurch denn auch die zugehörigen Kettenfäden in die Höhe gehen. Die Trommel ist daher mit einer Walze in Spieluhren, Spieldosen ꝛc. zu vergleichen, welche auf ihrer krummen Seitenfläche nach den Noten Stifte hat, die etwa klingende Stahlfedern in Thätigkeit setzen. Zu jedem besonderen Muster im Weben ist eine eigene Trommel nöthig. S. auch Weberstuhl, unter W.

Trommelsucht, Tympanitis, eine Art der Windsucht bei Menschen und Thieren, wobei der Unterleib wegen des darin eingeschlossenen Windes, wie eine Trommel gespannt ist. Auch die Wassersucht wird von Einigen hierher gezählt, weil sie gleichfalls den Leib ausdehnt oder spannt, und da auch oftmals bei dieser Krankheit Winde und Wasser mit einander vereinigt sind, so wird diese Krankheit, wo nämlich dieses Statt findet: Windwassersucht genannt. Wegen der Trommel- oder Windsucht bei Menschen, s. den Art. Windgeschwulst und Windsucht unter W. — Was die Trommelsucht bei Thieren

und namentlich beim Rindviehe anbetrifft, so sehe man die Artikel Auflaufen des Rindviehes, Th. 2, S. 745 u. f.; Aufblähen, Padde, Trommelsucht, unter Rindviehzucht, Th. 124, S. 716 u. f., und oben, unter Trokar, S. 584, u. f., nach. Hier noch Einiges zur Ergänzung der Trommelsucht in den schon abgehandelten eben angeführten Artikeln. Wie schon oben unter Trokar bemerkt worden, rührt die Trommelsucht oder das Aufschwellen des Viehes von zu saftreichen frischen Kräutern her, wenn solche von dem Rindviehe auf der Weide zu gierig verschlungen werden, und besonders geschieht solches beim hastigen Verschlingen des Klees, so daß unter dem Fressen Luft mit in den Wanst kommt, und die Gährung desselben im Wanste befördert, wodurch das Vieh aufschwellt. Ein Stück Vieh, welches stets satt gefüttert wird, ist der Gefahr, die Trommelsucht zu bekommen, nicht so sehr ausgesetzt, als Eines, das vorher hat Mangel leiden müssen; denn dieses fällt dann begierig über den Klee her und überfrißt sich. Auch lehrt die Erfahrung, daß das Vieh, wenn es viele Wochen hintereinander nichts als grünen Klee zu fressen bekommen, solchen nach einiger Zeit nicht mehr gern frißt, besonders wenn er noch jung ist; es zieht dann das Gras dem Klee vor; und ist er zu alt, so fressen ihn wieder die Kühe wegen der Härte nicht gern; auch ist er dann nicht so nutzbar; wenn er anfängt Blüthenknospen zu treiben, ist er am nutzbarsten. Der alte Klee, der schon völlig blühet, muß abgehauen oder zum Samen stehen gelassen werden. Frischer Klee muß daher mit großer Vorsicht gefüttert werden, dagegen kommt der getrocknete Klee, den Winter hindurch gefüttert, dem Viehe sehr gut, und der Landmann hat Samen zum Frühjahre; auch kann er aus demselben noch ein Ansehnliches lösen. Ueberhaupt muß das Vieh zum Futter so gewöhnt werden, daß

es sich nicht überfrißt. Einige halten es für nachtheilig, wenn der Klee, noch naß vom Thaue, gehauen wird, und wollen, daß derselbe nicht eher gehauen werde, als bis der Thau abgetrocknet ist; allein hierauf soll gar nichts ankommen; denn viele erfahrene Landwirthe haben viele Fuder Klee täglich früh Morgens, wenn der Thau noch darauf liegt, oder auch wenn es geregnet hatte, naß eingefahren und verfüttert, ohne nachtheilige Folgen daraus zu verspüren. Er muß nur in den Gebäuden nicht zu dick aufeinander geworfen werden, und an einem kühlen Orte liegen, weil er sich sonst erhitzt, bitter wird, so daß ihn das Vieh nicht gern frißt, besonders gutgefüttertes Vieh. Man hat auch das Aufblähen von weißem und rothem Rübenkraute, von Kartoffeln, Erdäpfeln ꝛc. herleiten wollen, allein andere Oekonomen, die sich des angeführten Futters bedienten, haben dieses nie bemerkt, und einer derselben während seiner langjährigen Praxis nie. Indessen kann es beim grünen Futter, bei Weizenblättern, jungem Hafer, Gerste, Wicken- und Erbsenkraute ꝛc., wenn es zu häufig und gierig genossen wird, eben so gut entstehen, wie vom Klee. Es muß den Hirten da, wo das Vieh auf die Weide getrieben, oder auf den Klee gehütet wird, ernstlich anbefohlen werden, wohl Acht zu haben, daß, wenn ein Stück Vieh nicht mehr frißt, aufzuschwellen anfängt, sich zusammenkrümmt und zittert, es schnell von der Weide nach Hause zu treiben, und solches mit Gewalt und durch Schläge, damit es sich stark bewegt; denn durch das heftige Jagen oder die starke Bewegung geschieht es zuweilen, daß sich die Winde im Wanste zertheilen, und das Vieh Luft bekommt, wodurch das Aufschwellen sogleich nachläßt. Indessen ist dieses Mittel nur im äußersten Nothfalle, wenn man kein anderes Hülfsmittel sogleich zur Hand hat, anzurathen, weil das Vieh dadurch mehr abge-

mattet wird, als man glaubt, und es eine geraume Zeit braucht, ehe es sich wieder erholt, und zur Nutzung so gut wird, als vorher. Fällt ein aufgeschwollenes Stück Vieh plötzlich, oder ehe man es gewahr wird, und giebt kein Lebenszeichen mehr von sich, so muß man schnell mit einem Messer Gurgel, Kehle und Schlund entzweischneiden, damit es ausblute; dann einen Schlächter schnell herbeiholen, der es ausschlachtet, weil sonst das Fleisch und die Eingeweide einen Kleegeschmack an sich ziehen, der sehr widrig ist, und von vielen Menschen verabscheut wird. Die Kennzeichen der Trommelsucht beim Rindviehe sind: 1) Wenn dem Viehe die Eßlust vergeht; 2) wenn ihm der Leib und Wanst aufschwillt; 3) wenn es zu keichen und ängstlich zu thun anfängt, als wenn es erstticken wollte; 4) wenn ihm viel heißer Dunst aus dem Rachen fährt, wenn es denselben aufhält; 5) wenn die Haut am ganzen Leibe wie ein Trommelfell angespannt ist, und 6) wenn das Vieh nicht mehr stehen will, sondern sich niederlegt; hier ist die Gefahr aufs Höchste gestiegen, und das Vieh kann nur noch durch schleunige Anwendung des Trokars geheilt werden, so auch, wenn die Haut schon sehr ausgespannt ist, wie unter 5). Sonst hat man noch einige andere Mittel, die man nicht ohne Nutzen angewendet hat. ½ Loth zerstoßenen Rhabarber, ½ Loth Sennesblätter, 1 Loth Potasche auf einem Teller zusammengemischt, dazu 2 Löffel voll Honig gethan, gemischt, und das Ganze in ein Krautblatt gethan, solches zusammengewickelt und dem Vieh so tief als man kann, in den Schlund gesteckt, damit es herabgeschluckt werde. Merkt man, daß es hinunter ist, so gieße man ihm ein Quart oder Maaß warm gemachtes Braunbier ein. Dieses Mittel hilft anfangs allein; man kann aber noch folgendes als eine Beihülfe nehmen: Man tauche ein Tuch in warmes Wasser und fahre damit dem Vieh

über den Rückgrad, oder vielmehr wasche es damit über die besagte Stelle und auf den ganzen Leib einmal über das andere. Dieses wiederhole man nun von Minute zu Minute, bis die Aufblähung sich zu verlieren anfängt; dabei muß man dem Vieh den Rachen mit einem Strohseile offen halten, damit der sich im Wanste angehäufte Wind hinausziehe. Um aber auch die Mistung, welches nöthig ist, zu befördern, stecke man ein langes Talglicht in den After hinein, und fahre damit oft hin und her, so wird die Ausleerung bald erfolgen. Man darf nur das Strohseil fest zusammen drehen, durch den Rachen des Viehes scharf anziehen, und entweder hinter den Hörnern zusammenbinden, oder mit der Hand zusammen halten. Dann wird das Vieh anfangen, das Strohseil zu zerkäuen, sich bewegen, und dadurch die Luft vom Wanste durch den offenen Schlund herausbefördern. Damit sich das Vieh etwas mehr bewege, kann man es auch hin und her treiben lassen. Ein sicheres Hülfsmittel, welches ein Oekonom, der funfzig Jahre die Viehzucht betrieben hat, anführt, besteht darin, daß man dem kranken Viehe den Rachen aufmachen und aufhalten läßt, mit der Hand die Zunge herauszieht und sie wieder zurück läßt, damit sich das Vieh bewege. Hat man dieses mehrere Male nacheinander gethan, und ist die Gefahr noch nicht sehr groß, so wird sich gewiß Hülfe zeigen. — Man nehme einige gewöhnliche Kuhkäse, je speckiger sie sind, desto besser, schäle das Aeußere oder den Rand davon ab, bis man auf das Innere, das Weiße, des Käses kommt. Man nehme von dem Abgeschälten 8 Loth, schneide es ganz klein, vermische es mit 2 Schoppen oder 1 Maaß lauem Wasser, lasse dem aufgeschwollenen Viehe den Rachen aufhalten, und schütte es ihm ein, damit es dasselbe herunterschlucken muß, so wird man einen guten Erfolg davon haben. — Man nehme $\frac{1}{4}$ Pfund Leinöl

oder in Ermangelung desselben so viel Butter oder Schweinschmalz, vermenge solches mit einem Schoppen (½ Maaß) lauer Milch, und gieße es dem Viehe ein. — Man nehme einen lebendigen Frosch, lasse dem Viehe den Rachen aufhalten, ergreife mit der linken Hand die Zunge desselben, ziehe sie heraus, so daß der Schlund keinen Zwang mehr hat, nehme hierauf den Frosch mit der rechten Hand, und stecke ihn in den Rachen des Viehes, so weit, als es nur gehen will, und lasse ihn fahren, so springt er in den Schlund hinab, arbeitet sich durch den Schlund in den Wanst, und das Vieh wird Luft bekommen; denn der Wind drängt sich durch den Schlund heraus. Dieses Mittel ist durch häufige Erfahrung bewährt. Nur kommt es darauf an, daß der Frosch auch lebendig in den Wanst hinunter kommt; stirbt er eher, so hilft es nichts, und man muß einen andern Frosch nehmen. Je größer der Frosch ist, um so besser ist die Wirkung. Man kann, wenn man den Frosch hineingesteckt hat, dem Viehe den Rachen immer noch offen halten, die Zunge heraus ziehen, und wieder hinein lassen, damit demselben Bewegung verschafft werde. Nach einer Viertelstunde wird dem Viehe etwas gutes Heu oder Gras, auch gutes Wasser gegeben. Auch dieses Mittel muß zeitig gebraucht werden, ehe sich das Vieh legt, sonst hilft es nicht, und der Trokar muß angewendet werden. Ein sehr gutes Mittel, welches Rohlwes in seinem „Vieharzneybuche" ꝛc. (9te Aufl. Berlin, 1820), S. 170, angiebt, soll diese Krankheit schnell heben. Jeder Hirte soll nämlich in einer Flasche ein Loth rothes Steinöl und ein halbes Pfunde Branntwein zusammengemischt bei sich tragen, und sobald er bemerkt, daß ein Stück Vieh nicht frißt, und aufschwellt, so soll er sogleich dem Viehe dieses Mittel eingeben, es einige Male herumjagen,

und die Krankheit werde sich sogleich legen. Dieses Mittel sey schon von vielen Landleuten mit Erfolg angewendet worden. Der Hirte müßte aber auf der Weide ein größeres Quantum dieser Mischung bei sich haben, damit er es, wenn mehrere Thiere von der Padde befallen würden, auch auf diese vertheilen könnte, denn sonst würden die andern ohne Hülfe bleiben.

Trommeltaube, Columba tympanista Linn., Columba domestica Dasypus, eine Taubenart, welche wegen ihrer dem Trommelschlage ähnlichen Stimme diesen Namen erhalten hat; sie zeichnet sich auch noch durch die starke Haube am Hinterkopfe, und durch den Büschel, der über dem Schnabel liegt, aus. S. unter Taube, Th. 180, S. 524 u. f.

Trompen, s. Tromben.

Trompete, Diminut. Trompetchen, Trompetlein, in Hinsicht der Sprache, ein musikalisches Instrument zum Blasen, welches aus einer langen, mehrfach zusammengelegten messingenen Röhre besteht, welche sich unten erweitert oder mit einer weiten Oeffnung endiget. Auf der Trompete oder besser die Trompete blasen. In die Trompete stoßen; der Trompetenstoß. Mit Pauken und Trompeten. — In den Orgeln ist die Trompete oder das Trompetenwerk ein eigenes Register und Schnarrwerk, welches wie eine Trompete klingt. Figürlich, wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, werden in der Anatomie gewisse Gänge der Gebärmutter Muttertrompeten genannt. — Nach Adelungs Anmerkung zu Trompete in seinem großen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart, im Oberdeutschen Trummet, in Luthers Bibel Drommete, im Niedersächsischen Trumpette, im Englischen Trumpet, im Isländischen Trameta. Die Verlegung des Tons auf das Suffixum zeigt schon, daß dieses Wort fremden Ursprungs ist. Es ist aus dem Französischen

Trompette entlehnt, welches das Verkleinerungswort von Trompe ist, welches jetzt nur noch figürlich den Rüssel des Elephanten bezeichnet. Trompe, im Deutschen ehemals Trumbe, in Lipsii Glossen Triumbo, Drumbo, im Tatian Trumbu, war ehemals ein ähnliches, aber allem Anscheine nach größeres Instrument, welches von seinem starken schmetternden und zugleich dumpfen Tone, wie die Trommel, den Namen hatte. Im Italienischen heißt daher die Trompete noch Tromba, im Englischen Trump, im Bretagnischen Trumpil, im Schwedischen Trumma, welches aber auch eine Trommel bedeutet. Weil dieser dumpfige zitternde Ton ehemals mehreren musikalischen Werkzeugen gemein war, so bedeutete Trumpe ehemals auch eine Laute, und Trumper einen Lautenisten. Die Trombe ist ein Saiteninstrument, welches jetzt nicht mehr überall vorkommt; es besteht aus einer starken, auf einer besondern Lade ausgespannten Saite, welche mit Trommelstöcken geschlagen wird, und wie eine verdeckte Heerpauke lautet. Die Trompette marine ist ein ähnliches Instrument mit einer einzigen großen Darmsaite, die mit einem Bogen gestrichen wird, und dann wie eine Trompete schnarrt. Sie soll aus dem Trummscheit entstanden seyn. Alle diese Werkzeuge haben, so wie die Trommel, ihren Namen von dem Laute trom, welchen sie hervorbringen. Der Laut, welchen die Trompete in mehreren Fällen hervorbringt, lautet schon bei dem Ennius Taratantara. — Wer die Trompete (Tuba, Fr. Trompette, Engl. Trumpet) erfunden hat, ist unbekannt, da sie schon bei den ältesten Völkern, den Juden, Aegyptiern, Griechen und Römern im Gebrauche war. Daß alte Schriftsteller sie von den Göttern herleiten wollten, z. B. von der Minerva und dem Osiris, war natürlich, weil eine Erfindung in jener fast fabelhaften Zeit wohl keine sicherere Ent-

stehung, als daher haben konnte. Nach dem Pausanias soll die Erfindung der Trompete von Tyrrhenus, einem Sohne des Herkules, herrühren, und von dessen Sohne Hegesilaus sollen die Dorier den Gebrauch der Trompete kennen gelernt haben; so soll sie auch bei den Tyrrhenern oder Tusciern, von deren General Meleus erfunden worden seyn. Plinius nennt den Erfinder Piseus, und so scheint der eigentliche Erfinder sich darunter zu verlieren. Auch ist es möglich, daß dieses Instrument bei verschiedenen Völkern zugleich, ohne Ueberlieferung, erfunden worden ist, daher die verschiedenen Angaben der Erfinder. Auch die alten Deutschen bedienten sich derselben in ihren Kriegen. Ein Mehreres über die Trompeten bei den verschiedenen Völkern, s. unter Kriegs- oder Feldmusik, Th. 51, S. 448 u. f., und unter Kriegssignale, Th. 53, S. 271 u. f. — Ehemals unterschied man die Trompeten in Deutsche, Französische, Englische und Italienische. Die Deutsche war die gewöhnliche Trompete, die Französische war einen Ton höher, die Englische übertraf die gewöhnliche in der Höhe des Tons um eine ganze Tertie, und die Italienische unterschied sich durch die mehrmaligen Windungen. Die eigentlichen Trompeten, wie sie bei der Cavallerie oder Reiterey vorkommen, sind von Silber oder Messing, und bestehen aus drei geraden Röhren (Spillen) und zwei Bogen. Sie geben für die Reiterey ein tiefes Dis an, und steigen durch zwei Oktaven hindurch. Ihr Ton wird mit den Lippen und der vollen Lunge durch einen verdichteten Wind oder Luftzug herausgebracht. Da das runde Mundstück sehr enge ist, so stürzen sich die stets gedrängten Wellen der Luft zuletzt durch das weite Schallloch mit einem Stoße hervor, den das bebende Metall unterhält. Die Trompeten erhalten durch die Setzstücke den verschiedenen Ton, nachdem man viele oder wenige vorn

auf die Röhre steckt; auf das letzte Setzstück wird das Mundstück gesteckt, wodurch man in die Trompete bläßt. Die Trompete bei der Infanterie ist die E- oder F-Trompete von sechs Stücken, deren jedes einen ganzen oder halben Ton angiebt. Das Notenzeichen ist mit dem des Hautbois oder Hoboe einerlei, und der Gang der Töne drei Oktaven. Man hat große und kleine Trompeten. Die silbernen haben den schönsten Klang. Die Verfertigung geschieht von den Blase-Instrumentenmachern. Das geschlagene Silber- oder Messingblech wird über lange bleyerne Stöcke, wie es die Länge der Trompete erfordert, zakkenweise zusammengelöthet, ausgearbeitet, und, nach der bekannten Gestalt derselben, gewunden oder gebogen, das Bley über dem Feuer ausgeschmolzen, dann die Verzierungen getrieben und polirt. Die Trompetenmacher, als Metallarbeiter, stammen von dem Gelbgießer ab, indem sie nach den Handgriffen desselben arbeiten. Sie verfertigen Trompeten, Posaunen, Wald- und Posthörner, überhaupt Blaseinstrumente von Metall, und machten zu Nürnberg und Furth, wo sie ehemals häufig angetroffen wurden, ein eigenes Gewerk aus. Man fand und findet sie aber auch in andern großen Städten, z. B. in Berlin, Wien, Leipzig, Dresden ꝛc. ꝛc., an welchen Orten sie sich jetzt Blase-Instrumentenmacher nennen, und alle Blaseinstrumente von Metall verfertigen. — Von den hölzernen Trompeten, ein Kinderspielzeug, hat in Nürnberg in manchen Jahren des verwichenen Jahrhunderts, nach Nicolai (Reise 1, Beilage, S. 96), eine einzige Drechslerwerkstatt 30,000 Dutzend verfertiget. Auch die Drechsler in Sachsen, Preußen ꝛc. haben dergleichen Trompetchen verfertiget, wenn gleich nicht in so großer Anzahl, als die Nürnberger, weil das Spielzeug dieser Stadt längst bekannt und so zu sagen berühmt war. Jetzt werden dergleichen Trom-

peten nicht mehr in so großer Anzahl gemacht, weil andere Spielsachen sie immer mehr und mehr verdrängen. — Die Trompeter, welche sich dem in Rede stehenden Instrumente gewidmet haben, dienen bei der Reiterey, wo jedes Regiment ein eigenes Trompeterchor, aus sechzehn bis zwanzig Mann, mit Einschluß des Stabstrompeters, bestehend, hat, und auch in den Kapellen der Fürsten und anderer Großen, im Orchester eines Theaters ꝛc. ꝛc. Die im Dienste der Reiterey stehenden Trompeter blasen Märsche, Tänze und andere Musikstücke, die Reveille und Retraite, und die Signale bei dem Exercitium der Reiterey. Wenn sie als vollständiges Musikchor vor dem Regimente reiten, so sind Einige darunter auch mit andern Blaseinstrumenten versehen, z. B. mit Posaunen, Klapphörnern ꝛc., um auch andere Musikstücke gehörig durchführen zu können. Märsche werden oft nur mit Trompeten allein executirt. Die Trompeter haben den Rang eines Unteroffiziers, der Stabstrompeter denjenigen eines Wachmeisters. Von dem Letztern werden die Musikstücke im Beiseyn des Regimentsadjutanten eingeübt. In den Garnisonen steht es den Trompetern, die auch gewöhnlich mehrere andere Instrumente spielen, frei, außer der Dienstzeit in Tanztabagien, auf Hochzeiten, Kindtaufen, Kränzchen ꝛc. ꝛc. zu musiciren, und an den Orten, wo sich privilegirte oder concessionirte Stadtmusikanten befinden, kann die Musik nur von ihnen ausgeführt werden, wenn sich die Musiknehmer erst mit Jenen abgefunden haben; denn es kann hier nur unbeschadet des Rechtes der Stadtmusikanten geschehen. Diese Freistellung des Spielens, außer der Dienstzeit, an den genannten Orten, dient zur Vermehrung ihres Soldes, von dem sie mit Frau und Kindern nicht gut würden leben können, wenn sie darauf bloß beschränkt wären. In großen Städten ist ihre Fertigkeit im Blasen auf Blechinstrumenten so

groß, daß große Konzerte mit ihrer Beiwirkung ausgeführt werden; auch ist dieses ein trefflicher Sporn zu ihrer Ausbildung auf diesen Instrumenten. Ehemals unterschied man Feld- und musikalische Trompeter. Die Ersteren verstanden bloß die Trompete zu blasen, und darauf nur ihre Feldstücke: Märsche, Signale ꝛc.; die Andern bliesen in Konzerten sowohl Solos, als auch in Begleitung anderer Instrumente in großen Sonaten ꝛc.; auch bliesen und spielten sie neben der Trompete noch andere Instrumente. Kurz sie waren geschickte Musiker, und wurden an Höfen für die Kapellen, Opern ꝛc. gesucht, und gut besoldet. Wenn dieses nun auch noch jetzt der Fall ist, so hört doch der frühere, oben bezeichnete, Unterschied zwischen Feldtrompetern und musikalischen Trompetern auf, da Jene sich auch zum Theil so ausbilden, und auch die Gelegenheit in großen Städten dazu haben, daß sie in jeder Kapelle eines Fürsten oder sonstigen Großen, oder in dem Orchester eines Theaters ꝛc. auftreten können. — Die Hoftrompeter standen ehemals in besonderem Ansehen bei den Höfen, und hatten eine prachtvolle Bekleidung, wie z. B. die vierundzwanzig Trompeter nebst den beiden Paukern an dem Hofe des Königs Friedrichs des Ersten von Preußen. Dieses Trompeterchor hielt sich beständig am Hoflager des Königs auf, wo sich auch dasselbe befinden mochte. Sie benachrichtigten durch ihre Instrumente den Hof, wenn es Zeit war, sich an die Tafel zu begeben. Zu Berlin geschah dieses des Mittags um zwölf Uhr von den beiden Balkons, die im Schlosse an den beiden kleinen Schlüter'schen Portalen angebracht sind, worauf die beiden Chöre, Trompeter und Pauker, getheilt sich gegenüber standen, und abwechselnd durch ihre Musik anzeigten, daß der König zur Tafel gehen werde. Sie folgten dem Könige auf seinen Reisen, und machten bei allen

prachtvollen Auf- und Einzügen einen ansehnlichen Theil der dabei herrschenden Pracht aus. Ihre Kleidung war, wie schon oben bemerkt worden, sehr reich und glänzend. Jeder hatte jährlich 223 Thlr. Gehalt, und zusammen erhielten sie noch auf 50 Pferde Futter. König Friedrich Wilhelm der Erste, der kein Freund des Prunkes war, hob sie bei Hofe auf, und brachte sie bei den neu errichteten Reiterregimentern unter, und seit dieser Zeit werden zu allen Hoffesten die Trompeter von den in Berlin und Potsdam garnisonirenden Garde-Kavallerie-Regimentern genommen. — Die Trompeter bei der Reiterey haben im Kriege dieselben Freiheiten und Rechte, wie vor Alters die Herolde, daß sie nämlich von einer Armee zur andern geschickt, und wenn sie ihr Signal gegeben haben, durch die feindlichen Truppen an den bestimmten Ort frei und sicher gebracht werden. — Nach der ehemaligen Deutschen Reichsverfassung standen sämmtliche Trompeter und Pauker des heiligen Römischen Reiches, nicht nur bei den Reichsversammlungen und Reichsarmeen, sondern auch an den Kurfürstlichen und Fürstlichen Höfen, unter dem Protektorate oder dem hohen Richteramte des Kurfürsten von Sachsen, als Erzmarschalls, und der Sächsische Oberhoftrompeter und seine Kollegen waren das Haupt oder der Schöppenstuhl aller Trompeter in Deutschland. Alle Kurfürsten und Fürsten des Reiches ließen es daher in streitigen Fällen bei ihren Feld- und Hoftrompetern auf die Erkenntniß des Trompeterschöppenstuhls oder der Oberkammeradschaft und Oberkasse zu Dresden ankommen, auch deren Privilegien sowohl von dem Kaiser, als von dem Kurfürsten von Sachsen erneuern und bestätigen. Vermöge dieser Privilegien waren die Trompeter befugt, den Thürmern, Stadtpfeifern und Hausleuten zu wehren, sich der Trompeten bei Hochzeiten und Gelagen, und auch

in andern Fällen, als nur auf ihren Thürmen, zu bedienen; und ihnen selbst war verboten, mit Thürmern, Gauklern und Glücksspielern zu blasen, bei Verlust ihrer Kunst. Schon vor der Auflösung des Deutschen Reiches 1806 hörten diese Privilegien auf; denn sie wurden, als dem Zeitgeiste nicht mehr gemäß, nicht nachgesucht. — Uebrigens scheinen die Fürsten wohl nicht immer auf den Trompeterschöppenstuhl in Dresden Rücksicht genommen zu haben, wenn sich Fälle bei ihren Hoftrompetern ereigneten, die zur Bestrafung derselben Veranlassung gaben. So z. B. wurde im Jahre 1694 ein Hoftrompeter in Berlin enthauptet, weil er einen andern seiner Kollegen zu der Zeit, da sie Beide zur Kurfürstlichen Tafel blasen sollten, mit einem geladenen Terzerol bedrohete. Und wenn er ihn gleich damit nicht wirklich anfiel, sondern es nur auf den Unteroffizier, welcher ihn in Arrest nehmen sollte, ohne Wirkung losdrückte; und er auch als Virtuose in seiner Kunst beim Kurfürsten beliebt war, so geschah doch seine Hinrichtung des verletzten Burgfriedens wegen *). Hier stand es wohl dem Trompeter nicht frei, sich wegen des vielleicht zu harten Urtheils an den Trompeterschöppenstuhl in Dresden zu wenden, weil dieses ein specieller Hof- und zugleich Kriminalfall war, und der Trompeterschöppenstuhl sich wohl nur mit Allem, was sich auf die Kunst bezieht, befaßte, also alle Klagen, wenn sie vor ihn gebracht wurden, schlichtete, welche Eingriffe in die Trompeterblasekunst enthielten, und die Personal-

*) Die erwiesene göttliche Zornmacht, in Offenbahrung und Heimsuchung heimlicher Sünden, sonderlich des entsetzlichen Raubes auf dem Königl. Preuß. Schlosse zu Berlin, von zwei frechen und untreuen Bedienten ꝛc. ꝛc., von And. Schmid, Pred. zu St. Nikolai. Berlin, 1719. S. 108.

rechte, welche sich nach den Gesetzen eines jeden Staats gestalten, davon ausschloß, so konnte auch dieser Fall zur weitern Entscheidung, als eine Art Appellation, nicht dahin gebracht werden, obgleich dieser Schöppenstuhl eine Kaiserliche Einrichtung, und der Kurfürst von Sachsen, als Erzmarschall des Deutschen Kaiserreiches, dessen Vorgesetzter war.

Trompete (Deutsche), s. oben, unter Trompete, S. 628.

— (Englische), s. daselbst.

—, eine Fischart, s. Trompetenfisch.

— (Französische), s. oben, unter Trompete, S. 628.

—, bei den Griechen und Römern, s. Th. 53, S. 271 u. f.

— (Holz-), s. Trompete (Kinder-).

—, bei der Infanterie, s. oben, unter Trompete, S. 629.

— (Italienische), s. daselbst, S. 628.

—, bei den Juden, s. Th. 51, S. 448 u. f.

— (Kinder-), hölzerne Trompete, Holztrompete, s. oben, unter Trompete, S. 629. Die Kindertrompete wird nicht allein von Holz verfertiget, sondern auch von Blech. Sie hat die Gestalt derjenigen Trompete, welche bei den Römischen Armeen gebraucht wurde, und Tuba hieß, und unter Kriegszeichen, Th. 53, S. 275, beschrieben, und Figur 3071 daselbst abgebildet worden ist. Das in der Mitte dieser Trompete angebrachte dünne Stückchen Messingblech, welches den Ton verursacht, hat wahrscheinlich zur Erfindung der Mundharmonika in jetziger Zeit Veranlassung gegeben, weil dieses auch in Holz gefaßte dünne Messingplättchen oder Streifen sind, die durch das Hineinblasen der Luft harmonische Töne von sich geben, und die dann zur weitern

Ausbildung der Harmonika (Ziehharmonika) wohl geführt haben. In den kleinen hölzernen Trompeten steckt in der Nähe des Ausganges derselben eine kleine Höhlung von Eisenblech, gleichsam eine kurze, oben bedeckte Rinne bildend, worauf das Messingplättchen als eine Zunge liegt. Bläßt man nun durch den Aufsatz mit dem Mundstücke, der auf das erwähnte Stück gesteckt wird, so giebt diese Zunge den schnarrenden oder Trompetenton.

Trompete (Marine-), Trompetengeige, Tromba marina, Fr. Trompette marine, s. Th. 84, S. 445, und oben, S. 627. Der Körper dieses Instrumentes ist aus Brettern dreieckig zusammengesetzt, und hat einen langen Hals. Die Saite liegt auf einem Stege, der auf der einen Seite auf einem Fuße steht, auf der andern aber mit seinem Fuße, der nicht aufsteht, nur den Resonnanzboden oder das oberste Brett berührt. Wenn nun die Saite, die einzige dieses Instrumentes, gestrichen wird, so verursacht sie ein solches Schnarren, wie der Ton einer Trompete. Man führt mit der rechten Hand den Geigenbogen, mit der linken drückt man an die Saite, in welchem Tone man spielen will. Dieses Instrument wurde ehemals auf den Schiffen geführt, und sowohl daher, nämlich von der See, als auch von seinem Tone, ist der Name Trompette marine oder Seetrompete entstanden.

— (Meer-), Seetrompete, s. den vorhergehenden Artikel; auch eine Conchylie; s. Trompetenschnecke.

— (messingene), die gewöhnliche Trompete, Feldtrompete, die von Messingblech angefertiget worden; s. oben, unter Trompete.

— (musikalische), Fr. Trompette harmonieuse,

eine kleine silberne, auch messingene Trompete, die in Konzerten, auch bei der Janitscharenmusik gebraucht wird.

Trompete (Mutter=), Tuba fallopiana, in der Anatomie, s. Th. 99, S. 430.

—, in der Orgel, s. unter Orgel, Th. 105, S. 384.

—, bei den Römern, s. Trompete bei den Griechen und Römern.

— (See=), s. Trompete (Meer=).

— (silberne), eine aus Silber verfertigte Trompete, die man sowohl bei dem Trompeterchore einiger Kavallerie=Regimenter, besonders des Leibkavallerie=Regiments (Garde du Corps), findet, als auch bei den Trompetern in den Fürstlichen Kapellen ꝛc. Sie geben einen sehr reinen, klangvollen Ton.

— (Wasser=), eine trompetenförmige oder umgekehrt kegelförmige Wolke oder Dunstsäule, die mit einem heftigen Wirbelwinde vergesellschaftet ist, Wasser und Fische aus dem Meere in die Höhe zieht, die Masten, und auch wohl die Schiffe zerstört, und wenn sie auf das Land tritt, Häuser, Bäume, kurz Alles vernichtet, was sie auf ihrem Wege antrifft. S. auch den Art. Wasserhose, unter W.

Trompeten, ein regelmäßiges thätiges, und ein Zeitwort der Mittelgattung, im letzten Falle, nach Adelung, mit dem Hülfsworte haben. Auf der Trompete blasen; in die Trompete stoßen. Wenn ihr trommetet, so sollen die Läger aufbrechen, 4. Mos. 10, 5 u. f. Und ließ trommeten, 1. Macc. 5, 33, und so an andern Stellen mehr. Trommeten ist veraltet, dafür ist

trompeten im Hochdeutschen zwar noch üblich, wird aber doch selten in Schriften gebraucht; man sagt daher lieber: auf der Trompete blasen, in die Trompete stoßen. Trompeten wird nur noch theils im Scherze, theils auch von einem ungeschickten Blasen auf diesem Instrumente gebraucht. Das ist ein Mann, der gar nicht trompeten kann, zum Blasen der Trompete gar keinen Ansatz, oder mit einem Französischen Ausdrucke: embouchure, hat. Einen Marsch trompeten, oder besser: Einen Marsch auf der Trompete blasen. Figürlich sagt man auch: Er trompetet überall, stößt überall in die Trompete, weiß überall Neuigkeiten anzubringen oder zu erzählen.

Trompetenafterpolyp, Verticella stentatoria, Fr. la Verticelle trompette, eine Polypenart ohne Stiel, aber in einen Schwanz verlängert; er ist einfach, und gleicht einer Trompete mit ausgeschnittener Mündung. S. auch den Art. Polyp, Th. 114, S. 625.

Trompetenbaum, Kanonenbaum, Cecropia Linn., eine Baumgattung, welche in die zweite Ordnung der zweiundzwanzigsten Klasse (Dioecia Diandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgenden Charakter hat: Die männlichen und weiblichen Blüten stehen gänzlich getrennt auf zwei besonderen Stämmen. Beide Arten von Blüten bilden Kätzchen, wovon mehrere in einer abfallenden Scheide stehen. Die Schuppen der männlichen Blumen, welche kräuselförmig und fast viereckig sind, enthalten zwei Staubgefäße; die weiblichen Blüten bestehen aus schuppig übereinander liegenden vierseitigen Fruchtknoten, mit einfächerigen, einsamigen Beeren. Die bekannteste Art ist der schildförmige Trompeten- oder Kanonenbaum, Ce-

cropia peltata, Linn. Spec. plant. Tom. II., p. 1449. Coilotapalus ramis excavatis, foliis amplis peltatis lobatis, Brown jam. 111. Ficus surinamensis, Pluk. alm. 146. t. 243. f. 5.; Fr. Bois-trompette. Dieser in Jamaika und auf den Karaibischen Inseln wild wachsende Baum erreicht eine Höhe von 30 bis 40 Fuß. Der Stamm und die Aeste sind mit Ringeln gegliedert, inwendig hohl, und bei den Gliedern durch häutige Wände abgesondert. Wegen dieser sonderbaren Bildung des Stammes hat der Baum von den Engländern den Namen Trompetenbaum, und von den Franzosen Kanonenbaum erhalten. Die Blätter sind groß und rundlich-schildförmig; sie dienen dem Faulthiere zur Nahrung. Die Beeren werden von den Negern gegessen. Die hohlen knotigen Aeste werden von den Amerikanern zur Hervorbringung des Feuers durch schnelles Aneinanderreiben derselben benutzt; auch soll das Holz wegen der Leichtigkeit zu Zunder gebraucht werden. Der ausfließende Saft des Baumes liefert ein elastisches Harz oder Federharz, welches dem bekannten elastischen Harze aus der Jatropha elastica sehr ähnlich seyn soll.

Trompetenblume, Bignonie, Bignonia, eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der vierzehnten Klasse (Didynamia Angiospermia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und den Namen Bignonia von dem Abte Bignon, der Bibliothekar des Königs Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich war, erhalten hat. Er war ein großer Beförderer der Künste und Wissenschaften, und um diese in ihm zu ehren, gab Tournefort der genannten Pflanzengattung dessen Namen. Der Charakter der Gattung ist: der fünfspaltige becherförmige Kelch; die fünfspaltige, unten

bauchige Blumenkrone mit ihrem glockenförmigen Schlunde; die zweifächerige Hülse, und die pergamentartig geflügelten Samen. Man zählt weit über funfzig Arten. Da diese Pflanzengattung sehr zahlreich ist, so wird sie von den Botanikern nach der Form und sonstigen Beschaffenheit der Blätter in sieben Geschlechter oder Sippen eingetheilt. Hiernach giebt es nun Bignonien mit einfachen, gepaarten, dreifachbeisammenstehenden, gefingerten, gefiederten, doppeltzusammengesetzten, und mit doppeltgefiederten Blättern. Hier mögen nun folgende Arten eine Stelle finden.

1) Die gemeine Trompetenblume oder der Katalpabaum, die Karolinische Trompetenblume, Bignonia Catalpa, foliis simplicibus cordatis ternis. Jacq. amer. 25; Hort. cliff. 317; Roy. lugdb. 289. Bignonia arborea. Brown. jam. 264. Fr. Bignonia à feuilles de Roucou, Catalpa d'Amerique. Diese Baumart, welche in Karolina, Florida, Virginien, auf Jamaika und in Japan wild wächst, erreicht nach Catesby, durch den dieselbe zuerst in Europa bekannt wurde, in seinem Vaterlande ungefähr eine Höhe von 20 Fuß; man hat ihn aber schon im nördlichen Deutschlande bis auf 25 Fuß gezogen, und deshalb ist es zu vermuthen, daß er in seinem wärmeren Vaterlande weit höher werden muß, als von Catesby angeführt worden. Der aufgerichtete Stamm hat eine glatte hellbraune Rinde, ein weißliches, schwammichtes Holz, und eine weite Markröhre. Die vielen Aeste und Zweige, die er treibt, bilden eine schöne Krone, und die gestielten, einfachen, zu dreien am Stengel beisammenstehenden Blätter sind herzförmig, zugespitzt, am Rande ungezähnt, auf der Oberfläche glatt, unten aber behaart. Die Länge und Breite beträgt bei Einigen 10 bis 12 Zoll. Im Juny und July kommen die Blüten in

großen Rispen an den Spitzen der Zweige hervor. Sie haben einen zweitheiligen Kelch, und eine weiße, kurze, und am untern Einschnitte und innerhalb dunkelroth geaderte Blumenkrone. Nur zwei Staubfäden tragen ausgebildete, also fruchtbare Staubbeutel, die beiden andern sind unfruchtbar. Die Samenschote ist fingersdick, an 14 Zoll lang, aschfarbig, und mit vielen geflügelten Samen versehen, die bei uns selten reif werden, und daher müssen sie zur Fortpflanzung dieses Baumes aus Amerika verschrieben werden; auch kann man diese Art durch Stecklinge oder abgeschnittene Zweige vermehren, welches aber nicht immer gelingt. — In den Englischen Gärten wird diese Art wegen ihrer schönen großen und wohlriechenden Blütensträußer häufig gezogen. Auch in den Gärten Deutschlands, selbst im nördlichen, wird die gemeine Trompetenblume zur Zierde gezogen, da man sie sonst nur in Botanischen Gärten zog. Sie muß im nördlichen Deutschlande eine geschützte Lage haben, und in einem etwas trocknen, nicht zu fruchtbaren Boden stehen, wenn sie strenge Winter aushalten soll; auch muß sie vor der Kälte in ihrer Jugend beschützt werden, wenn sie kräftig gedeihen und sich daran gewöhnen soll. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß sie da, wo sie der Mittagssonne zu sehr ausgesetzt ist, auch sie kalte Nord- und Ostwinde zu sehr bestreichen, und dann auch in einem feuchten und fetten Boden, wo sie bis tief in den Herbst hinein üppig wächst, größtentheils zu Grunde geht; und tödtet sie dann auch nicht der Winter, so ist ihre Dauer doch nur wenige Jahre, weil sie zu schnell emporschießt, und ihr Holz zu schwammig ist; dieserhalb muß auch der Stamm zur Stütze einen Pfahl haben, sonst wird sie von Stürmen leicht zerbrochen. Man gewahrt hieraus, daß dieser Baum eine eigene Behandlungsart verlangt, wenn er gedeihen und öfters blühen soll, da er sehr

weichlich ist; denn von einem üppigen oder zu gerade emporgeschossenen Baume wird man selten Blüten sehen, dagegen mehrere und öfters bei einem sparsamen Wuchse. Die Blätter und Wurzeln haben einen unangenehmen Geruch und sollen giftig seyn.

2) Die wurzelnde Trompetenblume, die Karolinische kleine hochrothe Trompetenblume, die scharlachfarbene Bignonie, Bignonia radicans, foliis pinnatis, foliolis incisis, caule geniculis radicatis. Linn. Spec. plant. Tom. II, pag. 871. Bignonia fraxini foliis, coccineo flore minore. Catesb. car. 1, p. 65, t. 65. Gelseminum hederaceum indicum. Corn. can. 102. Franz. Bignonia à feuilles de Frene, Jasmin de Virginie; Engl. Scarlet Trumpet-Flower, Scarlet Jasmine. Diese Trompetenblume hat das nördliche Amerika zum Vaterlande, wo sie in den wärmeren Theilen desselben, in Virginien, Florida und Karolina, angetroffen wird; sie wird aber auch bei uns in den Gärten, weil sie strauchartig wächst, und wegen ihrer rankenden Eigenschaft die Wände der Gärten ꝛc. deckt, auch wegen ihrer schönen großen hochrothen Blumen gezogen. Der rankende Strauch hat lange, schlanke Aeste, die in gewissen Zwischenräumen Wurzel treiben. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind ungepaart und gefiedert, und bestehen aus sieben bis funfzehn aufsitzenden, eyförmigen, langzugespitzten, am Rande gezähnten, und auf beiden Seiten ganz glatten Blättchen. Die zu Ende September bei uns in Deutschland erscheinenden Blumen sind in Endbündchen gesammelt. Der fünfzähnige lederartige Kelch ist $\frac{3}{4}$ Zoll lang, und die trichterförmige, lederartige, außerhalb blaß- und innerhalb dunkelrothe Blumenkrone ist wohl dreimal so lang, also $2\frac{1}{4}$ Zoll, auch darüber. Außer der Bekleidung der Wände und Mauern in den Gärten, giebt dieser Strauch auch

schöne Lauben, und wegen der schönen Blumen nimmt er sich auch, frei im Garten umherlaufend, sehr gut aus; er muß aber vor dem Winter unseres Klimas geschützt werden, denn ein etwas strenger Frost tödtet ihn oft bis auf die Wurzel. Daher ist es gut, wenn man die Stengel an den Wänden im Winter entweder stark mit Stroh umhüllt, oder sie niederlegt und mit trockenem Laube bedeckt. Frei umherlaufend sollen sie sich an geschützten Orten, selbst ohne Bedeckung, ziemlich gut erhalten. Man vermehrt diese Art theils durch Samen, den man aus Amerika kommen läßt, theils durch Stecklinge oder Ableger. Letztere blühen bei guter Behandlung schon im dritten Jahre; bei den aus Samen gezogenen Sträuchern muß man weit länger warten. Auch diese Gattung soll giftig seyn.

3) Die immergrüne Trompetenblume, der gelbe Jasmin, Bignonia sempervirens, foliis simplicibus lanceolatis, caule volubili. Linn. Spec. plant. Tom II, p. 869. Gelseminum s. Jasminum luteum odoratum virginianum scandens sempervirens. Catesb. car. I, p. 53, t. 53. Franz. Jasmin jaune de Virginie. Diese Trompetenblumenart hat Virginien und Südkarolina zum Vaterlande, woselbst sie sich in den Wäldern in beträchtlicher Höhe an Bäumen hinanwindet. Der Stengel dieser Art ist daher rankend, und hat an den Gelenken der Zweige einander gegenüberstehende, einfache, lanzettförmige, immergrüne Blätter, und einblumige Blumenstiele, die zur Seite des Stempels aus den Blattwinkeln hervorkommen. Es stehen zwei bis vier beisammen. Die Blumen sind gelb und riechen sehr angenehm. Die Schoten sind herzförmig. Diese Art hält unsern Winter nicht im Freien aus, und verlangt eine Stelle im Gewächs- oder Treibhause.

4) Die filzige Trompetenblume, Bignonia tomentosa, welche in Japan wildwachsend angetroffen

wird. Sie hat einen baumartigen Stamm, der eine mehrjährige Dauer hat; gestielte einander entgegenstehende einfache Blätter, wovon die untern herzförmig, die obern eyförmig zugespitzt, alle völlig ganz, oberhalb etwas behaart, und unten filzig sind. Die untern Blätter kommen an Größe einer flachen Hand gleich; die obern sind kleiner. Die Blüten erscheinen zur Seite der Rispen. Die Japaner gewinnen aus den Früchten dieser Trompetenblume ein feines Oel, welches in ihrer Sprache Cot heißt, und in geringer Quantität zu den Japanischen Firnissen kommt; ein gröberes oder dickeres Oel führt den Namen Jacko. Letzteres wird bei den Japanern zu den Zeugen, die aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes verfertiget werden, gebraucht.

5) Die aufrechtwachsende Trompetenblume, Bignonia staus, foliis pinnatis; foliolis serratis, caule erecto firmo, floribus racemosis. Mill. dict. Nr. 4. Bignonia arbor, flore luteo, fraxini folio. Plum. Spec. 5. ic 54. Diese Art, welche in Amerika zu Hause gehört, hat einen aufrechten, baumartigen Stamm, gefiederte Blätter, sägeartig gezähnte Blättchen, und traubenförmige Blüten oder Blumen, welche groß sind, eine schöne gelbe Farbe, und einen angenehmen Geruch besitzen. Wegen der großen, dicken und glänzend grünen Blätter, und der jährlich in Menge sich zeigenden schönen gelben Blumen, die aber nur von kurzer Dauer sind, wird diese Trompetenblume von Liebhabern gezogen; sie muß aber wegen ihrer zarten Natur in einem Glashause überwintert werden. Man pflanzt sie durch Samen und auch durch Stecklinge fort, und bei der letztern Art der Fortpflanzung, wenn sie gehörig in der Behandlung bewacht wird, schlagen die Stecklinge bald Wurzel. Ehe man sie aber einsetzt, müssen sie vorher zwei oder drei Tage in einem Glashause an

einen schattigen und trockenen Ort gelegt werden, damit sich der milchichte Saft darin erst setzt und die verletzten Theile heilen. Dann kann man sie in Töpfe mit frischer und leichter Erde setzen, und solche in ein temperirtes Mistbeet eingraben. Anfangs halte man sie im Schatten und gieße sie zuweilen etwas an, hüte sich aber, sie zu sehr zu begießen, damit die verletzten Theile nicht faulen.

6) Die fünfblättrige Trompetenblume, die Tulpenblume, der wohlriechende Karolinische Jasmin, Bignonia pentaphylla, foliis digitatis, foliolis integerrimis obovatis. Linn. Spec. plant. Tom. II, pag. 870. Bignonia arbor pentaphylla, flore roseo, major et minor, siliquis planis. Plum. spec. 5. Catesb. car. I, p. 37, t. 37. Brown. jam. 263. Nr. 1.; Fr. Jasmin odoriférant de la Caroline. Diese Trompetenblumenart wächst baumförmig in die Höhe, hat gefingerte, große, dicke und glänzend grüne Blätter, ganzrandige verkehrt eyrunde Blättchen, und große rosenrothe Blumen. Das Vaterland ist Jamaika und die Karaibischen Inseln. Die Behandlung und Fortpflanzung dieser Art ist dieselbe, wie sie bei Nr. 5. angeführt worden.

7) Die kreuzfaserige Trompetenblume, Bignonia crucigera, foliis conjugatis cirrhosis, foliis cordatis, caule muricato. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 869. Wenn man den Stengel dieser Pflanze in der Quere durchschneidet, so zeigt er ein Kreuz. Der rauhe rebenartige Stengel dieser perennirenden Pflanze windet sich, mit Hülfe der Gäbelchen am Ende der Blätter, die höchsten Bäume hinan. Die Blätter sind gepaart, die untern dreifach; die Blättchen sind eyrund herzförmig und zugespitzt. Die Blumen kommen zur Seite der Zweige in Trauben hervor, sind unterwärts weißlich, oberwärts aber blaßgelb oder schwärzlich. Die flachen Schoten sind 1 Fuß

lang. Auch diese Art verlangt im Winter einen Stand im Gewächshause. Sie erreicht, aus Samen gezogen, eine Höhe von 20 Fuß. Sie soll mehr Gift enthalten, als die übrigen Arten ihrer Gattung.

Alle oben beschriebenen Trompetenblumen, mit Ausnahme Nr. 5. und 6., sind sehr dauerhafte Pflanzen, und tragen viel zur Verschönerung der Gärten bei; nur müssen sie an einem beschützten Orte und in einem mäßig trocknen und nicht fetten Boden stehen, und gegen den starken Frost durch eine leichte und trockene Bedeckung verwahrt werden. Gebraucht man diese Vorsicht bei ihrer Erziehung, so halten sie die Kälte unter freiem Himmel aus; sie treiben dann auch viel besser, und blühen gewisser und schöner, als wenn sie in Töpfen stehen, und im Winter in das Treibhaus gebracht werden. Man kann die Zweige der jungen Pflanzen entweder an einem Geländer ausbreiten, oder sie an Stäben oder auch an einer Mauer in die Höhe ziehen. Die Meisten dieser Pflanzengattung fangen zu Ausgange des Augusts zu blühen an, und stehen in der Blüte bis fast zum Ausgange des Septembers. Die Vermehrung geschieht durch Samen, doch kann man auch mehrere Arten durch Stecklinge vermehren, welche bei gehöriger Wartung in Zeit von drei bis vier Monaten sehr gut Wurzel schlagen. Der Same, den man aus Amerika kommen läßt, geht selten auf, weil er entweder unreif abgebrochen und eingepackt wird, oder schon zu lange gelegen hat. Er muß, gleich nach der Reife, mit den Schoten in ein Geschirr mit trockenem Sande eingepackt werden; geschieht solches nicht, so verliert er auf der Reise seine Kraft zum Aufgehen. Sobald man den Samen erhält, muß er ausgepackt, und wäre es auch beim einbrechenden Winter, und in Töpfe mit frischer und leichter Mistbeeterde gelegt werden, welche Töpfe man dann in ein altes Loh-Mistbeet eingräbt. Im Winter

verwahrt man die Pflanzen bis in März durch eine Decke vor Frost und starker Nässe. Hierauf setzt man sie in ein Mistbeet von mäßiger Wärme, und begießt sie dann und wann, jedoch nur sehr mäßig. Bei einer solchen Wartung werden die jungen Pflanzen im May erscheinen. Man gewöhnt nun die harten Arten nach und nach an die freie Luft; die zarten behandelt man wie die andern Glas- oder Treibhauspflanzen. — In Schriften sehe man noch nach: Bechstedt's vollständiges Niedersächsisches Land- und Gartenbuch, Th. 3. — Wildenows Berliner Baumzucht. — Du Roi harbk. Baumzucht, 1ste Aufl., Th. 1. — Dietrich's vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 2, 2te Aufl.

Trompetenblume (aufrechtwachsende), Bignonia stans, s. oben, S. 643.

— (filzige), Bignonia tomentosa, s. daselbst, S. 642 u. f.

— (fünfblättrige), Bignonia pentaphylla, s. das., S. 644.

— (gemeine), Karolinische Trompetenblume, Bignonia catalpa, s. das., S. 639 u. f.

— (hochrothe), kleine Karolinische, s. Trompetenblume (wurzelnde).

— (immergrüne), Bignonia sempervirens, s. oben, S. 642.

— (Karolinische), s. Trompetenblume (gemeine).

— (kreuzfaserige), Bignonia crucigera, s. oben, S. 644.

— (wurzelnde), hochrothe, kleine Karolinische Trompetenblume, Bignonia radicans, s. daselbst, S. 641.

Trompetenfest, bei den Juden. Dieses geschah zur Erinnerung des Jahrestages der Schöpfung. Es war

bis zu den Zeiten des Moses kein eigentliches Hebräisches Fest gewesen, nur durch Moses sollte es dazu erhoben werden. Es heißt in der Bibel (Moses, Buch 3, Kap. 23, V. 23—25): Und der Herr redete mit Moses, und sprach: Am ersten Tage des siebenten Monats sollt ihr den heiligen Sabbath des Blasens zum Gedächtniß halten, da ihr zusammen kommt. Da sollt ihr keine Dienstarbeit thun, und dem Herrn opfern. Der Dr. Gill bemerkt bei dieser Stelle: „Da das Fest der Trompeten auf den Neujahrstag fiel, so scheinen die damit verbundenen Feierlichkeiten bestimmt gewesen zu seyn, Freude und Dankbarkeit für die von Gott empfangenen Wohlthaten und Segnungen auszudrücken, und zwar um so mehr, weil zu dieser Zeit des Jahres sämmtliche Früchte der Erde, nicht bloß Gerste und Weizen, sondern auch Oliven und Trauben eingeerndtet waren. Mit dieser dankbaren Anerkennung vereinte man wahrscheinlich Gebete für die Zukunft. Ueberdies glaubten sowohl die Juden, als andere Völker, daß zu besagter Zeit des Jahres die Welt erschaffen worden sey, und dieses Blasen der Trompeten sollte das Jauchzen der Söhne Gottes, als die Erde gegründet war, versinnlichen. Hierzu kommt noch, daß der siebente Monat den Versöhnungstag und das Laubhüttenfest in sich schloß, welchen beiden das Fest der Trompeten gleichsam zur Einleitung dienen mochte, um das Volk darauf vorzubereiten, und die Gemüther zur Feier und Andacht zu stimmen." — Viele der frommen Juden feiern noch jetzt das Fest der Trompeten, und bringen nach ihrer Rückkehr aus der Synagoge, wo das Blasen der Trompeten Statt findet, den Rest des Tages mit religiösen Andachtsübungen zu. Der siebente Monat der Juden, in welchem das Fest der Trompeten gefeiert wird, entspricht unserm September, und galt damals als der erste Monat im Jahre,

zum Andenken an die Schöpfung der Welt. Die Trompete wird in der Synagoge von einem Rabbiner geblasen, und solches in der Versammlung der ganzen Gemeinde, wobei sich die Rabbiner, Aeltesten, Vorbeter und die Almosensammler befinden.

Trompetenfisch, die Trompete, Syngnathus acus, Franz. l'Aiguille de mer, eine Fischart, welche zu den Nadelfischen gehört; er wird auch Spitznadel genannt. Dieser Fisch führt den Namen Trompete, wegen seines außerordentlich langen und dünnen Körpers, welcher sieben Ecken und keine hervorspringende Höcker hat. In einigen neuen Werken der Zoologie findet man ihn unter dem Namen Meernadel angeführt; er ist braun, mit Messingglanz; die Afterflosse hat drei Strahlen. Seine Länge beträgt 9 Zoll bis 1 Fuß. Man findet ihn in der Ost- und Nordsee.

Trompetengeige, s. Trompete marine.

Trompetenkäfer, eine Art Raubkäfer; s. Raubkäfer, Th. 121, S. 19.

Trompetenkürbis, Cucurbita oblonga, flore albo, folio molli; Fr. Citrouille de la trompette; s. unter Kürbiß, Th. 56, S. 691. Die Kürbiskerne dieser Art werden in der ersten Woche des Mayes an die Gartenseiten in die Länge 4 Fuß von einander und ½ Zoll tief gelegt; sie gehen nach acht Tagen auf, und dauern drei Jahre. Wenn ein später Nachtfrost diese Kürbissaat zerstören sollte, so ist es nöthig, in der letzten Woche die Pflanzung zu wiederholen.

Trompetenmacher, s. oben, unter Trompete.

Trompetenschall, Trompetenton, der Schall oder Laut der geblasenen Trompete. Etwas bei Trompetenschall bekannt machen, im gemeinen Leben es austrompeten. Hier kommt die Trompete mit der Trommel überein, indem sie dazu dient, das Publikum, gewisser Bekanntmachungen wegen, besonders in

kleinen Städten, die kein öffentliches Tagesblatt besitzen, herbeizuziehen. So werden z. B. auch die Leute bei Kunstreitern und andern Equilibristen durch die Trompete herangezogen oder doch aufmerksam gemacht, daß von der Gesellschaft Vorstellungen an dem Tage, wo die Trompete sich hören läßt, gegeben werden; und so bei anderen Fällen mehr.

Trompetenschnecke, s. unter Schnecke (Trompeten-), Th. 147, S. 286. — Unter dem Namen Trompetenschnecke, Buccinum, bezeichnete man ehemals ein sehr zahlreiches Geschlecht, daß auch Kinkhorn genannt wird, welcher Name auch bei einigen neuern Conchyliologen geblieben ist. Dieses zahlreiche Geschlecht zeichnet sich dadurch aus, daß die Schale einfach gewunden, an der ersten Windung sehr bauchig, die Oeffnung meist eyrund und mit einer rinnenförmigen Spalte versehen ist, und die Spindel keine Falten hat. Das in dem Gehäuse wohnende Thier ist eine Schnecke mit zwei fadenförmigen Fühlhörnern, die an der äußeren Seite mit Augen besetzt sind. Es giebt unter diesen Thieren männliche und weibliche, welcher Unterschied sich schon an dem Gehäuse offenbart, indem das männliche Schneckenhaus weniger gewölbt und mit wenigeren Knoten besetzt ist, als das weibliche. Man theilte die bekannten Arten, die sich über 170 beliefen, in acht Familien, die auch schon unter Kinkhorn, Th. 37, S. 901 u. f., angeführt worden, nämlich in: 1) Schellenschnekken, 2) Sturmhauben, 3) Bezoarschnecken, 4) Schwielenschnecken, 5) Harfenschnecken, 6) glatte Kinkhörner, 7) eckige Kinkhörner und 8) Nadelschnecken. — Nach einer neueren Eintheilung der Bauchfüßer oder Schnecken, Gasteropoda, werden sie zur zweiten Familie: Kammkiemer, Ctenobranchia, und hier zu denen, deren Rand des Mantels in einen Kanal verlängert ist, ge-

zählt. Die Trompetenschnecke, Tritonum, bildet hier eine eigene Gattung, die sich unterscheidet: durch einen kurzen Schnabel, warzige Wülste, welche nie in einer bis zur Spitze des Gehäuses gehenden Reihe fortlaufen, sondern alterniren oder wechseln. Das Kinkhorn, Buccinum, bildet eine besondere Gattung, die sich dadurch unterscheidet, daß das Gehäuse ungenabelt, eyförmig, meist rauh, mit mäßig langem, spitzem Gewinde versehen ist. Die Spindel ist etwas gebogen und durch einen tiefen Ausschnitt vom Rande getrennt; der Kanal fehlt.

Trompetenschwamm, trompetenförmiger Becherpilz, Spongia aculeata, s. unter Schwamm, Th. 150, S. 114.

Trompetenstock, eine Benennung des Trompetenbaumes.

Trompetenthierchen, eine Art der Trichterpolypen, s. diese, unter Polyp, Th. 114, S. 748 u. f.

Trompetenton, s. Trompetenschall. — Um einen Trompetenton auf der Violine hervorzubringen, wird ein hölzerner Violinensteg, nach der Fig. 9264 verfertiget, und neben dem gewöhnlichen auf die Violine gesetzt, so daß derselbe nun einen Ton höher, als die Quinte und Quarte angiebt. Wenn man nun mit dem Bogen darauf streicht, so wird der Ton eben so schnarrend, wie ihn die Trompete macht. Auf eine andere Art kann man diesen Ton hervorbringen, wenn man die Quart- und die Quintsaite unter den Steg legt, und solche aufzieht, bis daß sich der Steg an der rechten Seite erhebt. Wenn nun nach Vorschrift der Noten, Fig. 9265, gespielt wird, so glaubt man das Schnarren der Trompete durch die Hand des Violinisten zu hören.

Trompetenvogel, Psophia, eine Vögelgattung oder Sippe, welche zu den Sumpfvögeln gezählt wird. Linné bringt diese Gattung in die vierte Ordnung

und unter die Sumpfvögel; er giebt ihr eine Stelle zwischen die Gattung der Schneideschnäbel und der Hohlschnäbel. Latham bringt sie unter die sogenannten Hausvögel, und setzt sie zwischen die Reb- und Waldhühner auf der einen und zwischen die Trappen auf der andern Seite. Blumenbach setzt sie ans Ende seiner achten Ordnung (Sumpfvögel) nach den Rallen; und auch Cuvier setzt sie unter die Sumpfvögel mit kurzem dicken Schnabel. — Die Geschlechtskennzeichen sind: ein mäßig langer kegelförmiger, etwas gewölbter Schnabel, dessen obere Kinnlade erhaben und länger ist; die offenen Nasenlöcher sind eyförmig und tiefliegend. Die am Ende gefranzte Zunge ist knorplich und platt; Hals und Füße oder Beine sind lang, und Letztere bis etwas über die Knie hinauf nackt, weshalb man auch diese Vögelgattung zu den Sumpfvögeln rechnet; die Füße sind vierzähig und gespalten; der Kopf ist fast nackt oder kahl; die Flügel haben keine Stacheln, und der Schwanz ist kurz und hat zwölf Federn. Man führt davon zwei Arten an:

1) Der goldbrüstige Trompetenvogel, der Agami, Mackukawa, das Knarrhuhn, Blähungshuhn, Knochenhuhn, die Karakara und der Trompeter, Psophia crepitans,; Fr. l'Agami. Dieser Vogel kommt an Größe dem Haushuhne gleich, wenigstens einem großen Bauerhuhne, aber sein Hals ist länger und so auch seine Beine. Das Gefieder ist in der Hauptfarbe schwarz oder dunkelgrau; der Schnabel hat eine matte gelblich grüne Farbe, mit einer dunklern Spitze, die bei Einigen ganz schwarz ist. Die Kopffedern sind kurz und flaumartig, daher der Kopf fast kahl aussieht; der Augenstern ist gelbbraun; die röthlichen Augenkreise sind kahl; die Federn am Vorderhalse und am obern Theile der Brust glänzend goldgrün mit blauem Wiederscheine in einem gewissen

Lichte; die Federn zwischen den Schultern rostroth, weiter herabwärts ins Hellaschfarbene spielend, und dabei locker und seidenartig. Die langen Schulterfedern hängen über den nur kurzen Schwanz herab. Die Beine sind grünlich und die Nägel schwarz. Bei einigen Exemplaren findet auf den Flügeln eine Mischung des Weißen mit der Hauptfarbe Statt. Das Vaterland dieses Vogels ist Südamerika: Brasilien, Guiana, Surinam ꝛc., wo man ihn in ganzen Herden antrifft, besonders im Amazonenlande in den Holzungen und Gebirgen, wo sie sich von Körnern, Früchten, Würmern und selbst von Fischen nähren. Besonders merkwürdig ist dieser Vogel wegen seiner Stimme, welche aus dem After zu kommen scheint, und auch von Vielen, die nicht genau genug den Ursprung des Tones beobachteten, von daher angegeben wurde; allein man überzeugte sich genauer davon, indem man sich auf die Erde legte, den Vogel an sich lockte, und ihn zu dem Geschrei aufmunterte, wo man denn gewahrte, daß er aus dem Schnabel kam, die Lungen ihn erzeugen, und die geringe Oeffnung des Schnabels ihn dumpf hörbar machen. Man bemerkte dabei, daß sich die Brust des Vogels wirklich bewegte, und er den Schnabel nur sehr wenig öffnete, um diesen Laut hervorzubringen, der wie eine Trompete klingt, wenn sie tief geblasen wird; denn die Töne sollen fast so klingen, als wenn Jemand mit verschlossenem Munde siebenmal nacheinander Tou! spräche, wobei die letzte dieser Sylben sehr lang nachgezogen wird, und allmählig tiefer im Tone sinkt. Auch soll diesen dumpfen Tönen öfters ein lautes wildes Geschrei vorangehen. Dieser Vogel läßt sich leicht zähmen, und geht dann mit den Hühnern, überhaupt dem Hofgeflügel auf den Höfen umher, wo man ihn mit Getreide, Brod kleine Fische und Fleisch unterhalten kann. Seine Verwandtschaft mit den Sumpf- und

Wasservögeln zeigt er durch seine Liebe zum Wasser. Daß dieser Vogel sich so leicht zähmen, selbst an ein anderes Klima, wie in Europa, gewöhnen läßt, ist um so mehr zu bewundern, da er in seiner Heimath in den Wäldern und in Gebirgen lebt, und nicht nach freien, noch weniger nach bewohnten Gegenden kommt. Man findet ihn in Herden an Morästen und Gewässern und auch auf Bergen, wo er sehr schnell läuft, dagegen ist sein Flug sehr schwer, und deshalb läuft er mehr, als er fliegt, selbst wenn er verfolgt wird. In der Begattungszeit oder Brütezeit legt das Weibchen zehn bis sechzehn blaugrüne Eyer, die an Größe die Hühnereyer übertreffen, in ein unter einem Baume aufgescharrtes Loch. Die Jungen lassen sich leicht zähmen und sind ihrem Pfleger sehr zugethan. Der gezähmte Vogel horcht auf die Stimme seines Herren, läßt sich aber nicht feindlich behandeln, sondern wehrt sich dagegen tapfer mit seinem Schnabel. Mittelmäßige Hunde, auch Katzen, verjagt er, und duldet sie nicht neben sich, sie müßten denn mit ihm aufgezogen und er an sie gewöhnt seyn. In Cayenne sieht man mehrere dieser Vögel zahm auf den Straßen umhergehen, welche die Vorübergehenden begleiten, und mit ihnen öfters spazieren gehen, ohne daß sie sich zurücktreiben lassen. Auch gehen sie außerhalb der Skadt auf dem Felde umher, und kehren immer wieder zur Wohnung zurück.. Man gewahrt hieraus, daß dieser Trompetenvogel gern in der Gesellschaft der Menschen sich aufhält, welches auch wohl daher kommt, daß diese Vögel in großer Gesellschaft zusammen leben. — Das Fleisch der Jungen schmeckt zwar gut, ist aber hart und trocken. Aus dem Felle schneidet man das glänzende Bruststück aus, bereitet es sorgfältig zu, und braucht es zum Schmucke.

2) Der gewellte Trompetenvogel, Psophia undulata, wird von Latham angeführt; er ist so groß

wie eine Gans, hat einen dunkelblauen Schnabel, und ist auf dem Oberleibe hellröthlichbraun und schwarz gewellt, beinahe wie der große Trappe. Die Federn am Hinterkopfe bilden einen herabhängenden Federbusch. Unter den Ohren entspringt ein schwarzer Saum, der an beiden Seiten des Halses herabläuft, dann breiter wird, und sich vorn am Halse erweitert. Hier sind die Federn sehr lang, und hängen herab, fast wie bei der Numidischen Henne die Brustfedern. Außer den Brustfedern ist der ganze Unterleib weiß; die Beine sind fast wie der Schnabel. Das Vaterland dieses Vogels ist das nördliche Afrika, vielleicht kommt er auch in andern Theilen dieses Welttheiles vor. — An Schriften sehe man nach: Lathams Uebersicht der Vögel durch Bechstein, Th. 2, S. 748. — Büffons Vögel, Bd. 5, S. 309, Bd. 13, S. 203. — Pallas, Naturgeschichte merkwürdiger Thiere, Th. 4, S. 5. — Fermin, Beschreibung von Surinam, Th. 2, S. 141. — Cuviers elementarischer Entwurf der Naturgeschichte der Thiere, aus dem Französischen übersetzt von Wiedemann, Bd. 1, S. 403.

Trompeter, derjenige Musiker, der die Trompete nach den Regeln der Kunst zu blasen versteht, und sie auch zu seinem Berufe erwählt hat; daher auch die Benennungen: Feldtrompeter, oder auch nur Trompeter schlechthin, der bei einem Reiterregimente steht; (auch gehört hierher der Stabstrompeter, welcher beim Stabe des Regimentes steht, oder zum Stabe gehört, und der Kapellmeister des Trompeterchors beim Regimente ist, die Märsche und andere Musikstücke im Beiseyn des Regimentsadjutanten einübt, die Signale zur Uebung blasen läßt, so wie alle Stücke, die im Dienste vorkommen); Hoftrompeter, der bei der Kapelle eines Fürsten steht; Stadttrompeter, der von dem Stadtthurme bläst, oder auch sonst in ei-

ner Stadt zum Ausblasen von gewöhnlichen Verkaufs= und anderen Gegenständen dient, und vom Magistrate besoldet wird. — Die Trompeter bei den Regimentern haben an der Montur und Kopfbedeckung gewisse Auszeichnungen. So z. B. bei der Preußischen Armee haben sie auf der Montur, auf beiden Seiten des Oberarmes, Schwalbennester, so genannt, weil sie die Form dieser Nester haben. Sie bestehen aus farbigem Tuche und haben goldene oder silberne Tressen nach den Knöpfen des Regiments, und die Kopfbedeckung hat rothe Federbüsche. Der Stabstrompeter hat als Auszeichnung einen Offiziersäbel mit silbernem Portepee; auch muß derselbe, wenn nicht selbst Komponist, doch Ordner von Musikstücken seyn, also Musikstücke von einem anderen Instrumente auf die Trompete zu übertragen verstehen, sie arrangiren. Der Hoftrompeter muß ein außgezeichneter Virtuose auf seinem Instrumente seyn, und sowohl ein Solo darauf blasen, als auch in Konzerten accompagniren können. S. auch oben, unter Trompete.

Trompeter (Aus=), ein Trompeter, welcher durch die Trompete gerichtliche oder andere Sachen bekannt macht; nämlich: daß Auktionen an dem Tage abgehalten werden, Versammlungen zu gewissen Zwekken Statt finden sollen ꝛc.; der Stadttrompeter. Auch wenn Kunstreiter, Equilibristen in kleinen Städten Vorstellungen geben wollen, und ihnen solches von dem Magistrate erlaubt wird, so reitet an dem Tage, wo solche Statt haben sollen, ein Trompeter in Galla durch die Straßen der Stadt, und stößt in die Trompete. — Figürlich wird auch ein jeder Neuigkeitskrämer, der das, was er gehört hat, schnell unter die Leute bringt, ein Austrompeter genannt. S. auch Trompetenschall.

Trompeter (Feld=), s. oben, unter Trompete und Trompeter.

—, eine Gebirgsart in Deutschland; so führt ein 1560 Fuß hoher Berg im Nassauischen den Namen Trompeter.

— (Hof=), s. oben, unter Trompete und Trompeter.

— (musikalischer), s. daselbst. Unter dieser Benennung versteht man einen Trompeter, der sein Instrument als Virtuose bläst, überhaupt eine musikalische Ausbildnng erhalten hat, Stücke für die Trompete komponirt und arrangirt.

— (Stabs=), s. oben, unter Trompete und Trompeter.

— (Stadt=), s. daselbst.

Trompetergang ein kleiner Gang vor einem Gebäude, oder auch um einen Thurm, von welchem die Trompeter bei gewissen Feierlichkeiten auf der Trompete blasen. An Höfen wurde von einem solchen Gange aus zur Tafel geblasen. An einem Hause ist es daher der Balkon, und an Thürmen die Gallerie um einen Thurm.

Trompeterschöppenstuhl, s. unter Trompete, S. 632 u. f.

Trompeterstückchen, ein jedes Stück, welches auf der Trompete geblasen werden kann. Ueberhaupt kurze musikalische Stücke, welche eigends für die Trompete gesetzt oder arrangirt worden.

Trompetervogel, Buceros Africanus, eine Art Nashornvogel, welcher in Afrika angetroffen wird, und ein ganz schwarzes Gefieder und die Größe eines Truthahnes hat. Da diese Vögelgattung schon unter Nashornvogel, Th. 101, S. 358 u. f., ist charakterisirt, und einige Arten davon beschrieben worden, so muß dahin verwiesen werden.

Trompeterzug, ein Nebenzug der Orgeln, um die Trompeterstimmen spielen zu lassen.

Trompeuse, Trompöse, ein Stück eines ehemaligen weiblichen Schmuckes.

Trona oder das **Urao**, ein kohlensaures Natron, aber mit weniger Wasser, als das gemeine Natron. Es kommt in nadelförmigen Krystallen und derben Massen von strahligem Gefüge vor, verwittert nicht an der Luft, und ist härter als Soda. Auch einige Aegyptische Natronseen enthalten die Trona, mit Kochsalz wechselnd; vorzüglich aber findet sie sich im Innern der Berberey, namentlich in der Provinz Sukina, und im Thale Lagumilla von Südamerika, und hier ebenfalls in Seen. Es scheint dieses Salz vorzugsweise das Nitrum der Alten gewesen zu seyn, und die Aegypter scheinen es zum Beizen der Leichen um sie zu Mumien vorzubereiten, gebraucht zu haben.

Trono. Tronk, ein Fränzösisches kleines Fahrzeug, mit einer Decke und einem viereckigen Segel.

Tropäen, s. **Trophäen**.

Tropaeolum, nach Linné, der Gattungsname der Indianischen oder Türkischen Kresse, s. unter Kresse, Th. 48, S. 636 u. f.

Trope, s. **Tropus**.

Tropf. 1, ohne Mehrzahl, auch der Tropfen, ein im Hochdeutschen veraltetes, und nur noch im Oberdeutschen übliches Wort, welches daselbst diejenige Krankheit bezeichnet, welche unter dem Namen des Schlages oder Schlagflusses am bekanntesten ist. Nach Frisch soll diese Krankheit von gewissen Tropfen, guttis, herrühren, die von dem Gehirne fallen; allein diese Ableitung ist, nach Adelung, falsch, obgleich das Italienische Gotta und mittlere Lateinische Gutta, der Schlagfluß, aus einer ähnlichen Mißdeutung entstanden zu seyn scheint. Es ist das Intensivum von treffen, schlagen, wie Schlag von schlagen abstammt. Im

Schwedischen ist Dryp gleichfalls ein Schlag. S. Treff und Treffen.

Tropf, 2, Mehrzahl die Tropfen, eine gleichsam mitleidige Benennung eines armen einfältigen Menschen, der sich in einer Verlegenheit weder zu rathen, noch zu helfen weiß. Einige führen Tropf als Schimpfnamen an, und bezeichnen damit einen liederlichen Menschen. Dieses könnte vielleicht in einigen Orten Statt haben; allein die erstere Bezeichnung ist wohl die richtigere; denn immer verbindet sich mit der Anwendung dieses Wortes auf ein Individuum ein gewisser Grad des Mitleides, mithin wäre der hier ausgesprochene Schimpf nur ein gutmüthig gemeinter, der dasjenige Fassungsvermögen eines Menschen betrifft, der bei jeder ihn berührenden Angelegenheit, gleich verblüfft dasteht, und nicht weiß, was er anfangen soll. Auch drückt sich dieser Seelen- oder Geisteszustand schon in den Mienen und Geberden, ja in der ganzen Körperhaltung und durch die Sprache aus. Man sagt: ein armer, ein elender Tropf. Gleich weint er mit, der arme Tropf (Weiße). — Im Oberdeutschen ist auch das weibliche Geschlecht Tröpfin üblich, welches aber im Hochdeutschen ungangbar ist. Die faule Tröpfin. — Nach Adelungs Anmerkungen zu diesem Worte in seinem großen kritischen Wörterbuche der hochdeutschen Mundart, sehen die meisten Wortforscher diese Bedeutung als eine Figur des vorigen Wortes an, und Frisch erklärt es sehr seltsam und gezwungen von einem Menschen, der sich eher nicht rührt, als bis er nach der Schwere, wie ein Tropfen abfällt. „So künstlich, sagt Adelung, pflegen die Erfinder der Sprachen das Vergleichungsmittel niemals aufzusuchen. Da indessen der Begriff, welchen man mit diesem Worte verbindet, noch nicht so ausgemacht ist, so läßt sich auch die Abstammung nur muthmaßlich bestimmen.

Ist es der Begriff der Faulheit, der Unbehülflichkeit, so kann es ein Intensivum von Traube seyn, so fern es überhaupt eine Masse bedeutet. Kloß, Klotz und andere ähnliche Wörter werden in ähnlichen Figuren gebraucht. Ist aber der Begriff eines leidenden, hülflosen, trübseligen Menschen, der herrschende, so scheint es zu trüben in betrüben, zu dem alten allemannischen thruwen, leiden, dulden, im Angels. throvian, wo auch Trowere, ein Märtyrer ist, zu gehören, von welchem es gleichfalls das Intensivum seyn würde." Im Böhmischen ist Traup, ein Narr, dropet, aber wenig.

Tropfbad, Gießbad, Embrocatio, Stillicidium, in der Arzneykunde, ein Bad, welches man von einer gewissen Höhe tropfenweise herabfallen läßt. Dieses Bad kann nun aus kaltem oder warmem Wasser bestehen, oder auch aus gewissen Abkochungen, z. B. von Kamillen, Fliederblüthen, ꝛc.; s. den Artikel Touchebad und Douchebad, Th. 186, S. 478 u. f.; unter Lähme, Th. 58, S. 837 u. f., und unter Lauchstädt, Th. 65, S. 774 u. f.

Tropfbernstein, Bernstein in Tropfen, oder in kleinen runden Stücken, welche den Tropfen nahe kommen. S. unter Bernstein, Th. 4, S. 243 u. f.; und unter Stein, Th. 181, S. 595 u. f.

Tropfbrunnen, s. Tropfquelle.

Tröpfelgradirung, auf Salzwerken, die Gradirung des Salzes durch lange hohe Dornwände, die in eigenen aus Balken aufgeführten Gebäuden (Gradirhäusern) emporgeschichtet sind, indem man das Salzwasser durch diese Wände heruntertröpfeln läßt. S. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132 und 133.

Tröpfeln, ein regelmäßiges Zeitwort, welches das Verkleinerungswort von dem Zeitworte tropfen ist, und, so wie dieses, in doppelter Gestalt gebraucht wird.

1) Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, in kleine Tropfen herunterfallen. Das Blut tröpfelt aus der Wunde. Es wird regnen, denn es tröpfelt schon. — 2) Als ein thätiges Zeitwort, in Gestalt kleiner Tropfen fallen lassen. Eine Arzney auf Zucker tröpfeln. Sie tröpfelte Hoffmannstropfen auf Zucker. Mit Fett betröpfeln. So auch das Tröpfeln. Im Niederf. druppeln, drüppeln, im Engl. dribble. Es ist das Intensivum von träufeln, wie tropfen von traufen. S. diese Wörter.

Tropfen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. 1) Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben. In Gestalt der Tropfen herabfallen, von flüssigen Körpern. Das Blut tropft aus der Wunde. Es wird regnen, denn es tropfet schon. Sprichw. Wenn es auf die Herren regnet, so tropft es auf die Knechte. Es wird auch nach einer gewöhnlichen Figur von dem Körper gesagt, von welchem der flüssige tropft. Die Dächer tropfen. Ihm tropft die Nase, oder die Nase tropft ihm. Die Reben tropfen. Die blutende Wunde tropft noch am geschossenen Wilde. Die Rinne tropft von dem zerschmelzenden Schnee. — 2) Als ein Activum oder thätiges Zeitwort, in Gestalt der Tropfen fallen lassen oder Tropfen fallen lassen. Arzney auf Zucker, in Wasser tropfen. Fett auf den Braten tropfen. Flüssigkeiten auf leidende Glieder des Körpers tropfen lassen; beim Tropfbade. So auch das Tropfen. — Bei dem Notker trophen, im Niedersächs. druppen, im Schwed. drypa, im Isländ. dropa, im Angels. drypan. Es ist, nach Adelung, das Intensivum von traufen und triefen, und mit denselben eine Onomatopöie des

Herabfallens eines Tropfens selbst. Mit andern intensiven Suffixis kommt bei dem Willeram trollezen, und in einigen Oberdeutschen Gegenden noch jetzt tropfnen für tropfen vor.

Tropfen, Diminut. Tröpfchen und Tröpflein, ein kleiner Theil eines flüssigen Körpers, welcher die Gestalt einer Kugel, öfters aber die einer Weinbeere annimmt, das heißt, etwas ins Ovale sich zieht. Alle flüssigen Körper zertheilen sich in Tropfen, oder bilden Tropfen, wenn sie sich an irgend einen Gegenstand anhängen und von demselben langsam abfallen, so bilden sie, ehe sie herab fallen, Tropfen; so z. B. von den Zweigen der Bäume, von Grashalmen ꝛc. Fallen diese Tropfen auf Gegenstände, die eine etwas rauhe Oberfläche haben, oder auch mit feinem zarten Staube bedeckt sind, so erhalten sie sich, wie z. B. auf Kohlblättern, oder auf mit dem Samen des Bärlapp (Semen Lycopodii) bestreueten Körpern, weil hier das Zusammenhängen mit einem andern Körper verhindert wird, wird aber das Blatt abgewischt, oder der Staub herabgefegt, so zerfließt der Tropfen, weil er dann mit dem Blatte oder dem Körper, worauf er gefallen ist, inniger zusammenhängt, als seine Theile unter sich zusammenhängen. Woher die Rundung des Tropfens kommt, oder dessen Zusammenhalten zu einem runden Körper, darüber sind die Meinungen der Naturforscher lange getheilt gewesen; denn Einige wollten sie von dem Drucke der Luft, die jeden Körper umgiebt, Andere von dem Zusammenhange der Theilchen zu einander, und von der Anziehung herleiten, und diese Letztern haben das Feld behalten. Die kugelförmige Gestalt ist auch, nach der Erfahrung, die vortheilhafteste zum Zusammenhalten der Theile, indem sich in solcher die Punkte einander am wenigsten berühren, und auch auf allen Seiten gleich viel Materie angetroffen wird. Man hat auch mit Wasser und

Queckſilber mehrere Verſuche dieſerhalb angeſtellt. Bringt man zum Beiſpiel einen Tropfen Queckſilber auf eine Glasſcheibe, oder einen Waſſertropfen auf eine Talgſcheibe, ſo wird ſowohl der Queckſilbertropfen, als der Waſſertropfen rund bleiben, und Erſterer ſich nicht an die Glasſcheibe, ſo wie Letzterer ſich nicht an die Talgſcheibe anhängen. Man darf aber hieraus nicht den Schluß machen, daß ſich zwiſchen dem Queckſilber und Glaſe, ſo wie zwiſchen dem Waſſer und Talge, keine Zuſammenhangskraft befinde, ja ſich ſogar eine zurückſtoßende Kraft offenbare; denn das Benetzen des feſten Körpers geſchieht bloß deshalb in dieſen Fällen nicht, weil die Theile der Flüſſigkeit mit einander mehr zuſammenhängen, als mit den Theilen des feſten Körpers; folglich können ſie auch nicht durch ihren Zuſammenhang mit feſten Körpern aus dem ſtärkern Zuſammenhange ihrer eigenen Theile untereinander gebracht werden; denn hat gleich das Glas, wie das Fett, etwas Abſtoßendes gegen die genannten Körper, ſo trägt es doch nichts zu der Kugelgeſtalt derſelben bei; denn jeder Tropfen könnte eben ſo leicht zerfließen, wenn er ſich auch nicht mit der Maſſe vermiſcht, auf der er ſich bewegt, und hier einen Widerſtand findet. Wenn ein Waſſertropfen nicht auf einem mit Fett beſtrichenen Holze zerfließt, ſo wenig ein Queckſilbertropfen auf Glas, Stein oder Holz, ſo rührt dieſes von dem innigen Zuſammenhange ihrer Theile her, die eine ſtärkere Anziehung zu einander haben, als zu der Materie, worauf ſie ſich bewegen. Daſſelbe iſt der Fall mit dem ſchon oben angeführten Samen des Bärlapp, auch Hexenmehl genannt; denn man beſtreuete ein Brett ganz mit dieſem Mehle, und brachte einen Tropfen Waſſer darauf; er zerfloß nicht, behielt ſeine runde Geſtalt, ohne das Brett zu benetzen, und lief darauf hin und her, wie eine feſte Kugel. So bleiben Waſſertropfen, die

man auf Schreibpapier vermittelst der Fahne einer Federspule bringt, stehen, ohne sich zu zertheilen; ja wenn man die mit Wasser benetzte Fahne der Feder darauf ausschlägt, so bilden sich darauf mehrere kleine Tropfen, gleich Perlen, und dieses Alles vermöge ihres innigern Zusammenhanges zu sich selbst, als zu dem Papiere, worauf sie gebracht worden, und dann auch wegen der Abstoßungsfähigkeit der entgegengesetzten Masse ꝛc. — Thautropfen, wenn sich die Feuchtigkeit des Thaues in kleine Kugeln auf den Gewächsen vereiniget. Ein Tropfen Wasser, Wein, Oel. Es regnet große Tropfen. — Figürlich braucht man dieses Wort, 1. eine sehr geringe Quantität eines flüssigen Körpers zu bezeichnen. Ich habe heute noch keinen Tropfen getrunken, noch gar nichts getrunken. Es ist kein gesunder Tropfen Blut in ihm; auch es ist kein Tropfen Blut in ihm, wenn Jemand eine blasse Gesichtsfarbe hat, oder am Obertheile des Körpers ganz kalt ist. Ein Tröpfchen Wein trinken, ein wenig. — Die Tropfen im Plural oder in der Mehrzahl bezeichnen nicht nur eine flüssige Arzney, sondern auch Liqueure oder gebrannte Wasser führen diesen Namen, wenigstens mehrere derselben; wahrscheinlich, weil man sie früher auch tropfenweise, wie eine Arzney, einnahm. Daher Tropfen einnehmen, Magentropfen, Brusttropfen, Lebenstropfen ꝛc. — Man giebt gewöhnlich allen flüssigen Arzneyen, die zum innerlichen Gebrauche in geringen Dosen oder tropfenweise verordnet werden, überhaupt den Namen der Tropfen, daher begreift derselbe nicht bloß die Tinkturen, Essenzen und Elixire, sondern auch die Spiritus ꝛc., die der Arzt tropfenweise einzunehmen befiehlt, und daher haben auch einige Liqueure und Branntweine den Namen der Tropfen erhalten, wie z. B. bittere Magentropfen, Kurfürstliche

Magentropfen ꝛc., weil sie nur in Spitzgläschen, gleichsam tropfenweise, zur Stärkung des Magens, genommen, also nicht wie andere Liqueure und Branntweine getrunken werden. Man zeichnet in der Arzneykunde jedoch einige Flüssigkeiten aus, die man vorzugsweise Tropfen nennt, z. B. Hoffmannstropfen (Liquor anodynus mineralis Hoffmanni), deren Bereitung unter Naphtha, Th. 101, S. 229 u. f. angeführt worden; s. auch Schwefeläther, Th. 150, S. 574, und schmerzstillender Liquor, Th. 146, S. 711 u. f., wo noch einige Bereitungsarten dieser Tropfen vorkommen; de la Mottische Tropfen, s. unter Schwefeläther, Th. 150, S. 575 u. f., und unter Tinktur, Th. 185, S. 55 u. f.; Rabels Tropfen, aus Vitriolöl oder Schwefelsäure und Weingeist bestehend; s. Rabel's Liqueur oder Wasser, Th. 120, S. 226 u. f.; Hallers saure Tropfen, Elixir Vitrioli acidum Halleri, s. daselbst, S. 227. Der Leibmedikus Zimmermann hat diese Tropfen zu Anfange der 1770ger Jahre in den Apotheken Hannovers eingeführt, und sich bei dem Gebrauche derselben in seiner Praxis immer des besten Erfolges zu versprechen gehabt, besonders bei Nervenübeln des zweiten Geschlechts. Er gab in Wasser zwölf, funfzehn, auch mehrere Tropfen Schwefelsäure (Vitriolöl), mit gleichen Theilen Alkohol gehörig vermischt, zweimal am Tage. Dieses Mittel mußte anhaltend gebraucht, und dabei viele Bewegung gemacht werden. Die Kur glückte bei mehreren Frauenzimmern, sowohl bei Matronen, als jungen Mädchen, auch insbesondere in der Schwermuth. Bei einer äußerst empfindsamen Dame, welche die schrecklichsten Kopfschmerzen litt, auch bei andern Frauenzimmern aus der untersten Klasse des Volkes, wurden diese durch den Gebrauch dieser Tropfen gehoben. „Man hat diese Tropfen, sagt ein Schriftstel-

ler, sehr verläumdet; es ist wahr, sie können Löcher in die Manschetten fressen, aber gewiß keine in den Magen." — Auch die Dippelschen Tropfen bestehen aus einem Theile Schwefelsäure, und sechs bis acht Theilen Weingeist, welcher mit Safran oder Scharlachkörnern gefärbt worden. Diese Tropfen werden nicht nur in Gicht und Verstopfung der Monatszeit, sondern auch als ein fäulnißwidriges, kühlendes, harn- und griestreibendes Mittel empfohlen; s. auch Th. 120, S. 227. Magentropfen, s. unter Magenarzney, Th. 82, S. 225. In so weit die Tinkturen, Essenzen und Elixire in der Medizin tropfenweise zu nehmen vorgeschrieben worden, kann man auch diese hierher zählen. S. den Art. Tinktur, Th. 185, S. 46 u. f. Hierher kann man nun auch noch verschiedene destillirte oder gebrannte Wasser zählen, die auch mit dem Namen Tropfen belegt worden sind, weil sie arzneyliche Eigenschaften besitzen, und in gewissen Krankheiten als Heil- oder Präservativmittel dienen sollen. Hier einige dieser Tropfen und deren Bereitungsart. — Bittere Tropfen von der stärksten Art. Man nehme vier Hände voll Wermuthsknospen, zehn Hände voll Tausendgüldenkraut; Kardobenedikten, Lachenknoblauch und Fieberklee, von jedem zwei Hände voll; acht Loth Enzianwurzel, zwei Loth Angelika und zwölf Loth bittere Pomeranzen. Die Kräuter werden zerhackt, und die übrigen Ingredienzien zerstoßen, und so in zehn bis zwölf Quart Spiritus vier bis fünf Wochen lang geweicht; dann durchfiltrirt, sieben bis acht Quart Spiritus nachgegossen, und mit acht Quart reinen kalten Brunnenwassers gestellt. Will man nun diesen Tropfen eine schöne rothe Farbe geben, so mische man unter obige Ingredienzien vor der Digerirung ein Pfund Blaubeeren oder Besinge. Diese Tropfen bleiben ohne Zuckerzusatz, und werden nur

bei Uebelkeiten, Koliken, und selbst im Fieber, mit Nutzen empfohlen, wobei man andere Getränke nachtrinken kann. — Bittere Tropfen oder Lübbensche Magenessenz. Man nehme Wermuth, Tausendgüldenkraut, Kardobenediktenkraut, Lachenknoblauch, Wasserklee, von jedem fünf Hände voll, sechs Loth Enzianwurzel, sechs Loth Fieberrinde, sechs Loth Angelika, fünf Loth Pomeranzenschalen und vier Loth Citronenschalen; Alles zerhackt und zerstoßen, in zehn bis eilf Quart Spiritus geweicht, drei Wochen digeriren lassen, durchgeseihet, und zwanzig Quart Spiritus zugegossen, gut untereinander geschüttelt, und bis zur Lieblichkeit gesüßt, welches mit einer Auflösung von Zucker in Wasser geschieht. Das Verhältniß des Zuckers zum Wasser ist auf zwei Pfund Zukker drei Quart Wasser, und des Zuckerwassers zum Spiritus, der hier abgezogen worden, ein halbes Quart Zuckerwasser zu einem Quarte Spiritus. Sie haben den Namen von der Stadt Lübben im Regierungsbezirke Frankfurt an der Oder, wo sie zuerst bereitet wurden. — Wermuthstropfen. In eine Phiole thue man sechzehn Loth klein zerschnittenen grünen Wermuth, das heißt, nur die obersten Spitzen davon, acht Loth kleine unreife Pomeranzen, vier Loth Kalmus, zwei Loth Gewürznelken, zwei Loth Zimmetblüte, und ein halbes Loth Macisnüsse; zerschneide und zerstoße Alles, gieße vier Maaß Spiritus vini darauf, setze die Phiole in eine Sandkapelle, und lasse sie in Digestion vierundzwanzig Stunden stehen. Man lasse nun das Ganze durch ein flanellenes Colatorium laufen, setze dann sechs Pfund braunen Farin (Zucker), in vier Maaß Wasser aufgelöset, hinzu, und lasse es sich gehörig mischen. Diese Tropfen werden spitzgläschenweise getrunken. — Magensilbertropfen. Man nehme Enzian, Teufelsabbiß, Angelika, Galgantwurzel, von jedem zwei Loth; Zittwer, Kalmus,

von jedem ein Loth; Alles klein zerschnitten und zerhackt, vier Wochen in Spiritus geweicht, mit zwölf Quart Spiritus destillirt, und, nach der Schärfe des Spiritus, vier Quart kaltes Brunnenwasser hinzugethan. Von diesen unversüßten Tropfen giebt man alten Personen vierundzwanzig bis dreißig Tropfen in Branntwein, Kindern aber nur zwölf Tropfen auf Zucker; sie sind gegen Fieber und sonstige kränkliche Anfälle sehr gut. — Magentropfen. Man nehme zwei Loth Kalmuswurzel, ein Loth Galgant, ein Loth Veilchenwurzel, zwei Loth Krausemünze, zwei Loth Wermuth, vier Loth Wachholderbeeren, zwei Loth Fenchelsamen, acht Loth grüne Pomeranzen, zwei Loth Macisnüsse, zwei Loth Gewürznelken, zwei Loth Zimmetblüte, und eine Hand voll Salz. Alles wird zerschnitten und zerstoßen, in eine Blase gethan, sechs Maaß des stärksten Spiritus (Spiritus vini rectificatissimus s. dephlegmatissimus), und zwei Maaß Wasser darauf gegossen, und abgezogen. Der abgezogene Spiritus wird mit zwei Pfund Zucker, der in einem Maaße Rosenwasser, einem halben Maaße Drangen-, und in anderthalb Maaßen Quellwasser aufgelöset worden, vermischt, und dann filtrirt. Diese Tropfen werden spitzgläschenweise getrunken, und sind ein gutes Magenmittel. — Grunewaldsche Tropfen. Man nehme zwölf Loth trockene kleine Pomeranzen, vier Loth dünn ausgeschnittene trockene Pomeranzenschalen, ein Loth Gewürznelken, zwei Loth Kardobenediktenkraut, ein Loth Galgantwurzel, ein Loth Ingber oder Ingwer, ein Loth Enzianwurzel, ein halbes Loth weißen Pfeffer, und ein Loth Cascarille. Diese Species werden zerschnitten und zerstoßen in eine gläserne Glocke gethan, welche vier Quart und darüber Flüssigkeit faßt, und darauf zwei Quart Spiritus vini gegossen. Man läßt das Ganze nun vier Wochen lang digeriren, welches an der Sonne

oder auf einer warmen Stelle des Herdes geschehen kann, wobei es öfters geschüttelt werden muß, damit die Digerirung durch den Spiritus um so besser geschehen könne. Nach der bestimmten Zeit wird der Spiritus in eine andere Glocke durch ein flanellenes Colatorium abgegossen, noch zwei Quart frischen Spiritus, und ein Loth Hoffmannstropfen dazu gethan, und ein Paar Tage an der Sonne oder auf einer warmen Stelle des Herdes stehen gelassen; hierauf gieße man anderthalb Quart Zuckerwasser dazu. Man koche nämlich zwei Pfund Zucker mit anderthalb Quart Wasser, und thue von diesem abgekochten Zuckerwasser, nachdem es durchgegossen worden, anderthalb Quart zu dem abgeklärten Spiritus. Diese Tropfen dienen den Magen zu erwärmen, und auch bei feuchtem Wetter gegen rheumatische Uebel ꝛc.

In der Conchylienkunde führen mehrere Conchylien den Namen Tropfen; so einige Porzellanen (Cypraea), z. B. das Weltauge, Cypraea stercoraria, wird auch der Wassertropfen genannt, so auch mehrere Abänderungen der Tieger-Porzellane (Tigris); s. unter Porzellane, Th. 115, S. 572 und 577 u. f.; dann eine Art Voluten (Voluta), wie z. B. die blauen Tropfen und die schwarzblauen Tropfen mit violetter Mündung.

Tropfen (balsamische), nicht nur Tropfen, welche eine den Balsamen gleichende Eigenschaft haben, sondern auch die Balsame selbst, welche tropfenweise zu nehmen vorgeschrieben werden, wie der Peruvianische und der Copaivbalsam. Die balsamischen Tropfen kommen in den Apotheken vor, werden in denselben bereitet, und dienen als Arzney oder Magen stärkende Elixire; s. unter Balsam (künstlicher), Th. 3, S. 468 u. f.

Tropfen (Bestuscheff'sche Nerven=), s. unter Schwefeläther, Th. 150, S. 575.

— (bittere), s. oben, S. 665 u. f.

— (blaue), eine Conchylie, s. das., S. 668.

— (Bluts=), s. das., S. 663.

— (Brust=), Brustelixir. Man nehme ein Quentchen Benzoeblumen, eben so viel Mohnsaft, zwei Skrupel Kampher, und ein halbes Quentchen Anisöl, gieße darauf zwei Pfund von gereinigtem Weingeiste (Spiritus vini rectificat.), lasse ihn vier Tage lang in einem verschlossenen Gefäße bei gelinder Wärme darüber stehen, und seihe ihn durch. Ein sehr gutes Mittel in Brustkrämpfen, das in jedem Lothe beinahe ein Gran Mohnsaft enthält. — Anistropfen. Man nehme Aland, Citronenschalen und Süßholz, von jedem zwei Loth; drei Loth Fenchel, und vier Loth Anis, zerschneide und zerkleinere Alles, und lasse es vierzehn Tage lang mit zwei Quart Spiritus digeriren; dann ziehe man den Spiritus in eine andere große Flasche (Glocke) ab, gieße sechs Quart frischen Spiritus dazu, und destillire es noch vier und zwanzig Stunden im Sandbade. Man koche nun sechs Pfund feinen Zukker mit neun Pfund Wasser, seihe es durch, und mische es zu dem Spiritus; dann noch vier Pfund kaltes Wasser. Diese Tropfen werden spitzgläschenweise getrunken, und sind ein gutes Lösungsmittel des Schleimes von der Brust, wenn man sie langsam herunterschlürft. — Auf eine andere Art, wie sie in Chemnitz fabricirt werden. Man nehme weißen Andorn, Isop, Salbey und Majoran, von jedem eine Hand voll; Kruzianwurzel, Alandwurzel und Huflattigwurzel, von jeder eine halbe Hand voll; Engelsüß, Violenwurzel, Süßholz, Wachholderbeeren, Lorbeeren, rothe Brustbeeren, dergleichen schwarze, präparirte Meerzwiebeln, Römischen Nesselsamen und Basilien=

samen, von jedem eine halbe Hand voll; Fenchelsamen, Datteln und Feigen, von jedem drei Loth; süße Mandeln und Zimmet, von jedem ein Loth; Kardamom, Nelken, von jedem ein halbes Loth; weißen Zucker, viertehalb Loth. Dieses Alles wird klein zerschnitten, gehackt und zerstampft; dann drei Wochen, wie gewöhnlich, geweicht, und mit sechzig Quart Spiritus destillirt; hierauf nach dem vorigen Verhältnisse mit Zucker versüßt, und mit kaltem Wasser gestellt. Die Behandlungsart im Fabriciren ist, wie bei dem vorhergehenden angeführt worden; so auch der Gebrauch. — Danziger Brusttropfen. Nimm vier Loth Isop, acht Loth Engelsüß, acht Loth Fenchel, acht Loth Anis, sechs Loth Coriander, eine Hand voll Salz, vier Maaß Spiritus vini, und ein Maaß Wasser, und lasse dieses Alles im Sandbade destilliren; dann wird es mit drei Pfund in vier Maaß Wasser aufgelösetem Zucker versüßt, mit dem abgezogenen Spiritus vermischt, und filtrirt.

Tropfen (Churfürstliche Magen=), ein Liqueur, welcher einen angenehmen bittern Geschmack hat, und zur Erwärmung des Magens dient; daher gleichsam nur tropfenweise aus Spitzgläschen getrunken oder genossen wird.

— , in der Conchylienkunde, s. oben, unter Tropfen, S. 668.

— (Dippelsche), s. daselbst, S. 665.

— (Grunewaldsche), s. das., S. 667.

— (Hallersche saure), s. das., S. 664.

— (Hoffmanns=), s. daselbst.

— (Lebens=), Lebenselixir, Magentropfen, von erwärmender, ja erhitzender Eigenschaft, die zur Verlängerung des Lebens dienen sollen. Sowohl Paracelsus, als Cagliostro, haben dergleichen Lebenstropfen oder Lebenselixire erfunden, und damit

zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregt; allein die Wirkungen dieses Mittels sind eher lebensverkürzend, als lebensverlängernd; denn beide Erfinder der Lebenstropfen oder Elixire haben ihr Alter nicht hoch gebracht; Ersterer starb im funfzigsten Jahre seines Alters, und der Letztere im zweiundfunfzigsten im Gefängnisse zu St. Leo im Kirchenstaate; mithin haben die Erfinder dieser Tropfen es durch die eigene Kürze ihres Lebens bewiesen, daß ihre Erfindung kein Verlängerungsmittel des Lebens ist. Diese Tropfen sollen ein den Hoffmannstropfen ähnlicher Liquor seyn. S. auch unter Leben, Th. 66, S. 785.

Tropfen (Lübbensche bittere), s. oben, unter Tropfen, S. 666.

— (Magen-), s. daselbst, S. 663, 665 und 666.

— (Magensilber-), s. das., S. 666.

— (de la Mottische), s. das., S. 664.

— (Nerven-), s. Tropfen (Bechtuscheff'sche Nerven-).

— (Nabels-), s. oben, unter Tropfen, S. 664.

— (Reben-), s. daselbst, S. 663.

— (Regen-), s. daselbst.

— (saure), s. das., S. 664.

— (schmerzstillende), s. daselbst.

— (schwarzblaue), s. das., S. 668.

—, in der Sprachkunst, s. das., S. 661.

— (Thau-), s. das., S. 663.

— (Ward's), Ward's weiße Tropfen, D. Ward's white drops, welche aus den Krystallen bestehen, die aus der Auflösung von vier Unzen Quecksilber in sechzehn Unzen eines sehr starken, höchst reinen, und durch sieben Unzen von flüchtigem Alkali in eine Art von flüssigem salpetrichten Ammoniakalsalze verwandelten Scheidewassers, nach geschehener Erhitzung, durch Abkühlen im Keller erhalten werden, wenn man näm-

lich ein Pfund von denselben in drei Pfund Rosenwasser auflöset.

Tropfen (Wasser-), s. oben, unter Tropfen, S. 662.

— (weiße), s. Tropfen (Hoffmanns-), und Ward's weiße, oben, im Register.

— (Wermuths-), s. oben, unter Tropfen, S. 666.

Tropfendattel, eine Conchylie, die zu den Voluten gezählt wird; s. oben, S. 668.

Tropfenschwamm, Tropfenschwämme, Hydrophori, s. unter Schwamm, Th. 150, S. 98.

Tropfgläser, Vexiergläser, s. Th. 18, S. 762 u. f.

Tropfhahn, in den Salzwerken, auf den Gradirwerken, ein Hahn mit seinem Tropfzapfen in dem Tropftroge, aus welchem die Soole, welche gradirt werden soll, abtröpfelt; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132 und 133.

Tropfkasten, Tropftrog, in den Salzsiedereyen, der Behälter, Sumpf, oder vielmehr Kasten, der auf der obersten Gradirwand in einem Gradirwerke steht, mit Hähnen und mit Rinnen, die Einschnitte haben, versehen ist, aus denen die von den Pumpen oder Saugwerken hinaufgebrachte Soole abtröpfelt, und durch die Wand des Gradirwerks in den obern Sumpf fällt, welcher zugleich der Tropfkasten für die untere Wand ist, und deshalb gleichfalls Rinnen vor sich hat. S. auch unter Salz und Salzsiederey, Th. 132 und 133.

Tropfkraut, s. Engelsüß, Th. 11, S. 13 und 14.

Tropfnase, ein Stichelwort, womit man Jemanden bezeichnet, dessen Nase immerwährend tropft, aus welcher immer Wasser rinnt, besonders eine Schnupfta-

backsnase, von der braune Tropfen, gleich dem Kaffeewasser an Farbe, herabfallen.

Tropfpfanne, im Hüttenwerke, eine von Blech verfertigte Pfanne, die bei einer neuen Zimpfanne, um solche zu probiren, untergesetzt wird. Es ist ein längliches Viereck, an dem einen Ende mit einem hohlen aufgebogenen Schwanze, und rundherum mit einem 2 Zoll hohen Rande versehen.

Tropfpunkt, Coccinella guttatopunctata, eine Art Marienkäfer, dessen Flügeldecken mit tropfenartigen Punkten besetzt sind.

Tropfquelle, eine Quelle, welche tropfenweise rinnt, wie es z. B. mehrere Quellen der Art in England giebt, die zugleich die Gegenstände, die das Wasser berührt, mit einer steinernen Rinde umziehen oder incrustiren, indem das Wasser aufgelösete Kalk- oder Gypstheile enthält. Eine der merkwürdigsten Quellen von dieser Beschaffenheit ist in England die Tropfquelle zu Knäresborough (Marktflecken in Yorkshire, neun Meilen von Harwood). Sie entspringt am Fuße eines Kalksteinfelsens, in geringer Entfernung von den Ufern des Flusses Nid, läuft etwa 60 Fuß weit, dann theilt und verbreitet sie sich über den Gipfel des Felsens, von welchem sie an 30 bis 40 Stellen in einen zu diesem Zwecke gemachten Kanal fällt. Jeder Tropfen giebt einen musikalischen Ton, was, den Vermuthungen nach, daher rühren soll, daß der Felsen oben ungefähr 15 Fuß weiter hervorragt, und eine Höhlung bildet. Dieser Felsen, der ungefähr 30 Fuß hoch, 48 Fuß lang, und zwischen 30 bis 50 Fuß breit ist, trennte sich im Jahre 1704 von dem Felsenlager durch eine 5 bis 9 Fuß breite Kluft, über welche das Wasser jetzt durch eine für diesen Zweck errichtete Wasserleitung geführt wird. Er ist mit Immergrün und allerlei Gesträuchen bewachsen, was sehr viel zur Ver-

schönerung dieses reizenden Naturspiels beiträgt. Dieser Quell wird auch Tropfbrunnen (dropping-well) genannt. Vogelnester und dergleichen Gegenstände, in das ausgehöhlte Becken gelegt, versteinern sehr bald, oder vielmehr es zieht sich eine steinartige Kruste durch das herabtröpfelnde Wasser herum.

Tropfrinnen, welche sich in den Gradirhäusern auf Salzwerken in dem Gradirtroge oder Kasten in ziemlicher Anzahl eine neben der andern befinden, und in ihrem Boden viele kleine Löcher oder Ritzen haben, wodurch die Soole, die in den Kasten oder Trog gelassen worden, durch diese Löcher zwischen die Dornen tröpfelt. S. Tropfkasten und Tropftrog.

Tropfschwefel, Schwefeltropfen, im Hüttenbaue, derjenige Schwefel, welcher bei dem Rösten des Bleyerzes am Roste zusammentropft, verderbt Tripschwefel, Triebschwefel.

Tropfstein, Wallstein, Kalksinter, faseriger Kalk, Stalactit, Stalagmit, Stalactites, Stalagmites, Stiria fossilis, Stiria lapidea; Fr. Stalactite; s. unter Stein, Th. 171, S. 577 u. f. Den Namen Tropfstein hat er daher erhalten, weil ihn das in einzelnen Tropfen herabtröpfelnde Wasser gleichsam erzeugt, und da dieses Wasser durch die Ritzen der Felsen hindurchdringt oder sintert, und dabei noch viele Kalktheilchen enthält, so wird er Sinter und von Lesser Steinsinter genannt, von den neueren Mineralogen Kalksinter. Der Name Wallstein, den schon von Boodt als ein bekannter Deutscher Name angeführt wird, weiset darauf hin, daß er sich auch in alten Mauern, wie die Wälle an den Festungen sind, zu bilden pflegt. Die Namen Stalactit und Stalagmit kommen von dem Griechischen Worte σταλαω, ich tröpfle oder träufle, her, also ein Stein, der sich tropfenweise erzeugt, ein Tropfstein. Die andern Benennungen erklären sich

von selbst, indem sie von seinen Bestandtheilen genommen worden. Der Tropfstein kommt auch unter dem Namen Rindenstein vor, weil er sich auch wie eine Rinde anzulegen pflegt. Der Unterschied, den man in früheren Schriften unter Stalactiten und Stalagmiten findet, nämlich, daß die Ersteren die Gestalt eines Zapfens, die Letzteren aber eine runde Gestalt annehmen, ist unwesentlich; auch wußten die Alten davon nichts; denn Plinius berichtet (Hist. natur. Lib. 34, Cap. 32) als eine bekannte Sache, daß diejenigen Körper, die wie Eiszapfen gebildet wären, Stalagmia genannt würden. Die neueren Mineralogen haben diesen Unterschied auch von keiner Erheblichkeit gefunden, indem der Tropfstein sich nach der Beschaffenheit des Ortes bilde, und daher diese oder jene Gestalt annehmen könne, ohne dadurch aufzuhören, dasselbe Gebilde in Beziehung auf seinen Gehalt zu seyn, es ist immer Kalksinter; denn in den Höhlen, worin sich der Tropfstein bildet, sind die Figuren größer bei häufigeren Tropfen, die herabfallen, dagegen kleiner, wo sie nur sparsam fallen. Die Entstehung der Tropfsteine ist folgende: In Gegenden, wo über unterirdischen Klüften und Höhlen Kalkflöße oder große Lagen von kalkartigen Erden und Steinen liegen, wo sich das Regenwasser und andere Flüssigkeiten von oben in den Erdboden einziehen und auf die Kalkflöße kommen, werden von diesen mehr oder weniger aufgelöset, und diese mit Kalktheilen geschwängerten Auflösungen dringen dann, vermöge ihrer Schwere, durch die Spalten, Ritzen und andere Oeffnungen der Kalklager, bis sie die Decken der darunter befindlichen Höhlen erreichen. Hier hängen sie sich in Gestalt der Tropfen an, welche, wenn sie durch den ferneren Zufluß vermehrt werden, von Zeit zu Zeit herabtröpfeln oder auch an den Wänden der Höhlen herabfließen. Das Wasser, den Luftzügen in

den Höhlen ausgesetzt, verdunstet nun allmählig, und die aufgelöseten Kalktheilchen bleiben zurück, und verhärten zu einer Art von sehr festem Steine, der sich an dem Boden und an den Wänden der Höhlen in tausend verschiedenen Gestalten nach und nach gerade so ansetzt, wie Eiszapfen an den Dächern gebildet und vergrößert werden. An Stellen, wo das Durchsintern dieses mit Kalktheilen geschwängerten Wassers sehr stark ist, und solches häufig auf den Boden herabtröpfelt, bilden sich in kurzer Zeit große Säulen und Pfeiler von dem Boden der Höhle bis zur Decke derselben, die diese gleichsam zu stützen scheinen; dann bilden sich auch andere Formen, die mit Menschen, Thieren und anderen Kunstgebilden eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit haben, und wobei die Einbildungskraft, wie sich ein Schriftsteller sehr richtig ausdrückt, das Fehlende ersetzt, welches in den schon Th. 171, S. 578, angeführten Höhlen der Fall ist, besonders aber in der berühmten Baumannshöhle, und noch mehr in der bewunderungswürdigen Tropfsteinhöhle bei Slains in Nordschottland, in welcher die Säulen und Figuren, die der Sinter gebildet hat, einen erstaunenswürdigen Anblick darbieten. — Man kann die kalkartige Natur des Tropfsteins sehr leicht daran erkennen, wenn man Scheidewasser oder Salpetersäure darauf tröpfelt, wodurch sehr bald ein Aufbrausen entsteht, woran sich die angeführte Natur zeigt. Nach Bergmann enthält derselbe in 100 Theilen 64 Theile Kalkerde, 34 Theile Kohlensäure und 2 Theile Wasser. Wenn man Holztheile, Knochen oder andere feste Körper in ein mit Kalktheilen geschwängertes Wasser legt, so setzen sich Letztere bald daran an und incrustiren diese Körper, wie solches auch schon oben, unter Tropfquelle, angeführt worden. Wenn man Kalkwasser (Aqua calcis vivae) macht, so gewahrt man, wie sich der Kalk nach und nach auf der

Oberfläche des Wassers als eine Haut ansammelt, und hernach, wenn diese Haut geborsten ist, als ein blättriger Bodensatz niederfällt. Dieses dauert zwar lange, aber geht gut von Statten, wenn gleich das Kalkwasser filtrirt worden ist. Wie sich dieses nun hier künstlich hervorgebracht zeigt, eben so verfährt gewiß auch die Natur bei ihrem Bilden. Auch in künstlichen Höhlen und Grotten findet man, wenn ihre Decke aus Steinen besteht, wovon das Regenwasser einige Theile auflösen und mit sich fortführen kann, sehr oft Tropfstein, der hier eben so entsteht, wie in natürlichen Höhlen. — Auch der Filtrirstein und ein daraus bereitetes Gefäß, das Wasser zum Trinken dadurch zu filtriren, wird in einigen Gegenden Tropfstein genannt. — Ein Mehreres über den Tropfstein und diejenigen Höhlen, in denen er gefunden wird, findet man in Schröters vollständiger Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Steine und Versteinerungen (Altenburg, 1776), Th. 2, S. 75 u. f. Bei den neueren Mineralogen findet man diesen Stein unter Kalksinter.

Tropfsteinarten, die verschiedenen Bildungsarten des Tropfsteins, wie sie oben, unter Tropfstein, erwähnt worden.

Tropfsteinartiger Stein, s. unter Stein, Th. 171, S. 281.

Tropfsteinhöhlen, Höhlen, in welchen sich der Tropfstein durch das Herabsintern des mit Kalk geschwängerten Regenwassers erzeugt. Es giebt eine Menge dergleichen Höhlen, die durch den Tropfstein berühmt geworden sind, wie die Baumannshöhle auf dem Unterharze im Blankenburgischen, die Höhlen im Bayreuthischen, die Schwarzfeldische Höhle auf dem Unterharze, die Höhlen im Herzogthume Krain; einige Höhlen in Frankreich, z. B. auf dem Montmartre bei Paris, zu St. Germain bei Lion, zu Burjols, Be-

sançon, de Val ꝛc. ꝛc., in Schottland die Höhle bei Schlains ꝛc.

Tropfstrog, in den Salzwerken, ein Trog in den Gradirhäusern, aus welchem die Soole auf die Dornwände tropft; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132 und 133, und Tropfkasten.

Tropfvitriol, Fr. Vitriol vierge, der in den Berggebäuden herabtröpfelnde, und wenn das Wasser davon abgelaufen ist, nach und nach sich wie Eiszapfen ansetzende Vitriol (schwefelsaures Eisen), der auch gewachsener Vitriol genannt wird; s. unter Vitriol, in V.

Tropfwasser, Wasser, welches in Tropfen herabrinnt, oder vielmehr in einzelnen Tropfen herabsintert; dann auch diejenigen Wassertropfen, welche mit Kalk geschwängert, in den unterirdischen oder Felsenhöhlen Figuren bilden; s. Tropfstein.

Tropfwein, Wein, welcher aus dem Hahne oder Zapfen eines Fasses tropft: Leckwein, in einigen Gegenden Ausbruch, in Oesterreich Spänwein; s. unter Wein, in W.

Tropfwurz, eine Benennung der knolligen Spirstaude, Spiraea Filipendula, s. Th. 159, S. 142, Nr. 5.

Tropfzapfen, in den Salzwerken, der Zapfen in dem Tropfhahne, durch welchen das Soolwasser auf den Gradirwerken aus dem Tropftroge tröpfelt.

Tropfzinn, im Hüttenwerke, sehr reines Zinn, welches aus dem Zinnerz auf den Brennörtern tröpfelt, und von Einigen als gediegenes Zinn ausgegeben wird; s. unter Zinn, in Z.

Trophäe, Trophäen, Tropäen, Siegeszeichen, Tropaeum, s. Siegeszeichen, Th. 154, S. 86 und 87. Man hat verschiedene Trophäen, welche auch schon an dem oben angeführten Orte benannt worden sind, nämlich Kriegstrophäen, wozu auch die

Seetrophäen gehören, Trophäen der Wissenschaften und freien Künste, Trophäen der Religion, Maurerische ꝛc., welche sinnbildlich angedeutet werden, das heißt, theils durch die dabei gebräuchlichen Instrumente und Werkzeuge, theils auch durch reine Sinnbilder; es sind gleichsam Verherrlichungszeichen und Repräsentanten der religiösen und profanen ausübenden Wissenschaften und Künste. So wird die Religion oder Theologie verherrlicht und vertreten: durch die Bibel, das Kreuz, das Taufbecken und den Kelch. Die Rechtswissenschaft: durch Wage, Schwert und Codex oder Gesetzbuch; die Medizin: durch Schlangenstab, Kräuterbuch und Stundenglas; die Philosophie: durch Globus, Himmelskarte und Meßstab; die Handelswissenschaft: durch den Caduceus oder Merkuriusstab, Anker und Waarenballen; die Landwirthschaft: durch Pflug, Säemaschine und Sichel; die Kriegskunst zu Lande: durch Standarten, Fahnen, Kanonen, Gewehre, Säbel, Helme, Küraſſe, Trommeln, Trompeten ꝛc.; zu Wasser, auch die Schifffahrt: durch Schiffschnäbel, Kompaß, Flaggen, Kanonen, Seekarte; die Musik: durch Trompeten, Posaunen, Pauken, Harfen, Geigen, Flöten, Waldhörner und ein aufgeschlagenes Notenbuch; die Malerey: durch Staffeley, Palette, Malstock und Pinsel; die Bildhauerey: durch Zirkel, Meissel, Knüppel ꝛc.; die Baukunst: durch Meßstock, Zirkel, Bauriß ꝛc.; die Freimaurerey: durch eine sich in einen Kreis windende Schlange, Winkelmaaß, Zirkel ꝛc. Auch die Regierungskunst, Staatskunst, wird durch Scepter, Schwert, Krone, Reichsapfel ꝛc. repräsentirt. So können überhaupt alle Gewerbe durch die Werkzeuge, womit die

Arbeiter ihre Arbeit verrichten, ihr Werk gleichsam krönen, indem es dadurch vollendet wurde, verherrlicht werden, so z. B. die Buchdruckerkunst: durch Druckballen, Druckform und ein gedrucktes Buch; die Schmiedekunst: durch Amboß, Hammer und Zange; die Tischlerey: durch Zollstock, Hobel, Säge und Stämmeisen ꝛc. Man gewahrt hieraus, daß auch jedes Gewerk seine Attribute hat, also symbolisch durch Zeichen, die aus dem Gewerbe genommen worden, dargestellt werden kann. — Im engeren Verstande versteht man unter Trophäen nur die bei einem Siege in einem Feldzuge eroberten Kriegsgeräthschaften, besonders Waffen, die man auch, als besondere Ehrenzeichen, großen Helden an ihren Bildsäulen zum Zeichen ihrer Siege aus Marmor aufrichten, oder sie in Basreliefs an dem Fußgestelle darstellen läßt; auch auf den Gräbern, den Epitaphien. Es sind hier also Zeichen zur Verherrlichung der Thaten eines Helden; aber auch zugleich Zeichen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, in welcher er sie erworben hat, gleichsam das Handwerkzeug, womit die Siege ausgeführt wurden; und in diesem Sinne rührt die Erweiterung des Verstandes Trophäen her, so daß sie nicht allein beim Militair vorkommen, sondern auch in allen Wissenschaften und Künsten des Friedens durch die darauf Bezug habenden Sinnbilder, wie sie oben angeführt worden. Dem ausgezeichneten Richter, Arzte, Philosophen ꝛc. werden die Trophäen seiner Wissenschaft, Kunst ꝛc. an seiner Büste oder auf seinem Grabhügel errichtet, die ihm die Verherrlichung nach seinem Wirken gewähren, wie dem Helden die seinigen; auch sie siegten, und die Sinnbilder ihrer Wissenschaft und Kunst sind ihre Trophäen, wodurch sie sich den Ruhm erwarben. Als Trophäen betrachtet, sind es nicht bloß Zeichen, welche die Wissenschaft, Kunst, überhaupt das Gewerbe be-

zeichnen sollen, sondern es sind Sieges- oder Verherrlichungszeichen, welche die Größe des Mannes andeuten, dessen Fußgestell oder dessen Epitaphium sie zieren, da nur ausgezeichneten Männern Denkmale errichtet werden. S. auch den Artikel Sinnbild, Th. 154, S. 452 u. f., und den Artikel Symbol, Th. 178, S. 549 u. f. — In geschichtlicher Hinsicht, in Beziehung auf die Kriegstrophäen, als Zusatz zu dem oben, Th. 154, angeführten Artikel, errichteten schon die Römer, und vor ihnen die Griechen, zur Ehre der auf den Schlachtfeldern Gebliebenen Denkmale des Sieges. Sie hingen nämlich an einem abgestutzten Eichbaume Schilder, Pfeile, Bogen ꝛc. auf, und um denselben machten sie ein Gestell von Küraſſen, Helmen und anderen den Feinden abgenommenen Zeichen des Sieges. Diese Art der Verherrlichung des Sieges blieb bei den neuern Völkern fast ganz ohne Beispiel; denn man stellte die bei einem Siege oder vielmehr bei der Beendigung eines siegreich geführten Krieges eroberten Waffen in den Zeughäusern auf, und die eroberten Fahnen und Standarten in den Garnison- oder Militairkirchen, weil sie hier durch ihren Anblick die Siege gleichsam bei den Kriegern erneuerten. Nur ein Beispiel der Errichtung von zwei Waffenthürmen, als Ehrenpforte, geschah in Preußen in der Haupt- und Residenzstadt Berlin beim Einzuge des Monarchen Friedrich Wilhelms des Dritten, als derselbe im Jahre 1814, nach der glücklichen Beendigung des Befreiungskampfes von Deutschland, von Paris und London am 5. July unvermuthet nach Berlin zurückgekehrt war. Die Feier dieser Rückkehr, wozu diese Thürme errichtet worden, geschah jedoch erst am 7. August. Beide runde Trophäenthürme standen zu beiden Seiten der Brücke am Opernhause, waren 75 Fuß hoch, und mit Waffen aller Art: Küraſſen, Helmen ꝛc., verziert, die rund herum daran

befestiget waren, so daß beide Thürme von unten bis oben von eroberten Waffen, die in dem Befreiungskriege von dem Feinde geführt worden, glänzten. Auf jedem dieser Thürme stand eine kolossale Siegesgöttin. Diese Thürme wurden nach dem Feste des Einzuges wieder abgebrochen, und die Trophäen in das Zeughaus gebracht. — Die Trophäen der Griechen und Römer sind nun späterhin als Zierrathen von den Künstlern benutzt worden. Die Baumeister brachten sie an schicklichen Gebäuden an, z. B. an den Stadtthoren, Zeughäusern, Wachhäusern, Schlössern der Könige und Fürsten, Pallästen großer Generale, Ehrenpforten, Epitaphien ꝛc. Sie werden theils wie Statuen aus Marmor und anderen Steinen, namentlich Sandsteinen, ausgehauen, und des bessern Ansehens halber auf Postamente gesetzt, theils in Giebelfeldern, und auch an andern Stellen der Gebäude als Basreliefs verfertiget. Sowohl wegen der vielerlei Arten alter, als neuer Kriegsinstrumente, als wegen der verschiedenen Verbindungen und Zusammensezzungen derselben, kann man in die Zusammenstellung dieser Trophäen unendlich viele Abwechselungen bringen. Sie kommen aber darin größtentheils überein, daß in der Mitte ein starker Pfahl oder eine Keule vorgestellt wird, der mit einem Harnisch bekleidet, und oben mit einem Helme bedeckt ist; vor ihm liegen einige kreuzweis übereinander gelegte Kanonen, Flinten, Säbel, alte Mauerbrecher ꝛc. ꝛc., hinter ihm ragen kreuzweis in die Erde gesteckte Fahnen, Standarten, Römische Adler, Hellebarden, Morgensterne ꝛc. hervor, und die leeren Plätze auf dem Boden werden mit Mörsern, Bomben, Kugeln, Pauken, Trommeln ꝛc. ausgefüllt. Zuweilen findet man auch einige mit Ketten gefesselte nackte Personen oder Gefangene dabei angebracht, welches jedoch in neuerer Zeit nicht mehr geschieht, so wie

auch die Gruppirungen größtentheils mit den neuen Waffen, Bekleidungsgegenständen ꝛc. geschehen, die man im Gebrauche findet, wozu jetzt Gewehre, Büchsen, Karabiner, Pistolen, Kanonen, Säbel, Degen, Pallasche, Lanzen, Küraſſe, Helme, Patrontaschen, Säbeltaschen, Orden, Fahnen, Standarten, Trommeln, Trompeten ꝛc. ꝛc. gehören, wie man dergleichen Verzierungen mit Trophäen jährlich in den Festsälen, worin die Freiwilligen und die Landwehrmänner aus dem Befreiungskriege von 1813 — 15 in Preußen das Andenken dieser Begebenheit feiern, findet, und worin sich in Berlin in schöner oder geschmackvoller Gruppirung der Siegeszeichen der Hoftapezierer Hiltl auszeichnet.

Trophis, Trophis, eine Pflanzengattung, welche in die vierte Ordnung der zweiundzwanzigsten Klasse (Dioecia Tetrandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: Die Geschlechter sind getrennt; die männliche Blume hat keinen Kelch, sondern eine vierblütige Krone und vier Staubfäden; der weiblichen Blüte fehlt der Kelch und die Krone. Der Fruchtknoten trägt einen zweitheiligen Griffel, und hinterläßt eine einsamige Beere.

1) Die Amerikanische Trophis, das Ochsenhorn, Trophis Americana Linn., Engl. Red-fruited Bucephalon; Franz. Trophise d'Amerique. Diese Art wächst im südlichen Amerika, vornehmlich auf der Insel Jamaika ꝛc., an sonnigen trocknen Orten. Die Zweige sind dornenlos, die Blätter stehen wechselsweise auf sehr langen Stielen, sind glatt, länglich eyförigm, ganzrandig. Die Blumen bilden längliche, seitenständige Büschel. Die männlichen Blumen haben eine vierblättrige Krone und vier zarte Staubfäden, welche länger sind, als die Kronenblätter. Die weiblichen Blüten liefern

rundliche einsamige rauche Beeren. Eine Varietät trägt eyförmige, langgespitzte Blätter, und einzelne seitenständige Blumenähren. Sie verlangt einen Stand im Treibhause, wenigstens in der zweiten Abtheilung desselben.

2) Die scharfblättrige Trophis, Trophis aspera. Retz. obs. 5, p. 30. Dieser in Ostindien in den Wäldern und Vorhölzern wachsende Baum hat runde braune unbewehrte Aeste. Die Blätter stehen wechselweise auf kurzen Stielen, sind umgekehrt eyförmig oder ovalrund, mehr länglich, langgespitzt, ungleich stumpfsägezähnig, auf beiden Seiten scharf, unten geadert, 2 Zoll und darüber lang. Die männlichen Blumen bilden kugelrunde, gestielte Köpfchen, welche einzeln in den Blattwinkeln und an den Seiten entspringen, und aus sechs bis acht Blümchen bestehen. Sie haben vier eyförmige, ausgehöhlte stumpfe Kronblätter, und vier längere fadenförmige Staubfäden, mit eyrunden gefurchten Antheren gekrönt. Die weiblichen Blumen, welche zu 2—3 in den Blattwinkeln entspringen, sind bei dieser Art mit zwei langen bleibenden Kelchblättchen und vier eyrundlichen bleibenden Kronblättern versehen. Der eyförmige Fruchtknoten trägt einen zweitheiligen Griffel, und hinterläßt eine pomeranzenfarbige einsamige Beere. Der Same ist kugelrund, von der Größe einer Erbse. — Außer diesen beiden beschriebenen Arten, giebt es noch zwei Arten: die lorbeerblättrige Trophis, Trophis laurifolia. Humb. et Bonpl. Engl. Laurel-leav'd Trophis, welche in Südamerika, vornämlich in Quito, wächst, und die dornige Trophis, Trophis spinosa Roxb., welche in Ostindien zu Hause gehört. Da nun alle diese Trophisarten in warmen Ländern einheimisch sind, so verlangen sie eine Stelle in den Treibhäusern der Gärten Deutsch-

lands. Die dritte Art soll mit Durchwinterung im Glashause vorlieb nehmen. Sie lieben eine gute Erde, z. B. Dammerde von verfaulten Vegetabilien mit etwas lehmigem Erdreiche und Sande gemischt. Den Samen legt man in Blumentöpfe ringsum am Rande derselben in lockere Erde, und senkt die Töpfe dann bis an den Rand in ein Lohbeet, befeuchtet es gehörig, und so lange der Same im Keime begriffen ist, hält man sie im Schatten. (Dietrichs vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 10, und Nachtrag dazu, Th. 9.)

Trophis (Amerikanische), **Trophis Americana Linn.**, s. oben, S. 683.

— (dornige), **Trophis spinosa Roxb.**, s. daselbst, S. 684.

— (lorbeerblättrige), **Trophis laurifolia, Humb. et Bonpl.**, s. daselbst.

— (scharfblättrige), **Trophis aspera Retz**, s. daselbst.

Tropici, tropische Kreise, Wendezirkel oder Wendekreise, Sonnenwendezirkel, werden die zwei Zirkel oder Kreise genannt, welche mit dem Aequator in einer Entfernung von 23 Graden und 30 Minuten parallel um die Erdkugel laufen. Der obere, zwischen dem Aequator und dem Nordpole, heißt der Wendezirkel des Krebses (Tropicus cancri), oder der Sonnenwendekreis, der untere zwischen dem Aequator und dem Südpole, der Wendezirkel des Steinbocks (Tropicus capricorni), oder der Winterwendekreis. — Tropici heißen auch diejenigen Theologen, welche in den Einsetzungsworten der Sakramente einen Tropus suchten, und Alles figürlich erklärten.

Tropiker, s. den folgenden Artikel.

Tropikvogel, Tropiker, **Phaëton**, Fr. le Paille-

en-queue, eine Gattung der Vögel, welchen zu den Schwimmvögeln gehört, und zwischen den Anhingas und Tauchern, oder, nach Blumenbach, zwischen jenen und den Sturmvögeln stehen. Es sind drei Arten von diesen Vögeln bekannt. Sie haben einen dünnen, spitzigen wagerecht plattgedrückten, leicht gezahnten Schnabel; die Nasenlöcher sind offen. Die vier Zehe sind durch eine Schwimmhaut verbunden. Ihre sehr langen Flügel kreuzen sich über dem Schwanze, welcher keilförmig ist, und dessen beiden mittelsten Steuerfedern schmal und so lang sind, als der ganze Körper, so daß sie von weitem nur wie Strohhalme aussehen. Sie haben die Größe einer Taube und ein weißes Gefieder. Diese Vögel haben die Aufmerksamkeit der Schiffer daher erregt, weil sie, mit wenigen Ausnahmen, sich nur innerhalb der Wendekreise aufhalten und ihnen folglich den Eintritt in den heißen Erdgürtel anzeigen, und deshalb haben sie auch den Namen Tropikvögel erhalten. Sie nisten auf den einsamen Inseln des Weltmeeres. Der merkwürdigste Vogel dieser Gattung ist der gemeine Tropikvogel Phaëton Aethereus, den man gewöhnlich den fliegenden Phaëton, den Tropiker, die Tropikente, und die weiße Spielart davon die Erdgürtelmeve oder Tropikmeve nennt. Die Größe dieses Vogels reicht noch nicht an die unserer gemeinen wilden Ente; denn er mißt in seiner ganzen Länge bis zum Ende der langen Schwanzfedern nur 2 Fuß und 10 Zoll. Der Schnabel ist etwas über 2 Zoll lang und roth; Kopf, Hals und Unterleib sind weiß; an der Wurzel der oberen Kinnlade entsteht ein schwarzer Streif, der sich um den oberen Theil des Auges krümmt. Rücken, Steiß und Schulterfedern sind weiß; einige derselben schwarz in der Quere gezeichnet. Die großen Schwungfedern sind schwarz mit weißen Rän-

dern; die Seiten über den Schenkeln schwarz oder dunkelbraun und weiß melirt. Von den vierzehn Schwanzfedern sind die beiden mittelsten über 20 Zoll lang, weiß, auf ein Viertel von der Wurzel an aber schwarz, und in eine Spitze auslaufend; von den übrigen zwölf, die völlig weiß aussehen, messen die längsten nur 5½ Zoll. Die Beine sind dunkelgelb, und die Nägel schwarz. Man findet ihn, wie schon oben bemerkt worden, innerhalb des Wendekreises am häufigsten, allein er beschränkt sich nicht bloß darauf, sondern überschreitet auch denselben, obgleich Förster ihn auf seinen Reisen nie über den 28sten Grad der Breite nord- und südwärts hinaus gesehen haben will. Andere Naturforscher und Seemänner fanden diese Vögel, jedoch nicht gewöhnlich, unter dem 32sten, 38sten, 40sten, ja einmal sogar über den 47sten Grad nördlicher Breite herauf. Man hält dieses für Verirrungen und Streifzüge; denn alle Seeleute kommen darin überein, daß sie sich am häufigsten innerhalb der Wendekreise aufhalten, und ihnen anzeigen, daß sie sich in den tropischen Gegenden befinden. Man trifft sie hier, nicht wie man sonst glaubte, acht bis zehn Meilen, sondern weit vom Lande entfernt auf dem unermeßlichen Oceane an, und daher sind sie auch keine sicheren Anzeiger oder Vorboten des Landes. Den Namen Phaëton haben sie daher erhalten, weil sie sich hoch in die Luft erheben, und gleichsam dem Auge entschwinden; sie fliegen aber auch niedriger und streichen in Gesellschaft der Fregattenvögel, Tölpel und anderer Wasservögel aus dem Geschlechte der Pelikane dicht über das Meer hin, um die aus dem Wasser gejagten fliegenden Fische zu erhaschen. Bei stillem Wetter lassen sie sich auch auf das Wasser nieder, und ruhen gleichsam darauf aus, oder schwimmen; auch setzen sie sich, wie der Tölpel, auf den Rücken großer Schildkröten, und las-

sen sich von denselben tragen. Hier soll man sie leicht lebendig fangen können. Im Südmeere findet man den gemeinen Tropikvogel an verschiedenen Küsten, auf Bäumen, z. B. bei der Osterinsel, bei St. Helena, St. Mauritius, Otahiti, Neuholland, am häufigsten, aber auf der Palmerstoninsel, wo man sie mit den Fregattenvögeln in solcher Menge fand, daß sie die Bäume belasteten; dabei waren sie so zahm, daß man sie mit der Hand greifen konnte. In den Wäldern sollen sie auf der Erde brüten. Die Südseeinsulaner benutzen die Schwanzfedern des gemeinen Tropikvogels zum Schmucke, und machen daraus auch Kleidungsstücke. An den Trauerkleidern der Otahiter waren sie ein wesentliches Stück. Das Fleisch wird nicht gegessen oder doch nur im Nothfalle von den Seeleuten. Lathams Uebersicht der Vögel, Bd. 3, S. 527. Büffons Vögel, Bd. 31, S. 110 u. f.

Tropisch, s. unter Tropus.

Tropp, s. Trupp.

Troppo, Ital., in der Musik, sehr, zu sehr; non troppo, nicht zu sehr; Allegro, non troppo, hurtig, aber nicht zu sehr.

Tropus, Trope, in der Rhetorik oder Redekunst, wenn man Worte in einer anderen Bedeutung gebraucht, als die sie eigentlich haben, gleichsam damit etwas bildlich vorstellt; daher auch tropisch, figürlich oder bildlich, verblümt. — Tropus, in der Mehrzahl Tropi, heißen bei den Herrenhutern die äußeren angeerbten Konfessionen, bei welchen man bleiben kann, wenn man ein Mitglied der Unität oder Vereinigung dieser Brüdergemeine wird. Diese schreibt keine neue Konfession oder gar Religion vor, sondern dringt nur auf gewisse, meist praktische Punkte, wie sie es nennt, worin Alle harmoniren müssen, denen an

ihrer Seligkeit gelegen ist; denn Jeder, der ein Mitglied der Unität werden will, wird bloß genau in Absicht seiner Gesinnungen und des Zweckes, der ihn zu diesem Schritte führt, geprüft, und dann wird über ihn gelosset, ob er aufgenommen werden soll. Fällt nun das Loos wider ihn aus, so kann er nicht in die Gemeine eintreten. Die Unität hat drei tropos paedias: 1) die eigentlichen Mitglieder der alten Brüderkirche, die Altmährischen, welche sie die älteste unter den protestantischen oder evangelischen Konfessionen nennen; 2) die Lutheraner, 3) die Reformirten. Sie nehmen aber auch Mennoniten, Separatisten ꝛc. auf. Die Herrenhuter nennen sich selbst die evangelische Brüderunität Augsburgischer Konfession. Einen Römisch-katholischen Tropus haben sie nicht. Es werden jedesmal Brüder zur Administration des Lutherischen und des Reformirten Tropus gewählt, und solches in ihren Synoden. Ihr Titel ist: Praesides und Administratores Troporum.

Troque, Troquiren, bei den Kaufleuten im Waarenhandel, Tausch, Tauschen, Waaren gegen Waaren umsetzen.

Trossen, im Bergwerke, sich unter der Schicht von der Arbeit heimlich wegschleichen.

Troß, im Kriege, das schwere Gepäck einer Armee, und die dazu gehörigen Personen und das Vieh, als Stallleute, Packknechte, Viehtreiber, Wäscherinnen, Marketender und Marketenderinnen, Pferde, Rindvieh, Hunde ꝛc. — Das Wort Troß bedeutet eigentlich in Hinsicht der Sprache, und hier nach Adelung: eine Menge, einen Haufen mehrerer Dinge, es seyn nun Sachen oder Personen; daher war Drosse ehemals ein Haufen, im Schwedi-

schen noch jetzt Drosse. Im Holländischen bedeutet Tross ein Bündel, ein Pack. In einigen Gegenden ist Trieste, ein Haufen Getreides, welches an anderen Orten ein Feimen heißt. Im Hochdeutschen wird dieses Wort, wie schon oben angeführt worden, nur noch von dem schweren Gepäcke der Armee und den dazu gehörigen Personen ꝛc. gebraucht. Sich bei dem Trosse aufhalten; dem Trosse folgen. Auch in dieser Bedeutung kommt es im Deutschen nur noch selten vor, indem man dafür die Wörter Bagage und Gepäck gebraucht, welche aber das Wort Troß nicht erschöpfen, indem sich jene Wörter nur auf die leblosen Gegenstände beziehen, dieses aber mit auf die lebendigen oder belebten. Es ist zwar wahr, daß man dem Worte Troß auch etwas Verächtliches zugeschoben hat, indem sich bei dem Trosse einer Armee oft auch die feigsten Personen eines Kriegesheeres aufhalten, und daher nimmt man es wohl in diesem Verstande von einem Gefolge unnützer, liederlicher Leute, Marodeurs, die sich bloß dem Trosse beigesellen, um hinter der Armee zu plündern, die auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen Soldaten zu berauben ꝛc.; allein in diesem Verstande genommen, bezieht sich das Wort nicht auf das Allgemeine, sondern nur auf Einzelnheiten, die im Trosse vorkommen, und deshalb, daß bei dem Trosse einer Armee sich auch die genannten Individuen einfinden, kann man doch das Wort, welches das Ganze umschließt, also das einer Armee Nothwendige und Nützliche, nicht verdammen. Genug das Wort sagt mehr als Bagage und Gepäck, und deshalb verdient es wohl bei der Armee erhalten zu werden, weil es das Gute und Böse einschließt, also beides dadurch ausgedrückt wird, was im Gefolge einer jeden Armee ist. In einigen Gegenden

ist der Troßwagen, auch ein Bagagewagen, und das Troßpferd, ein Packpferd; auch der Troßbube, der Packknecht, kommt vor. Opitz gebraucht es individuell auch von einem verächtlichen feigen Menschen: Jetzt setzt ein kahler Troß, der in dem Vortheil liegt, den besten Helden ab. In diesem Verstande ist es im Hochdeutschen unbekannt. In einigen Deutschen Provinzen hat man auch das Zeitwort trossen, packen, auftrossen, auffacken, Fr. trousser. Der Begriff der Größe, der Menge, ist der Stammbegriff. — Da unter B, Bagage nicht abgehandelt worden, und unter Gepäck, Th. 17, dieselbe auf Pack verwiesen worden, unter welchem Artikel, Th. 106, die Bagage beim Militair auch weiter nicht berührt worden, so wird hier noch Einiges darüber nöthig zu sagen seyn. Der Troß oder die Bagage ist ein nothwendiges Erforderniß der Armee, wenn sie ins Feld rückt; allein ein zu großer hindert die schnellen Bewegungen der Armee, indem sie dadurch um so schwerfälliger wird, je mehr Wagen ꝛc. sie hinter sich her führt. Dieses hat die Erfahrung, der frühere Troß bei den Armeen, bewiesen, und besonders bei einigen, die damit übermäßig beladen waren, wie in dem siebenjährigen Kriege die Französische, die immer eine Menge von im Felde nutzlosem Trosse bei sich führte, z. B. Kammerdiener, Lakeyen, Köche, Friseure, Maitressen, Komödianten, Papageyen, ganze Kisten von wohlriechenden Wassern und Pomaden, eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Schlafröcke, Sonnen- und Regenschirme ꝛc., wie z. B. bei der Ueberrumpelung der Franzosen in Gotha und bei der Schlacht von Roßbach dergleichen Troß den Preußen zahlreich in die Hände fiel. So z. B. schickte der General Seydlitz bei der Erstern den galanten Troß, ohne

Lösegeld den Franzosen zurück, überließ aber seinen Husaren die Toilettenbeute. Ein solcher Troß kann der Armee nur hinderlich seyn, und besonders nach einer verlorenen Schlacht, indem er die dadurch schon herrschende Verwirrung noch vergrößert, und das wieder Sammeln der Truppen hindert. Die Franzosen haben dieses auch in ihren späteren Feldzügen zur Zeit der Republik und des Kaiserreiches eingesehen, und den nutzlosen Troß ganz abgeschafft, so wie dieses auch bei allen anderen Armeen geschehen ist. So trägt jetzt bei der Infanterie fast in allen Armeen, vom Feldwebel abwärts, ein Jeder sein Gepäck in einem Tornister auf dem Rükken, der Kavallerist hat das Seinige in dem Mantelsacke hinter sich auf dem Pferde. Die Bagage der Officiere darf nur eine gewisse Anzahl von Pfunden betragen, und wird theils auf einigen Packpferden, theils auf einem Bagagewagen, der für das Bataillon bestimmt ist, fortgebracht. Auf dem Officier-Equipagenwagen eines Bataillons bei der Preußischen Armee, dürfen für jeden Officier, ohne Unterschied des Ranges, höchstens 60 Pfund Gepäck in Mantelsäcken fortgeschafft werden, eben so für jeden Feldwebel 20 Pfund an nöthigen Listen und Büchern, und dann das Handwerkszeug des Büchsenmachers. Auf dem Packpferde der Kompagnie werden die Mäntel und das Kochgeschirr derselben fortgeschafft, eben so die Kompagniegelder, wo die Kompagnie detachirt ist. Der Montirungswagen des Bataillons führt pro Kompagnie 30 Paar Schuhe, 10 Montirungen, 10 Krankendecken und Flickmaterial, so wie das Handwerkszeug für die Schneider und Schuhmacher der Kompagnie. Keine Kompagnie darf über 200 Pfund Last auf den Wagen bringen. Die Bagagewagen sind theils eigends dazu erbauet, theils sind es auch gewöhn-

liche Leiterwagen, welche dazu aufgeboten werden; häufig sind auch die Proviantwagen der Bagage zugetheilt, die sonst, so wie die Munitionswagen, vom Trosse getrennt werden, und eigene Parks ausmachen. Wie die Bagage marschiren soll, wird nach dem Hauptmann von Griesheim *) höhern Orts befohlen. Diejenige eines Infanterie-Regiments wird von einem Lieutenant geführt. Jedes Bataillon kommandirt einen Unterofficier zu den Wagen und einen Gefreiten zu den Packpferden, welche monatlich abgelöset werden. Sie führen die specielle Aufsicht über die Knechte, und haben auf dem Marsche und im Quartiere für die Erhaltung der Wagen und des Gepäckes zu sorgen. Zum Pulverwagen wird zu gleichem Zwecke von jedem Bataillon ein Gefreiter kommandirt. Außer den angeführten Kommandirten, darf von der Kompagnie Niemand zur Bagage geschickt werden. Diese Kommandirten haben darauf zu sehen, daß die Wagen in der vorgeschriebenen Ordnung dicht auf einander folgen, und kein willkürliches Stocken und Schnellfahren Statt hat. Sie dürfen ihr Gepäck und ihre Waffen nicht auf den Wagen legen, noch weniger dürfen sie sich darauf setzen. Beim Durchmarsch durch Städte und Dörfer muß die Aufmerksamkeit auf die Knechte verdoppelt und nicht gelitten werden, daß sie anhalten, absteigen oder in die Häuser gehen. Bleibt ein Fahrzeug stecken, oder zerbricht, so muß es, wenn dieses nöthig ist, möglichst schnell aus dem Wege geräumt, und dann unter Aufsicht zurückgelassen werden. Kranke müssen, wenn kein Krankenwagen vorhanden ist, auf dem Bagagewagen bis zum nächsten Orte mit fortgeschafft werden, wo Ersterer von dem Führer aufge-

*) Der Compagnie-Dienst (Berlin, 1836), S. 377 u. f.

boten wird. Diese Krankenwagen dürfen nach dem Bedarfe, aber nur auf Atteste der Regiments- oder Bataillonsärzte von den Truppen requirirt werden, und zwar so, daß bis auf sechs bedeutende Kranke ein vierspänniger Wagen gerechnet wird, leichtere Kranke müssen deren mehrere auf einen Wagen transportirt werden. Zur Fortschaffung kranker Officiere ist nach Beschaffenheit der Umstände besondere Anstalt zu treffen. — Wenn im Felde der Fall vorkommt, daß die Armee auf mehrere Tage Lebensmittel und Fourage mit sich führen muß, so werden dazu die Wagen vom Lande aufgeboten. S. auch den Artikel Transport, Th. 187, S. 39 u. f. — Die sich dem Trosse anschließenden Marketender, Krämer, Schlächter, Schmiede, Bäker ꝛc., da, wo diese Einrichtung noch bei den Armeen Statt hat, müssen mit den richtigen Beglaubigungen von dem kommandirenden Feldherren der Armee versehen seyn, um dadurch die erhaltene Erlaubniß ihres Aufenthaltes bei der Armee zu beweisen, wie den Ort, wo sie ihre Gewerbe zu treiben berechtiget sind, es sey bei den Regimentern, oder an andern bestimmten Orten zum Zwecke der Armee. Es muß diesen Leuten des Trosses in Folge ihrer Beglaubigungen aller Beistand geleistet werden, damit sie ihr Gewerbe ungehindert treiben können, auch müssen sie die nöthigen Rationen gegen baare Bezahlung erhalten. Dabei müssen auch sie ihr Gewerbe zum Vortheile der Armee verrichten. Die Verkäufer gute Waaren und richtiges Maaß und Gewicht liefern, und sich aller unbilligen und unerlaubten Vortheile enthalten. Auch dürfen die Gewerbetreibenden keine Unterschleife machen; sie müssen ordentlich und regelmäßig leben, und dem Feinde nicht als Kundschafter dienen. Begehen sie Eines oder das Andere, so verlieren sie ihre Päße,

werden von der Armee weggewiesen, und im letzteren Falle hart bestraft. Damit sich von diesen im Trosse befindlichen Leuten keiner zum Kundschafter des Feindes gebrauchen lasse, welches schon oftmals geschehen ist, und oft lange verborgen blieb, weil sie die beste Gelegenheit hierzu haben, durch den Verkehr mit anderen Leuten, um das, was sie zu ihrem Gewerbe nöthig haben, herbei zu holen, und auch schon wegen des Umherziehens, so muß von Seiten der Armee genau darauf geachtet werden, und dieses muß von Seiten der Unterofficiere, Feldwebel ꝛc. geschehen, die eher Gelegenheit haben, diese Leute in ihrem Treiben zu beobachten. Dergleichen Vergehen lassen sich entdecken, wenn man oft unbekannte Menschen bei den Gewerbetreibenden sieht, diesen sowohl, als auch den Gewerbetreibenden selbst, muß nachgespürt werden, wenn nämlich diese Letzteren ihrem Geschäfte nachgehen. Hiezu kann man selbst verkleidete sichere Leute aus der Mannschaft erwählen, die sich auf das Kundschaften legen, und den Verkehr dieser Leute beobachten; denn dergleichen Spione, die sich bei der Armee einschleichen, und die Gewerbetreibenden durch Geldbestechung zu verführen suchen, sind weit gefährlicher, als diejenigen, welche vom Feinde ausgesandt werden, weil jene, durch ihren Verkehr und längeren Aufenthalt bei der Armee, besser unterrichtet sind, mehr sehen und hören, als diese, die vom Feinde zu diesem Zwecke ausgeschickt werden, und sich erst Kanäle eröffnen müssen, um Stellungen der Armee, Anzahl der Truppen, Aufbruch ꝛc. zu erforschen. Wenn daher Gewerbetreibende bei einer Armee sehr nützlich sind, so können sie aber auch sehr gefährlich werden, wenn man sie nicht unter guter Aufsicht hält. Auch ist es nöthig, daß man hierzu Landeskinder nimmt, und nur im Nothfalle Ausländer, und am allerwenig-

ſten Leute, mit deren Landsleuten wir im Kriege ſtehen.

Troßbube, Troßjunge, ein Bube oder junger Menſch geringen Standes, der ſich bei dem Troſſe eines Kriegsheeres aufhält, z. B. als Packknecht, Reitknecht, Marketenderknecht ꝛc., jedoch nur im verächtlichem Verſtande, da ſonſt Packknecht üblicher iſt.

Troßjunge, ſ. Troßbube.

Troßpferd, ein Packpferd, ein Pferd, welches das Gepäck der Officiere im Kriege trägt. S. auch oben, unter Troß.

Troßwagen, Packwagen, Bagagewagen, bei der Armee eigends dazu erbauete Wagen, welche mit Brettern rings herum umgeben ſind, und einen ovalen oder gebogenen Deckel haben, um Militaireffekten darin aufzubewahren, und ſie der Armee nachzufahren. Der Wagen kann durch eine Kramme und Oeſe verſchloſſen werden. Auch bedient man ſich zu dieſem Zwecke der Leiterwagen, die man auf den Dörfern von den Landleuten requirirt. In der Preußiſchen Armee ſind die Packwagen mit braunrother Oelfarbe angeſtrichen. S. oben, unter Troß.

Troſt, ein Wort, welches urſprünglich Stärke des Leibes und Geſundheit bedeutet, daher noch in den gemeinen Mundarten betroſt, ſo viel wie geſcheut, bei geſundem Verſtande iſt. Nach einer gewöhnlichen Figur bedeutet es daher auch Dreiſtigkeit, Kühnheit, Zuverſicht, welche Bedeutungen noch in der Deutſchen Bibel vorkommen. Seinen Troſt auf die Leute ſetzen, ſeine Hoffnung, ſeine Zuverſicht, Obad. V. 7. Seinen Troſt auf Gott ſtellen, 2. Maccab. 7, 14. Ferner Freude, Vergnügen überhaupt. Seinen Troſt an etwas haben. In allen dieſen Bedeutungen iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo man es nur noch in engerer Bedeutung von der angenehmen Empfindung eines gegenwärtigen oder künftigen

Guten im Leiden gebraucht. 1. Eigentlich, von dieser Empfindung selbst. Trost von etwas haben, empfinden. Trost aus etwas schöpfen. Jemanden Trost geben. — Noch mehr aber 2. von demjenigen, was diese Empfindung im Leiden gewährt. Es seyen nun Vorstellungen, oder Sachen, oder Personen. Daher Jemanden Trost zusprechen. Einem allen Trost benehmen. Es hilft kein Trost bei ihm. Er nimmt keinen Trost an. Das dienet ihm oder mir zum Troste. Das ist ein schlechter Trost für mich. Ich sage dir das zum Troste. Du bist mein Trost in meinem Leiden ꝛc. Nach Adelung sollte man dieses Wort bequem von Rast ableiten können, wenn die noch übliche Hochdeutsche Bedeutung die einzige und älteste wäre, besonders da man für trösten auch beruhigen sagt; da aber die Bedeutung der Zuversicht erweislich die älteste ist, so soll man es mit getrost, Zuversicht, Vertrauen, zu unserm dreist rechnen. Der Begriff der Zuversicht, der Kühnheit, ist wiederum eine Figur der Stärke, der Gesundheit, und diese wahrscheinlich eine Figur der Größe, so daß wir wieder auf Troß, Riese, und viele Andere dieses Geschlechtes zurückkommen. Da dieses Wort, selbst wenn es individuell gebraucht wird, keine Mehrzahl hat, so braucht man dafür, wenn diese ausgedrückt werden soll, oft die Mehrzahl von Tröstung.

Trostamt, ein nur in der Theologie übliches Wort, wo das Trostamt des heiligen Geistes dasjenige Geschäft desselben ist, nach welchem er die Menschen in Widerwärtigkeiten und Leiden aufrichtet.

Trostbrief, Trostschreiben, s. den Art. Trauerbrief, Kondolenzschreiben, Th. 187, S. 225 u. f.

Trösten, ein regelmäßiges Zeitwort, welches, wenn

man, nach Adelung, die jetzt veralteten Arten des Gebrauches zusammen nimmt, ehemals in doppelter Gestalt üblich war. I. Als Zeitwort der Mittelgattung oder Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, sich erkühnen, sich unterstehen, erdreisten, ferner dürfen, eine längst veraltete Bedeutung. II. Als ein thätiges Zeitwort oder Activum, eigentlich beist, kühn, muthig machen, sowohl überhaupt, als in verschiedenen engeren Bedeutungen. — 1. Durch Abwendung oder Verminderung der Gefahr, Muth, Zuversicht machen; eine veraltete Bedeutung, in welcher es unter andern auch für Sicherheit geben, sicher Geleit geben, ingleichen die Gewähr für etwas leisten, üblich war. Einen des Leibes trösten (Königshov), ihm sicher Geleit geben, die Gewähr für sein Leben übernehmen. — 2. Durch Hoffnung Muth und Zuversicht machen; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, in welcher es auch als ein zurückwirkendes Zeitwort, oder Reciprocum, sich trösten, für hoffen, üblich war. Troste dih ze Gotes, Notk., hoffe auf Gott. In dieser Bedeutung des Hoffens ist noch getrösten üblich. — 3. Freude, Vergnügen gewähren. Auch diese Bedeutung ist veraltet, außer daß die große Menge, bei Erwähnung eines Verstorbenen, noch die Formel beizufügen pflegt: tröst ihn Gott! wofür Andere auch sagen: Gott hab ihn selig! Mein seliger Mann, tröst ihn Gott, war ein großer Schöps (Weiße). — 4. Durch überwiegende Vorstellung eines Guten die unangenehme Empfindung im Leiden überwinden; die einzige noch übliche Bedeutung. Einen Betrübten, Niedergeschlagenen, Traurigen ꝛc. trösten. Jemanden in seinen Leiden, in seinem Kummer, in seiner Traurigkeit trösten. Er will sich nicht trösten lassen. Einen Kranken trösten. Die Sache oder die

Vorstellung, womit man die unangenehme Empfindung zu überwiegen sucht, bekommt das Vorwort mit. Sich mit etwas trösten. Tröstet euch mit diesen Worten untereinander, 1. Thess. 4, 18. Tröste dich mit deiner Unschuld. Im Oberdeutschen auch mit der zweiten Endung, welche aber im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht wird. Ich tröste mich meines guten Gewissens. Weß soll ich mich trösten? Ps. 39, 8. Er tröstet sich dieses guten Lebens, Ps. 49, 19. Die verlorene Sache, deren unangenehme Empfindung man durch eine angenehme überwiegen will, bekommt im gemeinen Leben oft das Vorwort wegen. Jemanden wegen des Todes seines Freundes trösten. In der edlern Schreibart aber das Vorwort über. Jakob wollte sich nicht trösten lassen über den Verlust Josephs, 1. Mos. 47, 35. — Alle übrigen Bei- und Nebenwörter des Wortes Trost, wie Tröstbar, Tröstlich, Trostlos, Trostreich ꝛc., können hier weiter nicht erklärt werden. Man sehe darüber Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart," Th. 4, nach.

Tröster, der, die Trösterin, eine Person, welche tröstet oder Trost ertheilt, nur noch in der letzten Bedeutung des Zeitwortes. Keinen Tröster haben, Pred. 4, 1. Ihr seyd alle leidige Tröster, Hiob 16, 2. Deine Tröster verführen dich, Es. 3, 12. Wo bist du hin, du Trösterin Beschwerde, mein goldner Schlaf? (Haged.). O Laura, du bist eine leidige Trösterin! (Weiße). Ihr Schönen, ihr solltet Trösterinnen der Männer seyn! Nach Adelung soll die Benennung Tröster, die man im gewöhnlichen Leben im Scherze, auch wohl im verächtlichen Verstande, einem alten Buche giebt, von einem alten Gebetbuche: dem Trö-

ster der Andächteley, herrühren. Wie sind Sie zu dem alten Tröster gekommen, wo haben Sie ihn noch aufgetrieben, noch zum Kaufe vorgefunden.

Trostgrund, eine Vorstellung, wodurch man eine unangenehme Empfindung, besonders einen Kummer oder Gram bei sich und Andern zu überwiegen sucht.

Trostlosigkeit, der Zustand, da man trostlos ist, gleichsam den Anker der Hoffnung verloren hat; der übelste Zustand bei Unglücksfällen und mancherlei Leiden, der jede Regung des verwundeten Gefühls drückender macht, gleichsam vernichtend auf Geist und Körper wirkt.

Trostquelle, die Quelle des Trostes, das ist, dasjenige, woraus Trost im Leben hergenommen werden kann. Dieses bezieht sich hauptsächlich auf die vielen vorangegangenen Beispiele von Leiden, Entbehrungen, Unglücksfälle ꝛc., und den oft glücklichen Ausgang derselben, worin die Quellen des Trostes in den Leiden ꝛc. der Gegenwart liegen, also in einer sich für den Leidenden erheiternden Zukunft.

Trostschreiben s. Trostbrief.

Trostschrift, eine Schrift, worin man Jemanden tröstet; mit Trostbrief ziemlich gleich bedeutend; wenn man darunter nicht eine Schrift versteht, die bloß in der Absicht verfaßt und gedruckt worden, um Jemanden, der auf eine kränkende Weise öffentlich ist angegriffen worden, zu rechtfertigen, und ihn so wegen seines erlittenen Unrechts zu trösten; auch jede andere nicht gedruckte Zuschrift, die der Gekränkte aber zu seiner Rechtfertigung in irgend ein öffentliches Blatt einrükken lassen kann.

Trőstung, von dem Zeitworte trösten und dem Suffixo ung. 1. Die Handlung, da man tröstet, als das Verbale dieses Zeitwortes; eine ungewöhnliche Bedeutung, wofür das Trösten üblicher ist. — 2. Der

Zustand, da man Trost empfindet. Wer aber weissaget, der redet den Menschen zur Besserung, und zur Ermahnung und zur Tröstung, 1. Cor. 14, 3. Eine ungewöhnliche Bedeutung, wofür Trost üblicher ist. — 3. Dasjenige, was Trost gewährt. Auch hier ist Trost üblicher, außer wenn man die Mehrzahl nöthig findet, welche dieses Hauptwort nicht leidet. Sollten Gottes Tröstungen so geringe vor dir gelten! Hiob 15, 11. Das Elend des Andern durch Liebe und Tröstung zu versüßen, Gell. Der Engel der Liebe möge seine lieblichsten Tröstungen auf dich herabschütten, Weiße.

Trostwort. Trostworte, eine tröstliche, Trost gewährende Rede, als ein Collektivum.

Trott, von dem Zeitworte trotten, traben. 1. Der Trab, besonders von dem Trabe der Pferde, von welchem man sowohl das Wort Trab als Trott braucht. Das Pferd geht den Trott. Den Trott reiten. S. Trab, Th. 186, S. 528 u. f. Italien. Trotto, Engl. Trot, im mittlern Latein Tractus. — 2. In einigen Oberdeutschen Gegenden wird der Trieb oder die Triftgerechtigkeit, sowohl der Trott, als die Trat genannt.

Trottbaum, eine Benennung des Kelterbaumes an einer Weinkelter in einigen Rheingegenden, wo die Kelter Trotte heißt.

Trottbett, der vertiefte Platz in der Kelter, in welche Vertiefung man die Trauben legt; das Bett, Kelterbett.

Trotte, in einigen Oberdeutschen Gegenden eine Presse, und besonders eine Weinpresse oder Kelter zu bezeichnen. Daher wird eine Oelmühle daselbst auch eine Oeltrotte genannt. S. Trotten 1.

Trottel, s. Troddel.

Trotten, ein regelmäßiges Zeitwort, welches das Intensivum von treten ist, und in doppelter Gestalt vorkommt. — 1. Als ein thätiges Zeitwort, von treten, in sofern es ehemals auch stampfen, stoßen bedeutete, in welchem Verstande trotten noch in einigen Oberdeutschen Gegenden sowohl für pressen, als stampfen üblich ist. Den Wein trotten, ihn keltern. „Da nun dieses Pressen, sagt Adelung, auch häufig von Menschen mit den Füßen geschieht, so kann man dieses trotten als ein Intensivum der gewöhnlichsten Bedeutung des Zeitwortes ansehen, wenn nicht erweislich wäre, daß treten ehemals auch stampfen, stoßen bedeutet hätte. Daher trottet man den Wein, es mag nun durch Treten oder Pressen geschehen. Im Oberdeutschen sagt man auch Oel trotten, für stampfen, und im Niederdeutschen ist treiten und tröten die Hanf- und Flachsstengel vor dem Brechen entzwei stoßen, und Treite das gereifelte Brett, womit solches geschieht.“ — 2. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, von der üblichsten Bedeutung des Zeitwortes treten, mit schnellen und kurzen Schritten einherlaufen, wie traben, ob es gleich ein härteres Auftreten, wie dieses, zu bezeichnen scheint. Das Pferd trottet hart. Daher getrottet kommen; auch von dem menschlichen Gange, plump daher gelaufen kommen. Im Hochdeutschen ist indessen dafür traben, bei Vielen aber auch trottiren üblich, welches wieder aus dem Italienischen trottare, und Französischen trotter, traben, entlehnt ist, obgleich diese von dem Deutschen trotten abstammen.

Trottknecht, im Weinbaue, sowohl diejenigen, welche die Weintrauben vor dem Auspressen derselben mit den Füßen zertreten, die Treter, als auch diejenigen Arbeiter, welche nachher das Auspressen der Trauben verrichten.

Trottmeister, derjenige, welcher die Aufsicht über die Trottknechte hat, der Keltermeister.

Trottoir, in den großen Städten, wie London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., der Weg für Fußgänger, der in breiten Straßen zum Besten derselben angelegt worden. In Berlin bestehen die Trottoire in den Straßen auf dem Bürgersteige aus einer Art Granit- (Syenit-) Platten, welche in die Mitte des Bürgersteiges gelegt worden, worauf zwei Personen neben einander gehen können. Außer den Trottoiren von Granit- und Syenitplatten oder Steinen, die in den nördlichen Preußischen Provinzen, wie z. B. in Brandenburg, Pommern, Posen ꝛc., aus Schlesien zu dem genannten Zwecke bezogen, und z. B. in Berlin gegen baare Bezahlung den Quadratfuß zu 8 Sgr. 6 Pf. verkauft werden; hat man auch Trottoire in mehreren Städten von Sandsteinplatten, marmorartigen Sandsteinfliesen, von gut gebrannten Klinkern, von Cement und Estrich, von neben einander gesetzten Holzklötzen, welche aus Kien- oder auch aus Eichenholze viereckig gehauen und bearbeitet werden, so daß sie das Ansehen von viereckig behauenen Steinen erhalten, die man dann beim Einsetzen dicht zusammen paßt, und die Lücken oder Fugen, die sich hin und wieder zeigen, mit in Leim getauchten Holzkeilen ausfüllt, so daß das Ganze eine ebene und glatte Bahn, wie ein parquettirter Fußboden in einem Zimmer zum Gehen wird. Man hat auch vorgeschlagen, gegossene Eisenplatten zum Trottoire zu gebrauchen, die dann aneinander gelöthet werden. Bis jetzt haben die Granit- und Syenitplatten zu Trottoiren den Vorzug erhalten, weil hier die Festigkeit und Dauer dieser Steine ihre Anwendung zu diesem Zwecke vorzüglich empfehlen; denn 1) läß die Härte dieser Steine so leicht kein merkliches Abnutzen derselben in langer Zeit zu, und 2) lassen sie

sich leicht bei irgend einer Umwandlung des Bürgersteiges, z. B. bei einer Erhöhung desselben, oder beim Legen von Röhren zur Gasbeleuchtung, oder beim Graben eines Brunnens ꝛc., herausheben und auf die Seite legen, bis man sie wieder einlegen kann, welches mit den andern genannten Platten, außer den eisernen, nicht angeht. Selbst die gegossenen eisernen Platten haben den Nachtheil, daß sie leicht, wenn sie beim Herausnehmen hingeworfen, oder beim Aufstellen umgeworfen werden, zerspringen. Auch die übrigen Platten und Fliesen werden beim Herausnehmen leicht zerstört, und besonders ist dieses bei einem Cementtrottoir der Fall, welches ganz neu gelegt werden muß, und bei den Fliesen und Klinkern möchten wohl viele beim Aufbrechen derselben zerstört werden, auch werden sie, wie die Sandsteine, leicht aus- und abgelaufen, das heißt, sie werden durch eine starke Passage leicht und bald abgenutzt, und bekommen Ungleichheiten, Höhlungen, worin sich das Wasser beim Regen, Schnee ꝛc. sammelt. Der Cement hat nach dem Granite und Eisen noch die größte Dauer, wenn er ungestört liegen bleiben kann, und das Trottoir gut gelegt worden; wird er aber aufgerissen, so läßt er sich nicht gut anders wieder herstellen, als ihn neu zu legen oder zu gießen, da er flüssig aufgetragen, mit grobem Mauersande überschüttet, und so der Cement heiß ausgebreitet wird, so daß das Ganze eine Platte bildet. Ein Holztrottoir ist zwar nicht zu verwerfen, nur ist es in den sehr belebten Straßen großer Städte nicht von Dauer, da es so Manchem ausgesetzt ist, z. B. dem scharfen Reiben mit den Nägeln unter den Stiefeln, auch mit den Hufeisen der Absätze, wo solche unter den Stiefeln getragen werden; dann auch mit den Zwingen der Spazierstöcke, wenn mit solchen darauf gepocht oder gestoßen wird; auch wohl von den Kindern, wenn sie beim Spielen auf dem Trottoire

mit scharfen Instrumenten darein schneiden, oder mit Glas, Scherben von Porzellan ꝛc. darauf kritzeln, wodurch Fasern des Holzes in die Höhe gehoben werden, die nicht allein das Trottoir sehr bald uneben machen, sondern auch zum Fallen Veranlassung geben. So schön daher dergleichen Trottoirs von Holz auch sind, so sind sie doch in großen Städten auf den Bürgersteigen der erwähnten Ursachen wegen nicht anzurathen. Auch quadratförmig behauene Pflastersteine geben ein gutes Trottoir, wenn sie dicht nebeneinander, wie die Fliesen und Klinker, gelegt, und die Fugen mit guter Erde und Kies ausgefüllt werden; ein solches Trottoir kommt an Festigkeit dem Granite gleich; auch könnte man dann das Trottoir auf den Bürgersteigen breiter machen, als es jetzt z. B. in Berlin von Syenitplatten ist, wo nur zwei Personen neben einander darauf gehen können, welches in sehr frequenten Straßen noch viel fürs Publikum zu wünschen übrig läßt, da das Trottoir von denjenigen Leuten am meisten betreten wird, die seiner vermöge ihrer derben Fußsohlen, und eben so derben Fußbekleidung am wenigsten bedürfen. Wenn nun gleich die Trottoirs, wie sie jetzt in Berlin von Syenitplatten gelegt werden, schon einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen, besonders bei der jetzigen Legung der Pflastersteine, wo sie dem Fuße nicht mehr ihre Flächen, sondern ihre Kanten und Spitzen bieten, so ist doch ihre Breite in sehr besuchten Straßen nicht hinreichend, um die gehegten Erwartungen zu erfüllen, welches man schon da gewahrt, wo Eigenthümer vor ihren Häusern zwei Platten nebeneinander haben legen lassen, und auch da, wo vor den Häusern der Bürgersteig fast ganz aus Cement besteht; denn hier hat jeder Fußgänger Antheil an der Wohlthat, die seinen Füßen eine solche Bahn bietet; bei der Breite von einer Platte kann sie nur Wenigen zu Theil wer-

den, die nämlich neben einander schnell fort wollen, weil immer Einer dem Andern ausweichen, und doch das gewöhnliche Pflaster betreten muß, welches den Frauen um so fühlbarer wird, da ihre Fußbekleidung nur leicht ist. Bei allen den genannten Trottoiren kommt es bei der Legung der Platten, Steine, Fliesen ꝛc. auf einen guten und festen Boden an, daher muß die Erde da, wo die Platten ꝛc. gelegt werden sollen, erst mit Rammen festgeschlagen, dann mit lokkerer Erde einen halben Fuß hoch beworfen, und selbige gehörig geebnet werden. Auf diese Erde werden nun die Steinplatten dicht neben einander gelegt, und mit Handrammen festgeschlagen. Alle Lücken und Fugen, die sich noch zeigen sollten, obgleich die Platten auf allen Seiten sehr egal und glatt behauen werden müssen, werden mit zerkleinertem Kiese ausgefüllt, und dieser mit dazwischen gestreuetem Sande festgestoßen, so daß er genau die Lücken ausfüllt und festliegt. Man kann auch die Fugen mit gutem Mörtel ausstreichen, oder mit Cement ausgießen, welches Letztere allem Uebrigen vorzuziehen ist, weil es sich am besten mit den Steinen verbindet. Ein Mehreres hierüber, nämlich wie das Legen der Steine und das Pflastern geschieht, s. unter Pflaster 2, Th. 111. Ueber die Trottoire von Estrich, oder wie solcher im Freien angewendet werden kann, s. unter Estrich, Th. 11, S. 659 u. f.

Trottspindel, an der Trotte oder Kelter, die große senkrechte Schraube, vermittelst welcher das Keltern oder Pressen geschieht, die Kelterspindel.

Trotz, in der Sprachkunst, ein Wort, welches, nach Adelung, die Begriffe der Zuversicht, des Drohens, des muthigen Widerstandes, und der Herausforderung in sich vereiniget, und in einigen Fällen ein Intensivum sowohl von Trost in der veralteten Bedeutung der Zuversicht und Kühnheit, als auch von drohen

ist. Es bedeutet 1) Kühnheit, eine veraltete Bedeutung, in welcher noch das Beiwort trutzlich, für kühn, verwegen, im Theuerdank vorkommt. — 2) Ein hoher Grad des Vertrauens auf eigene Vorzüge oder fremde Hülfe, verbunden mit der festen Entschließung, allen Hindernissen muthig entgegen zu gehen, in welchem Verstande sich in dem Trotze Zuversicht, Stolz und Kühnheit vereinigen. Sie verlassen sich auf ihren Harnisch und sind voll Trotzes, 2. Macc. 8, 18. Ich will mit edlem Trotz den Weg der Tugend gehen (Weiße). Da es denn in der höhern Schreibart, auch wohl figürlich, den Gegenstand der festen Zuversicht bezeichnet. Der Herr ist dein Trotz, Sprüchw. 3, 26. Der Weg des Herren ist des Frommen Trotz, Kap. 10, 29. Worauf verläßet er sich, wer ist sein Trotz? Sir. 34, 18. — 3) In vielen Fällen ist der Trotz, jedoch mit einigen Abänderungen, eine herrschende Neigung mit Beiseitesetzung aller glimpflichen Maaßregeln, sowohl einem Andern öffentlich Widerstand zu leisten, als auch ihn zum Widerstande gegen unsere Beleidigungen aufzufordern. Einem Trotz beweisen, eine veraltete Redensart, wofür man lieber sagt: Trotzig gegen ihn seyn; auch in manchen Fällen ihm Trotz bieten, sowohl durch offenbaren Widerstand, als auch durch dreiste Ausforderung zum Widerstande. Trotz sey dir geboten! Er bietet aller menschlichen Gewalt Trotz. Jemandes Trotz demüthigen. Jemanden etwas zum Trotze thun, mit offenbarem Widerstande gegen dessen Willen, Meinung ꝛc. Der ganzen Welt zum Trotze, wenn gleich die ganze Welt anders will oder denkt. — Oft wird es auch als eine Partikel zur Bezeichnung eines offenbaren Widerstandes oder einer offenbaren Ausforderung gebraucht. Trotz! und mache sich Einer an Jakob! 2. Sam. 20,

11; das ist: Trotz sey dem geboten, der sich an Jakob macht. Am üblichsten ist es in diesem Verstande mit der dritten Endung der Person. Trotz dem, der es besser macht! Trotz dem, der sich widersetzt! Er bleibt trotz allen Gründen bei seiner Meinung, mit Verachtung aller Gründe, oder ungeachtet aller Gründe. In dem Falle, daß Trotz für ungeachtet steht, ist die zweite Endung noch üblicher. Trotz aller Einwendungen, für Trotz allen Einwendungen. Du wirst den Prozeß Trotz deines vielen Geldes, für Trotz deinem vielen Gelde, nicht gewinnen. Nach einer noch weitern Figur bedeutet dieses in ein Zwischenwort umgeformte Trotz weiter nichts, als: eben so gut, worin es jedoch nur die dritte Endung leidet. Er läuft, Trotz einem Läufer, so gut, als ein Läufer. Trotz einer Elster schwatzt Ursin (Haged.). In allen diesen Fällen ist die Redensart elliptisch, und läßt sich durch: Trotz sey dem geboten, auflösen, woraus zugleich erhellt, daß die dritte Endung die richtigste ist, nur wenn es als ein Vorwort für ungeachtet steht, ausgenommen. Man schreibt daher dieses Trotz am richtigsten mit einem großen T als ein wahres Hauptwort, wenn es gleich durch den elliptischen Gebrauch die Gestalt einer Partikel annimmt. Die Hauptwörter Glück, Heil, Dank ꝛc. werden in ähnlichen Ellipsen auch mit einem großen Buchstaben geschrieben: Glück dem Könige! Heil dir! Er hat die Krankheit, Dank seinem guten Arzte, glücklich überstanden. — 4) Der Trotz ist auch eine thätige Erweisung herrschender Widerspenstigkeit. Der Trotz eines Kindes. Jemandes Trotz demüthigen. — In einigen alten Mundarten kommt für Trotz auch Trutz vor, daher auch im Hochdeutschen, jedoch selten, Trutzbündniß im Gegensatze eines bloßen Schutzbündnisses vorkommt.

Trotzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung. 1) Einen hohen Grad der Kühnheit besitzen, und solchen thätig erweisen, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. — 2) Einen hohen Grad des Vertrauens auf eine Sache hegen, und solchen mit Beiseitesetzung alles Glimpfes thätig erweisen, mit dem Vorworte auf. Die sich verlassen auf ihr Gut und trotzen auf ihren großen Reichthum, Pf. 49, 7. Sie trotzen auf den Gott Israel, Es. 18, 2. Arphaxad trotzete auf seine Macht, Jud. 1, 5. Trotze nicht auf dein Amt, Sir. 10, 31. Ein Midas trotzt auf den Besitz der Schätze (Haged.). Auf etwas pochen, wird im ähnlichen Verstande gebraucht. — 3) Oft verschwindet ein Theil des Begriffes der Zuversicht, und da sticht die thätige Erweisung am stärksten vor, und dann ist trotzen, im hohen Vertrauen auf sich oder Andere, mit Beiseitesetzung alles Glimpfes, sowohl zum thätigen Widerstande bereit seyn, als auch Andere dazu auffordern, wie Trotz bieten, da es denn auch, wie diese Redensart, die dritte Endung der Person erfordert. Einem trotzen, allen Gefahren trotzen, Trotz bieten. Viele, besonders Oberdeutsche Schriftsteller, brauchen es in dieser Bedeutung mit der vierten Endung. Weswegen sie sich entschlossen — und das sonst unerbittliche Recht der Gräber zu trotzen, Gryph. Den Herrn trotzen, Jer. 50, 24; 1. Cor. 10, 22. Wollt ihr mich trotzen? Joel 3, 9. Man trotzt die Sterblichkeit (Günth.). Sie trotzte gar die Schwachheitssünden (Haged.). Nach Adelung ist diese im Hochdeutschen fehlerhafte Wortfügung im Oberdeutschen einheimisch, und scheint aus Verwechselung mit dem in einigen Provinzen gangbaren tratzen, zum Zorn reitzen, entstanden zu seyn, das aber allem Anscheine nach nicht hierher gehört, sondern ein Intensi-

vum von reitzen ist; auch hat es den Begriff des dreisten Ungestüms nicht, welcher mit trotzen verbunden ist. Da nun dieses im Hochdeutschen kein thätiges Zeitwort, sondern ein Zeitwort der Mittelgattung ist, und man daher nicht sagen kann: ich werde getrotzt, so kann man auch nicht sagen: einen trotzen. Die ähnlichen Redensarten: Einem pochen, Einem drohen, Einem widerstehen ꝛc., deren Begriffe sich in trotzen vereinigen, leiden gleichfalls nur die dritte Endung. — 4. Seine herrschende Abneigung vor der Versöhnung auf eine thätige Art an den Tag legen, wo es absolute und höchstens mit dem Vorworte mit gebraucht wird. Ein Kind trotzt, wenn es seinen Widerwillen gegen den eingebildeten Beleidiger auf eine herrschende Art an den Tag legt. Mit Jemanden trotzen, im glimpflichern Verstande, mit ihm zürnen, in den niedrigen Sprecharten mit ihm maulen. So auch das Trotzen. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte in seinem „grossen grammatisch-kritischen Wörterbuche der Hochdeutschen Mundart," Th. 4, in einigen Oberdeutschen Mundarten trutzen, bei dem Notker trotzen, im Schwedischen trotsa, im Isländischen tratzast. Im Niedersächsischen ist trotseren, stolz und trotzig thun, und in der Schweiz trätzeln, schimpfen, welches aber, wie das Bayerische tratzen, reizen, nicht hierher, sondern zu reitzen zu gehören scheint. Da trotzen für trotsen steht, so geht daraus hervor, daß es ein Intensivum von einem andern Zeitworte ist, vielleicht von treten oder trotten, da es denn vor Trotz auf die Erde stampfen bedeuten würde. Noch wahrscheinlicher soll es ein Intensivum sowohl von drohen, als auch von trauen und Trost seyn, in der alten Bedeutung der Zuversicht, indem alle diese Begriffe in diesem Worte zusammenfließen ꝛc.

Trotzig, Bei- und Nebenwort, Trotz an den Tag le-

gen, in dem Trotze gegründet, aber nur in der dritten Bedeutung dieses Hauptwortes. Ein trotziger Mensch. Jemanden sehr trotzig begegnen. Eine trotzige Antwort. Ein trotziges Betragen. Im gemeinen Leben bezieht sich trotzig oft bloß auf die Mienen. Trotzig aussehen, einen mürrischen Ernst durch seine Mienen verrathen. Luthers trotziglich, für das Nebenwort trotzig, ist im Hochdeutschen veraltet.

Trotzkopf, die Bezeichnung eines Individuums, welches Trotz besitzt oder Trotz äußert, sich hartnäckig oder widerspänstig gegen Andere zeigt, besonders gegen die Befehle eines Obern oder eines ihm Vorgesetzten; seinen vorgefaßten Meinungen, als geltend, Anerkennung zu erzwingen sucht; am häufigsten in der vierten Bedeutung, sowohl des Hauptwortes Trotz, als des Zeitwortes trotzen.

Trotzstein, im Hüttenwerke, eine Masse, die wegen ihrer heißgrätigen und schwer zu schmelzenden Art diesen Namen führt. Es ist eine harte, kupfrige, mit Eisen und Schwefel vermischte grauliche, in das Rothe fallende Materie, die bei dem Kupferschmelzen entsteht. Sie liegt oben auf dem geschmolzenen Kupfer, daher dieses Produkt auch an einigen Orten Auferleg und an andern Scherstein genannt wird.

Troubadour, Troubadours, bei den Franzosen in dem Mittelalter, von dem eilften Jahrhunderte an, die Erfinder der Reime und Lieder, die von Andern hernach auf verschiedenen Instrumenten gespielt und gesungen wurden. Man nannte diese Dichterzunft späterhin auch die freie Genossenschaft der frölichen Kunst (gaye science). Die Troubadours sind daher Dichter des Mittelalters in Frankreich, die nicht bloß die Liebe, sondern auch Kriegesthaten und die Sitten ihrer Zeit besangen, und wenn sie von der einen Seite die Liebe und Heldenthaten schwärmerisch

erhoben, so geisselten sie auch von der andern die Gebrechen ihrer Zeit mit verwundernder Satyre. Man theilt diese Dichter in zwei ganz verschiedene Stämme: in Troubadours und Trouveurs. Die Ersteren dichteten in der Romanisch-Provenzalischen, und die Letzteren in der Romanisch-Französischen Sprache; Erstere wurden Provenzalische Dichter, und die Letzteren Fabliers genannt, weil sich diese in einer Dichtungsart besonders auszeichneten, welche sie Fabliaux nannten, und die von weiterem Umfange ist, als die gewöhnliche Fabel. Beide Arten von Dichtern leiten aber ihren Namen von trouver, finden, erfinden, her, welches nachher gleichbedeutend mit erdichten oder dichten genommen wurde. Der Unterschied dieser Dichter besteht demnach größtentheils in der Verschiedenheit der Sprache, sonst kommen sie, was die Dichtungsarten anbetrifft, ziemlich überein; denn beide haben das Feld des Romans, worein sie die Wirklichkeit kleiden, um sie anziehender zu machen, zu ihrem Wirkungskreise genommen. In welchem Ansehen die Troubadours standen, beweiset ihre Standes-Mischung; denn sowohl Fürsten, als andere Vornehme, Ritter, berühmte Frauen, Geistliche und Mönche, Freidenker und Pietisten, Schwärmer in der Liebe und im Aberglauben, Schmeichler und Satyriker, Moralisten und lustige Brüder, kurz Leute von allen Ständen zählten sich zu ihnen, und nach dem Charakter, den sie in der socialen Welt einnahmen, erhielten auch ihre Gedichte oder Gesänge die Färbung: erotisch, politisch, satyrisch, moralisch ꝛc., je nachdem der Dichter sich für diesen oder jenen Gegenstand begeistert fühlte. Die Troubadours findet man zuerst in dem mittäglichen Frankreich, in der Provence, weil die Provencalsprache ihnen Allen gemein war. Man setzt ihre Entstehung in das eilfte Jahrhundert, obgleich der erste bekannte Troubadour, Wilhelm

der Neunte, Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien, im zwölften Jahrhunderte gelebt hat; denn die Anmuth und Gewandheit seiner Schreibart setzt schon eine gebildete Kunst voraus, und also auch Vorgänger darin, die sie schon bis zu dieser Ausbildung brachten. Indessen ist er immer, schon vermöge seines Standes, derjenige, der dieser Poesie ein großes Ansehen und eine weite Verbreitung gab; denn sie verbreitete sich seit dieser Zeit schnell, kam an die Höfe, und wurde von einem großen Theile von Europa bewundert. Selbst Kaiser Friedrich der Rothbart zog viele Provenzaldichter an seinen Hof, und diese haben wahrscheinlich bei den Deutschen, besonders unter den Hohenstauffen, die Minnesänger geweckt; denn durch die an den Deutschen Kaiserhof gezogenen Provenzaldichter wurde der Geschmack in der Dichtkunst hier eben so ausgebreitet, wie in Frankreich, und dieses durch die genannten Minnesänger. So wie die Troubadours ihre Musars, Jongleurs und Comirs hatten, so hatten auch die Minnesänger ihre Dichter, Videlere, welches mitunter Adeliche waren, und ihre Sänger oder Singer. — Ueber das Verhältniß der Troubadours und Jongleurs zu einander, sagt Friedrich Kuhn in einem Aufsatze: die Troubadouren (Abendzeitung, 1817, Nr. 5): „Wer in der fröhlichen Provence auch nicht Kraft genug in sich fühlte, in die stolzen Reihen der Troubadouren zu treten, der lernte als Jongleur die Lieder der neuen Sänger auswendig, deklamirte sie in feierlicher Kleidung, und sang sie in den Sälen der Ritter und Herren zum Klange der Instrumente ab, und der Beifall der Hörer, und die Einladung, die überall auch dem Jongleur entgegen kam, war gleichsam nur ein Kranz, den der Jongleur mit dem Troubadour theilte. In einem solchen Lande, damals voll Leben, Kraft, Freiheit, Poesie und fast

ohne alle die Noth, welche das moderne Europa später darniedergedrückt hat, mußte denn auch bald darauf wohl selbst die Liebe, diese angeborene Poesie des Menschen, eine neue romantische Gestalt annehmen. Aus Poesie, Waffenspiel, Frauenliebe und Frauenachtung ging die Chevalerie hervor, mit ihren Liebeshöfen und Sängerwettkämpfen. Wer als Troubadour nicht dichten, als Jongleur nicht singen und vortragen konnte, fand auch dort noch Gelegenheit zur Entfaltung eines heiteren Spiels, eines scharfsinnigen Gedankens, einer zarten Empfindung. Wer müßte auf diese eigenthümliche, fröhliche Zeit — denn in derselben allein hieß ja auch die Poesie nur die fröhliche Kunst — nicht immer mit Theilnahme, und vielleicht manchmal mit einer wehmüthigen Sehnsucht hinblikken." — Hier theile ich nun über die Troubadours oder Provenzaldichter noch dasjenige in einem Auszuge mit, was der Abt Millot in einer Abhandlung über diese Dichter, aus deren Schriften die Geschichte und Sitten der mittleren Zeiten Erläuterung erhalten, gesagt hat, die als Einleitung zu der Histoire litteraire des Troubadours (Paris, 1774, 3 Vol.) dient, da sich darüber nichts Besseres sagen läßt*).

---

*) Millot benutzte das Werk des Herrn de la Curne de Sainte Palaye; denn seine Histoire etc. ist nur ein Auszug daraus. Der Herr de Sainte Palaye wandte einen unglaublichen Fleiß auf die Geschichte und Werke der Troubadours, sparte hierin keine Kosten, noch Reisen, und hinterließ dreiundzwanzig geschriebene Bände in Folio, worin er alles dahin Gehörige, größtentheils aus Italienischen Handschriften, besonders in Rom, gesammelt hatte. Man berichtet, daß sich die Sammlung auf 4000 Stück belaufen habe. Das Resultat seiner Untersuchungen sind die Memoires sur l'ancienne Chevalerie, 1781, drei Theile, welche der Dr. Klüber unter dem Titel: „Das Ritterwesen des Mittelalters, nach seiner politischen und mi-

„Nach einer langen Reihe von Unglücksfällen, in welche der Irrthum auf der einen, und die Anarchie auf der andern Seite die Europäer versenkt hatten, machte die Unwissenheit des zehnten Jahrhunderts, begleitet von den Verheerungen einer ganzen Fluth von Räubern, ihr Elend vollkommen, und sie selbst viehisch und roh. In dem darauf folgenden Jahrhunderte fingen die Wissenschaften wieder an aufzukeimen, obgleich in elender Gestalt, und gewiß fruchtbar an Irrthümern, als die Unwissenheit selbst, indessen doch dazu dienlich, den Verstand aus seiner nachtheiligen Betäubung zu ziehen. Die Päbstliche Regierung Gregors des Siebenten, die dadurch veranlaßten Erschütterungen der Völker, das heftige Zusammentreffen der geistlichen und weltlichen Regierung, das unter seinen Nachfolgern fortdauerte, brachten eine allgemeine Bewegung hervor, und veranlaßten mächtige Interessen, welche die Gemüther aus dem Schlafe erweckten, während die Ritterschaft eine Laufbahn des Heldenmuths eröffnete, über welche einige gesellige Tugenden unter den kriegerischen Thaten ihren Glanz verbreiteten. Hierzu kamen nun noch die Kreuzzüge, die gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Ein unerhörter Enthusiasmus zerbrach die Schranken, welche die Völker trennten, und verband sie zu Eroberungen, die durch einen frommen Vorwand geheiliget waren. Hierdurch kamen sie in das Land eines Phidias und Homer, athmeten sie die Luft des wohllüstigen Asiens ein, und wurden da-

---

litärischen Verfassung ꝛc.," in drei Bänden, Nürnberg, 1786 — 1791, deutsch herausgegeben hat, worin im ersten und zweiten Bande auch der Troubadours Erwähnung geschieht. Die Uebersetzung ins Teutsche, von Millots Einleitung zu seinem oben angeführten Werke, befindet sich im vierzehnten Jahrgange des Hannöverschen Magazins. (1776.) St. 15.

durch mit neuen Gefühlen, mit neuen Ideen und Neigungen überschüttet. So diente die aufgeregte Andächteley der Kreuzzüge zur Entwickelung der schönen Künste und der Vernunft; sie beförderte den Triumph der Musen, und die Vergnügungen, die durch ihre Bemühungen veranlaßt werden sollten. Unter diesen Umständen wuchs die Anzahl der Dichter, die unter dem Namen Troubadours sich bekannt gemacht hatten. Das einzige Beispiel eines Fürsten, wie der Graf von Poitou war, befeuerte ihr Talent und ihren Wetteifer. Verschiedene andere Fürsten und Freiherren wurden ihre Muster und Beschützer. Die Höfe, die fast eben so zahlreich, als die Schlösser waren, zogen sie um die Wette an sich, woselbst sie Ehre und Ansehen, verbunden mit dem, was zu ihrem Unterhalte diente, fanden. Die Frauen und Jungfrauen, deren Reize und Verdienste sie besangen, diese irdischen Gottheiten der Ritterzeit, nahmen sie mit zuvorkommender Großmuth auf, ja oft mit den Zeichen der Liebe. Wie viele Aufmunterungen für Leute, welche der Reiz der Neuheit und der natürliche Hang mehr zum Vergnügen, als zu einer beschwerlichen Arbeit hinzog! Man sah daher diese Dichter um den Beifall mit einander streiten. So drückten sich Einige mit größerer Feinheit und Zierlichkeit aus; Andere führten dagegen neue Gattungen der Poesie ein; bald gaben die Grazien der Empfindung den Ton an, bald wurde die Moral durch Erdichtung und Dialog verschönert. Der Geschmack war nicht mehr der Sklave der Gewohnheit; er folgte dem Fortgange der Ideen, umfaßte eine Menge vorhin unbekannter Gegenstände, machte daher auch die Arten der Einkleidung mannigfaltig, und befreiete sie so von der Einförmigkeit. Indessen blieb der Geschmack immer noch von der wahren Vollkommenheit fern, wohin er nur langsam gelangt, je mehr sich die Gesellschaft aufklärt und verfeinert;

ja er fand selbst in der Sucht zu dichten ein grosses Hinderniß, welche die Bewerber um dichterische Belohnungen immer zahlreicher machte. Eine Menge von Leuten, fast ohne Talent, oder doch nur sehr stiefmütterlich damit begabt, warf sich auf diese Laufbahn, die nur dem Genie geöffnet war, weil sie ihnen die reizendste Aussicht darbot. Die sogenannten Jongleurs, deren Amt darin bestand, die Dichtungen der Troubadours abzusingen, machten auf die Vortheile beider Aemter Anspruch; die meisten Troubadours selbst hatten nur geringe Kenntnisse von den Wissenschaften, und Einige von ihnen, die sich durch ihren Rang vorzüglich unterschieden, wurden schlechte Muster, wenn der Eigennutz oder die Schmeicheley den Werth der Gedichte bestimmte. Manche, um sich unter der Menge auszuzeichnen, sannen auf verschiedene Abänderungen der Verse und Reime, auf eine Dunkelheit in der Schreibart, um den Gegenstand räthselhaft erscheinen zu lassen, der nichts weniger als räthselhaft war. Die Ausbildung des Geschmacks wurde also hierdurch nicht befördert, sondern aufgehalten, und selbst die Kunst litt in der Ausbildung, da man keine Grundsätze dabei achtete. — Was aber die Werke der Troubadours besonders schätzbar macht, ist, daß in denselben die Sitten nach der Natur getreu geschildert worden, mehr als durch andere Denkmäler jener nicht sehr bekannten Zeiten. Die alten Kronikenschreiber, im Schooße der Finsterniß und der Vorurtheile des Klosters genährt, wußten nichts weiter, als die öffentlichen Begebenheiten der Länge nach zu erzählen, mit leeren Gerüchten, ja oft mit lächerlichen Legenden vermischt Sie entwürdigten die Geschichte, ja sie kannten nicht einmal dieselbe. Dagegen waren die Dichter die Maler des geselligen Lebens; was sie sahen und hörten, die herrschenden Gewohnheiten, Sitten und Meinungen, die so vielfältig modificirten Leidenschaf-

ten wurden die Grundlage und der Schmuck ihrer Gedichte. Sie haben auch noch den Vorzug vor den Dichtern des Alterthums, selbst vor den Dichtungen des Homer, weil ihre Dichtungen sich mehr auf das gewöhnliche Leben und auf gleichzeitige Gegenstände beschränken; sie enthalten daher die natürlichsten Schilderungen, aus denen man gewissere Folgerungen ziehen kann. Man gewahrt in ihnen alle Tugenden und Untugenden der Höfe; dann jenen Geist der Unabhängigkeit, welcher die Anarchie zu unterhalten wußte; sich zuweilen aus Eigennutz zu dem demüthigen Betragen eines Höflings herabließ; aber dabei stets im Begriffe war, sich kühn und keck zu erheben, wie es die Umstände erforderten. Man gewahrt in ihnen jene männliche Freimüthigkeit, die sich durch nichts abhalten läßt, über Sachen und Personen frei zu urtheilen, welche die Fürsten eben so kühn tadelt, wie Privatleute. Man gewahrt in ihnen den blinden Aberglauben, der sich an albernen Possen weidet, und seinen Hirngespinnsten die Vernunft, die Menschlichkeit, ja selbst die Gottheit aufopfert, das höchste Wesen durch die Opfer entehrt, die er ihm zu bringen glaubt, mit Verachtung der von ihm gegebenen Gesetze, und der durch seine Ausschweifungen der Irreligion die Waffen in die Hand giebt, die von ihm ihren Ursprung hat. Man gewahrt in ihnen die Tugenden und Untugenden der Geistlichkeit, des Adels, der kaum von der Sklaverey befreieten Bürgerschaft; kurz mehr die Laster, als die Tugenden von Leuten jedes Standes, die noch mit den rohen Gewohnheiten zu kämpfen hatten, und sich nach falschen Prinzipien zu verfeinern anfingen. Man gewahrt endlich in ihnen das System der Ritterzeit entwickelt; die Uebungen der Ritter, ihre Lustbarkeiten, ihre Vorschriften, ihre Sitten, die nur zu oft ihrer Moral zuwiderliefen; vornämlich aber jene berühmte Galanterie, welche eine der hauptsäch-

lichsten Triebfedern der Gesellschaft wurde. Um die Geliebte zu verdienen, die er anbetete, trotzte der Krieger Gefahren, Wunden und Tod. Der Raub eines von seinen Händen getödteten Feindes mußte seinen Liebesantrag unterstützen. Die Vorstellungen der Liebe und der Tapferkeit schienen unzertrennlich zu seyn, und der Dichter verband sie immer, wenn er Helden besang oder sie zum Heldenmuthe ermunterte. Oft gaben auch die Frauen selbst das Beispiel der Herzhaftigkeit, welches sie bei den Männern rege zu machen suchten; oft theilten sie mit ihnen die Arbeit und die Gefahren des Feldzuges; ja oft sah man sie sich selbst das Leben nehmen, um dem siegreichen Feinde zu entgehen. Die Liebe, die Religion und der Krieg waren, wie bekannt, die Grundlagen dieser Einrichtung; allein so andächtig auch damals die Vornehmen und Geringeren waren, und so sehr sich auch die Religionsideen, gut oder übel verstanden, in alle menschliche Angelegenheiten mischten, so mußten doch Krieg und Liebe, diese beiden Lieblingsneigungen, die so leicht auf das Gemüth Eindruck durch die Sinne machen, im Ganzen weit mehr ausrichten, als unsichtbare Gegenstände, die man sich bloß in der Idee als das Glück eines künftigen Lebens vorstellt. Alle Andachtsübungen hielten daher jene Helden des Mittelalters nicht ab, unaufhörlich Fehden aufzusuchen, um ihren Schönen mit eben so viel, ja noch stärkerem Eifer zu dienen, als ihrem Gotte. Sein Herz und seine Verehrung einer Geliebten zu weihen, nur für sie allein zu leben, nach jedem möglichen Ruhme der Waffen und der Tugenden zu trachten, ihre Vollkommenheiten zu bewundern, und ihnen die öffentliche Bewunderung zu verschaffen, sich um das Prädikat ihres Dieners, ihres Sklaven zu bewerben, und zum Lohne so vieler Liebe und Mühe sich glücklich zu schätzen, wenn sie dieselben ihres Beifalls würdigte; kurz seiner Schönen

gleich einer Art von Gottheit zu dienen, einer Gottheit, die man nur mit Ehrfurcht liebt und mit Liebe verehrt; dies war eine von den vornehmsten Pflichten eines jeden Ritters, und eines Jeden, der es zu werden wünschte. Die Einbildungskraft fand bei einem solchen Systeme der Liebe ihre Rechnung; es bildete zwar Helden, allein es gab auch Veranlassung zu allen romanhaften Thorheiten. — Wenn die Galanterie in der bürgerlichen Gesellschaft herrschte, so trugen die Troubadours nicht wenig zum Anwachs ihrer Herrschaft und zu der Ausbreitung ihrer Siege bei. Fast Alle weiheten sich dem Dienste der Frauen; Einige aus Gefühl, Andere aus Eitelkeit, Viele aus Eigennutz; denn es war der Weg, sein Glück zu machen; und die Frauen, eifersüchtig auf ein Lob, welches ihre Reize zu verewigen schien, ermangelten nicht, dem anbetenden Dichter Beweise ihrer Gunst zu geben. Leidenschaft und Schmeicheley waren beide dem Parnaß der Provenzalen gleich beförderlich. Wie weit war aber die Liebe in diesen Ritterzeiten von demjenigen Ideale entfernt, welches sich die Tadler der neueren Zeit davon zu machen pflegen. Wenn auch die Geschichte von den damaligen Unordnungen und der Ausgelassenheit in den Sitten kein Zeugniß gäbe, so würden schon die Werke der Troubadours eine Menge augenscheinlicher Beweise davon an den Tag legen. Unter Beispielen einer unschuldigen Galanterie, die unter das Gebiet der Sittsamkeit und der Pflichten gebracht worden, findet man in ihnen tausend Züge der Ausgelassenheit und der Ausschweifung; man gewahrt in ihnen die Sinne sich des Herzens bemeistern, die eheliche Liebe auf die frechste Art verletzen, der Sitten zuweilen mit einer cynischen Unverschämtheit spotten; kurz eben die Laster, die man auch in neuerer Zeit wahrnimmt, nur nicht so sehr unter einem anständigen Scheine versteckt. Daher die Satyren vieler von die-

sen Dichtern, welche die vergangene Zeit erheben, obgleich sie ihren Tadel noch mehr verdiente, und die Ausschweifungen ihrer Zeitgenossen abscheulich malen. So natürlich ist es, die Tugenden der ehemaligen Zeiten zu vergrößern, oder sie ihnen gar fälschlich anzudichten, um die gegenwärtigen Laster desto bitterer bestrafen zu können. — Ein großer Theil der Werke der Troubadours betrifft die Vorfälle ihrer Zeit, die eben so leicht poetische Begeisterung, als poetischen Unwillen erregen konnten. Es war die Zeit, in welcher die Päbste die Regeln und Beispiele der ersten Kirche ganz aus den Augen verloren hatten, im Namen Gottes und des heiligen Petrus Alles in Bewegung setzten; aus der Religion Gottes das Werkzeug einer intriguirenden Staatskunst machten, bald Belohnungen des Himmels austheilten, bald zu den Strafen der Hölle verdammten, die Völker unterjochten, die Reiche erschütterten, und sogar die Fürsten vom Throne stürzten. Die Kreuzzüge, die Gregor der Siebente zuerst ins Leben treten ließ, waren, wenn man sie aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet, ein Meisterstück des ehemaligen päbstlichen Despotismus. Durch sie konnte ein Pabst die Unterthanen aller Fürsten bewaffnen und seine eigene Soldaten daraus machen, sie Königreiche erobern lassen, die er sich zinsbar machte, von einem Ende Europas zum andern ungeheure Abgaben eintreiben, deren Anwendung in seiner Willkühr stand; die Staaten an Geld und Leuten erschöpfen, deren Schwäche seine Macht vermehren mußte, gewissermaßen übers Meer hin die Kaiser und Könige verweisen, deren Entfernung ihm vortheilhaft war, die kirchlichen Reichthümer, und folglich auch seine Einkünfte durch den Ertrag vieler Ländereyen zu vermehren, welche die Theilnehmer an den Kreuzzügen um einen geringen Preis losschlugen, damit sie im Stande seyn möchten, den Ablaß des heiligen Krie-

ges zu erhalten; er konnte sich endlich geradezu zum Richter aller bürgerlichen und politischen Angelegenheiten aufwerfen, indem er dem Schutze des päbstlichen Stuhls die Güter und Personen eines Jeden unterwarf, der einen Kreuzzug mit unternahm. Wenn nun auch die Römische Politik nicht sogleich dieses System in seinem ganzen Umfange zur Absicht hatte, so scheint es doch, daß sie es in kurzer Zeit so weit ausdehnte, obgleich allemal fromme und mystische Vorstellungen ihre Entwürfe beschönigten, vielleicht selbst in ihren eigenen Augen, wie in den Augen der verblendeten Völker. Wir finden in den Gedichten der Troubadours wohl hundert Beispiele von den Schwärmereyen der Kreuzzüge, und von den eitlen Veranlassungen, welche sie unaufhörlich beförderten; man findet aber auch darin zuweilen eine gewisse Kühnheit sie zu tadeln, die mit den Vorurtheilen des großen Haufens einen sonderbaren Contrast macht. Nach so vielen unglücklichen Feldzügen, von welchen sich Europa einen glücklichen Ausgang versprochen hatte, gab es auch einsichtsvolle Leute, die darüber nicht nur ihr Urtheil fällten, sondern auch freimüthig genug waren, ihre Meinung zu sagen; denn die Macht der Kirche, an sich selbst ehrwürdig, wenn sie mit Klugheit gehandhabt wird, setzte sich selbst den gefährlichsten Angriffen durch Mißbräuche aus, über welche die Völker unwillig zu werden anfingen. Dies war eigentlich der Ursprung der verschiedenen kirchlichen Sekten, die in den mittäglichen Ländern Frankreichs unter den Namen: Manichäer, Waldenser, Albigenser ꝛc. bekannt sind. Ihre Angriffe auf die Geistlichkeit beförderten eben so sehr, als ihre Irrthümer, den heftigen Krieg, welchen man ihnen, zum Verderben des Grafen von Toulouse, ankündigte. Bisher hatten die Kreuzzüge nur die Absicht, die Feinde der Christenheit auszurotten; allein Christen, die man für Feinde der Kirche

hielt, schienen es noch mehr zu verdienen, ein Opfer des Religionseifers zu werden, und wenn ihr Landesherr es wagte, sie zu schützen, oder sie nur zu dulden, so ging von Rom aus nicht nur der Bannstrahl gegen sie, sondern es wurde auch zur Religionspflicht gemacht, die Waffen zu ergreifen, um ihn seiner Staaten zu berauben. Man erinnere sich nur jenes Kreuzzuges, der durch so viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten berühmt geworden ist, und der für Raymund den Sechsten und Raymund den Siebenten, Grafen von Toulouse, ungeachtet ihrer demüthigen Unterwerfung, so verderblich geworden, indem der Römische Hof dadurch ein Fürstenthum mitten in Frankreich erhielt. Viele von den Troubadours nahmen an diesen bürgerlichen Kriegen entweder thätig oder auf der Seite der Unterdrückten Theil, und haben merkwürdige Beschreibungen davon geliefert. Die Geistlichkeit dieser unglücklichen Länder, schwärmerisch und kriegerisch, machte sich der schrecklichsten Mißbräuche schuldig, so auch die Mönche. Die entstandene Inquisition erschien voller Blutdurst; allein durch das Verbrennen ihrer Opfer, wobei der Unschuldige mehr als einmal mit dem Schuldigen vermengt wurde, erregte sie das Gefühl patriotischer Dichter, und so wurde die Literatur oft die Rächerin der religiös-schwärmerischen Verfolgung und des Blutdurstes, indem sie die Vorschriften der christlichen Liebe den Vorurtheilen einer blutdurstigen Schwärmerey entgegensetzte. Indessen fuhr die Hierarchie fort, gegen die weltliche Herrschaft zu kämpfen, welches der Kaiser Friedrich der Erste zu seinem Nachtheile erfahren hatte; denn die Empörung der sich verbundenen Städte in der Lombardey, um sich von ihm loszureißen, war das Werk des Römischen Hofes. Ein nur schwaches Vorspiel von den Ungewittern, welche Innocenz der Dritte, Gregor der Neunte,

Innocenz der Vierte ꝛc. bald nachher wider Friedrich den Zweiten und die übrigen Kaiser aus dem Schwäbischen Hause erregten. Eine lange Reihe gehässiger Auftritte, wobei der Bann die Hauptrolle spielte, müssen hier übergangen werden. Der Troubadour Figueira und einige Andere ließen ihre ganze Wuth gegen Rom und gegen die Werkzeuge oder Nachahmer seiner Ungerechtigkeiten los. Zu diesen merkwürdigen Begebenheiten, auf welche sich die Verse der Troubadours oft beziehen, kamen noch die Unruhen zwischen Frankreich und England, die Wiedervereinigung vieler Französischen Länder mit einer wetteifernden Krone, die Gefangennehmung Richards des Ersten bei der Rückkehr aus dem gelobten Lande, die Siege Philipp Augusts über den König Johann, Richards Nachfolger, und dann das entgegengesetzte Interesse unter den Troubadours von verschiedener Parthey. Dann gaben auch die Empörungen, welche in dem Vaterlande der Provenzaldichter vorfielen, diesen reichhaltigen Stoff zu Gesängen; denn dieses Land begriff, außer der Dauphiné und der Provence, die dem Kaiser gehörten, die drei großen Grafschaften Toulouse, Barcellona und Poitou, nebst dem Herzogthume Aquitanien. Hier hatte, wie auch in andern Staaten, die Lehnsregierung unter dem Scheine der Ordnung und Unterwerfung, ein wahres Chaos hervorgebracht, wo die Lehne, die Gerichtslehne, die Afterlehne, bei allen ihren eingebildeten Rechten sich oft genöthiget fanden, dem Rechte der stärksten Parthey nachzugeben. Aus dieser Quelle entstanden nun eine große Menge von Unruhen, Gewaltthätigkeiten und anderen Uebeln, und von der andern Seite veranlaßten die Erbschaften und Theilungen liegender Gründe Unruhen und schnelle Veränderungen, besonders wenn die Töchter, in Ermangelung männlicher Erben, die Erbschaft erhielten; denn hier zog die Ver-

mählung einer Erbin einen Fremden ins Land; viele Verbindungen dieser Art gründeten eine ausgedehnte Gewalt, wodurch der Ehrgeiz angeregt wurde, und das Gleichgewicht oft verloren ging, und so wurden die Völker gemeiniglich das Opfer derer, welche sich es anmaßten, sie zu regieren. So kamen Poitou und Guienne, welche die Vermählung Leonorens mit Ludwig dem Jüngern mit der Krone Frankreich wieder vereinigen mußte, unter die Herrschaft der Engländer, als die unvorsichtige Ehescheidung Ludwigs es der Willkühr Leonorens überlassen hatte, zugleich über seine Person und seine Staaten nach Gefallen zu schalten. So erhielt das Haus Barzellona durch Vermählungen die Gräfschaft Provence, das Königreich Arragonien und andere Fürstenthümer ꝛc. Da nun diese Revolutionen und ihre Folgen bei den großen und kleinen Höfen die Gemüther in Bewegung setzten, und die Troubadours zuweilen dabei eine wichtige Rolle spielten, oder mit den Hauptpersonen in genauer Verbindung standen, so findet man auch in ihren Werken die Handlungen und Personen oft erwähnt, die ihr Gemüth ansprachen und in Feuer setzten. Es war eine Zeit, wo die Höfe von Arragonien, Poitou, Toulouse und Provence die Musen um die Wette begünstigten; auch zeigte sich Erkenntlichkeit; und wenn einige Troubadours sich besonders eifrig für die Fürsten von Toulouse bewiesen, so liegt die Ursache in den Wohlthaten dieser Fürsten oder ihrer Vorfahren, die sie den Dichtern angedeihen ließen. Indem sie aber ihre Sache gegen die Geistlichkeit vertheidigten, welche der Religionshaß undankbar und ungerecht machte, so hätten sie zugleich selbst Gelegenheit die Regungen ihres Hasses oder ihres Eigennutzes auszulassen, und hier gewahrt man, daß man in dergleichen Fällen selten in den Schranken der Klugheit und Billigkeit sich hält. Man darf daher auch nicht zu sehr die Parthey

der Troubadours nehmen; denn sie verdienen meistentheils weniger Lob, als Tadel. — Die Gedichte der Troubadours bestehen aus Liedern, aus den sogenannten Sirventes oder Jeux-partis, aus Pastoralen, Novellen oder Erzählungen ꝛc.; man kann sie in erotische, historische, satyrische und didaktische Dichtungen eintheilen. Nachdem was oben im Allgemeinen über die Ritterwelt angemerkt worden, kann man schon annehmen, daß diejenigen Gedichte, welche die Liebe zum Gegenstande haben, auch die zahlreichsten sind. Diese Gedichte sind nicht reich an sinnreichen Gedanken, an feinen durchdachten Wendungen, an Witz, wohl aber herrscht in ihnen das Feuer der Leidenschaft; denn die Liebe ist bald in ihnen mit einer gewissen Stärke, bald mit einer naiven und rührenden Einfalt ausgedrückt. Oft zeigt sie sich schüchtern und ehrerbietig, und betet gleichsam voller Entzücken die Schönheit an; dann sucht sie sich wieder durch heroische Anstrengungen an den Tag zu legen. Kurz, die Galanterie der Ritterwelt herrscht hier überall vor, und wenn die Gesänge der Troubadours besondere Begebenheiten betreffen, wie dieses oft der Fall ist, so liest man sie mit desto größerem Vergnügen; aber die faden Gemeinplätze der Galanterie, die häufige Wiederkehr der nämlichen Gedanken und Ausdrücke, ihre Länge und Geschmacklosigkeit, würde uns eine vollständige Sammlung ihrer Werke nicht schätzenswerth machen, nur in einer Auswahl sind sie zu genießen. Es gab unter den kecken Rittern und galanten Troubadours einige Erscheinungen von unschuldiger Liebe, von Sitten, die ohne allen Tadel sind; allein wie viele Beispiele giebt es nicht auch vom Gegentheile. Es war schon viel, daß die Schönen geringere Liebhaber verschmäheten, deren Namen nichts Rühmliches hatten, daß weibische Weichlichkeit, und ein schimpflicher Reichthum ihre Verachtung erregten, und

daß man nur durch Muth und Ehre die geheimen Belohnungen einer Liebe erwerben konnte, die oft strafbar, oft den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft entgegen war. — Nächst den galanten Gedichten der Troubadours eröffnet sich das Feld der historischen, welche sich auf Begebenheiten und auf merkwürdige Personen beziehen, und reichhaltigen Stoff zur Geschichte enthalten. Dergleichen sind die meisten der sogenannten Sirventen, einer Art von Reden in Versen, worin die Lobsprüche, Vorwürfe, Klagen, Drohungen, Ermahnungen, Rathschläge nach Gefallen ihres Verfassers angebracht sind. Wenn man sie in Absicht auf die Geschichte betrachtet, so haben diese Gedichte unstreitig ihren Werth zur Aufklärung und Bestätigung mancher kleinen Umstände; sie scheinen aber in anderer Absicht noch weit interessanter zu seyn; denn rühren sie von berühmten Personen her, so sind sie ein treffendes Gemälde ihrer Gesinnungen, ihrer Leidenschaften, kurz ihrer ganzen Art zu handeln. Die Sirventen des Königs Richard, die er in seinem Gefängnisse in Deutschland verfertigte, und viele andere von dieser Art verdienen die Aufmerksamkeit eines Jeden, dem es um Kenntniß des menschlichen Geistes, Herzens, und der alten Sitten zu thun ist. Am merkwürdigsten ist die große Freiheit vieler Troubadours; sie erlaubt Alles, selbst bei der größten Ungleichheit des Ranges und der Glücksumstände. Die Troubadours zeigen ihre Freimüthigkeit sowohl bei den Streitigkeiten, die mit dem Degen ausgemacht worden, als auch im Umgange der Höfe, wo Kunstgriffe und Schmeicheleyen die Feder führen; denn es gab auch schon damals unter den Dichtern kriechende Höflinge, die nur durch Schmeicheleyen sich den Lohn ihrer feilen Federn erbettelten; indessen zeigen doch die Meisten, wenn sie gleich nicht uneigennützig, ja sogar habsüchtig waren, ein rücksichtsloses Betragen, und

schonten Niemand, selbst nicht ihre Beschützer. Die Freiheit im Reden ging damals über alle Grenzen hinaus, und die Ehrliebe erstickte nur zu oft die Erkenntlichkeit gegen Wohlthaten. Hätten die Verfasser dieser historischen Dichtungen nur so viel Genie und Witz besessen, als Dreistigkeit, so würde man bei ihnen eine reiche Erndte treffender Verse machen können, allein Viele von ihnen reimten gleichsam dem Apoll und der Minerva zum Trotz; man muß daher auch hier eine strenge Auswahl treffen. — Dann finden sich in dem Nachlasse der Troubadours auch eine Menge satyrischer Gedichte. Diese Gedichtgattung hat einen großen Beifall erhalten, und auch die schlechtesten Schriftsteller haben durch die Satyre Aufsehen erregt, indem sie dem Haß und dem Neide schmeichelt, die fast allemal gegen das Verdienst im Harnisch sind. Es giebt unter den Gedichten der Troubadours viele persönliche und gröblich beleidigende Satyren, wie z. B. diejenigen von Pierre d'Auvergne und von dem Mönch de Montaudon gegen die schlechten Reimer, die meistentheils jedoch so unbekannt sind, daß keine Spur von ihren Werken mehr übrig ist. Beide konnte man die Geißeln der Troubadours nennen, wenn man sie aber liest, verachtet man die Geißel selbst mehr, als jene Opfer, welche ihre Geißelhiebe treffen. Dergleichen Satyriker haben nie ein anderes Schicksal gehabt. Ganz anders ist es mit der Satyre wider die Sitten der Zeit; sie dient, die Untugenden zu bessern, wenn sie auch nicht immer ihren Zweck erreicht; sie ist nützlich für die Zeiten, worin sie geschrieben wird, und welche sie züchtiget; nützlich für die Nachwelt, der sie die Kenntniß des ehemaligen Zeitgeistes überliefern kann. Die noch übrigen Stücke aus dieser alten Zeit kann man als die schätzbarsten ansehen; denn man findet in ihnen eine Wahrheit geschildert, die ungeachtet aller Deklamationen dagegen,

dennoch Glauben gewinnt: daß nämlich die Sitten der guten alten Zeit, wie man sie höflich zu nennen pflegt, unsere großen Lobsprüche nicht verdienen; so hassenswerth auch unsere Laster sind. Jenes Rittergeschlecht, dessen Redlichkeit, Freimüthigkeit und Großmuth so sehr gepriesen werden, wie ist es in diesen Gedichten geschildert? Unterdrückung der Unterthanen, Treulosigkeit gegen die Nachbaren, häufige Grausamkeiten und Betrug, beständige Plündereyen, unersättliche Raubgier, Ausschweifungen, statt der Galanterie, dieses sind die gewöhnlichen Züge. Man wird hier wohl sagen, die Satyrenschreiber übertreiben Alles; allein übertreiben sie nicht noch heutiges Tages? Wir bedauern den Verlust des vorigen Zeitgeistes, und die Troubadours wünschten gleichfalls im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die vergangenen Zeiten zurück, und doch weiß die Geschichte nichts Abscheulicheres aufzuweisen, als die beiden Jahrhunderte, die dieser Epoche vorhergingen. Sie greifen mit Heftigkeit die Laster der Geistlichkeit und der Mönche an, und der Geist der Härte und Tyrannei befleckte auch damals die meisten Diener der Religion, auf Kosten der Religion selbst. Der Kreuzzug gegen die Albigenser, die mörderische Inquisition, welche derselbe einführte, waren allein schon hinreichend, die Gemüther zu empören. Ein Originalstück von Izarn, einem Dominikaner, der Missionair und Troubadour war, worin er sich im Streite mit einem Ketzer vorstellt, und ihn mehr durch die Furcht der Strafen, als durch die Stärke der Gründe bekehrt, kann uns überführen, daß vorurtheilsfreie Katholiken wohl Ursache haben, mit den Sektirern, nicht in ihren Lehrmeinungen, wohl aber in ihrer Verachtung und ihrem Abscheu gegen verhaßte Mißbräuche übereinzustimmen. Auch die heftigen Bestrafungen des Pierre Cardinal, eines berühmten und tugendhaften Troubadours,

der ein Mitglied der Geistlichkeit gewesen war, anderer ähnlicher Satyren nicht zu gedenken, setzten die ehemaligen Vergehungen dieses Standes außer Zweifel, den der Strom der Leidenschaften fortriß, den die Unwissenheit herabgesetzt hatte, und der sich erst nachher wieder emporgeschwungen hat, da seine Kenntnisse und sein Betragen mit der Heiligkeit seines Amtes übereinstimmten. — Eine falsche Politik, die fast immer gebraucht, aber auch immer von traurigen Folgen gewesen ist, bewog die Geistlichen, die Dichter eben so, wie die Ketzer zu verfolgen; man glaubte sie durch die Furcht zu fesseln, und reizte sie dadurch noch mehr, ihre Feder in Galle zu tauchen, und wehe zu thun, ohne den Schein zu haben, als ob sie es thäten. — Der Lehrgedichte der Troubadours giebt es nur wenige; allein sie sind ihres Gegenstandes wegen merkwürdig. Einige enthalten allgemeine Sittensprüche; andere Lehren, welche verschiedene Stände der Gesellschaft betreffen, besonders die Bewerber um die Ritterschaft, Jungfrauen, Dichter und Liedersänger. Ihre Weitschweifigkeit und die Ausdehnung unbedeutender Nebendinge sind dabei oft widerlich; man muß sie daher abkürzen. Sonst kann man in Kleinigkeiten oft die Menschen besser kennen lernen, als durch große und erhebliche Dinge; jene schildern die Eigenschaften und Gewohnheiten derselben, und in diesen kann man nur ihre Anstrengung bewundern. Die Troubadours faßten zuweilen ihre Vorschriften in die Anmuth der Erdichtung oder Fabel. Sie ließen z. B. einen jungen Mann auftreten, der an den Hof eines berühmten Ritters gekommen, um ihn um Rath und Unterricht zu bitten, oder eine ehrwürdige Person, die in einer zufälligen Unterredung der Jugend Lehren ertheilt. Diese Einkleidungsart scheint kein Muster der Alten, sondern eigene Erfindung zu seyn; denn wären die Troubadours nur Nachahmer gewesen, so hätten

sie gewiß mehr Geschmack, und weniger Natur gehabt. Indessen findet man auf diesem nur schlecht bebaueten Felde einige gute Erzählungen, deren natürliche Anmuth anziehend genug ist, um uns darin Geschmack und Witz vermissen zu lassen. Dieses ist auch der Charakter der Schäfergedichte bei den Troubadours; der galanten Idyllen, ohne Kunst und sehr einförmig verfaßt, aber dabei voll wahrer Natur. Diese Dichtungsart, gleich vortheilhaft für die Poesie, wie für die Galanterie der Liebe, hätte bei ihnen mehr im Gebrauche seyn müssen; daß sie es aber nicht war, daran ist ihre Besuchung der Höfe Schuld; denn nur das Landleben begeistert die Muse zum Schäfergedicht, nicht die Höfe; denn hier verliert sie sich in Galanterien, gewinnt an Geschmack und Witz, aber nicht an Empfindung und Herzlichkeit. Die Troubadours suchten sich auch durch die sogenannten Tensons vorzüglich hervorzuthun. In diesen Gesprächen, in abwechselnde Strophen vertheilt, pflegten sie sich gegenseitig anzugreifen, einander zu antworten, und ihre gegenseitigen Meinungen über verschiedene Streitfragen vorzubringen, die fast alle die Liebe zum Gegenstande haben. Die Höfe und die großen Gesellschaften waren die Schauplätze des Streites. Man nahm gewöhnlich die vornehmsten Personen zu Schiedsrichtern, und ihre Entscheidung hatte ein großes Gewicht. Diese Spiele des Witzes oder der Laune waren nun besonders geeignet, das Talent zu beleben; da aber mittelmäßige Talente selten über die Grenze des Mittelmäßigen hinausgehen, so giebt es auch hier unter einer großen Menge von Tensons nur wenige von besonderem Werthe. Indessen haben sie doch den Nutzen, uns mit den Sitten und der Denkungsart ihrer Verfasser und mit dem Geiste ihres Jahrhunderts bekannt zu machen. Man entdeckt in ihnen die Spitzfindigkeiten einer romanhaften Liebe,

die falschen Begriffe der Ehre und der Moral, die mehr Eindruck machten, als alle anderen Pflichten. Durch welche Eigenschaften macht sich ein Ritter seiner Dame würdiger? Eine Dame würdiger, Liebhaber zu haben? Wornach muß man in diesem oder jenem Falle den Vorzug eines Ritters schätzen? ꝛc. Mehrere Fragen dieser Art werden durch Urtheile ausgemacht, die oft sehr treffend und wohlthuend für die Moral, oft aber auch derselben sehr schädlich waren. Nichts war geschickter wahre Grundsätze einzuflößen, als eine Dichtungsart, wobei sich dieselben auf tausend wichtige Fälle anwenden ließen; allein die meisten Troubadours zogen gutes Glück guten Sitten vor; die Weisheit bedurfte anderer Werkzeuge, und fand zum Unglück keine. Nach dem Nostradamus und einer Menge anderer Schriftsteller kannten und verbreiteten die Troubadours auch die dramatische Dichtkunst, und man sollte dieses auch glauben, da der Gebrauch des Dialogs, der unter ihnen so gewöhnlich war, sie bald auf theatralische Vorstellungen führen mußte; allein dem war nicht so; denn in ihren Werken findet man nichts hierher Gehöriges angeführt. (Denn was Parfait, wie der Uebersetzer des Millots bemerkt, gleich zu Anfange des ersten Theils seiner Histoire du théâtre Français von den dramatischen Arbeiten der Provenzaldichter sagt, soll nur dialogische Verse dieser Art betreffen, die er für Schauspiele nahm.) Um von dem Mechanismus, dem Sylbenmaaße und dem Wohlklange ihrer Verse gründlich zu urtheilen, müßte man ihre Mundart und Aussprache kennen, da dieses aber nicht gut möglich ist, so würde jede darüber angestellte Untersuchung wohl keinen Leser interessiren, mehr aber gewiß der Einfluß, den die Sprache und Dichtkunst der Provenzalen auf die Literatur der übrigen Völker gehabt haben. Die mittäglichen Länder von Europa hatten aus

dem Lateinischen die drei lebenden Sprachen: die Französische, die Italienische und die Spanische, gezogen, und zur Vollkommenheit gebracht. Die Provenzalsprache, welche aus eben derselben Quelle hergeleitet worden, hatte den Vorzug vor allen andern Sprachen; sey es nun, daß sie etwas von der Schönheit der Griechischen Sprache an sich hatte, die lange Zeit zu Marseille geredet wurde, oder weil sie früher von solchen Männern bearbeitet worden, die zu ihrer Verschönerung etwas beitragen konnten. Die Troubadours gaben derselben zu gleicher Zeit einen ganz neuen Reiz und einen ausgebreiteten Ruhm. Da sie sich nun an den Höfen, selbst jenseits der Pyrenäen, der Alpen und des Meeres verbreiteten, so brachten sie zugleich mit dem Geschmacke an ihren Dichtungen, auch den Geschwack an ihrer Sprache dahin, und erwarben derselben fast eben den Ruhm, welchen die besten Französischen Schriftsteller in den letztern Zeiten der ihrigen erworben haben. Das Genie, gleichsam im Schooße der tiefsten Unwissenheit begraben, schien damals durch die Töne der Leyer belebt zu werden; es erwachte nicht nur in Italien, Spanien und dem übrigen Frankreich, sondern auch in England und Deutschland, um diesen Amphionen Gehör zu geben; es bewunderte ihre Gesänge, und bemühete sich sie nachzuahmen. — Nach einigen glücklichen Versuchen in ihrer Sprache bemühete man sich, nach ihrem Beispiele, die Sprache seines Vaterlandes zu verfeinern und berühmt zu machen. So gab der Parnaß der Provenzaldichter im südlichen Frankreich den Musen in den andern Ländern ihr Daseyn; so zogen sie Schätze aus demselben, woraus sie ihren eigenen Reichthum sammelten. In keinem Lande blüheten die Troubadours so ausnehmend, als in Italien. Der Hof des Marchese von Montferrat, Florenz, Venedig, Mantua, Genua und andere

Städte, machten sich eine Ehre daraus, einige dieser Dichter hervorgebracht oder an sich gezogen zu haben. — Man rechnet von berühmten Italienern darunter: Malaspina, Giorgi, Calvo, Cigala, Doria, Sordel u. A., deren Gedichte, überhaupt genommen, ein vorzügliches Talent verrathen, das größere Werke versprach. Die Provenzalen bahnten den Italienern den Weg, und gaben ihnen zugleich das Muster und Werkzeug der Nachahmung. Späterhin wurden diese Letztern selbst Muster auf der poetischen Laufbahn, nachdem sie es von Andern gelernt hatten, auf derselben die ersten Schritte zu thun. Auch ist nichts rühmlicher für die Troubadours, als daß sie Schüler gehabt haben, von denen sie bald übertroffen wurden. Von den Italienern waren es Dante, Petrarka und Boccaz, welche durch ihre Gedichte der Italienischen Sprache den glücklichsten Schwung gaben; sie übertraf von Dantes Zeiten an die Provenzalsprache sehr weit. Petrarka verdunkelte durch seine Gesänge die Troubadours dergestalt, daß ihr Name, ihre Sprache und ihre Gedichte sich in Europa fast ganz verloren. Frankreich hatte schon seine Dichter, die mit den Provenzalen, ihren Lehrern, wetteiferten, und Thibaut, Graf von Champagne, that sich unter denselben besonders hervor. Wenn sich nun bei den andern Völkern kein so reger Wetteifer zur Verbesserung ihrer Sprache und ihrer Dichtkunst fand, wie bei den Franzosen und Italienern, so lag dieses wohl mit darin, daß sie mehr die Sprache des alten Roms affectirten, als die ihrige zur Vollkommenheit zu führen; sie folgten nicht den guten Mustern Italiens, und brachten daher lange Zeit nur wilde Ausbrüche der Phantasie in einer schwerfälligen Sprache hervor. — Der Ursprung der neuern Literatur ist daher im südlichen Frankreich, in der Provence, zu suchen; denn von da geht ihre Verbreitung über das übrige Europa

aus. Die Troubadours, die sie veranlaßten, und an allen Höfen des südlichen Europas im großen Ansehen standen, hörten im vierzehnten Jahrhunderte ganz auf; denn sie hatten sich durch ihre Unordnungen in einen so üblen Ruf gebracht, daß man sie mehr als einmal auf eine schimpfliche Art verjagte; auch die Höfe waren dieser habsüchtigen und verderblichen Leute überdrüssig, unter denen man fast gar kein wahres Talent mehr fand. Philipp August verbannte aus seinen Staaten die Histrionen, unter denen die Troubadours wohl mit begriffen waren, und die Stadt Bologna verbot im Jahre 1228 den Französischen Liedersängern auf öffentlichen Plätzen zu singen ꝛc.; kurz andere ernsthaftere, auch vielleicht angenehmere, Gegenstände machten, daß man ihre Personen und ihre Arbeiten aus dem Gesichte verlor."

Der Abt Millot stellt hauptsächlich diejenige Seite der Troubadours der Oeffentlichkeit aus, worin sie die Sitten ihrer Zeit heftig angreifen; überhaupt die Gebrechen im Staate und in der Kirche der Oeffentlichkeit vorführen, wie dieses immer der Fall ist, weil das böse Prinzip stets die größte Aufmerksamkeit erregt, die hämischen Satyren die meisten Hörer und Leser finden; denn Fehler und Gebrechen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft, der Staatsbeamten und anderer Personen passiren immer die Hechel, finden immer ihre Ausposaunen und Verbreiter, weil man weiß, daß das Publikum nach keiner Sache begieriger greift, als nach dieser, obgleich Niemand selbst gern angegriffen zu seyn wünscht. Indessen Dank sey es dem guten Prinzipe, daß es aus allen Gebrechen, welche die Troubadours mit grellen Farben schildern, noch so viel Gutes hervorgehen ließ, daß sich der Geschmack läuterte, und sich die Aufklärung verbreitete, welche das böse Prinzip nicht zur Herrschaft kommen ließ; denn durch alle Gebrechen des

damaligen Zeitgeistes, leuchten doch die verbesserten Sitten hindurch; denn selbst in der angegriffenen Liebe und in dem angegriffenen Heroismus blickt das Edle hindurch, was sich in diesen Zeiten darin offenbarte, wenn gleich die Platonische Liebe nicht immer die Oberhand behielt, sondern oft in Unzüchtigkeit ausartete, so wie der Heldenmuth sich oft auf Irrwegen oder Irrfahrten verlor. Schon der Gedanke an eine bessere verschwundene Zeit, regt das Gemüth kräftig auf, und stärkt es in der Gegenwart gegen alle Calamitäten oder Trübsale der Zeit oder des sich regenden Zeitgeistes. Wollen wir darum in der neuern Zeit die Zeiten unter Friedrich dem Großen tadeln, weil sie uns so manche Gebrechen aufstellen, die mit der Französischen Sprache und den Französischen Sitten sich in Preußen, ja in Deutschland, verbreiteten und feststellten, ohne das viele Gute, welches daraus hervorging, zu betrachten, indem selbst unsere Sprache und Literatur durch die Anregung der Französischen, auf den höchsten Gipfel gebracht wurden, und sich die Rohheit unserer Sitten verlor. Auch lag in der kräftigen Regierung die Schutzwehr gegen jede Ueberschreitung der gesteckten Grenze, gegen jede Störung der gesetzlichen Freiheit auf Rede, Schrift und Gewissen, die sich aus der vorgeschrittenen Kultur entwickelte, jene Thatenkraft, die noch bei dem Aufrufe zum Kampfe zur Befreiung des Deutschen Vaterlandes von der Fremdherrschaft, ihre Wirkung im Jahre 1813 zeigte. So erhebt sich überall das Gute auch bei den Gebrechen der Zeit; es bricht durch, wie die Strahlen der Sonne bei einem Gewitterschauer; denn hierin liegt die Absicht der Gottheit, der Wille der Vorsehung, das Gute durch das Böse zu kräftigen und zur Wirkung zu bringen. — Daß die Troubadours die Provenzalsprache und die Dichtkunst nicht weiter zur Ausbildung fortführten, als bis zur Mitte des

dreizehnten Jahrhunderts, indem beide von da ab wieder herabsanken und bald ganz verschwanden, lag theils in dem Aufhören der Beschützung und Aufmunterung derselben von Seiten der Großen, theils in dem großen Zudrange zu dieser Beschäftigung, indem man späterhin bei den Provenzalen nicht mehr die Dichtkunst als eine Kunst, die durch Genie und Talent unterstützt, ausgeübt wird, betrachtete, sondern als ein Gewerbe, ohne Berücksichtigung der Sprache und deren Wohllaut. Man reimte nur noch um zu leben, und sich das tägliche Brod zu verdienen, und daher sank auch mit dieser Art der Erwerbsquelle die Freimüthigkeit oder das freie Wort; und die Abhängigkeit, die sich in der Schmeicheley offenbarte, zeigte zu deutlich, was man von diesen Dichtern und Sängern für die Geschichte der Sitten ꝛc. des Mittelalters zu erwarten habe. Daran waren aber die wahren Troubadours, die man an den Höfen, wegen ihrer Kunst, suchte, sie mit Ehren und Geschenken überhäufte, und ihre Existenz auf jede für sie angenehme Weise zu sichern suchte, nicht Schuld, sondern nur die Jongleurs, die zum Absingen der Dichtungen der Troubadours bestimmt waren; denn diese, eifersüchtig auf die Ehre und Gunstbezeugungen, welche die Troubadours erhielten, versuchten sich gleichfalls in der Dichtkunst, und da es den Meisten an poetischem Talente und Genie fehlte, so wurden auch ihre Produkte ohne Beifall aufgenommen, und so sanken sie zu Histrionen herab, die nur dem Volke ihre Dichtungen absangen, nur dieses durch allerhand Witzeleyen zu belustigen suchten, und da sie mit der Dichtkunst ꝛc. hier nicht ausreichten, so produzirten sie auch andere erlernte Künste, z. B. mit Bällen, Messern, Würfeln ꝛc. zu spielen, auf dem Seile zu tanzen, allerlei Sprünge und Bewegungen des Körpers zu machen ꝛc.; kurz sie wurden Volksbelustiger, und erwarben sich dadurch

ihren Unterhalt. Dieses Herabziehen der provenzalen Dichtkunst von ihrer Höhe, bewirkte nun auch von dieser Seite ihren Verfall, so wie von der andern das Verfolgen der Albigenser, seit dem Jahre 1209, und das Aussterben der Berengare, 1349, wodurch das Haus Anjou in der Herrschaft folgte, unter welchem viele Gewaltthätigkeiten geschahen, die dem Lande Freiheit und Wohlstand entzogen, und die Troubadours nach fremden Höfen jagten. Millot sagt hier: „Wenn in der Provence irgend ein großer Staat entstanden wäre, den sich die Musen und Künste zum Aufenthalte gewählt hätten, und wo das Genie durch Belohnungen unterstützt und durch Nacheiferung ermuntert worden wäre, so wäre auch die Provenzalsprache, als eine so schöne vocalreiche und biegsame Sprache, die feinste und reichste in ganz Europa geworden, so wurde sie von der Nordfranzösischen verdrängt.“ — Der älteste Troubadour, von dem man weiß, ist der schon erwähnte Wilhelm der Neunte, Graf von Poitou, von 1071 bis 1122; dann zeichneten sich noch unter diesen Dichtern aus: Rambaut de Vaqueiras, Giraud de Borneil, Marcabrün, Pons de Capdeuil, Guillaume de Cabestaing, Arnauld Daniels, Pierre d'Auvergne, Anselme Faidit, Arnaud de Marville, Richard Löwenherz, Jauffred de Rudel, Bertrand du Born, Raoul de Coucy und Renaud de Coucy, Chastelain de Coucy, und Andere. Renaud oder Raynault de Coucy ist ein in alten Romanzen und Liedern vielfach besungener Held, welcher der schönen Gabriele de Vergy, Gemahlin Auberts de Faïel, innig ergeben war, und auch von ihr eben so innig geliebt wurde. Aus dieser glühenden Liebe entstanden die Gesänge oder Lieder dieses Dichters, und auch die Geliebte scheint durch die Liebe zur Dichterin geworden zu seyn, wie nachstehendes Original eines Trioletts beweiset:

Jaim bien loyaument
Et s'ay bel amy;
Pour qui di souvent,
Jaim bien loyaument,
Est mien ligement
Je le s'ay de sy.
Jaim bien loyaument
Et s'ay bel amy*).

Nach dem Aufhören der Troubadours in der Provence erhielten sie sich noch am längsten in Catalonien. Der schon oben angeführte Kuhn theilt a. a. O. folgendes Sonnett des Jordis mit. Er sagt dabei: „Dieses Sonnett ist ein Laut des Menschenherzens, der schon zu Petrarkas Zeiten zu den Stimmen der Vorzeit gehörte, und den Petrarka, in mehr als einem Sinne, der letzte Troubadour, in zwei Sonnette innig eingewebt hat."

O Lust und Schmerz, im Herzen so verbunden,
Daß ich jetzt will, was ich bald muß bereu'n,
Schmerz, dem ich leb', und Lust voll Todeswunden,
Wenn Du nicht Liebe bist, was kannst Du seyn?

Bist Wonne Du — woher so schwere Stunden?
Bist Schmerz Du, und kannst doch mich so erfreu'n,
O Lust und Schmerz und Schmerz mit Lust verbunden,
Wenn Du nicht Liebe bist, was kannst Du seyn?

---

*) Nach Kretschmers Uebersetzung:

Treulich liebe ich
Meinen schönen Freund;
Oefters sage ich,
Treulich liebe ich,
Weiß es sicherlich,
Daß er mich nur meint.
Treulich liebe ich
Meinen schönen Freund.

(Raritäten und Curiositäten, ein Wochenblatt, 1822, St. 21.)

Befahrend nichts, warum in Sorg' und Pein?
Nicht Frieden und doch auch nicht Kampf und Streben,
Für And're Milde, Haß für Dich allein!

Von Allem los und doch das Weltall Dein,
Mußt Du hier weilend, doch zum Himmel schweben,
Wenn Du nicht Liebe bist, was kannst Du seyn?
Jordis, der Troubadour.

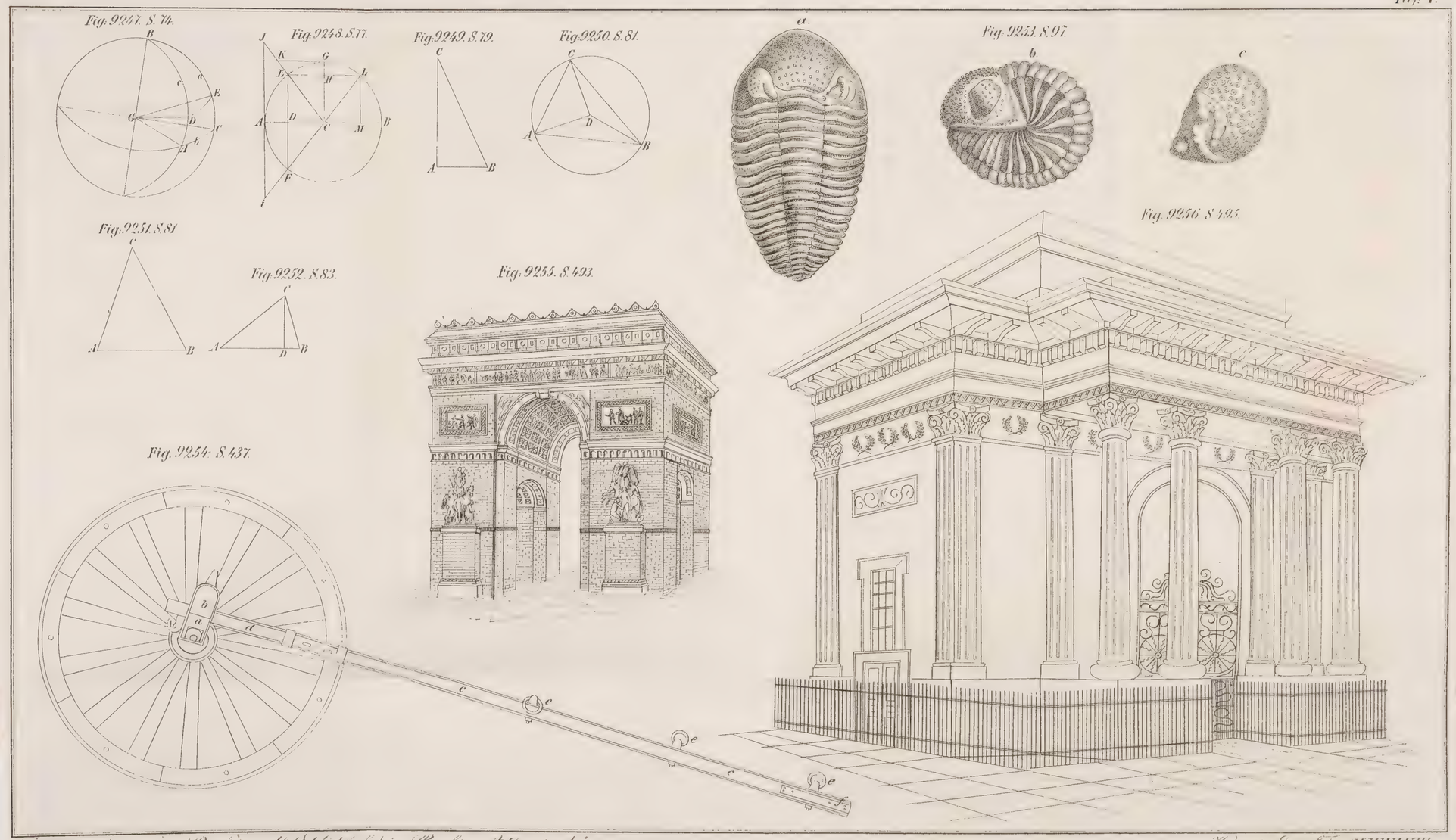
Ueber die Handschriften von den Troubadours, welche in der Provenzalsprache von gleichzeitigen Schriftstellern verfertiget worden sind, kennt man dem Namen nach nur die von einem gewissen Hugues de St. Cyr und von einem Michel de la Tour. Die meisten dieser Erzählungen rühren muthmaßlich von ihnen her. Die Lebensbeschreibungen des Joh. Nostradamus, welcher lange Zeit Prokurator im Parlamente von Provence war, die unter dem Titel: Les Vies des anciens Poëtes Provençaux, dits Troubadours, 1575, in 8. in Lyon erschienen, sollen in Vergleichung mit jenen nichts weiter seyn, als eine Sammlung von Fabeln, deren Grund eben so fehlerhaft ist, als ihre Form. Nach Millot ist das Werk des Nostradamus nur sehr trocken und seicht, voll von Fabeln und groben Irrthümern, in welchem die meisten der Provenzaldichter nicht einmal genannt sind; auch verrathe es wenig Kenntniß von dem Geschmacke, noch von den Werken der genannten Dichter; man finde darin nichts Befriedigendes für die Geschichte und Kritik, obgleich dieses Werk von großem Werthe sey. Andere erkennen zwar das Fabelhafte in dem Werke des Nostradamus an, allein es werde dennoch von den Französischen Schriftstellern, besonders bei der Geschichte des Drama, als Auctorität gebraucht; besonders aber erhalte dieses Werk in der Italienischen Uebersetzung durch die Verbesserungen und Zusätze von Crescembeni einen höhern Werth. —

Daß die Troubadours Veranlassung zur Entstehung der Minnesänger in Deutschland gegeben haben, ist schon oben, S. 713, erwähnt worden. Auch diese Dichter, unter denen sich zur Zeit ihrer Blüte große Fürsten, Herzöge, Markgrafen, Grafen, Prälaten, Mönche ꝛc. ꝛc. befanden, verloren sich im vierzehnten Jahrhunderte (s. unter Minnesänger, Th. 91, S. 150 u. f.). In der Manessischen Sammlung, welche im Jahre 1758 unter dem Titel: Sammlung von Minnesingern, in zwei Bänden in Quarto zu Zürich herausgekommen ist, sind die Deutschen Lieder von hundert und vierzig Dichtern enthalten, vom Ausgange des zwölften Jahrhunderts an, bis gegen 1330. Vor jedem Dichter steht in der Handschrift ein Gemälde. Die Geschichte dieser Handschrift steht vor der angeführten Sammlung (Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter, von Dr. Karl Rosenkranz. Halle, 1830). — Was die Trouveurs oder Trouvères anbetrifft, welche sich an den Höfen der Normannischen Herzöge und Ritter aufhielten, jedoch eine ungeschlossene Dichterzunft bildeten, und in Nordfranzösischer Sprache dichteten, so fanden sich auch darunter viele Große und Geistliche. So glänzten an dem Hofe Ludwigs des Neunten als Dichter: Heinrich, Herzog von Brabant, Peter von Mauclert, Graf von Bretagne, Raoul, Graf von Soissons, Thibaut, König von Navarra, Heinrich von Soissons, der bei dem Kreuzzuge Ludwigs in der Schlacht bei Soria gefangen und nach Aegypten geschleppt wurde, aber auch hier sich noch mit der Dichtkunst beschäftigte, und viele Andere. Einen Hauptbestandtheil dieser Literatur bilden die sogenannten Romane, welche zuerst in Versen, späterhin in Prosa niedergeschrieben wurden (s. auch den Art: Roman, Th. 126, S. 680 u. f.). Einer der wichtigsten Dichter, der auch auf die Deut-

sche Poesie nicht ohne Einwirkung geblieben ist, war in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Christian von Troyes, welcher im Jahre 1191 starb, und von dem nicht alle Werke auf die Nachwelt gekommen sind. Die noch vorhandenen Werke sind drei Gesänge oder Lieder und sechs Romane. In den Ritterromanen, die mehr die Einkleidung der Erzählung führen, zeichnen sich besonders die Romane von Perceforest, dem Grafen von Blois, dann die Romane oder Erzählungen von Gautier Max, Huon de Villeneuve, Adenez ꝛc. aus; so wie unter den allegorischen und satyrischen Sittengemälden die Erzählung von Reginald (Gourpil dem Füchslein, Reinhold, Renard) aus dem Karolingischen Zeitalter, dichterisch in 2000 Versen dargestellt von Perros oder Peter de St. Cloft 1233, und von Mehreren fortgesetzt und überarbeitet, und dann der berühmte Roman von der Rose in 22000 elfsylbigen Reimen, von Wilhelm von Lorris vor 1240 angefangen, und von Johann Clopinel de Mehun 1280 beendet. Auch gehören hierher die schon oben, S. 712, erwähnten Fabliaux, welche Erzählungen aus dem bürgerlichen Leben in das komische Gewand der Fabel hüllen, und so gleichsam mit Witz oder Spott die Gebrechen der Zeit geißeln, und von denen es eine große Menge giebt ꝛc. ꝛc.

Ende des Einhundert acht und achtzigsten Theils.

Druck der L. W. Krause'schen Offizin (Ernst Litfaß), in Berlin.



Verlag d. Paulischen Buchhandl. (E. Litfaß) in Berlin, Adlerstr. No. 6.

Fig. 9257. S. 497.

Fig. 9258. S. 502.

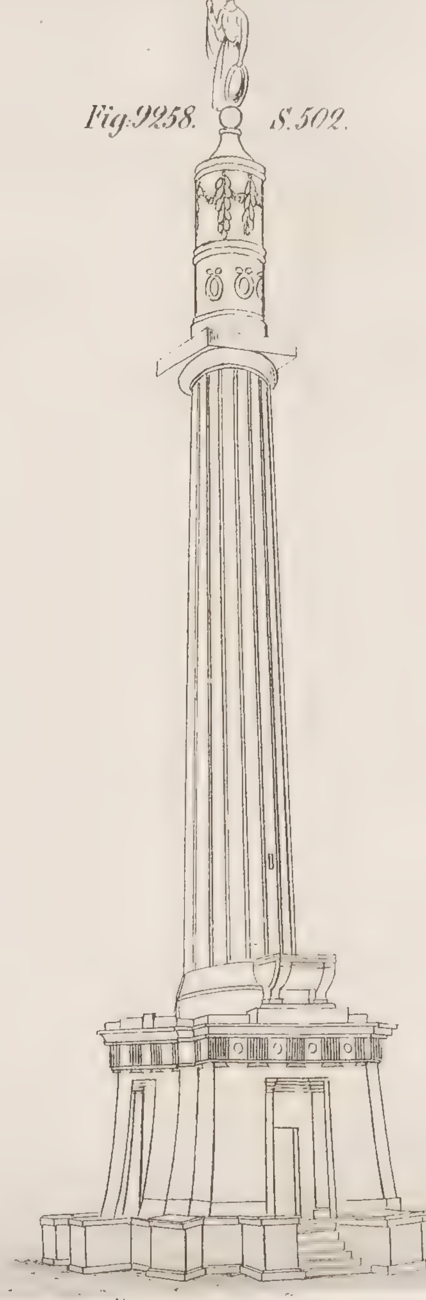


Fig. 9259. S. 503.

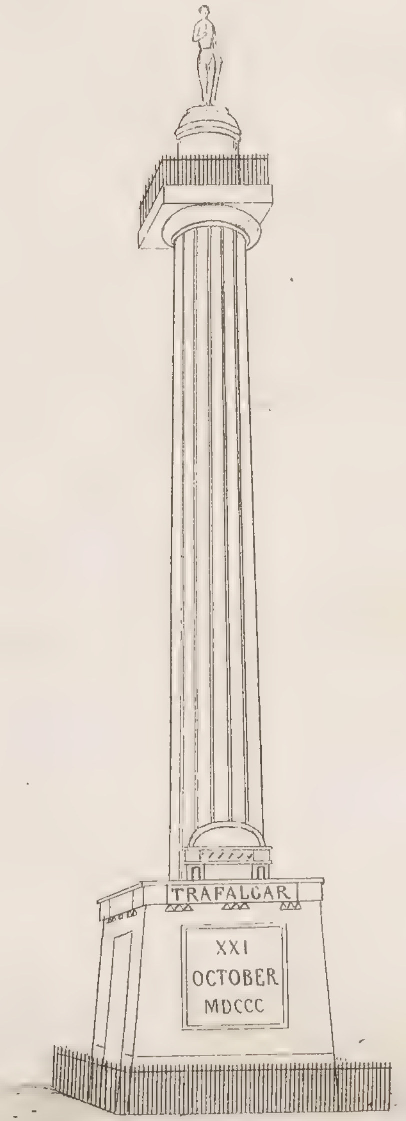


Fig. 9263. S. 589.

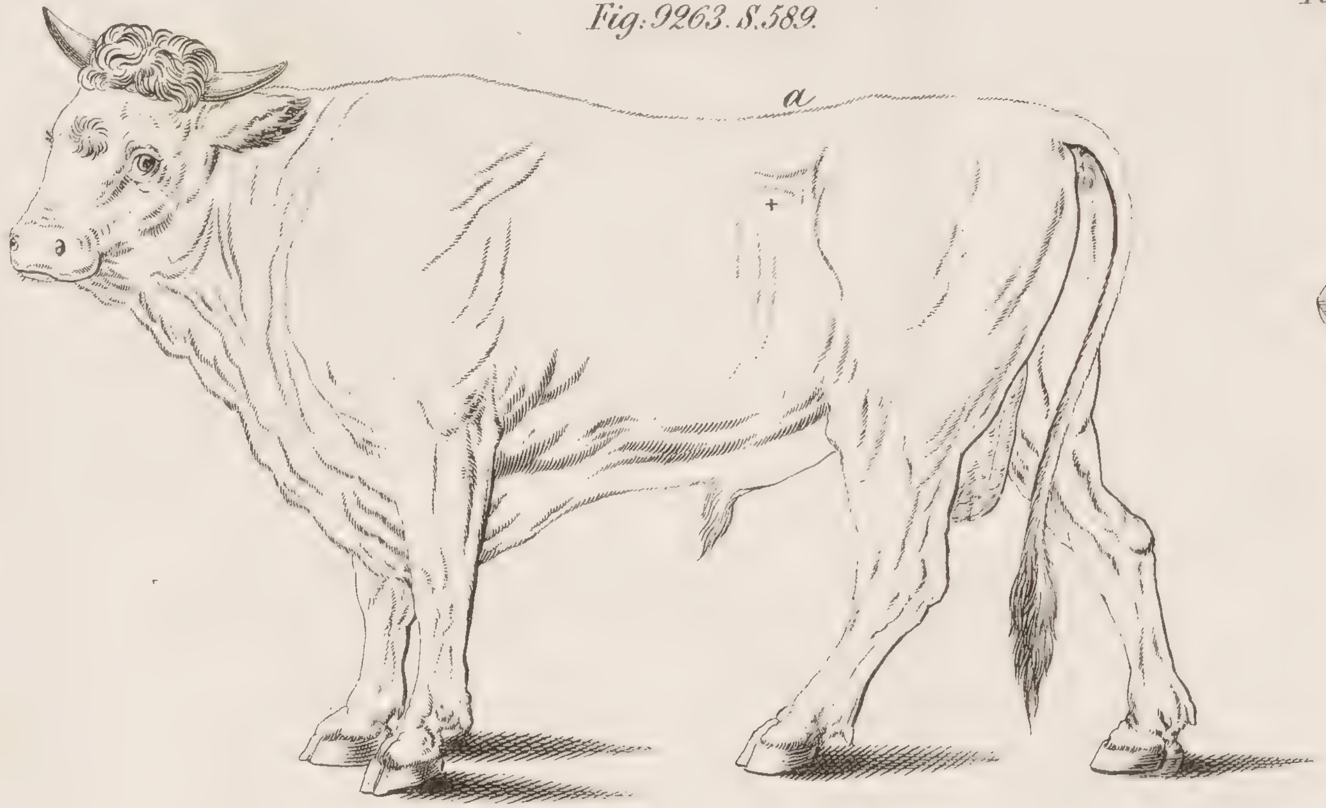


Fig. 9260. S. 584.

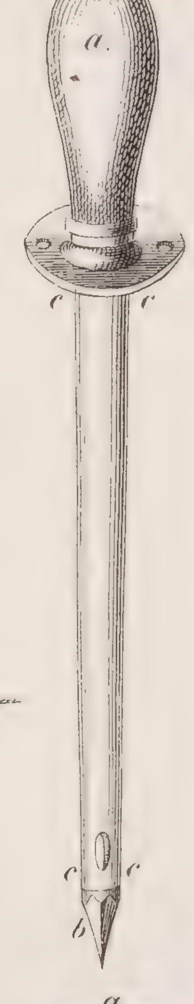


Fig. 9262. S. 587.

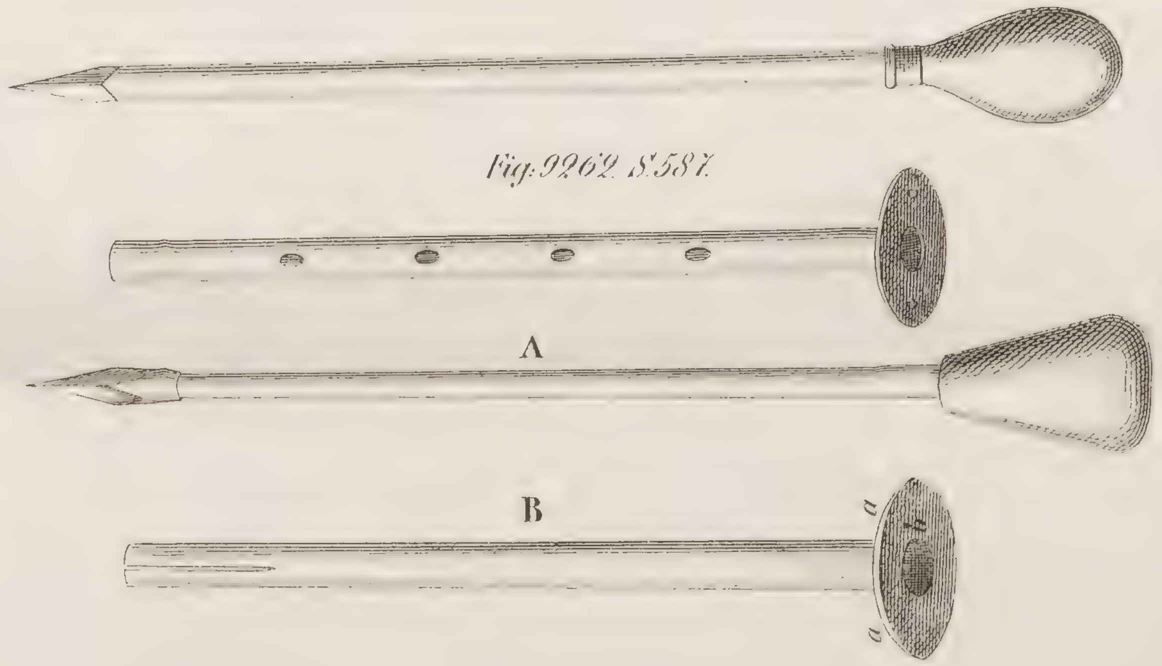


Fig. 9261. S. 585.

Fig. 9265. S. 650.

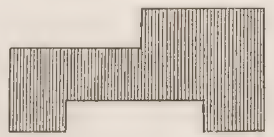



Fig. 9264. S. 650.